Die
Mexicanerin.
Roman
von
E. D. Gerard.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diemexicanerin01gera

Die Mexicanerin.

Reata.

Roman

von

E. D. Gerard.

Die Mexicanerin.

Reata.

Roman

von

E. D. Gerard.

Genehmigte Ueberſetzung

von

Johannes Holm.

Köln am Rhein.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Alle Rechte vorbehalten.

BBR
Dante
#1133

1.

Kennst du das Café Deloni in Wien? Vielleicht nicht; und doch ist es ein Ort, dessen Eigenart dein Interesse verdient. Nicht als ob es sich mit den zahlreichen Etablissements messen könnte, welche während der jüngsten Zeit in Oesterreichs Hauptstadt entstanden sind — Etablissements mit all' dem Luxus stolzer Räumlichkeiten, kostbarer Möbel und Decorationen und all' den hundert Einzelheiten einer Ausstattung, von welcher unsere Großväter sich nichts träumen ließen, die aber den entarteten Nachkommen derselben als unentbehrliches Lebenserforderniß gilt; — nein, das Café Deloni bietet nicht viel, was geeignet wäre, einen fremden Ankömmling zu blenden. Ein solcher würde ohne Zweifel lieber an einem der in der vergnügungslustigen Residenz im Ueberflusse vorhandenen lockendern Orte dieser Art verweilen, anstatt in die einigermaßen vernachlässigten, aber durchaus achtbaren Räume einzutreten, in welchen diese Erzählung ihren Anfang nimmt.

Das Café Deloni hat keine Nebenbuhlerschaft zu fürchten; denn es besitzt einen ihm eigenthümlichen, einen beinahe historischen Charakter, wenngleich es, wie die meisten historischen Denkmale, Anzeichen des Verfalls zu verrathen beginnt. Während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war es das militairische Café par excellence, der Haupt-Versammlungsort derer,

welche dem österreichischen Kriegsdienste angehörten oder zu diesem in irgend einer Beziehung standen. In jenen Tagen konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, jedes der Zimmer zu zwei Dritteln mit Offizieren und nur den kleinen Rest mit Civilpersonen besetzt zu finden; seitdem ist es anders geworden, und man sieht jetzt eben so viele schwarze Röcke als Uniformen in den Räumen des altehrwürdigen Café. Aber wenn dasselbe auch eine Einschränkung seines ursprünglichen Charakters erfahren hat, so ist dieser doch nicht ausgetilgt; die alten Krieger werden durch die Macht der Gewohnheit hingezogen, und die jungen folgen der Tradition. Kein Mitglied des schönen Geschlechts setzt jemals den Fuß in diese Mauern. Es wäre indeß gewagt, zu behaupten, daß innerhalb derselben die Abwesenheit von Klatsch- und Lästergeschichten eine so vollständige sei, wie dies durch die Ausschließung aller Evastöchter gewährleistet scheinen könnte.

Die letzten fünfzig Jahre haben der äußern Erscheinung des Café Deloni nur wenig Veränderung gebracht, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn der Geist Radetzky's oder derjenige eines seiner frühern Waffenbrüder sich aus dem Grabe erheben und in das Café hereinschreiten könnte, er sich in den gewohnten Räumen heimisch fände wie zuvor. Sobald er jedoch den Gesprächen von heute lauschte, würde der Soldat des „Ancien régime" bald inne werden, wie emsig die Welt gewesen während aller dieser Jahre, die er, „gehüllt in seinen Kriegermantel", starr und steif verträumte, und zu welch einem gänzlich andern Stande der Dinge er plötzlich erwacht sei.

Allein nicht mit Geistern wollen wir uns heute beschäftigen, so verlockend dies uns auch erschiene; und sollte an diesem Frühlingstage des Jahres 1872 ein Schemen unsere Wege kreuzen, so muß er doch unsichtbar bleiben im leuchtenden Sonnenstrahl.

Es ist Nachmittag, und Dutzende von Zeitungslesern sind in die Tagesblätter vertieft; kleinere Gesellschaften, aus zwei, drei oder mehr Personen gebildet, reihen sich um die Marmortischchen, welche da und dort im Zimmer umherstehen. Diese Gruppen bieten einen verschiedenartigen Anblick. Gruppe Nummer

eins besteht aus einem stämmigen, kahlköpfigen Hauptmann in Infanterie-Uniform und einem kleinen blonden Dragonermajor, dessen unbestreitbar vornehmste Zierde sein langer, krauser Backenbart ist. Gruppe Nummer zwei, von überwiegend jugendlichem Element, beansprucht einen größern Raum; denn sie umfaßt mehrere noch etwas „grüne" Cadetten, einige Subaltern-Offiziere und einen jungen, aufgeschossenen Civilisten, welcher mit ostentativer Blasirtheit seine Cigarre raucht. Gruppe Nummer drei trägt ernstern Charakter: ein paar alte Herren, deren einer mit einer blauen Brille, der andere mit einem lästigen Husten behaftet ist, und ein Ulanenoberst, der seine ehemaligen Kameraden mit einem ausführlichen Bericht über den Zustand seines Regiments unterhält. Gruppe Nummer vier — wohlan, wir wollen nicht weiter gehen als bis zu dieser; denn hier wirst du aufgefordert, stillzustehen und genauer hinzusehen. An diesem Tische haben zwei Männer Platz genommen, die du bald näher kennen lernen sollst.

Von den vielen Gruppen, welche in dem großen Zimmer zerstreut sind, ist es diese allein, die deine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen bestimmt ist. Die Uebrigen — Civilisten oder Offiziere, alte Pensionisten oder „grüne" Cadetten — mögen in mancher Hinsicht nicht weniger der Theilnahme werth sein: einige derselben der Geschichte ihrer Vergangenheit, andere der Geschichte ihrer Zukunft wegen. Jedem der „grünen" Cadetten mag es vielleicht vorbehalten sein, in irgend einem erschütternden Liebes- oder Helden-Drama eine Rolle zu spielen; und jeder ihrer Vorgesetzten, selbst der stämmige Hauptmann mit der Glatze, dessen Gesicht so gänzlich jedes Ausdruckes entbehrt, wird wohl in seiner Vergangenheit einzelne Momente von Interesse, ja vielleicht sogar von Poesie aufzuweisen haben. Doch nicht mit diesen haben wir es zu thun! Nur bei der Gruppe Nummer vier wirst du gebeten, Halt zu machen, um sie mit Muße zu betrachten.

Die beiden an diesem Tische sitzenden Männer sind jung, beide gut gewachsen, und einer derselben ist von selten schöner Gesichtsbildung; sie sind Brüder, wie ihre große Aehnlichkeit sofort erkennen läßt.

Der Aeltere scheint das dreißigste Jahr überschritten zu haben, während ihm hieran doch noch einige Jahre fehlen. Seine von der Sonne gebräunte Gesichtsfarbe läßt ihn älter erscheinen, als er wirklich ist, ebenso wie sein buschiges Brauenpaar, der Zug, welcher an ihm zuerst in's Auge fällt. Er kann nicht eben schön genannt werden mit seinem braunen Haar und seinen grauen Augen, deren Blick Selbstvertrauen und einige Strenge bekundet. Er ist ein kraftvoll gebauter, stolz gebildeter Mann, breitschultrig und hochgewachsen. Seine Kleidung ist bürgerlich; aber ein gewisses Etwas in der Haltung seiner strammen Gestalt deutet an, daß auch er vor noch nicht zu langer Zeit die Husaren-Uniform trug, welche seinen Bruder so gut kleidet.

Dieser Letztere ist nahezu von eben so hohem Wuchs, aber schlanker gebaut, und seine Züge sind regelmäßiger geformt. Im Gegensatz zu seinem ältern Bruder erscheint er jünger, als er ist. Der Altersunterschied der Beiden beträgt nur ein Jahr; allein aus dem Aussehen des Jüngern würde man schließen, daß er nicht mehr als drei- oder vierundzwanzig Jahre zähle. Seine Brauen sind nicht buschig, aber fest gezeichnet, die Augen von tiefdunkelm Blau. Die Gesichtsfarbe ist weniger gebräunt, das Haar um einige Schattirungen heller. Im Ganzen genommen ist er ein Mann, dem die Natur mehr als den durchschnittlichen Antheil an äußern Vorzügen verliehen hat. Nicht immer ist es eine Schmeichelei, wenn der regelmäßigen Gesichtszüge und dunkelblauen Augen eines Mannes gedacht wird; denn es kann ihm alles dies und noch viel mehr gegeben sein und er trotzdem einem Perrückenstocke gleichen. Hier ist es jedoch nicht der Fall; denn die Lebhaftigkeit des Geistes und das feine, gewinnende Benehmen dieses jungen Offiziers sind Gaben, welche die Schönheit an Werth noch übertreffen.

Auf den ersten Anblick ist die Aehnlichkeit der beiden Brüder eine sehr auffallende; aber bei näherer Betrachtung verschwindet dieselbe bald, und es ist nicht leicht zu erkennen, was es gewesen sei, wodurch sie zuerst so bestimmt hervorzutreten schien. Es war

nur jenes unbeschreibliche „air de famille“, welches zuweilen so sehr zu täuschen pflegt.

Die Gespräche, die in dem Kaffeehause durcheinander schwirren, sind eben so mannichfaltig wie die Gesellschaft selbst.

„Haben Sie gehört,“ sagt der Hauptmann mit der Glatze, „daß das 80. Regiment nach Böhmen beordert werden soll, um das 42. zu ersetzen, . . . für welches, wie es scheint, es dort zu heiß geworden ist?“

„Nein, in der That,“ erwidert mit Nachdruck der kleine blonde Dragonermajor mit dem krausen Backenbart; „nein, in der That,“ wiederholt er mit seiner dünnen, quiekenden Stimme, „Sie müssen im Irrthum sein; denn man hat mir ausdrücklich versichert, daß das 69. Regiment das dahin bestimmte ist. Ich kann Ihnen sagen,“ fährt er mit einiger Gereiztheit fort, als der Hauptmann sich bei einer Geberde des Zweifels überraschen läßt, „daß meine Behauptung auf guten Gründen beruht, wenn es mir auch nicht erlaubt ist, meine Quelle zu nennen.“

„In genau gleicher Lage bin auch ich,“ antwortet der Hauptmann mit feierlichem Kopfschütteln, worauf beide Biedermänner den Gegenstand fallen lassen und in Schweigen versinken. Dabei sucht Jeder durch den tief geheimnißvollen Ausdruck seiner Mienen dem Andern zu verstehen zu geben, daß er seine Nachrichten aus erster Hand, mindestens vom Kriegsminister, wenn nicht von Sr. Majestät selbst erhalten habe.

„Und so wird denn der alte Borkenberg in seinen grauen Jahren noch die Thorheit begehen, das kleine Fräulein Korn zu heirathen, welches nichts hat als ein hübsches Gesicht — unleugbar ist sie verteufelt hübsch!“ bemerkte der „blasirte“ junge Mann.

„Was unsere alten Leute doch für Thoren sind,“ sagte ein Dritter selbstgefällig. „Sich so leicht fangen zu lassen! Durch weniger als einen Titel und dreimalhunderttausend Gulden könnte ich nicht dazu vermocht werden, meine Freiheit zu verkaufen.“

„Dann, denke ich, wird es dein Loos sein, dein Leben unter den Segnungen der Einsamkeit hinzubringen,“ entgegnete ein Anderer.

„Mag wohl sein; ich möchte es fast selbst glauben. Ja, die Wahrheit zu sagen: ich habe keine hohe Meinung von der Ehe, und halte dafür, daß die Frauen gewöhnlich die Probe nicht bestehen."

„Ich ließ ihrer im letzten Jahre allein siebenundzwanzig vertilgen," kommt in trauerndem Tone von dem Ulanenoberst herüber; „es war ein harter Schlag, und ich konnte mich nur schwer davon erholen."

„Der alte Barbar scheint ein verkleideter Türke zu sein," flüsterte Otto, der jüngere der erwähnten Brüder, dem ältern zu.

Schon die nächste Minute indessen entlastete den Charakter des tapfern Obersten, da im Verlauf des Gespräches die Worte: „Drüsen", „Ausgaben wegen verbranntem Sattelzeug" ꝛc. die Beschaffenheit des erlittenen Verlustes erklärten. Von diesem niederdrückenden Gegenstande geht der Oberst auf eine weitläufige Schilderung über, in welcher er das manchfache Elend des Soldatenlebens im Allgemeinen und jenes eines Cavalerie-Obersten im Besondern darstellt, und schließlich seinem Auditorium versichert, daß, falls er über einige Groschen zu verfügen hätte, er der ganzen Geschichte bald ein Ende gemacht haben würde.

„Auf mein Wort, Arnold, darin hat der Alte nicht Unrecht," sagte Otto, seine Cigarre weglegend. „Wenn meine Expedition sich als erfolgreich erweist, soll das meine erste Sorge sein, der militairischen Laufbahn den Rücken zu kehren und es dem Vaterlande zu überlassen, sich selbst zu vertheidigen, so gut es dies ohne meine werthvolle Unterstützung zu thun vermag."

„Aber, Otto, kaum zwei Jahre sind doch verflossen, seit du durch nichts zu bewegen warst, den Beruf des Soldaten mit einem andern zu vertauschen."

„Das war ja etwas ganz anderes," erwiderte Otto eifrig und mit einem Anflug von Verlegenheit. „Natürlich konnte es nicht nach meinem Geschmack sein, auf dem Lande schläfrig zu vegetiren. Außerdem weißt du ja, daß ich deine praktische Natur nicht besitze und nie im Stande gewesen wäre, so wunderbar, wie du es thust, das Auskommen zu erzielen. Damals wäre das Aufgeben

meiner Carrière ein nutzloses Opfer gewesen. Doch von einem Manne mit einer halben Million in der Tasche wirst du gewiß nicht erwarten, daß er in der undankbaren Aufgabe, Recruten und Pferde abzurichten, seine Kraft vergeuden solle . . . und noch dazu, um Unannehmlichkeiten vorzubeugen, auf jede freie Benutzung seiner Zeit Verzicht leiste. Ist dies nicht auch deine Ansicht?"

„Gewiß, ich gebe das zu. Doch mußt du vor allem deiner halben Million sicher sein."

„Mit deinem ewigen Zweifeln! Ich sehe nur rosig," sagte der Andere unerschütterlich. „Meine — ich will sagen: unsere Aussichten sind im glänzendsten Stadium. Eine inmitten der Prairien lebende alte Frau mit mehrern Millionen im Vermögen — was kann es für sie Natürlicheres geben, als einen Theil ihrer überflüssigen Baarschaft ihren hoffnungsvollen Neffen zuzuwenden?"

Arnold entgegnete, daß die alte Frau in den Prairien nicht festgewurzelt sei, und sich mit ihren Reichthümern anderswohin begeben könne. „Ueberdies," setzte er hinzu, „mag sie es vielleicht vorziehen, dieselben für sich selbst zu behalten."

„Nun, was das betrifft, so überlasse es nur mir; sie müßte ein Kieselherz besitzen, wenn sie von all' den zarten Erinnerungen: den Briefen, Rosenblättern und Haarlocken, mit welchen bewaffnet ich zu ihr komme, nicht gerührt würde."

„Was ist es mit den Locken?" rief in unmittelbarer Nähe eine muntere Stimme.

Arnold sandte Otto einen warnenden Blick zu, und im nächsten Augenblicke wurden die Beiden von zwei Regiments-Kameraden Otto's begrüßt, welche für die Osterfeiertage nach Wien gekommen waren.

Eine tiefe Röthe glitt über Otto's Antlitz, als er sich erhob, um seinen Rittmeister und den jungen Lieutenant willkommen zu heißen. Die Begegnung war keine ganz angenehme, wie aus der gesuchten Höflichkeit zu entnehmen war, mit welcher er seinem Vorgesetzten einen Platz an dem Tische einräumte, während er

den Lieutenant mit der unter guten Kameraden üblichen unbekümmerten Vertraulichkeit empfing.

Lieutenant Langenfeld bedarf keiner langen Beschreibung, er gehört zu den regelrechten Typen seiner Klasse. Jedermann, der die Mehrheit der Erscheinungen österreichischer Cavalerie-Offiziere dieser Zeit kannte, wird wissen, was das heißt: über mittlerer Größe, ziemlich schlank und von nicht unvortheilhaftem Aeußern; in seinem Auftreten ein Anflug von stutzerhaftem Wesen und in seinem wiegenden Gang jenes unbeschreibliche Etwas, das sogleich den Cavalieristen verräth. Außer dieser allgemeinen Charakteristik besaß Lieutenant Langenfeld noch eine ihm allein eigenthümliche. Die Vorsehung hatte ihn mit Geistesgaben nicht überbürdet, aber als Ersatz für diese ihn mit einer unerschöpflichen Fülle guter Laune bedacht. Thatsächlich war er, wie seine Kameraden erzählten, bei einer einzigen Gelegenheit in gedrücktem Gemüthszustande gesehen worden, nämlich als einst ein ihm bevorstehendes Duell durch eine im letzten Augenblick erfolgte Ehren-Erklärung seines Gegners in der Knospe geknickt wurde.

„Es ist doch recht hart," soll er einem mitfühlenden Zuhörer kleinmüthig zugerufen haben, „sich seinen Spaß so muthwillig verderben lassen zu müssen! Seit einem Jahre habe ich kein Duell gehabt, nicht eines mehr seit Krappeneck meinem Dachshund auf den Schwanz trat; konnte seit gestern an nichts anderes denken, und nun muß der Unglückliche den Einfall haben, sich zu entschuldigen. Man möchte sich erhängen!"

Bei alldem sollte er, wie es hieß, zwei Tage später Trost gefunden haben, indem er in Gesellschaft seines gewesenen Gegners — die Beiden hatten sich inzwischen ewige Freundschaft geschworen — in irgend eine Klemme gerieth.

„Und nun zu den Locken!" rief der Lieutenant, am Tische Platz nehmend, fröhlich aus. „Ist es der blonden Halka Flachslocke, die du zu deinem Reise-Talisman erkoren hast?"

„Nein, nicht das," erwiderte Otto, das Auge scharf auf den Rittmeister gerichtet, welcher, in seinen Stuhl zurückgelehnt, ihn forschend und belustigt betrachtete. „Ich hatte nicht die Ehre,

mich von der Gräfin zu verabschieden. Meine Abreise kam zu plötzlich, ich hatte vorher so viel zu thun und — die Straßen waren in so schlechtem Zustande," fügte Otto übereilt hinzu, in seiner Verlegenheit übersehend, daß diese Aufzählung vortrefflicher Gründe die Wirkung, die er hervorzubringen wünschte, nur abschwächte.

„Ganz richtig, mein lieber Kamerad," bemerkte, seine von kurzem Lachen begleiteten Worte kaum merklich dehnend, der Rittmeister. Er hatte Otto nicht aus den Augen gelassen, während dieser seine unzusammenhängende Erklärung hervorstotterte. „Sie brauchen sich nicht zu bemühen, etwas so ganz Natürliches zu motiviren. Als ich vor vierzehn Tagen einen Besuch auf dem Gute machte, fand ich die Straßen vollkommen fahrbar und die Comtesse im herrlichsten Befinden. Aber ich denke, Sie hatten ganz Recht, abzureisen, ohne besonders Abschied zu nehmen — ganz Recht," wiederholte er, endlich das Auge von Otto abziehend und einen scheinbar gleichgültigen Blick in den ihm gegenüber hängenden Spiegel werfend, in dessen Vordergrund seine eigene, nachlässig hingestreckte Gestalt als Hauptgegenstand hervortrat. Von hohem, kräftigem Wuchs und schwarz von Haar gab er kein übeles Bild in dem Glase: ein schöner Mann, ein sehr schöner Mann, fast zu schön für einen verfeinerten Geschmack. Weder Stoff noch Farbe war an seinem Aufbau gespart worden; es war genug von beidem, und mehr als das vorhanden. Niemand hätte nach dem flüchtigsten Hinblicken einem Zweifel darüber Raum geben können, daß er ein Mann sei, dem es immer gut gegangen in der Welt, ein Mann, dem selten die Erfüllung eines Wunsches versagt war, ein Glücklicher, der nie in seinem Leben Hunger gefühlt haben konnte und aussah, als wenn er solchen auch niemals fühlen sollte. Er ging, aß und schlief in einer ausgesprochen wohlgefällig behäbigen Weise, nie einen Moment vergessend, daß er reich sei, und niemals gestattend, daß Andere es vergäßen.

Wie die Beiden sich nebeneinander im Glase abspiegelten, erschien Otto's Bild beinahe abgeblaßt und matt neben dem des

Rittmeisters, und doch hätte keine ihre volle Urtheilskraft besitzende Frau auch nur einen Augenblick zwischen ihnen schwanken können. Denn während das vornehme Profil und die tiefblauen Augen des Einen kaum verfehlen konnten, die Phantasie gefangen zu nehmen, sprach die weniger edele Schönheit des Andern nur zu den Sinnen. Er war schön, aber nicht der rechte Typus männlicher Schönheit; der körperliche Organismus allein war es, der an ihm bewundert werden mußte.

„Ha!" sagte Rittmeister Kreislich, sich mit einer flüchtigen Geberde der Ueberraschung von dem Spiegel abwendend. Neben seinen eigenen Umrissen hatte er in demselben die ob seiner eben gesprochenen Worte zornverfinsterten Züge Otto's erblickt.

„Was wollen Sie damit sagen?" begann Otto mit vor schlecht verborgener Wuth bebender Stimme und einer Bewegung, als ob er sich erheben wollte.

„Unsinn, Otto!" unterbrach Arnold ihn rasch, dem Bruder einen Blick zuwerfend, der nicht mißverstanden wurde; denn Otto faßte sich mit sichtlicher Anstrengung, lehnte sich zurück und schwieg.

„Unsinn?" wiederholte Langenfeld, in das Gespräch einfallend. „Es ist nicht zu verwundern, Bodenbach, daß, wenn es dir beliebt, ohne die üblichen Abschieds-Complimente und ohne jede Erklärung nach einem so unerhörten Orte wie Merico davonzustürzen, die Leute es sich auslegen, wie sie eben können. Du hast es also nur dir selbst zuzuschreiben, wenn die Auslegung eine unrichtige ist."

„Und bitte, welche Beweggründe waren die Leute gütig genug, für mich zu ersinnen?"

„O, alle erdenklichen; du weißt ja: die alltäglichen Wucherer, die Schulden und Verlegenheiten. Selbstverständlich," fuhr er fort, da er auf Otto's Stirne eine Wolke gewahrte, „setzte ich diesen Gerüchten den festesten Widerspruch entgegen und erklärte ein- für allemal, daß du nach Merico gingest, um von einem unermeßlichen Vermögen Besitz zu nehmen. Darauf erhoben freilich einige forschende Geister den Einwand, daß in diesem Falle

Arnold, der nicht durch militairische Pflichten gefesselt sei, für diese Expedition der Geeignetere wäre."

Langenfeld beobachtete den Eindruck, welchen diese Worte auf seinen Kameraden hervorbringen würden. Er brannte vor Begierde, den Zweck dieser Reise zu ergründen, und ohne die Anwesenheit der Uebrigen hätte er Otto wahrscheinlich geradezu darum befragt. Jetzt war er irre an diesem. Er hatte im Beginn des Gesprächs offenbar befangen geschienen, aber bei Erwähnung des Vermögens dann doch einen sehr triumphirend aussehenden Blick auf den Rittmeister hinübergeworfen.

Dieser Letztere saß jetzt aufrecht in seinem Stuhl, und augenscheinliches Interesse malte sich in seinen Zügen. Die Conversation verhieß einige Aufregung. Er rückte dem Tische etwas näher, und als er sprach, geschah es diesmal nicht in seiner gewöhnlichen schleppenden Weise.

„Mexico! — ach ja, Mexico ist sehr weit von hier; kein Land, welches zu besuchen ich wünschen würde. Ist es Ihre Absicht, dort zu bleiben?"

„Ich glaube wohl, daß es Ihnen lieb wäre," murmelte Otto zwischen den Zähnen; aber laut sagte er nur: „Ich weiß nicht, wie meine Pläne sich gestalten werden; ich habe mich noch nicht darüber entschieden."

„Vielleicht gedenkst du in die mexicanische Armee einzutreten?" warf Langenfeld ein. „Ob ich nicht an deiner Stelle sein möchte! Unmassen von großem Wild zu tödten: Büffel, Krokodile und Räuber, und so fort in entzückender Abwechselung. Nach all' dem wirst du gewiß nicht der Thor sein, zu Reitschulen und Recruten zurückzukehren!"

Hier nahm Arnold das Wort. „Es ist uns nicht gestattet, Ihnen eingehendere Aufschlüsse zu geben. Gleichwohl sind Sie vollkommen im Recht, wenn Sie jedem Gerüchte widersprechen, welches meines Bruders Abreise aus Oesterreich als eine gezwungene hinstellt. Dieselbe betrifft ganz allein eine Familien-Angelegenheit. Er geht aus eigener Wahl und wird, wie ich zuversichtlich hoffe, bald zurückkehren."

Langenfeld, welchem Arnold einige Scheu einflößte, wechselte unverzüglich den Gesprächsgegenstand.

„Unter anderm, Bodenbach," sagte er, „bist du wirklich gesonnen, Piotr, dieses ergötzliche Geschöpf, mit dir zu nehmen? Er wäre der letzte Artikel, welchen nach Mexico mitzuschleppen ich mir einfallen ließe. Ei, du wirst nach deiner Rückkehr einen ganzen Band Anekdoten zu veröffentlichen haben."

„Ja, mein Bruder nimmt Piotr mit," erwiderte Arnold; „nicht eben, weil er großen Nutzen von ihm erwartet, sondern weil er an seine Dienste gewöhnt ist."

„Vielleicht," meinte Langenfeld grinsend, „erleben wir in einigen Monaten die Ueberraschung, Piotr auf einem Beine hier ankommen zu sehen, um uns in unzusammenhängender Rede auf die angenehme Nachricht vorzubereiten, daß er die Urne mit seines Herrn Ueberresten en route verloren habe, da es dir, Bodenbach, mittlerweile gelungen sein wird, um der Goldklumpen willen, mit welchen du dich beladen wirst, von den Indianern scalpirt zu werden. Doch da komme ich wieder auf verbotenen Grund; wir wollen von etwas anderm sprechen. Laß sehen, welches Thema ist ein unverfängliches?" fragte er, rathlos im Zimmer umherblickend.

„Das Wetter," gab Arnold mit Entschiedenheit zurück. „Sagen Sie uns, wie Sie es in Galizien verließen."

„Das Wetter! Ganz richtig, ein capitaler Stoff. Sie sollten überrascht sein, mich lebend hier zu sehen. Ich begreife noch immer nicht, wie ich dem Schicksal, im Morast zu versinken, entrinnen konnte. Und die Kosten, die damit verbunden sind! Mein bester Dolman fiel zum Opfer, als ich letzthin nach Smyhinice hinausritt. Ich stellte auch gleich das Ansuchen an den Rittmeister, für die Escadron Stelzen anzuschaffen; aber er will der Vernunft nicht Gehör schenken."

„Würden die Stelzen nicht schließlich noch kostspieliger sein?" fragte Arnold.

„Lange nicht so kostspielig als die riesige Menge von Stiefeln, welche die Escadron zu Grunde richtet. Doch, à propos

de bottes," rief er, in plötzlicher Erinnerung abbrechend, gegen Otto gewendet, aus, „warst du im Theater an der Wien, um »Drei Paar Schuhe« zu sehen? . . . Nein?" fügte er lebhaft hinzu, als Otto mit einem Kopfschütteln antwortete. „Sicherlich, bester Freund, kannst du nicht daran denken, Europa zu verlassen, ohne diesen Fehler zu verbessern! Ich muß dich durchaus noch heute Abend hinlootsen. Ich habe das Stück schon drei Mal gesehen und kann bezeugen, daß die Geistinger sich darin selbst übertrifft. Natürlich hoffe ich, daß dein Bruder uns nicht im Stiche lassen wird."

„Ich habe eben für heute Abend eine Loge genommen," sagte Rittmeister Kreislich, in sein gewöhnliches Schleppen zurückfallend, und seine Worte vornehmlich an Otto richtend, mit einer Gönnermiene, welche auf die Stirne des jungen Mannes eine düstere Wolke zurückrief. „Wenn Sie davon Gebrauch zu machen wünschen" — aber die Phrase wurde kurz abgeschnitten.

„Sie sind sehr gütig," fiel Otto ihm in die Rede; „aber ich gehe nie in eine Loge, wenn ich es vermeiden kann. Ich würde bedauern, Sie zu belästigen; ich ziehe das Parquet bei weitem vor. Langenfeld, ich stehe zu Diensten."

„Wie es Ihnen beliebt," entgegnete der Rittmeister.

Als der kleine Kreis aufbrach und die Herren sich erhoben, um ihre verschiedenen Wege zu verfolgen, hätte ein Zuschauer blind sein müssen, um nicht zu bemerken, daß zwischen diesen Beiden, die sich so höflich und scheinbar so kaltblütig trennten, eine tödtliche Feindschaft herrsche, und der Blick, mit welchem sie einander maßen, ein Blick des Hasses sei.

2.

Notiz, einem americanischen Blatte nachgedruckt:

„Der reiche Herr Maximilian Boden, welcher vor kurzem in der Nachbarschaft der Stadt G. im Alter von vierundsiebenzig Jahren aus dem Leben schied, hieß, wie wir ver-

nehmen, mit seinem wirklichen Namen Bodenbach, und war der in Oesterreich lebenden freiherrlichen Familie dieses Namens nahe verwandt. Dieser Herr hatte früher, ehe er in den Besitz seines mehrere Millionen betragenden Vermögens gelangte, welches er seiner einzigen Tochter, Fräulein Olivia Boden, oder vielmehr Baroneſſe Olivia Bodenbach hinterließ, seinen Namen in der erwähnten Weise verkürzt."

Um unnöthige Geheimthuerei zu vermeiden, sei hier erklärt, in welchem Zusammenhange diese Notiz mit unserer Erzählung steht, sowie auch eine Erläuterung alles dessen gegeben, was von dem im vorhergehenden Capitel Enthaltenen einer solchen bedarf.

Baron Walther Bodenbach, der Vater Arnold's und Otto's, entstammte einem vornehmen alten deutschen Geschlecht in sinkenden Vermögensverhältnissen. Seine Vorfahren waren im Besitz beträchtlichen Reichthums gewesen; aber theils die Folgen ihrer Leidenschaft für das Spiel, theils schlechte Verwaltung hatten denselben allmälig vermindert. Durch den alten Baron Arnold Bodenbach, den Großvater des jetzigen Familien-Oberhauptes, war der Verfall des alten Stammvermögens noch dadurch beschleunigt worden, daß er, von dem bis dahin beobachteten Hausgesetz abweichend, nach dessen Bestimmung der Familienbesitz dem Aeltesten zufallen sollte, denselben zwischen seinen beiden Söhnen Felix und Max theilte, von welchen der Erstgenannte der Vater Baron Walther's war.

Der jüngere Sohn, Max, schön und leichtsinnig, war mit dem väterlichen Nachlasse bald zu Ende gekommen. Er hatte sehr jung geheirathet, nach vierjähriger Ehe seine Frau verloren und war zu der Zeit, als er sein Erbe antrat, schon tief in Schulden gerathen. Einige Jahre lang kämpfte er sich weiter; aber Tag für Tag mußte er sehen, wie sein Vermögen ihm immer mehr entglitt, bis er sich endlich im Jahre 1838 gezwungen fand, mit Zurücklassung einer ansehnlichen Menge unbezahlter Rechnungen, einen schleunigen Rückzug in eine andere Hemisphäre anzutreten. Sein älterer Bruder Felix war Vater eines Sohnes, Walther (geboren 1814), während Max eine Tochter besaß, Olivia,

welche fünf Jahre weniger zählte als ihr Vetter, und durch einige Zeit wurde ernstlich daran gedacht, den Familienbesitz durch die Verbindung dieser Beiden wieder zu vereinigen. Die jungen Leute selbst zeigten sich diesem Plane geneigt, und es hatten sich einige Liebes-Scenen zwischen ihnen abgespielt. Es war daher eine große Enttäuschung für sie, als eines Tages Felix, nachdem er den Zustand der Angelegenheiten seines Bruders entdeckt hatte, seinem Sohne streng verbot, noch ferner diese Heirath anzustreben. Walther, von schwacher, nachgiebiger Sinnesart, ließ trotz seiner heftigen Neigung für die schöne Olivia sich davon überzeugen, daß die Rücksicht auf den Namen Bodenbach ihm die Pflicht auferlege, den Glanz des Hauses durch eine reiche Heirath wieder herzustellen, anstatt sich mit der Tochter seines verschwenderischen Oheims zu vermählen.

So geschah es denn, daß die Brüder sich mit einiger Kälte trennten. Gern würde Max die Tochter dem Neffen überlassen haben, um seinem neuen Schicksal ungehindert entgegen zu ziehen. Felix aber blieb hartnäckig bei seinem Widerstande, was ihn jedoch nicht hinderte, die Gläubiger seines Bruders nach seinen besten Kräften zu befriedigen. Er wollte auf dem Familien-Namen keinen Flecken dulden.

Max wurde von seinen Verwandten bald aus den Augen verloren, und im Jahre 1844 war das unbestimmte Gerücht seines Todes nach Europa gekommen.

Im Jahre 1842 hatte Walther, mit Zustimmung seines Vaters, mit der Tochter eines reichen Banquiers sich verheirathet.

Nicht ohne Kampf hatte Felix in die Heirath seines Sohnes gewilligt und diesen sogar zu derselben gedrängt; denn bis dahin war die Reinheit des Blutes hochgehalten worden von den Bodenbachs, und kein Beispiel war vorgekommen, daß Einer von ihnen jemals eine bürgerliche Frau genommen hätte. Baron Walther war der Erste seines Geschlechtes, welcher in der Absicht, den Wohlstand der Familie wieder aufzurichten, sich unter seinem Range vermählte.

Aber selbst wer einen Banquier zum Schwiegervater hat, ist nicht immer vor Armuth geschützt, und auch hier sollte sich dies bestätigen. Das Banquierhaus fallirte, und das Vermögen der Baronin Bodenbach ging mit dem ihres Vaters verloren.

So hatte Walther denn zu der Zeit, als seine Söhne heranwuchsen, den neu erworbenen Reichthum wieder eingebüßt und besaß nichts mehr als ein „Steinbühl" genanntes kleines Gut in Steiermark und die eben nur hinreichenden Mittel, um dasselbe in leidlicher Behaglichkeit zu erhalten. Baronin Bodenbach war an der Schwindsucht gestorben, als ihr jüngstes Kind, Gabriele, zwei Jahre zählte.

Im Jahre 1870, zwei Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung, ging es mit Baron Walther's Gesundheit so sichtlich bergab, daß er nicht länger im Stande war, die, wenn auch nur wenig ausgedehnten Grundstücke allein zu verwalten, und zu diesem Behuf der Mithülfe eines seiner Söhne bedurfte. Sie dienten beide in österreichischen Cavalerie-Regimentern. Zuerst hatte Baron Walther daran gedacht, den Jüngern vom Dienst zurück zu ziehen; denn Otto war ein keineswegs übereifriger Soldat, während Arnold, der nach glänzend bestandener Prüfung eben den Rittmeistersgrad erreicht hatte, eine vielversprechende Laufbahn vor sich zu haben schien, welcher sein Vater nicht störend in den Weg treten wollte. Indessen — der Vater denkt und der Sohn lenkt, wie es in der jetzigen Zeit nur zu oft geschieht. Als dieser Plan Otto mitgetheilt wurde, war der junge Mann sehr unangenehm davon berührt und konnte sich nicht entschließen, sich den Wünschen seines Vaters zu fügen. Aus der Art, wie er die Sache aufnahm, hätte geschlossen werden müssen, daß der Geist eines für die einstige Rettung seines Vaterlandes bestimmten Napoleon in ihm schlummere, und es ein dem Staate zugefügtes positives Unrecht wäre, ihn aus den Reihen der Krieger zu entfernen. Nicht als ob Otto mit Leidenschaft dem Militairstande zugeneigt gewesen wäre, dessen Entbehrungen und Beschwerden, seiner Meinung nach, den damit verbundenen Ruhm weit überwogen; aber er sah voraus, daß der Wechsel ihm in

keiner Richtung Vortheil bringen und seinem Geschmack weit weniger zusagen würde, als der Dienst im Heere. Otto beabsichtigte überdies nicht, durch sein ganzes Leben im Soldatenstande auszuharren. Das Ideal, dem er nachstrebte, war, durch eine Heirath reich zu werden, um dann die militairischen Fesseln abstreifen und mit Gemächlichkeit seine Freiheit genießen zu können. Wenn auch ohne Vermögen, war er doch durch seine persönliche Erscheinung zu diesen Erwartungen berechtigt.

Otto hielt an seiner Weigerung fest, und so war es nun an Arnold, seinen Beruf, wenigstens zeitweilig, aufzugeben. Er verließ die Armee, jedoch unter Beibehaltung seines Offiziers-Charakters, um im Falle eines Krieges wieder eintreten zu können.

So standen die Dinge, als eines Tages im Herbste des Jahres 1871, da Baron Walther mit seiner Tochter Gabriele eben beim Frühstück saß, Arnold, welcher am frühen Morgen nach der benachbarten Stadt geritten war, in ungewohnter Erregung in das Zimmer trat.

„Guten Morgen, Vater! Wie befindest du dich, Gabriele?"

„Was für Nachrichten bringst du?" fragte der alte Herr. „Siehst du doch aus, als ob ganz Besonderes vorgefallen wäre."

„Ich habe hier etwas, das dich in Erstaunen setzen wird," sagte Arnold, ein Zeitungsblatt aus der Tasche ziehend und es entfaltend. Er wies auf die Notiz, welche zu Anfang dieses Capitels angeführt ist. Es war ein nur wenig verbreitetes Blatt aus der Umgegend und der erwähnte Artikel einem mexicanischen Journal entnommen.

„Was sagst du dazu? Zweifellos ist das kein Anderer als dein Onkel Max; das Alter stimmt genau überein."

Offenbar konnte der alte Baron nicht viel dazu sagen; bestürzt und verwirrt starrte er das Blatt an, unfähig, den neuen Gedanken zu fassen, der so plötzlich angeregt worden war.

„Sprich nicht so hastig, Arnold. Mein Gott! Onkel Max soll doch nicht wieder gestorben sein! Ei nun, er lebt am Ende noch. Laß mich nachsehen — nein; kannst du mir nicht verständlich machen, was das alles zu bedeuten hat?"

Gabriele, welche nichts begriffen hatte, als daß Jemand gestorben sei, fing nun zu weinen an, wie es ihre stete Gewohnheit war, sobald etwas Außerordentliches sich ereignete.

„Sei nicht albern, Gabriele; hier gibt es nichts zu weinen," sagte Arnold ungeduldig. Dann fuhr er, zu seinem Vater gewendet, fort: „Ich glaube nicht, daß die Sache sehr schwer zu verstehen ist; Onkel Max ist todt, ganz todt," fügte er mit Nachdruck hinzu; „aber er starb erst vor wenigen Monaten, anstatt vor dreißig Jahren, wie wir, auf sehr unzureichende Gründe hin, immer voraussetzten. Und er hat all' sein Geld seiner Tochter hinterlassen."

„Aber er hatte ja niemals Geld. Alles in Allem glaube ich doch nicht, daß er es sein kann. Bist du dessen gewiß, daß er es ist, Arnold?"

„Nein, natürlich bin ich dessen nicht gewiß — es ist nur eine Vermuthung; allein es scheint mir nicht unwahrscheinlich. Onkel Max würde nicht der Erste sein, der sich ein Vermögen selbst erwarb, wenngleich ich nicht daran zweifele, daß dieser Bericht den Umfang desselben erheblich vergrößert."

„So hat er also wirklich ein Vermögen erarbeitet und dasselbe seiner Tochter hinterlassen, sagst du?"

„Dieses Blatt wenigstens sagt es. Sicherlich mußt du dich dieser Tochter erinnern. Wie alt sie jetzt wohl sein mag?"

„Guter Gott, es muß Livia sein. Gewiß, gewiß! Ziemlich von Gabrielens Alter, meine ich. Ach nein, doch wohl nicht," fuhr er traurig fort; „denn es war vor zweiunddreißig Jahren, und es ist anzunehmen, daß sie seitdem älter geworden ist."

„Man sollte es denken," sagte Arnold trocken.

„Und sie ist unvermählt geblieben. Weshalb dies wohl geschah, und ob sie sich jemals der alten Zeiten erinnert? Reich ist sie also auch . . ." setzte der alte Mann hinzu, der endlich des Gegenstandes Herr zu werden anfing.

„Wer ist reich?" fragte Gabriele, ihre Thränen trocknend. „Ich verstehe gar nicht, um was es sich handelt."

„Die Tochter von Großpapa's Bruder Max," hob Arnold an; doch er wurde von seinem Vater unterbrochen.

„Nein, nein, so geht es nicht; du wirst es ihr niemals begreiflich machen. Ich will es für sie auf dem Papier klar legen."

„So viel ich sehen kann, ist nichts dabei, was eine Klarlegung erfordern würde; die Sache ist so einfach als irgend möglich."

Nichtsdestoweniger beharrte der alte Baron bei seiner Ansicht, und da Gabriele ihres Bruders Erklärung in der That nicht verstanden hatte, holte Baron Walther einen großen Bogen Papier hervor, auf welchem er für seine eigene Genugthuung sowohl als zum Zwecke der Belehrung seiner Tochter ein genaues Bild der besprochenen Angelegenheit entwarf.

„Wie weit soll ich zurückgehen, Arnold? Ich denke, um es ganz deutlich zu machen, wäre es am besten, mit meines Großvaters Urgroßvater zu beginnen, welcher im Jahre 1660 geboren wurde."

„Um des Himmels willen nein, Vater! Wenn du den Stammbaum aufzeichnen willst, so fange lieber bei deinem Großvater an; bis zu diesem war der Besitz nie getheilt worden."

Hier ist das Resultat von dem Werke des Barons:

Arnold,
gest. 1830.

Felix,	Max,
geb. 1789, verm. 1813, gest. 1844.	geb. 1797, verm. 1818 (mit Anna Gräfin Lecrodt) gest. 1871.
Walther,	Olivia,
geb. 1814.	geb. 1819.
verm. 1842 (mit Gabriele Hoffmann).	

Arnold,	Otto,	Gabriele,
geb. 1815.	geb. 1846.	geb. 1856.

Während der nächsten Tage bewegten sich alle Gespräche der Familie um die merkwürdige Neuigkeit; diese wurde in jedem möglichen Lichte besehen und durch fortwährende Discussion bis auf den letzten Faden abgenutzt. Der Baron beschäftigte sich damit, aus Kasten und Kistchen eine gemischte Sammlung von Gegenständen zusammenzusuchen, welche einst das Eigenthum seiner schönen Cousine Olivia gewesen waren: ein weißer, ziegenlederner Handschuh, ein Päckchen vergilbter Rosenblätter, eine Notenrolle (ihre alten Lieder) und endlich eine sehr unkünstlerische Kreidezeichnung, eine höchst unmoderne junge Dame darstellend, mit einer Wespentaille, spiegelglatten Haarscheiteln, einem Paar schwarzer, gewölbter Brauen und einem über ihre Züge verbreiteten, selbstvergnügten, gezierten Lächeln. Er legte alle diese Schätze vor seinem Sohne aus und betheuerte dabei mit großer Weitläufigkeit, daß seit der Trennung von seiner Cousine ihm Glück und Frieden fern geblieben seien. Arnold dachte bei sich selbst, sein Vater scheine diese Entbehrung wunderbar leicht ertragen zu haben; er ließ jedoch den alten Herrn gewähren und bemühte sich, den langathmigen Erzählungen desselben möglichst aufmerksam zu lauschen.

Gleichwohl schlugen inzwischen seine eigenen Gedanken eine praktischere Richtung ein. Die auf dem Umwege durch die Zeitungen der Familie zugekommene unerwartete Nachricht konnte sich allerdings als unbegründet erweisen; aber es sprach doch eben so vieles für als gegen ihre Richtigkeit. In jedem Falle war es eine Chance, die nicht verloren gehen durfte, und ohne Frage verlohnte es der Mühe, ihr weiter nachzuforschen.

Dieser Oheim, welcher allem Anscheine nach zur Zeit seines Todes ein bedeutendes Vermögen besaß, hatte gegen Baron Walther's Vater, der in Folge seiner Großmuth verarmte, ansehnliche Verbindlichkeiten gehabt. Es war daher kaum zu bezweifeln, daß seine Tochter, reich und unvermählt zurückgeblieben und, ihrem Vetter Walther vielleicht noch eine zarte Erinnerung bewahrend, sich bereit finden lassen würde, die ehemaligen Verluste zu ersetzen. Die entlehnte Summe war zwar keine

große, aber für die jetzigen Verhältnisse der Familie sehr zu berücksichtigen. Arnold fühlte es daher als eine Pflicht, diese so unvermuthet sich darbietende Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Er schlug seinem Vater vor, ohne Zögern an Olivia zu schreiben und dieser den Stand der Sache ehrlich zu enthüllen. Wohl gab es keine Möglichkeit, die Schuld gesetzlich nachzuweisen; allein die Annahme lag nahe, daß Olivia willens sein würde, dieselbe ohne erbrachte Beweise zu bezahlen. Doch in diesem Punkte begegnete Arnold einem unvorhergesehenen Hinderniß in dem übertriebenen Zartgefühl seines Vaters. Der Baron konnte durch nichts bewogen werden, einen Brief solchen Inhalts an seine Cousine zu richten.

„Es geht nicht, Arnold," rief er aus, als eines Tages sein Sohn deshalb ernstlich in ihn drang; „es geht wahrhaftig nicht. Berücksichtige nur die heikele Stellung, in welcher ich mich ihr gegenüber befinde! Jedes junge Mädchen in ihrer Lage würde sich verletzt fühlen, von einem Manne, welcher einst auf ihre Hand hoffte, um Geld angegangen zu werden."

„Aber, Vater, es wäre doch wohl Wahnsinn, wenn du dich durch diese falsche Sentimentalität abhalten lassen würdest, zu fordern, was ja nichts ist als dein Recht. Bedenke, daß du drei Kinder zu versorgen hast. Otto und ich, wir werden ohne Hülfe vorwärts kommen; aber Gabriele?"

„Ach ja, die arme kleine Gabriele!" antwortete der Vater; „allein, denke nur, wenn zum Beispiel ein Mann, der vor zwanzig Jahren gewünscht hätte, sich mit Gabriele zu vermählen, ihr jetzt einen Bettelbrief schreiben würde! Wie schrecklich müßte ihr dies sein! Was würde das arme Kind wohl thun?"

„Zu weinen anfangen, natürlich," erwiderte Arnold ohne Zaudern, „wenn solch ein sonderbares Ereigniß wirklich stattfinden könnte. Indessen ist es nicht Jedermanns Sache, so reichlich Thränen zu vergießen, wie Gabriele dies zu thun pflegt. Wir müssen hoffen, daß Tante Olivia größere Seelenstärke besitzt."

„Ich bin davon überzeugt. Olivia ist sehr muthvoll, ja gewiß, sehr muthvoll für ein Mädchen, und wenn du in Be-

tracht ziehst, daß sie nur achtzehn Jahre zählt . . . . ich entsinne mich . . . ."

„Ich betrachte sie aber nicht als nur achtzehnjährig," schrie Arnold fast in seines Vaters Ohr. „Nicht um einen Tag ist sie jünger als zweiundfünfzig."

„Ja, ja, allerdings; ich vergesse es immer. Jetzt erinnere ich mich. Wie schade! Aber ich wollte, Arnold, du möchtest nicht so laut sprechen; es ist so verwirrend."

Nachdem Arnold mit größter Schwierigkeit seinem Vater eine widerwillige Zustimmung abgerungen hatte, setzte er sich an den Schreibtisch und verfaßte folgende Epistel.

„Meine liebe Tante! (Es wird dies wohl die richtige Anrede sein; schwerlich wäre es passend, eine alte Dame »Cousine« zu nennen.) Ich hoffe, indem ich Sie also anspreche, nicht allzu sehr auf die Theilnahme zu bauen, welche Sie, wie ich mit Zuversicht glaube, Ihren einzigen noch übrigen Verwandten bewahren. Der unterzeichnete Name wird keine Erinnerung in Ihnen wecken; denn ich wurde erst acht Jahre nach Ihrer Abreise geboren, und da Sie wohl nie von meiner Existenz erfuhren, stelle ich mich Ihnen als Arnold Bodenbach vor — Ihren Neffen, oder, genauer ausgedrückt, Vetter zweiten Grades. Ich bin der älteste Sohn Baron Walther Bodenbach's, dessen Andenken gewiß noch in Ihrem Gedächtnisse lebt. Erst in der letztverflossenen Woche kam es durch einen Zufall zu unserer Kenntniß, daß unseres Vaters Oheim, Maximilian, welchen wir seit dem Jahre 1844 todt geglaubt hatten, bis vor sechs Monaten, und zwar im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, lebte. Viele Jahre lang waren die beiden Linien unseres Hauses sich entfremdet und einander fern geblieben; doch ist für die Fortdauer dieser Trennung keinerlei Grund vorhanden. Ich wage daher zu hoffen, Sie werden nicht weniger als wir geneigt sein, unsere Verbindung zu erneuern.

„Ich will keine Ausflüchte gebrauchen, noch vorgeben, daß der Beweggrund meines Schreibens ein anderer als ein eigennütziger sei. Ihnen, die Sie sich ohne Zweifel der unglücklichen Umstände

erinnern, welche Ihre vor zweiunddreißig Jahren erfolgte Abreise aus Europa begleiteten, ist es vielleicht auch bekannt geworden, daß mein Großvater, um den Namen der Familie zu schirmen, damals eine Summe von sechstausend Gulden, seine ganze verfügbare Baarschaft, vorstreckte, um die am meisten drängenden Gläubiger seines Bruders zu befriedigen. Weder sein Sohn noch seine Enkel haben diesen Schritt jemals bereut, sondern denselben als eine selbstverständliche, unvermeidliche Sache hingenommen, dem Grundsatze getreu, daß in der Wahl zwischen Vermögen und der Ehre des Namens das erstere ohne Besinnen geopfert werden müsse. Die Annahme, Ihr Vater oder dessen Nachkommen könnten jemals in der Lage sein, die erwähnte Schuld zu tilgen, wurde niemals in unsere Berechnungen einbezogen. Dieser Gegenstand wäre, wie es kaum der Versicherung bedarf, von unserer Seite wenigstens, nie berührt worden, hätte die zufällig an uns gelangte Mittheilung uns nicht die Vermuthung aufgedrängt, daß Ihre Verhältnisse es Ihnen gestatten müßten, ohne Nachtheil für sich selbst eine Summe zurückzustellen, welche, wenn auch an und für sich unbedeutend, doch für uns, wie ich ohne Beschämung gestehe, von unendlicher Wichtigkeit ist.

„Seit Sie unser Vaterland verließen, hat das Glück, welches, wie es scheint, Sie begünstigte, sich von meinem Vater abgewendet. Es ist ungewiß, ob wir den letzten Rest unseres Familienbesitzes, so gering er auch sein mag, zu erhalten im Stande sein werden. Mein Bruder Otto und ich sind Cavalerie-Offiziere in der österreichischen Armee, und wir Beide hoffen, durch eigene Kraft eine selbständige Zukunft zu erringen. Es ist daher hauptsächlich die Rücksicht auf meinen kränkelnden Vater und meine Schwester Gabriele, die mir die Pflicht auferlegt, mich in dieser Sache an Sie zu wenden. Nur sehr schwer ließ mein Vater sich dazu vermögen, Sie damit zu behelligen, weil es in Erinnerung seiner frühern Beziehungen zu Ihnen seinem Zartsinne widerstrebte. Ich wage jedoch vorauszusetzen, Sie pflichten meiner Ansicht bei, daß in solchen Fällen Aufrichtigkeit der beste Weg zum Ziele ist, und daß Sie mir ob meiner Offenheit nicht zürnen.

„Sollten Zufall oder Neigung Sie nach Europa führen, so werden Sie, wie ich hoffe, die Ueberzeugung gewinnen, daß wir Alle erfreut sein werden, Sie als unsere nächste Verwandte willkommen zu heißen.

„Erlauben Sie mir, mich zu unterzeichnen als Ihren aufrichtig Ihnen ergebenen, wenn auch unbekannten Neffen

Arnold Bodenbach."

„Dies ist nicht das Richtige, Arnold; es ist viel zu trocken und steif!" rief der alte Baron, nachdem er den Brief gelesen hatte, welcher ihm von seinem Sohne zur Prüfung überreicht worden war. „Du hättest mehr von Zuneigung sprechen sollen, und daß ich sie als so schön in der Erinnerung habe; auch der Kreidezeichnung hätte Erwähnung geschehen können. Dies ist ja nichts als ein Geschäftsbrief."

„Einen solchen zu schreiben, beabsichtigte ich eben," entgegnete Arnold. „Wenn sie eine vernünftige Frau ist, wird sie deshalb nicht schlechter von mir denken, weil ich es verschmähe, eine Zuneigung zu heucheln, die ich einer mir völlig Unbekannten gegenüber doch unmöglich empfinden kann."

So faltete und siegelte Arnold denn, taub für seines Vaters Vorstellungen, den Brief, überschrieb diesen, unter Couvert der Obrigkeit der Stadt G—, an Fräulein Boden, sonst auch Baronesse Olivia von Bodenbach genannt, ließ sein Pferd vorführen und machte sich auf den Weg, um das Schreiben mit eigenen Händen der Post zu übergeben.

3.

Die bedeutungsvolle Neuigkeit war, wie sich von selbst versteht, Otto gebührend mitgetheilt worden; doch dieser schien nicht geneigt zu sein, viel Gewicht auf dieselbe zu legen, und erklärte in blasirter Weise, daß Jedermann wisse, was von „americanischen Onkeln" zu halten sei. Nichtsdestoweniger

erwies sich dieser sehr in Mißcredit stehende und gewöhnlich für ein Hirngespinnst geltende Verwandte dieses eine Mal besser als sein Ruf; denn einige Wochen später kam die mit Spannung erwartete Antwort auf Arnold's Brief.

„Mein lieber Neffe! Wie doch die Zeit enteilt! (»Ein etwas eigenthümlicher Anfang,« schaltete Arnold, der laut vorlas, ein.) Zweiunddreißig Jahre, seit ich von Europa schied! Eine Ewigkeit — es ist so leicht, die Rechnung zu verlieren. Ich bin entzückt über die Entdeckung, daß ich seit meiner Abreise aus Oesterreich zwei Neffen und eine Nichte erhalten habe. Es wird mich überglücklich machen, ihnen eine so gute und nützliche Tante zu sein, als ich es nur vermag.

„Ich glaube, es ist in Betreff meines Vermögens viel Unsinn geschwatzt worden, allein etwas ist doch daran; denn ich habe wirklich sehr viel Geld — mehr als ich zu verwenden weiß. Das Schlimmste dabei ist, daß es mir nicht ganz freisteht, damit zu thun, was ich wollte.

„Denkt ja nicht, daß mein Vater seiner Verpflichtungen gegen seinen Bruder gänzlich uneingedenk gewesen sei. Vor seinem Tode (im vergangenen Juli) beauftragte er mich, über die Nachkommen seines Bruders Erkundigungen einzuziehen, und legte mir die Pflicht auf, für die Summe Ersatz zu leisten, welche, wie er Grund hatte anzunehmen, durch euern Großvater vorgestreckt worden war.

„Die Hauptmasse seines Vermögens hinterließ er mir, seiner einzigen Tochter; bezüglich eines bestimmten Theiles desselben aber traf er eine andere Verfügung, auf welche ich eben jetzt nicht näher eingehen kann.

„Die Ausführung der letzten Wünsche meines Vaters ist wesentlich erleichtert, seit ich den mir fehlenden Aufschluß über euern Aufenthalt von dir erhielt, und es sind bereits die nöthigen Schritte geschehen, um die in Rede stehende Summe nebst den hinzugefügten Zinsen durch meinen Banquier zurückzahlen zu lassen.

„So weit, denke ich, wird der geschäftliche Theil meines Briefes wohl erledigt sein. Ich hoffe, mich klar ausgedrückt zu haben.

„Es ist mein sehnlichstes Verlangen, meine Neffen und meine Nichte kennen zu lernen. Könnte nicht etwas zu diesem Zweck unternommen werden? Gewiß erwartet ihr nicht, daß ich in meinem Alter die Reise über den Ocean machen soll, um euch aufzusuchen; ihr aber, die ihr, wie ich hoffe, kräftige junge Männer seid, könnt vielleicht, wenigstens Einer von euch, es ermöglichen, zu euerer armen, alten Tante herüberzukommen.

„Selbstverständlich kann ich nicht zugeben, daß Ausgaben für euch daraus erwachsen. Wenn ihr das Opfer bringt, der Laune einer alten Frau zu willfahren, müßt ihr mir wenigstens gestatten, diesen Theil der Angelegenheit zu übernehmen.

„Die schmerzlichen Umstände, unter welchen ich Europa verließ, will ich nicht weiter berühren, und ich würdige auch vollkommen die Gründe, die deinen Vater veranlaßten, für jetzt zu schweigen. Mir ist es noch unmöglicher, diese Zeit zu besprechen.

„Und nun lebt recht wohl, meine lieben Neffen, meine Nichte Gabriele nicht zu vergessen. Bitte, überlegt meinen Vorschlag und laßt mich bald von euch hören.

„Euere euch herzlich zugethane alte Tante Olivia Bodenbach.

„P. S. Es ist mir so lieb, daß ihr Beide Soldaten seid; ich habe eine Leidenschaft für Uniformen, namentlich für die der Cavalerie."

Eine freudige Familienscene folgte dieser Vorlesung.

„Das nenne ich doch zufriedenstellend!" rief Arnold, den Brief mit einem Seufzer der Erleichterung aus der Hand legend. Gabriele schlug in die Hände und tanzte vor Freude. Der alte Baron hatte wahrhaftig Thränen im Auge.

„Gib mir den Brief, Arnold! Enthält er wirklich sonst keine Botschaft? Sie hätte wohl mehr über die alten Zeiten sagen können."

„Wie, Vater, du konntest doch kaum erwarten, daß sie selbst davon anfinge," entgegnete lachend sein Sohn, „insbesondere

nachdem du so ängstlich vermieden hast, den ersten Schritt zu thun."

„Ja, ja, du hast Recht; doch jetzt muß ich zur Feder greifen. Aber laß mich den Brief endlich sehen." Als sein Sohn ihm diesen gereicht hatte, seufzte er: „Ach Gott, ihre Handschrift ist mir ganz fremd geworden. Sie wird in Mexico wohl aus der Uebung gekommen sein."

„Das Einzige, was meiner Meinung nach zu der ganzen Geschichte sich sagen ließe, wäre, daß sie zu schön ist, um wahr zu sein," bemerkte Arnold. „Bis jetzt ist alles glatt abgegangen, wie in einem Feenmärchen. Ich will nicht hoffen, daß doch noch irgendwo ein Häkchen daran ist, wenngleich ich nicht einsehen kann, wie dies wohl möglich wäre. Ist es, nebenbei gesagt, nicht etwas absonderlich, daß eine alte Frau, wie sie, so für Cavalerie-Offiziere schwärmt?"

„Nicht im geringsten, ich versichere dir, nicht im geringsten! Die gute Olivia war immer so liebevoll. Natürlich denkt sie dabei der Zeit, da sie mich als Dragoner sah."

Der alte Herr, der jetzt eben so sehr darauf erpicht war, zu schreiben, als er sich früher dagegen gesträubt hatte, brachte den ganzen Vormittag damit zu, unzählige Briefbogen mit Anfängen zu bedecken, so daß, als die Zeit des Mittagessens kam, der Papierkorb diese mißlungenen Versuche kaum mehr fassen konnte. Als es Abend wurde, war es ihm trotzdem gelungen, die folgende Composition hervorzubringen.

„Meine innig geliebte Cousine Olivia! Ich kann dem Zuge meines Herzens, welches mich drängt, diese Worte an dich zu richten, nicht länger widerstehen. Glaube mir, nicht aus Kälte schwieg ich bisher; aber wie konnte ich anders, da ich nicht wußte, ob dein Herz so wie das meine an seiner Neigung festgehalten, oder ob dein Jugendtraum vielleicht durch ein späteres Bild verdrängt worden sei? Doch nein! Wie war es nur möglich, meine Olivia so ungerecht zu beurtheilen!

„Die Vermeidung des Eingehens auf die Vergangenheit ist mir der beste Beweis dafür, daß deine Gefühle sich gleich ge-

blieben sind. Zweifellos war dieser delicate Gegenstand für die Besprechung mit einem Dritten nicht geeignet, und eben an dem, was du verschwiegst, erkenne ich deinen gewohnten Tact.

„Ich darf dir nicht erst sagen, daß durch deine Abreise mein Leben freudenlos und leer geworden ist. Das Schicksal war grausam gegen uns, und ich kann es nimmer vergessen, daß du die Mutter meiner Kinder werden solltest.

„Dennoch bitte ich dich dringend, denselben um der alten Zeiten willen die Liebe einer Mutter zuzuwenden. Deine Güte findet einen schönen Ausdruck in dem Wunsche, deine Neffen kennen zu lernen. Ob du wohl einige Aehnlichkeit entdecken wirst zwischen diesen und ihrem unglücklichen Vater? Ich bin überzeugt, daß ich dich trotz der langen Trennung unverändert finden würde"

er war im Begriff gewesen, zu schreiben: „daß meine Söhne dich unverändert finden werden," verbesserte es aber noch zur rechten Zeit — , „wäre es mir vergönnt, dich jetzt zu sehen.

„Meine Söhne können mich nicht beide zugleich verlassen; so sende ich dir denn Arnold, den ältern, welcher eben jetzt von militairischen Pflichten frei ist. Otto wird vielleicht zu einer künftigen Zeit so glücklich sein, sich seiner Tante vorzustellen.

„Arnold kann im April aufbrechen; wir erwarten jedoch noch früher zu hören, ob dieser Zeitpunkt dir auch genehm sei.

„Und damit, liebste Olivia, will ich diese Zeilen schließen; meine Hand zittert so sehr, daß ich nicht wagen kann, meiner Kraft noch ein Weiteres zuzumuthen.

„Dein jederzeit getreuester, dich liebender Vetter

Walther Bodenbach.

„P. S. Erinnerst du dich des 25. Juni 1837?"

Diesem Schreiben fügte Arnold einige Zeilen bei, in welchen er der Tante für die schnelle Remittirung der sechstausend Gulden dankte und seine Freude über die ihm sehr erwünschte Reise nach Mexico aussprach.

In der That sah Arnold der Ausführung dieses Projectes mit wahrem Vergnügen entgegen. Immer hatte er sich nach den

Anregungen einer größern Reise gesehnt, ohne daß ihm jemals die Gelegenheit hierzu geboten gewesen wäre. In der letzten Zeit war er zudem sehr angestrengt gewesen, da es die Mittel des Gutes überstieg, einen Verwalter zu halten. Im April, für welchen seine Abreise festgesetzt wurde, konnte seine Gegenwart auf dem Gute am leichtesten entbehrt werden, und sehnlichst harrte er nur noch der entscheidenden Antwort Tante Olivia's, um seine Vorbereitungen zu beenden. Aber seinen frohen Aussichten war keine Verwirklichung beschieden.

Otto war bezüglich der mexicanischen Correspondenz gewissenhaft an fait gehalten worden. Seit seinen ersten abfälligen Aeußerungen hatte er über diesen Gegenstand ein geringschätzendes Stillschweigen beobachtet. Arnold war daher nicht wenig überrascht, als er eines Tages gegen Ende Februar folgendes Telegramm seines Bruders erhielt: „Muß dringend mit dir sprechen. Beschwöre dich, Mexico betreffend, bis dahin nichts zu beschließen. Komme Dinstag an. Otto."

„Nun, Otto, was gibt es denn? Dein Telegramm hat unserm Vater einen tödtlichen Schrecken verursacht. Nur mit großer Mühe konnte ich ihn beruhigen. Er beharrte bei der Voraussetzung, du kämest nach Hause, weil du gefährlich krank seiest. Hätte nicht auch ein Brief denselben Dienst gethan?"

Es war Dinstag, und die beiden Brüder fuhren vom Bahnhofe der heimischen Scholle zu.

„Wohlan, die Sache ist die," hob Otto an, kopfüber in sein schwieriges Geständniß tauchend, aber doch mit etwas befangener Miene, „ich bin in einer schrecklichen Verlegenheit, und du bist der Einzige, der mir heraushelfen kann."

Arnold schien durch diese Einleitung nicht sonderlich überrascht zu sein.

„Ich vermuthete etwas dieser Art, Otto; doch ich verstehe nicht, wie so gerade ich im Stande sein soll, dir aus irgend einer Klemme zu helfen. Laß mich hören, um was es sich handelt — heraus damit!"

„Versprich mir zuerst, daß du dem Vater nie ein Wort davon sagen wirst!“

„Ich zweifele nicht, daß es unklug ist, es zu thun; aber ich verspreche.“

„Es scheint mir am besten, gleich darauf los zu gehen,“ sagte Otto; „ich muß es vom Herzen haben, ehe ich das Haus erreiche. Anfang und Ende davon ist, daß mich Schulden plagen, und leidlich viele noch dazu.“

Der ältere Bruder antwortete nicht sofort, und sein Gesichtsausdruck blieb unverändert.

„Wie hoch beläuft sich der Betrag, Otto? Es ist besser, du sagst gleich die volle Wahrheit.“

„O, bis über die Ohren und noch weiter hinaus.“

„Wohl, das ist aber keine sehr genaue Angabe. Kannst du dich nicht deutlicher ausdrücken?“

„Wenn du es denn wissen mußt: zwischen zweitausend und dreitausend Gulden,“ erwiderte Otto kleinlaut; „in der That, der höhern Ziffer sogar näher.“

„Jetzt war eine Veränderung in Arnold's Gesichtsausdruck sehr wahrnehmbar. Nach einem lang gezogenen Pfiffe sagte er: „Nahezu dreitausend Gulden! Wie hast du das nur angefangen, Otto? Wenn du in Wien gelebt hättest, wäre es begreiflicher; aber in diesem abgelegenen Neste von einem Rzeszolow . . .“

„Nicht meine Schuld ist es,“ entgegnete Otto mürrisch.

„Wessen Schuld denn?“ fragte Arnold unmuthig.

„Wessen anders als die jenes Hundes!“ brach Otto mit einer heftigen Geberde und einem Strahl niedergekämpften Hasses im Auge los.

„Du meinst wohl Kreislich,“ vervollständigte Arnold gelassen, der unter dieser schmähenden Bezeichnung augenblicklich Otto's Rittmeister erkannte. „Sei doch vernünftig Otto! Ich weiß, du hassest diesen Mann, und auch ich bin nicht sein Freund; ihm jedoch alles Uebele, was dir im Leben begegnet, zuzuschreiben, ist Unsinn.“

„Ja, ich hasse diesen Menschen," murmelte Otto, tief und schwer athmend. „Kannst du das aber Unsinn nennen, wenn er einen Kameraden einfädelt, um ihn im Macao seiner schwer verdienten Gage ledig zu machen!"

„Einfädelt?" wiederholte Arnold.

„Ja; glaubst du, ich könnte ruhig zusehen, wie dieser ungeschlachte Mensch sich laut seines Reichthums rühmt, sich laut darüber beklagt, daß kein Einziger im Regimente sei, der in der Lage wäre, es im Spiele mit ihm aufzunehmen, und dabei fortwährend nach meinem Unvermögen, dies zu thun, schlecht verdeckte Hiebe führt? Ja, nach dem meinigen insbesondere; mir galten seine Ausfälle! Er scheint mein böser Geist zu sein; vor fünf Jahren schon war er es, und er ist es noch heute; immer finde ich ihn auf meinem Wege!"

„Und dies war eine hinreichende Verlockung für dich, eine Summe zu vergeuden, die du thatsächlich nicht besaßest?" Bei diesen Worten war Arnold's Ton auffällig trocken.

„O, ein so kaltblütiger Mensch wie du hat gut reden. Ich bin nun einmal in der Klemme, und die Frage ist, wie ich wieder herauskommen soll. Natürlich konnte ich nicht auch nur eine einzige Nacht sein Schuldner bleiben; ich zahlte eine Stunde nach Beendigung des Spieles, mußte aber das Geld zu fünfzig Procent von einem Wucherer nehmen."

„Weshalb erfuhr ich nicht schon früher von der Sache?"

„Ich glaubte, es würde sich irgendwie ein Rettungsanker finden — Gräfin Halka zum Beispiel; aber es ist jetzt eine solche Krisis eingetreten, daß ich wahrhaftig nicht weiß, was ich beginnen soll. Der alte Hebräer, welcher mir das Geld vorstreckte — ich wünschte, er läge auf dem Grunde des Rothen Meeres —, hat Schwarz auf Weiß mein Ehrenwort darauf, daß ich meine Schuld binnen fünf Monaten bezahle. Bin ich nicht im Stande, es zu thun, so weißt du, was dies bedeutet: Ehrengericht, Entlassung und all' das Uebrige der ergötzlichen Vorgänge," knirschte er ingrimmig.

Arnold aber blickte sehr düster. „Schade, daß du diese angenehmen Folgen nicht früher erwogen hast!“

„Ohne Zweifel; Jedermann sagt das, wenn es zu spät ist. Aber in des Himmels Namen, predige nur jetzt nicht Moral, sondern hilf mir aus der Noth!“

„Nun gut. Doch was soll ich dabei thun? Glaubst du, ich habe dreitausend Gulden in der Tasche? Die ganze Schuld von Onkel Max müßte, wie du weißt, aufgewendet werden, um die auf unserm Gute ruhenden Hypotheken abzulösen.“

Otto rückte unruhig auf dem Sitze hin und her, bis er endlich die Frage seines Bruders durch eine Gegenfrage beantwortete.

„Sage mir, Arnold, liegt dir sehr viel an dieser mexicanischen Expedition?“

Arnold schwieg eine Weile; er ahnte die Richtung der Gedanken seines Bruders.

„Ich vermuthe, du würdest gern an meiner Stelle gehen; ist es nicht so, Otto?“

„Ja,“ erwiderte dieser mit zunehmender Verlegenheit, „das ist es ungefähr; doch niemals würde ich daran denken, wofern du selbst im geringsten auf die Reise Werth legen solltest.“

„Gewiß liegt mir sehr viel daran, und ich habe mich darauf gefreut, seit zuerst die Rede davon war. Außerdem sehe ich nicht ein, wie diese Reise zu der Verbesserung deiner Verhältnisse beitragen könnte. Was wir von Tante Olivia zu erwarten haben, wird uns wohl erst nach deren Tode zukommen, und hat Onkel Max uns etwas hinterlassen, so kann es eben so gut hier an dich gelangen. In jedem Falle werde ich zuverlässig mein Möglichstes für dich thun.“

„Das weiß ich wohl; allein — es ist doch immer nicht dasselbe. Nicht Jedermann hat die Gabe der Ueberredung; oft wurde mir versichert, daß es mir immer gelänge, Andere zu gewinnen.“

„Gerade heraus gesagt: du findest meine Anziehungskraft der Aufgabe nicht gewachsen,“ bemerkte lachend der ältere Bruder. „Nicht Otto?“

„Wenn du doch meinen Gedanken nicht immer eine so unliebenswürdige Färbung gäbest! Ich meine nur, du seiest so zurückhaltend und ernst, und was noch hierzu gehört, und ich glaube nicht, daß alte Damen dies lieben."

„Nein, eben so wenig als junge," entgegnete Arnold, höchlichst belustigt. Er wußte wohl, wie sehr er in Gesellschaft durch seinen Bruder in den Schatten gestellt wurde, und daß Otto stets die Sympathieen des schönen Geschlechtes für sich gewann; doch diese Erkenntniß machte ihm wenig Sorge.

Tags darauf kündigte Arnold seinem Vater einfach an, daß Otto an seiner Statt nach Merico gehen würde, und der alte Baron, dem leicht ein Grund genügte, stellte keine unbequemen Fragen.

Unmittelbar nach dieser Entscheidung hob sich Otto's Stimmung wunderbar. Ohne Unterlaß verweilten seine Gedanken bei der glänzenden Zukunft, die sich ihm eröffnete, wenn er reich von Merico heimgekommen und mit Comtesse Halka vermählt sein würde. Voll freudiger Hoffnung kehrte er zu seinem Regimente zurück, begierig auf die Verständigung wartend, durch welche der Tag seiner Abreise endgültig festgesetzt werden sollte.

Alles ging nach Wunsch; die Antwort traf umgehend ein, und war so befriedigend als möglich.

„Mit Freuden werde ich denjenigen meiner Neffen begrüßen, der sich die Mühe geben will, mich zu besuchen, gleichviel, welcher es sei," schrieb Tante Olivia, „und gewiß soll der Kommende keine Ursache haben, seine Reise zu bereuen."

Sie sagte ferner, Baron Walther's Schreiben betreffend: „Tief gerührt war ich durch alles, was dein Brief über vergangene Zeiten enthielt. Von ganzem Herzen gern will ich deinen Kindern eine Mutter sein, wenn dieselben mich als solche anerkennen wollen. Ich erwarte mit Sehnsucht den mir versprochenen Besuch; es wird eine herrliche Unterbrechung meines einförmigen Daseins werden; für gewöhnlich führe ich, mit meiner Gesellschafterin allein, ein sehr stilles Leben."

Der Brief schloß mit vielen herzlichen Versicherungen und allen nöthigen Anleitungen.

4.

Am Morgen seines ersten Reisetages erwachte Otto sehr spät; die Frühstücksstunde war vorüber, und er setzte sich in die Kajüte zu einem einsamen Mahl. Er hatte gewünscht, früh genug wach zu werden, um das allmälige Verschwinden des Landes zu beobachten. Doch lange bevor er die Augen öffnete, war von der Küste nichts mehr zu sehen, und der Horizont blieb von glitzernden Massen grüner, tanzender kleiner Wellen umsäumt.

„Bitte, Herr Oberlieutenant, da ist der Thee," sagte sein Diener, mit der Theekanne in der Hand eintretend.

„Sieht verdammt schwach aus!" bemerkte Otto, als er seine Tasse füllte.

„Nein, Herr Oberlieutenant, der Thee ist nicht schwach; er sieht nur hier in der Kajüte so schwach aus."

„Sprich kein dummes Zeug, sondern geh' und bringe mir den Thee-Vorrath."

„Bitte, Herr Oberlieutenant, es ist keiner mehr da; ich habe alles hineingegeben."

„Meinst du das ganze Pfund, welches ich mitbrachte, du Tölpel?" fragte Otto erschrocken.

„O nein, bitte, es war lange kein Pfund, nicht einmal zwei Loth. Nur das kleine Packet in Rosa-Papier, mit blauem Band gebunden."

„Rosa-Papier und blaues Band!" schrie Otto, indem er entsetzt aufsprang und Piotr die Theekanne so heftig aus der Hand riß, daß der Diener nahe daran war, das Gleichgewicht zu verlieren.

Ein paar Herren, welche am andern Ende der Kajüte Zeitungen lasen, blickten erstaunt auf.

„Himmel! das waren ja .... die Rosenblätter, welche mein Vater mir für Tante Olivia mitgab!“ fügte er mit sinkender Stimme hinzu. „Was hast du gethan, du verwetterter Strohkopf?“

Es war nur zu wahr: Piotr hatte von den Rosenblättern Thee gemacht. Kein Wunder, daß er schwach ausfiel!

„Bitte, Herr Oberlieutenant, habe selbst gedacht, daß es nicht wie Thee aussieht; aber Sie befahlen mir, im Koffer zu suchen.“

„Ich habe dir aber nicht befohlen, den ganzen Inhalt des Koffers in die Theekanne zu werfen,“ zürnte der Offizier. „Da hat mir deine Dummheit eine schöne Geschichte angerichtet! Geh' jetzt schnell, ordentlichen Thee zu machen, wenn du es ohne neuen Unsinn zu Stande bringen kannst.“

Piotr war ein Pole und Otto's militairischer oder vielmehr nichtmilitairischer Diener; denn er war schon kurze Zeit nach seiner Einstellung als Recrut zu den Functionen des „Burschen“ berufen worden. Otto hatte früher in einem Ulanen-Regiment gestanden, und als er zu den Husaren versetzt wurde, war sein schätzbarer Hausgenosse, an welchen er trotz dessen Eigenheiten sich gewöhnt hatte, von ihm importirt worden. Daß Piotr niemals ernstlich in der Truppe gedient haben konnte, war für den oberflächlichsten Beobachter augenscheinlich, so vollständig waren sowohl seine Gewohnheiten, sich von einem Beine auf das andere hinüber zu balanciren, als auch die sinnreichen Einwendungen, welche er gegen jeden Befehl zu erheben pflegte, im Widerstreit mit der militairischen Disciplin. Otto hingegen behauptete, daß auch das umfassendste Drillen ihn nie dahin gebracht haben würde, wie andere Sterbliche auf zwei Beinen zugleich zu stehen, und er schrieb diese und viele andere seiner Besonderheiten der hoffnungslosen Unentschiedenheit seines Charakters zu.

Unbedingt mußte ein Diener wie Piotr wenig geeignet erscheinen, nach Mexico mitgenommen zu werden, um so mehr, als die geringste Veranlassung genügte, ihn seiner Geistesgegenwart vollständig zu berauben. Hauptsächlich im Hinblick auf die

unnöthige Ausgabe hatte Arnold seinem Bruder zuerst dringend davon abgerathen, sich von Piotr begleiten zu lassen. Otto jedoch war der Ansicht, daß es besser aussehe, mit einem Diener zu reisen, und dies ihm in den Augen seiner alten Verwandten ein gewisses Relief geben könnte; nebenbei hätte er nur höchst ungern auf seine Bequemlichkeit verzichtet.

Zu dieser Zeit stand Piotr im dreiundzwanzigsten Jahre. Er war blond, schlank und hatte ruhelose, etwas leer blickende Augen. Wenn er in ein Zimmer trat oder aus demselben hinausging, machte es jedes Mal den Eindruck, als ob nur das zufälligste Ungefähr ihn durch die Thüre gebracht habe, und er eben so gut durch das Fenster oder gegen die Wand gegangen sein könnte. Seine beiden Hauptzüge waren, immer doppelt so viel zu tragen, als er ohne Anstrengung vermochte, und seine Abneigung, einem erhaltenen Befehle auf der Stelle zu gehorchen. In solchem Falle pflegte er rasch Umschau zu halten, ob es nicht doch etwas anderes vorher zu besorgen gäbe. Diese besondere Eigenthümlichkeit schien in der unklaren Anschauung zu wurzeln, er könne durch diese Methode Zeit ersparen.

Es ist keineswegs unsere Absicht, einen ausführlichen Bericht über die ersten oder die spätern Tage, die Otto an Bord verlebte, über unsere Leser zu verhängen, eben so wenig, als diese durch eine Liste der Mitreisenden zu ermüden — der jungen Damen, welchen er den Hof machte (denn selbstverständlich waren junge Damen vorhanden, und eben so selbstverständlich machte er einigen derselben den Hof), der alten Damen, welchen er nicht den Hof machte, und der Herren, mit welchen er rauchte und plauderte. Auch wollen wir dies nicht durch eine Wiedergabe der Tischgespräche oder ein Verzeichniß der Schüsseln thun, welche den daran Theilnehmenden mehr oder weniger gut bekamen, je nach ihrer Seetüchtigkeit und dem Stande des Wetters.

Am dritten Tage der Ueberfahrt begann die See sich den wenigst Erfahrenen unter den Reisenden mißgünstig zu zeigen. Die Behaglichkeit schwand von dem Verdecke, wo Otto seine Nachmittags-Cigarre rauchte, und in etwas gereiztem Zustande

begab er sich nach unten, nur um zu finden, daß er von der Scylla in die Charybdis gekommen sei.

Er wendete sich nun seiner eigenen Cabine zu, angezogen durch ein monoton summendes Geräusch, welches von derselben auszugehen schien. Als er den Fuß in den Vorraum der Cabine setzte, strauchelte er über ein auf dem Boden liegendes Etwas, und die eintönigen Laute kamen zu plötzlichem Abschluß. Bei näherer Besichtigung zeigte es sich, daß dasjenige, was ihn fast zu Falle gebracht hatte, ein Beinpaar sei, welches Otto als Eigenthum seines Dieners erkannte. Den Vorhang, der dieses Plätzchen theilweise verhüllte, beiseite schiebend, entdeckte er Piotr in seiner ganzen Länge hingestreckt, den Kopf durch eine Reisetasche unterstützt. Dieser war der Urheber der kläglichen Töne gewesen; er hatte eine ruthenische Hymne angestimmt, als Vorbereitung auf sein, wie er meinte, rasch herankommendes Ende.

„Was in des Himmels Namen soll das heißen?“ rief Otto, starr vor Staunen, aus. „Weshalb liegst du hier, ausgespreizt wie ein Seestern, du unverbesserlicher Einfaltspinsel?“

„Danke Ihnen, Herr Oberlieutenant,“ hub Piotr mit zitternder Stimme an; „Sie waren mir ein guter Herr, und ich bin recht betrübt, Sie zu verlassen.“

„Mich verlassen? Wo zum Henker gehst du denn hin, du außerordentlichster aller Dummköpfe?“

„In den Himmel, hoffe ich,“ erwiderte Piotr feierlich; „wenn Gott mir gnädig meine Sünden vergibt.“

„Das also ist es!“ sagte Otto, dem der Stand der Sache aufzudämmern begann, im Tone unendlicher Beruhigung. „Beinahe dachte ich, dies Mal sei es ernst. Indeß hast du, seit ich dich kenne, schon so oft einen falschen Anlauf nach der Himmelsrichtung genommen, daß ich dich kaum in der dringenden Gefahr glauben kann, so bald dahin zu gelangen. Und nun steh' augenblicklich auf, und wofern du wirklich unwohl bist, geh' in deine Koje; aber, liege nicht hier wie eine lebende Menschenfalle, auf-

gestellt, um arglose Reisende einzufangen. Ich denke, heute Abend werde ich mich allein behelfen müssen."

Otto mußte sich an diesem Abend und noch an mehrern andern behelfen, ehe Piotr das Gleichgewicht seiner Beine und seiner Lebensgeister wiederfand. Hierauf wurde die Reise gedeihlicher. Die Tage gingen für Otto recht angenehm hin, getheilt zwischen den früher erwähnten schönen Mitreisenden und seinen Virginia-Cigarren. Er hatte sich über nichts zu beklagen; selbst für den Verlust der Rosenblätter fand sich Ersatz, und zwar durch die Güte einer blauäugigen jungen Dame, welche Otto die das Mittelstück ihres Bouquets bildende Rose schenkte, ohne Zweifel in der innigen Zuversicht, daß die kostbare Blume bestimmt sei, in Zukunft an seinem Herzen zärtlich verwahrt zu werden. Ob Otto zu dieser Annahme Grund gegeben hatte, sind wir nicht im Stande zu entscheiden.

Das herrlichste Wetter trat ein, als die Reise zu Ende ging. See und Himmel nahmen das den tropischen Regionen eigenthümliche tiefe Blau an, und die matt leuchtenden Sterne unserer Himmelsstriche waren zu großen glühenden Sphären geworden.

Vier Wochen nach seiner Abreise fand sich Otto, Vera-Cruz im Rücken, über schlechte mericanische Straßen gerüttelt. Doch die Unbequemlichkeit dieser Art von Ortsveränderung war reichlich ausgeglichen durch die wunderbare Schönheit und Neuheit der ihn umgebenden fremdartigen Scenerie. Einen Tag später verließ er die Hauptstraße und den Postwagen, diesen mit einem leichten primitiven Fuhrwerke vertauschend, welches ihm entgegengesendet worden war.

Nun ging es weiter, auf einem rauhen Pfade, der in die Berge führte. Das sich nach und nach erschließende Innere des Landes hielt, was sein erster Anblick versprach. Bei jeder Wendung erschien die Landschaft wilder und romantischer, gewann die Vegetation an Ueppigkeit und tropischer Pracht. Nach der brennenden Hitze des Tages war die Kühle des Abends angenehm erfrischend, und Otto empfand den vollen Genuß seiner

Fahrt, bis die plötzlich eintretende Dunkelheit das bunte Panorama seinen Blicken entzog.

Da es nun nichts mehr zu sehen gab, hatte er Muße, dem jetzt so nahe vor ihm liegenden Reiseziele seine Gedanken zuzuwenden, in seinem Geiste das Bild der unbekannten Verwandten heraufzubeschwören und über die bevorstehende Zusammenkunft mit ihr nachzusinnen. Zum ersten Male fragte er sich, welcher Klasse von Frauen wohl seine Tante angehören möge und in welcher Weise sie von ihm begrüßt werden müsse.

„Ich hoffe, es ist alles in Ordnung," überlegte er. „Dies wird wohl schon die Besitzung sein. . . . Vielleicht kann ich von dem Kutscher etwas über die alte Dame erfahren, was mir zur Richtschnur für meine Begrüßung dienen könnte."

Demgemäß versuchte Otto ein Gespräch mit dem Manne einzuleiten; aber dieser zeigte sich unnahbar, indem er nur etwas schlechtes Spanisch und den Dialect des Landes verstand.

„Ich sehe, aus dem Schlingel ist nichts herauszubringen," sagte sich Otto seufzend. „Bald werde ich ja in der Lage sein, selbst zu urtheilen, denn wir müssen gleich ankommen. Arnold meinte einst, er glaube, es müsse irgendwo ein Häkchen sein. Wenn am Ende doch die alte Frau nur eine Mythe und ich in den April geschickt wäre?"

Das Fuhrwerk lenkte jetzt in einen sich abzweigenden schmälern Seitenweg ein, welcher, insofern dies das mäßiger gewordene Rütteln fühlbar machte, etwas besser gehalten zu sein schien.

Er sah Lichter durch die Bäume schimmern, und gleich darauf hielt der Wagen vor dem Hause, dessen Contouren er nur unklar unterscheiden konnte.

Ein Hund stürzte bellend heraus, und eine alte Frau näherte sich mit einer Laterne.

Otto, etwas steif von der langen Fahrt, sprang vom Wagen. Er überließ seinem Diener die Sorge für das Gepäck und trat durch die vorspringende niedere Veranda rasch in das Haus. Neugierig spähte er in der Dunkelheit umher und raunte sich im Stillen zu: „Nun gilt es Tante Olivia!"

5.

Wenn es irgendwo ein Häkchen gab, war dieses doch nirgends zu bemerken.

Otto wurde nach einem weiten, geräumigen Gemache geführt, dessen Einrichtung, wenngleich von äußerster Einfachheit, doch das bestechende Gepräge eines feinen Geschmackes trug. Der Fußboden war mit Matten bedeckt, Wände und Zimmerdecke weiß getüncht, die Möbel, größtentheils niedere Ruhebetten und Ottomanen, alle in gleicher Weise mit einem roth und weiß breit gestreiften Leinenzeuge überkleidet. Gardinen aus gleichem Stoffe wallten an den Fenstern nieder, welche, bis zum Boden herabreichend, den Zutritt zu der sich an der Außenwand hinziehenden Veranda vermittelten. Das milde Licht einer Hängelampe überstrahlte alle diese Gegenstände so sanft, daß Otto, obschon aus tiefer Dunkelheit kommend, ungeblendet den ganzen Raum mit einem einzigen Blick umfassen konnte.

Am jenseitigen Ende des Gemaches stand auf einem bequem an einen Lehnstuhl gerückten Tisch eine kleine Studirlampe.

Aus jenem Lehnstuhl erhob sich, als Otto eintrat, eine alte Dame, und kam ihm einige Schritte entgegen.

„Tante Olivia, wie ich vermuthen muß," sagte Otto, eilig herankommend. Er ergriff die Hand der alten Frau und führte sie an seine Lippen. „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen; mein Vater hat mir so viel von Ihnen erzählt."

„Du also bist Otto?" erwiderte sie in leichter Erregung. „Es ist sehr freundlich von dir, aus so weiter Ferne zu kommen, um uns zu besuchen."

„Was, zum Kuckuck, meint sie mit dem Uns?" dachte Otto im Stillen. „Spricht sie von sich selbst im Plural, wie ein gekröntes Haupt?" . . . Lauter aber antwortete er: „War es doch von Ihnen überaus gütig, Ihren Neffen so herzlich einzuladen."

Inzwischen hatte Otto Platz genommen und Zeit gehabt, die alte Dame einer Prüfung zu unterziehen. Alt war sie, ent-

schieden alt, viel älter, als er erwartet hatte, sie zu finden. „Ei, sie scheint näher an sechszig als an fünfzig zu sein," erwog er bei sich selbst.

Hoch und schmächtig, ging sie so gebeugt, daß sie kleiner erschien, als sie wirklich war. Ihr Haar, durch eine mit breiten Krausen geschmückte, unter dem Kinn gebundene Mousselin-Haube fast gänzlich bedeckt, war vollständig ergraut. Ihre Gesichtsfarbe spielte in's Gelbliche. Eine etwas zurückweichende Stirne und große, sanfte graue Augen, gaben ihr einen höchst wohlwollenden, wiewohl etwas geistesarmen Ausdruck. Von den geschwungenen Brauen, die sein Vater in so warmen Worten geschildert hatte, war kaum eine Spur zurückgeblieben; aber wahrscheinlich als Ersatz für dieselben lag auf ihrer Oberlippe ein unverkennbarer Schatten, welcher in höchst possirlicher Weise mit der in ihrer übrigen Erscheinung ausgeprägten Milde und Weinerlichkeit stark contrastirte. Sie trug ein schwarzes Kleid von dünnem, werthlosem Stoff, durch welchen ein aufmerksames Auge ihre knöchernen Arme und Schultern hindurchscheinen sehen könnte. Vielleicht um diesem Uebelstande abzuhelfen, drapirte sich ein übermäßig großer, schwarz-weißer Cachemir-Shawl nachlässig um ihre dürre Gestalt, und derselbe sollte durch eine breite silberne, wie ein Halbmond geformte Spange von orientalischer Arbeit zusammengehalten werden. Diese Spange schien gleichwohl ihrer Bestimmung nicht gewachsen zu sein; offenbar war sie schwacher, unentschlossener Natur, denn niemals haftete sie länger, als den Zeitraum einer kurzen Minute. Schon als Tante Olivia aufstand, um Otto zu begrüßen, hatte der treulose Halbmond den Dienst versagt, und die ohnedies sehr befangene Frau wurde es durch diesen geringfügigen Zufall nur noch mehr.

„O, selbstverständlich," lautete ihre Antwort auf Otto's letzte Bemerkung. „Ich freue mich immer, Jemand zu sehen, der in verwandtschaftlichen Beziehungen zu . . ." Hier hielt sie in sichtlicher Verlegenheit inne.

Otto vernahm jetzt ein schwaches Rauschen an den Thürvorhängen, welche den Eingang in das nächste Zimmer bildeten, und es war ihm fast, als hörte er ein aus dieser Richtung kommendes leises Husten.

„Nein, nicht das wollte ich sagen," verbesserte sie sich; „aber ich habe ja so viel über dich gehört von . . . von Jedermann, und es ist ganz natürlich, daß ich . . ." Nun sah die alte Frau hülflos um sich, und Otto dachte dabei: „Welch' wunderliches Wesen! Es ist fast, als ob sie mich des Interesses wegen, welches sie an mir nimmt, um Entschuldigung bitten wollte. Und in welche Aufregung jede Anspielung auf meinen Vater sie versetzt!"

Wieder fesselte eine plötzliche Bewegung der Gardinen seine Aufmerksamkeit. Er zweifelte nicht, daß hinter denselben ein Lauscher stand, und glaubte sogar, an dem Faltenwurf des Stoffes eine diesen fassende Hand zu erkennen. Das Bewußtsein, beobachtet zu werden, ist nie ein angenehmes, und ein seltsam peinliches Gefühl begann sich Otto's zu bemächtigen. Es war ihm wie eine Erlösung, als eine Dienerin erschien, um zum Abendessen einzuladen. Mit Lebhaftigkeit sich erhebend, bot er Tante Olivia den Arm, wobei, wie er sich einbildete, das Geräusch leichter, von dem Vorhang sich entfernender Tritte sein Ohr traf.

„Ich denke, du bist für unser Mahl wohl vorbereitet; gewiß bist du ganz ausgehungert. Auch habe ich dich noch nicht der Dame vorgestellt, welche bei mir lebt."

Eben als Tante Olivia und Otto den Vorhang erreichten, der die beiden Gelasse schied, litt der unglückliche Shawl abermals zu Boden. Die alte Frau stolperte darüber, und dieser kleine Zwischenfall verursachte ihr eine neue Aufregung.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihre Gefährtin kennen zu lernen," entgegnete Otto, den Shawl sorgsam emporraffend. In seinem Innern sagte er sich jedoch: „Hol' sie der Geier! Ich hatte ganz vergessen, daß noch eine zweite alte Hexe im Hause ist."

Er schlug den Vorhang zurück, und sie betraten das anstoßende Gemach, in welchem das Abendbrod ihrer harrte. Auf einem Seitentische stand dampfend eine große Theemaschine, und über diese neigte sich, den Eintretenden den Rücken zuwendend, die schlanke Gestalt einer gleichfalls in Schwarz gekleideten Dame. Sicherlich war dies nicht die Gesellschafterin; denn sie schien ganz jung zu sein. Ehe sie noch ihre Stellung veränderte, war Otto schon die Anmuth ihrer Haltung aufgefallen.

Sie sah sich nicht um, als die Beiden sich näherten, sondern beugte sich vielleicht noch etwas tiefer zu der Theemaschine hinab.

„Liebe Reata, erlaube mir, dir Baron Otto Bodenbach vorzustellen, meinen — Neffen; dies ist Fräulein Reata, meine — Gesellschafterin."

Unstreitig gehörte es zu den Eigenheiten der alten Dame, ihre Sätze nur mit Schwierigkeit zu Ende bringen zu können.

Das junge Mädchen wandte sich rasch, streifte Otto mit kurzem Augenaufschlag, machte ihm eine hastige kleine Verbeugung, und kehrte dann ohne ein Wort zu ihrer Beschäftigung mit dem Thee zurück.

Dieser flüchtige Augenblick war für Otto eine Offenbarung gewesen; er hatte eine blitzartige Schönheits-Vision gehabt. Sein Blick war einem Paar herrlicher Augen begegnet, — tiefer, dunkeler und dennoch nicht schwarzer Augen. Die Ueberraschung raubte ihm thatsächlich die Besinnung. So ganz anders war das Mädchen, als er erwartet, so viel lieblicher als alle Frauen, die er jemals gekannt hatte! Seine gewöhnliche Zungenfertigkeit verließ ihn für einen Moment, und da er fürchten mußte, er würde, wenn er spräche, sein Erstaunen verrathen, nahm er wohlweislich verstummt am Tische Platz. Auf diesen war ein kräftiges Mahl aufgetragen, und Otto fühlte sich geneigt, demselben Ehre anzuthun.

Fräulein Reata verließ plötzlich die Theemaschine und setzte sich zu den Andern an den Tisch.

„Willst du uns Thee geben, liebe Reata? Gewiß wird eine Tasse davon Baron Bodenbach — Otto will ich sagen — nach der ermüdenden Reise willkommen sein."

Reata füllte schweigend die Tassen und reichte sowohl Tante Olivia als Otto eine derselben.

Wie sie jetzt dicht unter der Lampe saß, gewährte sie dem jungen Manne ihren vollen Anblick. Die vor seinem ersten Blick aufgetauchte lebhafte Farbe ihrer Wangen war geschwunden -- ihr Antlitz erschien in der Ruhe fast bleich; doch bei jeder Bewegung, jeder leichten Erregung übergoß sich ihr mattweißer Teint mit einem Schimmer von Roth, das, rasch durch alle Tinten spielend, bis zum Carmin aufflammen konnte. Schwarze Brauen und Wimpern, das in zwei dicken Flechten bis weit über den Gürtel niederfallende Haar nur ein klein wenig heller, von tief dunkelm Braun, Nase und Mund im edelsten Schnitt, der letztere vielleicht ein wenig zu entschieden im Ausdrucke, ohne jedoch dem Kinn jene harte, eckige Contour zu geben, die den Reiz des Weibes so sehr schmälert, vollendeten das Bild. Wie viel Willenskraft ihr Mund auch andeutete, er wurde Lügen gestraft durch den ungemein sanften Ausdruck der Augen -- dieser wunderbaren Augen, deren dunkele Schatten goldig schimmernde Lichter und weiche, blauweiße Töne, an die volle Schmelzfarbe des Onyx erinnerten. Aber selbst diese so sanft blickenden Augen mußten in Augenblicken der Leidenschaft, daran konnte man nicht zweifeln, Blitze sprühen können.

Wenn ein Bildhauer vielleicht in Reata's Gesichtszügen die eine oder andere kleine Unvollkommenheit entdeckt haben würde, so wäre dies doch gewiß in Betreff ihrer Gestalt nicht möglich gewesen, die, von der schönsten Frauengröße, in durchaus vollendetem Ebenmaße prangte. Das Auge mußte entzückt auf diesen fehlerlosen Umrissen verweilen.

Während der ersten Hälfte des Mahles verharrte die junge Dame in ununterbrochenem Stillschweigen; nur hier und da überraschte Otto einen auf sein Gesicht gerichteten forschenden Blick, worauf sie dann sogleich die langen Wimpern senkte.

„Diese Augen waren es, die, hinter dem Vorhange verborgen, mich beobachteten," dachte Otto; „es ist nicht zu verwundern,

daß mir dabei so unbehaglich zu Muthe wurde. Ich wollte, sie spräche doch endlich!"

„Es nimmt mir eine Last vom Herzen, dich glücklich angelangt zu wissen," ließ Tante Olivia sich nun vernehmen. „Ich war den ganzen Tag über in großer Sorge, es könnte dir etwas zustoßen."

„Ei, was hätte wohl geschehen können, außer höchstens das Umwerfen des Wagens?" fragte Otto. „Ich gestehe, daß ich dies ein paar Mal fürchtete."

„Nun ja; das aber nehmen wir hier ganz gleichgültig hin. Es müßte schon ein ernsteres Ereigniß sein, das bei uns den Namen eines Unfalls verdienen sollte."

„Welcher Art von Schrecknissen bin ich denn glücklich entkommen? Es wäre mir angenehm, es zu wissen, um genau ermessen zu können, wie viel Dank ich der Vorsehung schulde."

„In kleine Stücke zerschnitten, eingesalzen, in ein Fäßchen eingelegt und vielleicht als Pöckelfleisch verzehrt zu werden!" schaltete Fräulein Reata, sehr schnell sprechend, ein. Es war dies ihre erste Betheiligung an dem Gespräche.

„Unleugbar klingt das einigermaßen grausig," antwortete Otto, durch diese unvermuthete Anrede etwas aus der Fassung gebracht. „Doch was hätte hierzu die Veranlassung geben können?"

„Glauben Sie, ich erfinde Märchen, um Sie in Furcht zu setzen?" entgegnete Reata erröthend und in beinahe zürnendem Eifer. „Ich wiederhole Ihnen, daß es sich wirklich so verhält."

„Wahrlich, ich bin bereit, alles, was es auch sei, zu glauben," sagte Otto, der sich belustigt zu fühlen anfing. „Sie dürften es aber dennoch etwas schwierig finden, mich davon zu überzeugen, daß ich zerschnitten und eingesalzen worden bin; wenigstens ist, wenn es geschehen sein sollte, das Resultat durchaus kein unangenehmes."

„Ich sagte nicht, es wäre geschehen, sondern es hätte geschehen können, und füge hinzu, daß eine Möglichkeit hierfür auch künftig nicht ausgeschlossen ist."

„Welch' seltsames Mädchen," dachte Otto, „und wie wild ihre Augen blicken können! . . . Wollen Sie mich vielleicht gefälligst darüber belehren," fuhr er fort, „wer meine muthmaßlichen Mörder sind, oder wo sie sich befinden?"

„Haben Sie nie von den Räubern gehört, welche diesen Theil unseres Landes unsicher machen? Im letzten Jahre verfiel ein reicher Kaufmann dem vorhin von mir erwähnten Schicksale."

„Ach, ja wohl!" bestätigte Tante Olivia; „wie sehr wurden wir damals Alle dadurch erschreckt! Ich konnte kein Auge mehr schließen, bis wir gehört hatten, daß das Haupt der Bande eingefangen sei."

„Es wurde ihm aber bald die Freiheit wiedergegeben," vervollständigte Reata, „so daß es noch immer in seinem Belieben liegt, sein Pöckel-System auch fernerhin zu verfolgen."

„In Freiheit gesetzt?" fragte Otto erstaunt. „Sie wollen doch nicht sagen, daß man thöricht genug war, solch einen blutdürstigen Elenden entwischen zu lassen?"

„Es wurden mildernde Umstände geltend gemacht," erwiderte Reata ernsthaft.

„Was in aller Welt konnte ein solches Verbrechen in milderm Lichte erscheinen lassen?" rief Otto erregt. „Einen Mitmenschen in Stücke zerschneiden! War der Mann wahnsinnig, that er es im Schlafe, that er es überhaupt gar nicht — was ist denn eigentlich an der Sache?"

„Nein, nichts von alledem," antwortete Reata, immer noch sehr ernsthaft scheinend; „aber, wissen Sie — die Stücke waren sehr klein!"

Otto sah in höchstem Erstaunen zu ihr hinüber; ihr Ton war ganz trocken gewesen, nur ein leichtes Zucken der Mundwinkel verrieth ihren Muthwillen.

„O, liebe Reata, wie kannst du solchen Unsinn sprechen!" rief die alte Dame. „Die Sache ist," fuhr sie, gegen Otto gewendet, fort, „daß es gefährlich gewesen wäre, ihn zu verurtheilen. Die ganze Bande wäre dadurch auf diejenigen gehetzt worden, die diesen Act der Gerechtigkeit vollzogen. Durch die Freilassung

des Mörders wendeten die Richter wenigstens von sich selbst das Unheil ab. Das Justizwesen ist noch sehr zurück in diesem Lande."

„Dann müssen Sie ja in fortwährender Besorgniß um Ihr Leben sein? Erreicht denn jemals ein Bewohner dieser Gegenden das natürliche Ende seines Daseins?"

„Wir sind ja versichert!" warf Reata lebhaft ein. Dann, als sie Otto's überraschten Ausdruck gewahrte, ging sie zu der Erklärung über, es sei hier üblich, den Räubern einen bestimmten jährlichen, nur von den Wohlhabenden zu entrichtenden Tribut zu bezahlen; daher habe Jedermann die Wahl, ermordet zu werden oder nicht, und außerdem seien alle Unbemittelten vor den Uebelthätern vollkommen sicher. „Ihr kostbares Leben war keiner wirklichen Gefahr ausgesetzt," schloß sie; „denn Kutscher und Pferde würden natürlich von den Strolchen erkannt worden sein. Ich ängstigte mich auch nicht im mindesten um Sie; nur diese thörichte, liebe, alte Gi — ich will sagen, Ihre Tante, schuf sich diese ganz unnöthige Qual."

„Ich weiß wohl, daß ich keinen Anspruch auf Ihr Interesse habe," versetzte Otto in etwas empfindlichem Tone. Es verdroß ihn, daß nicht auch diese onyxfarbenen Augen angstvoll nach seiner glücklichen Ankunft ausgeschaut hatten. „Es befriedigt mich vollständig, daß Tante Olivia" — er verbeugte sich gegen diese — „so gütig ist, Theilnahme für meine Wohlfahrt zu empfinden."

Ernst und sogar etwas hochtrabend hatte er gesprochen, seine Worte brachten indessen eine andere als die beabsichtigte Wirkung auf Reata hervor. Sie versuchte zu antworten; aber es schien, als ob die Stimme ihr versagte. Ihr Gesicht in das Taschentuch drückend, erhob sie sich rasch, ergriff die Theekanne und ging nach dem Seitentische, wo sie sich über die Theemaschine beugte. Nach der Bewegung ihrer Schultern und einem leichten, erstickten Tone, welcher sich nicht unterdrücken lassen wollte, hätte Otto darauf schwören mögen, daß sie lache.

Wie sonderbar gab dieses Mädchen sich doch! Und was war es nur, was ihre Heiterkeit herausgefordert hatte? Otto grollte ihr beinahe, ohne zu wissen, weshalb.

Nach einer Weile kehrte Reata zurück und fragte: „Wünschen Sie noch eine Tasse Thee, Baron Bodenbach?“

Ihre Augen waren jetzt sittsam gesenkt und alle Anzeichen von Fröhlichkeit verschwunden.

Einige Minuten später erhob sich Reata plötzlich und sprach: „Jetzt gehen wir alle zu Bett!“

Nachdem sie in dieser kategorischen Weise die Tafel aufgehoben hatte, folgten Otto und Tante Olivia ihr ergebungsvoll aus dem Gemache.

Das Otto angewiesene Schlafzimmer war klein und sehr einfach ausgestattet; es sah aber recht kühl und behaglich aus. Sein Bett glich keinem derjenigen, welche er jemals früher gesehen hatte. Es bestand aus breiten, flachen, auf einem Holzrahmen straff aufgespannten Lederstreifen und war mit einem feinen Leinentuch überdeckt. Dies ist die in Mexico zumeist gebräuchliche Lagerstätte, da das Klima jede andere unerträglich macht.

„Gute Nacht!“ sagte die alte Frau, Otto ihre Hand reichend.

„Gute Nacht, liebe Tante!“ erwiderte er, auf diese Hand seine Lippen drückend.

Auch Reata hatte ihm zuerst die Hand entgegengestreckt, sie jedoch plötzlich wieder zurückgezogen, und als ob sie ihr Empressement wieder gut machen wollte, kreuzte sie nun schnell die Arme über dem Rücken und sagte eilig und gesetzt: „Gute Nacht, Baron Bodenbach!“

Otto öffnete den Damen die Thüre und hob an diesem Abend zum vierten Male den Cachemire-Shawl seiner Tante vom Boden auf, welchem derselbe während der letzten zwei Minuten allmälig zugeglitten war.

Als er sich allein fand, wollten seine Gedanken nicht davon ablassen, sich fortwährend mit der schönen Reata zu beschäftigen. Nicht ihre Schönheit allein hatte, wie es ohne Frage der Fall war, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch die auffallende, ungerechtfertigte Weise, in welcher sie ihre Herrin dominirte. Tante Olivia schien der Macht dieses Mädchens völlig anheim-

gegeben zu sein und, seltsam genug, nicht das geringste Gewicht auf diesen Umstand zu legen.

„Gewiß hat sie vor," sann er, „sich das Vermögen der alten Frau zu erschmeicheln, und das ist es auch, was sie gegen mich so kurz angebunden macht. Indeß verräth sie ihr Spiel deutlich genug, um mich zu veranlassen, auf meiner Hut zu sein und nach meinem Besten zu sehen. Es ist nicht in Abrede zu stellen — sie ist ein zauberhaft schönes Geschöpf, und hätte sie es mit einem alten Herrn anstatt mit einer alten Dame zu thun, so stände es mit meinen Aussichten wohl recht schlecht. Wie eigenthümlich ist doch der Name »Reata!« . . . Niemals habe ich so herrliche Augen gesehen — denke, ich ziehe blaue vor." Hier übermannte ihn der Schlaf.

Es war ein aufregender Tag für ihn gewesen, und er fiel in tiefen Schlummer.

Reata aber saß trotz des vorher betonten Entschlusses, sich sogleich zurückzuziehen, noch lange in dem Schlafgemache der alten Dame in ernstem, mit leiser Stimme geführten Gespräche.

„So ist es, seit du ein Kind warst, jeder Zeit mit dir gewesen!" seufzte Tante Olivia, als Reata sich endlich erhob, um zu gehen.

„Und wahrscheinlich wird es so mit mir bleiben, bis an das Ende der Zeit," sagte Reata lachend, indem sie die alte Frau küßte, bevor sie sich nach ihrem eigenen Zimmer begab.

6.

Komm mit mir, mein köstliches Drommedar! Weshalb benimmst du dich denn so lächerlich, du unschätzbares Stachelschweinchen? Ach, ich sehe, da hat sich ein Cactusstachel an dein armes Schwänzchen geheftet! Hat er diesem winzigen Schwanzstümpfchen weh' gethan? Gib mir ein Pfötchen, Klein-Hündchen, und ich will dich davon befreien; dann muß auch

Fein-Hündchen mir wieder ein Pfötchen geben. Siehst du, jetzt ist alles wieder gut, mein altes Kameel, nicht wahr? Und wir wollen nun auch mit einander einen hübschen Spaziergang machen. Komm mit mir, Ficha, Ficha, Ficha!"

Dieser Dialog oder vielmehr Monolog war das Erste, was am folgenden Morgen beim Erwachen an Otto's Ohr schlug. Sein Bett befand sich in der Nähe des Fensters, welches, nur von einem engen Drahtgitter überspannt, so gut wie offen stand. Auf den Ellbogen gestützt, lüftete er vorsichtig die Gardine und lugte hinaus. Es war heller Tag, wiewohl noch sehr früh am Morgen. Die vor ihm ausgebreitete herrliche Aussicht entlockte ihm einen Ausruf bewundernden Erstaunens. Das Haus stand im Innern eines Waldes und auf etwas ansteigendem Boden. Im Vordergrunde öffnete sich eine tiefe, kühle Lichtung, durch welche ein prächtiger Wiesenplan dem Auge sichtbar wurde; ein scharfer Gegensatz zwischen dem dunkeln Schatten der Bäume und dem reichen, auf der Fläche jenseits ruhenden Sonnenschein that hier volle Wirkung. An der einen Seite und im Rücken des Gebäudes lag dichter Wald, der sich auf mehrere Meilen hinaus in die Weite erstreckte.

Nachdem Otto die entzückende Scenerie mit einem raschen Blick umfaßt hatte, sah er umher, um herauszufinden, wessen sonderbare Anrede er eben belauscht und an welche Gattung von Geschöpfen diese gerichtet worden sein mochte; er konnte aber Niemand als Reata erblicken, die eben aus der Veranda gesprungen kam und schnell unter den Bäumen verschwand. Von all' den von ihr aufgezählten Thieren war nichts zu entdecken, als ein ziemlich langhaariger, unscheinbarer weißer Wachtelhund, welcher ihr dicht auf der Ferse folgte. Ueberaus reizend sah das Mädchen aus — Otto meinte dies wenigstens — in dem weißen Kleide mit einfachem schwarzem Gürtel und dem breiten Palmhut. So lange noch ein Schimmer von Weiß zwischen den Bäumen hervorleuchtete, sah er ihr nach und bewunderte ihren leichten, elastischen Schritt und die vollendete Anmuth ihrer Bewegungen.

Schon vorher hatte er lebhaft gewünscht, das Haus und dessen Umgebungen, welche sich ihm so einladend malerisch darstellten, in nähern Augenschein zu nehmen, und nun war ihm das Erscheinen des Mädchens eine neue Veranlassung, sich mit dem Ankleiden zu sputen. Eine halbe Stunde später schlenderte er in's Freie hinaus, um sich gründlich umzusehen. Das Gebäude war ausgedehnt, niedrig und an allen vier Seiten von der schattigen, mit Klettergewächsen überwucherten Veranda eingefaßt. Dadurch, daß in dieselbe alle Fenster des Hauses sich wie Thüren öffneten, wurde in den innern Räumen ein ununterbrochener Luftwechsel erhalten. Unfern der Rückseite des Hauses gruppirten sich mehrere kleine, anscheinend von dem Gesinde bewohnte Nebengebäude, und etwas weiter nach links zeigte sich auf ausgerodetem Waldgrund ein umfriedeter Plan, auf welchem zehn bis zwölf Pferde theils grasten, theils im Schatten hingestreckt lagen. Dieser Anblick erfreute Otto's Herz. Er kam näher, und sein Wohlgefallen stieg; denn am entgegengesetzten Ende des Geheges war er eines selbst auf diese Entfernung hin viel versprechenden Rothschimmels ansichtig geworden, welcher an Vorzügen seine Gefährten weit überragte.

Während Otto nach dem Hause zurückschritt, bemühte er sich, das Düster des Waldes mit seinen Blicken zu durchdringen, um womöglich das weiße Kleid zu erspähen, welches er früher im Dickicht verschwinden gesehen hatte. Doch war dies vergebens; es regte sich nichts. Er trat in das Haus, um den Frühstückstisch aufzusuchen. Die Morgenluft hatte seinen Appetit geschärft, und er hegte die angenehme Erwartung, den Kaffee aus derselben schönen Hand zu erhalten, die ihm am Abend vorher die Theetasse dargeboten. Nichtsdestoweniger mußte er sich mit Tante Olivia's gastfreundlichen Diensten begnügen. Reata war von ihrer Morgenwanderung noch nicht zurückgekehrt.

„Ja, es ist ein herrlicher Ort," sagte die alte Dame in Beantwortung seines mit Begeisterung ausgedrückten Entzückens über die Lage des Besitzthums. „Heute Abend sollst du mehr davon zu sehen bekommen; während der Tagesstunden ist es

zum Ausgehen zu heiß. Reata hat den größten Theil des Waldes ringsum erforscht und wird unsere Führerin sein. . . . Wo sie nur wieder herumirren mag?" fuhr die Tante beunruhigt fort. „Das närrische Mädchen bleibt immer so lange aus und kommt dann ganz erhitzt und müde heim."

„Soll ich nach ihr sehen?" fragte Otto, sich mit überraschender Lebendigkeit erhebend.

„Ich weiß ja gar nicht, wo sie zu finden wäre. Sie sucht im Walde alle erdenklichen verborgenen Schlupfwinkel auf, die selbst mir unbekannt sind. Glaube mir, es würde ganz nutzlos sein," fügte sie hinzu, als Otto's Miene erkennen ließ, er habe seine Absicht noch nicht aufgegeben. „Du hast keinen Begriff davon, wie verwirrend die Wälder hier sind. Du würdest dich sicher im Dickicht verlieren. Reata besitzt die merkwürdige Gabe, auf den verschlungensten Pfaden ihre Richtung einzuhalten. Dir aber ist die Gegend fremd, und ich kann nicht ein Mal sagen, nach welcher Seite der Flüchtling sich gewendet hat."

„O, das weiß ich genau, ich beobachtete — das heißt, ich sah sie, als sie fortging."

Allein das Suchen wurde überflüssig; denn eben lief eine weiße Gestalt am Fenster vorüber und rief dabei Tante Olivia zu: „Da sind wir schon; Ficha und ich sind bereit, uns zum Frühstück einzufinden."

Vielleicht verrieth Otto's Gesicht etwas von dem Erstaunen, welches der Gesellschafterin zwangloses Benehmen ihm einflößte; denn die alte Dame bemerkte hastig: „Verwundere dich nicht über des lieben Kindes Art, zu sprechen. Sie ist so voll Leben und unser Beisammensein ein so langes, daß ich dahin gekommen bin, sie wie eine Tochter zu betrachten."

„Ja, wahrhaftig," sprach Otto mit einem flüchtigen Aufleuchten von Neugierde sinnend zu sich selbst; „sie könnte nicht mehr Zuneigung an den Tag legen, wenn sie wirklich des Mädchens Mutter wäre. Also seit langer Zeit ist sie bei Ihnen?" fragte er dann.

„Jawohl; sie war es immer, seit — nun, seit mehrern Jahren," erwiderte die alte Frau in unzusammenhängenden Worten.

„Ist Fräulein Reata Mericanerin?"

„Mericanerin? O nein — das heißt — ja; sie ist von gemischter Abkunft. Ihre Mutter war Mericanerin, die Tochter eines aus seinem Besitze vertriebenen indianischen Häuptlings." Die alte Frau sprach in abgerissenen Sätzen und mit halb abgewendetem Gesichte.

„Und wer war ihr Vater? Ein Deutscher wohl, wie ihre vollkommene Kenntniß der deutschen Sprache mich vermuthen läßt."

„Ja — oder vielmehr — nein. Ich bin dessen nicht ganz gewiß. Reata hat deutsche Lehrer gehabt, aber Spanisch ist ihre richtige Muttersprache. Ah, hier kommt sie!" rief sie merklich erleichtert aus.

„Wie schön war es doch im Walde!" sprach Reata, nachdem sie die alte Frau zärtlich umarmt und Otto eine kurze, etwas steife Verbeugung gemacht hatte. „Es gibt schon unzählige Cactusblüthen."

„Ich hoffe, Sie werden mir erlauben, Sie heute Abend zu begleiten," sagte Otto; „meine Tante hat mir einen Waldspaziergang versprochen, und ein solcher wäre ein großes Vergnügen für mich."

„Gewiß, es wird eine prächtige Kurzweil sein; kommen Sie nur mit," antwortete sie fröhlich. „Ich kann Ihnen manches Interessante zeigen; heute fand ich ein Schlangen-Nest im hohen Grase, und sah zwei oder drei jener großen Abispas, welche ich schon so lange suchte."

„Zu welcher Gattung von Thieren gehört dieses wohl?"

„Es ist ein großes, ein Europäer würde sagen: ein ungeheueres Insect, ungefähr von der Größe eines kleinen Colibri. Es hat einen hellrothen Körper, von langen Haaren bedeckt, und wer von dem Thierchen gestochen wird, schwillt zu doppeltem Umfange an. Eines derselben war im Begriffe, sich auf meines Hündchens Kopf niederzulassen, doch konnte ich es glücklicherweise

mit meinem Fächer in die Flucht jagen. Wie schrecklich wäre es gewesen, die arme Ficha, zu der Größe eines Neufundländers angeschwollen, nach Hause zu bringen."

„Aber fürchten Sie sich denn nicht selbst vor dem Stiche dieses Insects?"

„Ach Gott, nein!" entgegnete sie, ihn erstaunt anblickend. „Wozu sollte es dienen, sich zu fürchten?"

„Ohne Zweifel sind Sie, wie gegen Räuber, auch gegen Reptilien und Insecten versichert!" meinte Otto lachend.

„Liebe Reata, ich habe dir immer gesagt, daß es nicht rathsam ist, so ganz allein herumzustreifen," fiel die alte Frau in klagendem Tone ein. „Wie oft wiederholte ich ihr schon, daß es gefährlich sei!" fügte sie, an Otto's Urtheil appellirend, bei.

„Thorheit, du liebes altes Geschöpf!" unterbrach sie Reata. „Du weißt, wir sind über diesen Punkt längst einig geworden, und es wäre nutzlos, ihn nochmals zu besprechen. Diese Insecten thun mir nichts zu Leide; alle Thiere sind mir freundlich gesinnt."

„Haben Sie nicht irgendwo in der Nähe des Hauses eine Thiersammlung?" forschte Otto. „Diesen Morgen zu früher Stunde hörte ich Sie an verschiedene Species von Vierfüßlern eine Ansprache richten; als ich hinaussah, erblickte ich jedoch nichts als einen kleinen Wachtelhund."

„Allerdings," antwortete Reata, die einen Moment überrascht geschienen hatte; „ich besitze eine ganze Menagerie; sobald ich zu der Fütterung gehe, soll Ihnen die Ehre einer Vorstellung werden."

„Und nun kommen Sie zu meinen wilden Thieren," sagte sie, als die Gesellschaft den Frühstückstisch verließ.

Reata ging nach der Veranda voran und rief mit lauter Stimme: „Ficha, Ficha, Ficha! Klein-Hündchen, Fein-Hündchen!"

Der unscheinbare Wachtelhund kam in gestrecktem Laufe aus irgend welchen rückwärtigen, wahrscheinlich zur Küche gehörigen Regionen zum Vorschein.

„Hier, Baron Bodenbach," sagte Reata, indem sie Ficha an den Vorderpfoten faßte und das Thier wie ein Kind, welches gehen lernen soll, aufrichtete, „hier ist das kostbare Kameel, auch Klein-Hündchen, Fein-Hündchen, Stachelschweinchen, Blümchen und Vogel Greif genannt." Bei jedem Titel wurde Ficha zu einer tiefen Verbeugung gezwungen. „Nun, was denken Sie von allen diesen Thieren? Sind Sie mit ihnen nicht zufrieden?"

„Wohlan, ich gestehe, daß diese Aufklärung für Jemanden, der Trommedare, Kameele, Elephanten und Giraffen sehen zu sollen vermeinte, eine ziemlich herabstimmende ist," antwortete Otto ein wenig kleinlaut.

„Eine Giraffe haben wir wohl auf der Hacienda, doch glaube ich nicht, daß es jetzt schon an der Zeit ist, Sie ihr vorzustellen."

„Nun, dann werde ich der Vorstellung jedenfalls keine so hochgespannten Erwartungen entgegenbringen. Nach der eben gemachten Erfahrung muß ich als gewiß annehmen, daß das Thier, welches ich zu sehen bekomme, alles eher als eine Giraffe sein wird; vermuthlich etwas mikroskopisch Kleines."

Reata lachte — es war ein klingendes, melodisches Lachen. Nur selten fand ihre Munterkeit so hörbaren Ausdruck; gewöhnlich waren es nur die Augen allein, die lachten. Ihres frohen Sinnes ungeachtet war sie im Gegensatz zu so manchen, sowohl im Leben als in Büchern vorkommenden jungen Mädchen häufigen Heiterkeitsausbrüchen nicht unterworfen.

Als sie ihren Gleichmuth wiedererlangt hatte, sagte sie: „Meine Giraffe ist ein vollkommen ausgewachsenes Exemplar. Aber es betrübt mich wahrhaft, daß Sie die unschätzbaren Eigenschaften meiner geliebten Ficha so wenig zu würdigen wissen."

„Was aber bewegt Sie nur, dem kleinen Geschöpf diese Last von Namen riesiger Gethiere aufzuerlegen, mit welchen es doch nichts gemein hat?"

„Ich versichere Sie, Ficha vereinigt in sich allein den Verstand von mindestens einem halben Dutzend anderer Thiere.

Sehen Sie nur jetzt, wie sie den Rücken krümmt; ist sie nicht das Abbild eines Kameels? Wie wollten Sie sie anders nennen?"

„Trotzdem müssen Sie doch wohl zugestehen, daß ich einige Entschuldigung für mein Unverständniß Ihrer Redewendungen verdiene."

„Vielleicht wohl; Sie werden indessen Ficha und mich bald verstehen lernen, sind wir nur erst besser mit einander bekannt geworden."

„Ich hoffe, dies soll recht bald der Fall sein. Sie gestatten mir wohl, Sie in den Wald zu begleiten?"

„O ja, Ficha und ich nehmen Sie mit uns — nicht wahr, Stachelschweinchen?" sprach sie zu dem mittlerweile eingeschlummerten Hunde. „Wir wollen Ihnen auch alle Schätze zeigen, die der Wald birgt."

„Bis jetzt haben Sie mir nichts in Aussicht gestellt als Schlangen-Nester und stechende Insecten. Bringt Ihr Wald nichts Anziehenderes hervor, Fräulein Reata?"

„Anziehenderes! Ei, es gibt dort Köstliches jeglicher Art: Kolibris, Farne, Moose und Cacteen, große Pfühle mit obenauf schwimmenden Blumen, Schlingpflanzen und hohes Gras — gerade wie in dem verzauberten Wald eines Feenmärchens."

„Und sie ist gerade wie die verzauberte Prinzessin dieses Feenmärchens," dachte Otto bei sich, sie in der That wie ein Wundergeschöpf betrachtend.

Im Fortschreiten ihrer Beschreibung war Reata immer erregter geworden. Das Bestreben, Otto etwas von ihrem Enthusiasmus mitzutheilen, machte ihre Wangen erglühen. Es gehörte zu den besondern Grundzügen ihres Charakters, daß sie über keinen an sich noch so unbedeutenden Gegenstand sprechen konnte, ohne mit ganzer Seele bei der Sache zu sein. Unmöglich war es ihr, irgend etwas mit Lauheit oder Gleichgültigkeit zu erörtern. Fühlte sie kein Interesse für das Gesprächs-Thema, so konnte sie auch kein solches heucheln und schwieg einfach still. Was Otto am vergangenen Abend irrigerweise für Ungezähmtheit gehalten hatte, war nichts anderes als diese ihr eigenthüm-

liche Kraft des Gedankens wie des Ausdrucks, welche ihm neu gewesen, die er aber jetzt zu verstehen begann.

„Ich vergeude meine ganze Zeit," sagte Reata plötzlich; „es gibt sehr viel für mich zu besorgen, und gewiß haben auch Sie etwas zu thun. Wollen Sie nicht auf Ihr Zimmer gehen? Sie haben vielleicht Briefe zu schreiben, und zudem dünkt mir, daß Ihr Diener Ihres Rathes bedarf; denn als ich den Hausgang herunterkam, sah ich, wie er Ihre Stiefel zierlich im Badezimmer ordnete. Ich wagte nicht, einzuschreiten, weil Ihre Gewohnheiten mir noch zu fremd sind; Sie mochten ja für feuchte Fußbekleidung besondere Neigung haben."

„Nein, sicherlich habe ich dies nicht; ich danke Ihnen für die Benachrichtigung." Otto suchte sein Zimmer auf, um nach Piotr's Thun zu sehen.

Im Laufe des Vormittags hatte Otto noch eine längere Unterredung mit Tante Olivia, wobei ihm ein tieferer Einblick in der alten Dame und ihrer Gesellschafterin Lebensweise und Gewohnheiten gewährt wurde. Bei dieser Gelegenheit kamen auch folgende, auf die Vergangenheit bezügliche Einzelheiten zu seiner Kenntniß. Die Besitzung, die Hacienda, auf der man sich befand, obgleich seit langer Zeit das Eigenthum Maximilian Bodenbach's, war von ihm nur höchst selten bewohnt worden. Maximilian hatte während seiner letzten Jahre ein sehr zurückgezogenes Leben geführt, und da er es nicht liebte, zahlreiche Dienerschaft um sich zu sehen, sein Haus auf sehr kleinem Fuße eingerichtet. Seit seinem Tode war nichts geändert worden, und nicht mehr Diener hatten die Familie nach der Hacienda begleitet als ein Mädchen für die häuslichen Arbeiten und drei oder vier mit der Wartung der in diesem Theile des Landes unentbehrlichen Wagenpferde betraute Stallleute.

Es konnte Otto nicht überraschen, daß seine Tante sich im Verfolge des Gespräches fortwährend auf Reata bezog, mit großer Vorliebe und Zärtlichkeit bei allem, was dieselbe betraf, verweilte und, wie es schien, ängstlich bemüht war, darüber in's Klare zu kommen, ob des jungen Mädchens hier und da rauhes Betragen

nicht vielleicht einen ungünstigen Eindruck auf Otto gemacht habe. Mehr als je wurde es für ihn zur Gewißheit, daß Tante Olivia die Absicht habe, reichlich für ihre Gesellschafterin zu sorgen; doch sonderbarer Weise war der Unwille, welchen dieser Gedanke am Abend vorher in ihm hervorrief, heute spurlos verschwunden. Der ihr zugedachte Vermögens-Antheil konnte keine bessere Verwendung finden, meinte er, als die, einem so vollkommenen Wesen wie Reata zuzufallen.

Zunächst waren es Otto's Angehörige, mit welchen die alte Frau sich beschäftigte. Sie erkundigte sich angelegentlich nach Arnold und Gabriele und folgte dem die Geschwister betreffenden Berichte des jungen Mannes mit warmer Theilnahme. Hingegen versetzte sie die Erwähnung Baron Bodenbach's, sowie jede Anspielung auf die Vergangenheit sofort wieder in die unerklärliche Aufregung, welche Otto schon am Abend vorher so sehr aufgefallen war. Als er sich endlich bereit zeigte, den Brief und das ihm anvertraute kleine Päckchen aus seinem Zimmer herüber zu holen, steigerte sich ihr Unbehagen bis zum Unerträglichen, und sie bat ihn dringend, die Ausführung des übernommenen Auftrags noch etwas zu verzögern.

„Meine Augen sind so schwach," sagte sie, „daß es mir doch keinesfalls möglich wäre, den Brief selbst zu lesen. Es ist am besten, du gibst mir ihn nach Tische, wenn Reata bei mir ist; sie pflegt mir alle Briefe, die ich erhalte, vorzulesen."

„Wie es Ihnen angenehm ist, liebe Tante," sagte Otto und wollte eben seinen Platz wieder einnehmen, als Reata durch die Thüre lugte und mit den Worten: „La comida es en la mesa!" zum Mittagessen rief.

„Hier, Tante Olivia, ist meines Vaters Brief," sprach Otto, der nach Beendigung des Mahles, mit dem Schreiben in der Hand, aus seinem Zimmer zurückkehrte, „und hier ein Päckchen, welches er Ihnen sendet. Ich zweifele nicht, daß Sie wissen, was es enthält."

„Ja wohl, sie hat es nicht vergessen," fiel Reata rasch ein. „Bitte, geben Sie den Brief und das Päckchen mir, Baron Bo-

denbach; ich will zuerst allein lesen und von dem Inhalt nur so viel weitergeben, als ich für die Constitution meiner lieben Alten dienlich erachte. O nein, gehen Sie nicht fort!" setzte sie hinzu, als Otto, annehmend, daß seine Gegenwart überflüssig sein könnte, Miene machte, zu verschwinden. „Ich versichere Sie, es macht ihr gar nichts, wenn Sie bleiben. Nehmen Sie Platz und hören Sie!"

Da die alte Dame gegen diese etwas wunderliche Anordnung keinerlei über einen resignirten Seufzer hinausgehende Einwendung erhob, ließ Reata sich mit dem Päckchen Rosenblätter im Schooße nieder und begann die Vorlesung des Briefes.

„Meine vielgeliebte Cousine Olivia!" Reata blickte bedeutsam zu der alten Frau hinüber, die einen tiefen Seufzer ausstieß und verlegen erröthete. „Du erhältst diese Zeilen aus der Hand meines Sohnes, welcher, glücklicher als ich, bald die Freude haben wird, dein liebes Gesicht zu sehen und einen kindlichen Kuß auf deine kleine weiße Hand zu drücken." Hier machte die alte Dame verzweifelte Anstrengungen, ihre beiden Hände unter dem Shawl zu verbergen. Mit leicht gekräuselter Stirne fuhr Reata fort: „Die blauen Augen Otto's werden dir gewiß diejenigen in Erinnerung rufen, welche vor vierunddreißig Jahren so oft in bewundernder Anbetung auf dir hafteten. Man sagt, er gleiche mir sehr, namentlich im Profil."

„Baron Bodenbach," sprach Reata, den Brief einen Moment aus der Hand legend, „bitte, wenden Sie uns Ihr Profil zu und nehmen Sie den Ausdruck bewundernder Anbetung an."

„Wen soll ich anbeten?" fragte Otto, den Blick fest auf Reata richtend.

„Ihre Tante natürlich. Nein, das ist es nicht," sagte sie, als Otto sein Gesicht verzerrte, um etwas hervorzubringen, was ihm der richtigste Ausdruck dünkte, doch in Wahrheit nichts als eine häßliche Grimasse war. „Ich bin überzeugt, Sie rufen Ihrer Tante jetzt durchaus nicht das einstige Aussehen Ihres Vaters zurück. Was sagst du dazu?"

„Liebste Reata, wie kannst du mich so quälen! Du weißt ja, wie schlecht mein Gedächtniß ist.“

Reata bewegte bedächtig den Kopf hin und her und nahm den Brief wieder auf: „Mein Sohn ist von mir beauftragt, dir ein mir sehr theueres Päckchen zu übergeben — die Rosenblätter, welche ich am 25. Juni des Jahres 1837 von dir erhielt. Gewiß erinnerst du dich dieses Tages, wiewohl du in deinen Briefen dessen nicht erwähntest. Gedenkst du noch des magischen Mondenschimmers, des Wasserfalles und der Nachtigall? Du warfst eine deiner Rosen in die rauschenden Fluthen und gabst die andere mir.“

„Wie schrecklich frivol!“ rief Reata mit ernstem Kopfschütteln. „Ich ahnte nicht, daß du so romantische Episoden bestanden hast. Sie sieht nicht danach aus; oder doch, Baron Bodenbach?“ Dann, als die alte Dame zu sprechen versuchte, fuhr sie fort: „Nein, nein, entschuldige dich nicht, ich weiß genau, was du sagen willst, und wende dir im Hinblick auf deine Jugend und Thorheit meine ganze Nachsicht zu. Doch hier kommt noch mehr bezüglich dieser Rosen: „Wie jene beiden Blumen, wurden auch unsere Existenzen getrennt; die eine ist im schäumenden Lebensstrom versunken, die andere vertrocknet und eingeschrumpft.“

„Laß doch sehen,“ bemerkte Reata, die alte Dame mit kritischen Blicken musternd; „bist du die vertrocknete, eingeschrumpfte, oder die im Strome versunkene Rose? Ich kann es nicht errathen. Da hast du nun den Brief,“ fügte sie hinzu, denselben zur Tante Olivia hinüberwerfend. „Er enthält noch vieles der gleichen Art; vielleicht beendest du ihn selbst, während ich diese kostbaren Blumenblätter näher untersuche. Zweifellos wirst du sie alsbald wiedererkennen. Sage mir aber nur noch, bevor ich das Päckchen öffne, von welcher Farbe die Blätter sind. War die Rose in tiefes, glühendes Roth getaucht, oder weiß wie frisch gefallener Schnee? Du kannst es doch gewiß nicht vergessen haben?“

„Beste Reata,“ nahm nun Tante Olivia in höchster Verlegenheit das Wort, „wie sollte ich das noch wissen? Mein Gedächtniß ist so unverläßlich.“

„Ja, du kannst und du mußt dich dessen entsinnen," entschied Reata. „Laß hören, war sie weiß oder roth?"

„Roth, glaube ich, meine Liebe," antwortete die alte Frau, indem sie das Taschentuch krampfhaft vor das Gesicht hielt.

„Unrichtig!" war die triumphirende Erwiderung, als sich nach Entfernung der Hülle die Ueberreste einer gelben Rose zeigten.

„Wie seltsam," sagte das Mädchen, dieselben genauer prüfend, „daß trotz der fünfunddreißig Jahre die Farbe dieser Blätter noch so vollkommen erhalten ist! Sie sehen aus, als wären sie kaum vor einem Monat abgefallen. Ist es nicht merkwürdig, Baron Bodenbach?" fragte sie, ihre Augen zu Otto aufschlagend.

„Gewiß, sehr sonderbar," entgegnete dieser hastig. „Wie verteufelt scharfsinnig dieses Mädchen ist!" sagte er sich im Stillen. „Und wie eigenthümlich ist doch ihr Benehmen! Freilich scheint es die Tante nicht im geringsten zu verletzen."

„Ihr Vater muß diese Reliquien äußerst sorgfältig aufbewahrt haben," fuhr Reata fort. „Ich besorge, er ist sehr poetisch. In dieser Hinsicht gleichen sie ihm hoffentlich weniger als in Ihrem Aeußern. Sind Sie ihm wirklich so sehr ähnlich?"

„Dies zu entscheiden, muß ich meiner Tante überlassen," sprach Otto, die alte Frau anblickend, welche sich unverzüglich dem Fenster zuwandte und in die Entzifferung des Briefes vertiefte.

„Es ist in der That viel Familien-Aehnlichkeit vorhanden, wie ich glaube," fügte Otto bei, indem er mit kaltblütiger Zuversicht in die Erörterung seiner äußern Erscheinung einging; „doch soll die Aehnlichkeit zwischen Onkel Max und mir noch viel ausgesprochener gewesen sein."

„Wirklich?" Sie heftete etwas gespannt ihre Augen auf ihn. „Das hätte ich nicht gedacht; doch freilich, Sie sind größer, und dies macht wohl den Unterschied," setzte sie in Nachsinnen verloren hinzu.

„Größer?" wiederholte Otto mit einigem Erstaunen in Ton und Blick. „Ich hörte immer, mein Großonkel Max sei ungewöhnlich hoch gewachsen gewesen."

„Nach meinem Dafürhalten war dies nicht der Fall," sagte sie lebhaft. „Sie müssen im Irrthum sein."

„Nein, ich irre mich gewiß nicht," gab er mit wachsendem Erstaunen zurück. „Es kommt mir jetzt deutlich in Erinnerung, daß sich in Steinbüht, an einem der Thürpfosten, ein seine Größe anzeigendes Merkzeichen befindet. Nach diesem war er genau von Arnold's Höhe, ich aber bin ein klein wenig darunter."

Reata neigte sich über die Rosenblätter und preßte diese etwas unsanft in ihre Umhüllung zurück."

„Nun, vielleicht habe ich Unrecht," sagte sie mit gesenkten Lidern; „Herr Boden war mir ja gänzlich fremd. Ich sah ihn ein einziges Mal und auch damals nicht aufrecht."

„Das überrascht mich! Ich meinte, Sie hätten ihn mehrere Jahre lang gekannt."

„Ich kannte ihn so gut wie gar nicht."

„Sie lebten aber doch bei meiner Tante," fing er wieder an.

„Gehen wir darüber hinweg," fiel sie ihm ungeduldig und mit hochgerötheten Wangen in die Rede.

„Es wäre mir aber lieb, bezüglich des Wuchses meines Onkels Max in's Klare zu kommen," sprach Otto hartnäckig, halb belustigt, halb neugierig weiter. „Vielleicht will meine Tante so gütig sein, in Bezug auf die Verschiedenheit der Größe zwischen meinem Onkel und mir ihr Gutachten abzugeben," und mit diesen Worten erhob sich Otto und näherte sich Tante Olivia, um ihre Entscheidung zu vernehmen.

Zu seinem Erstaunen gewahrte er jedoch, daß die in Reata's Zügen offenbar gewordene Verwirrung sich auf dem Antlitz seiner Tante in erhöhtem Maße wiederspiegelte. War sie vielleicht eben so schlecht über Maximilian's Größe unterrichtet, wie Reata?

In der Tiefe ihres Taschentuches Zuflucht suchend, murmelte die alte Frau etwas von „hohem Alter" und „Wirkung des Klima's" und wendete sich dann kurz ab.

„Richten Sie keine solche Fragen an die Tante," flüsterte Reata, sich zu Otto hinneigend, ohne ihn anzublicken. „Sie lebte

in letzter Zeit nicht bei ihrem — ihrem Vater — bei Herrn Boden."

„Ich bitte um Entschuldigung, ich wußte dies nicht," entgegnete Otto, der sich auf unsicherm Grunde zu fühlen begann.

„Und nun kommt unser Siesta-Stündchen," sprach Reata, in andere Bahnen einlenkend. „Haben Sie sich je in einer Hängematte versucht?"

„Ja, wenigstens bin ich schon aus einer solchen herausgefallen. Ich kaufte sie im vergangenen Jahre in Wien und wurde angewiesen, sie zwischen einem Tisch und einem Stuhle zu befestigen, was zur Folge hatte, daß sowohl Tisch als Stuhl umstürzten und ich mir beinahe den Rückgrat gebrochen hätte."

„Das ist hier nicht zu befürchten," sagte Reata nach dem Theile der Veranda vorangehend, welcher, dem Walde gegenüber, auf der Schattenseite des Hauses lag. „Sehen Sie nur, wie stark diese Hängematten sind! Sie werden von den Eingeborenen aus zusammengedrehten Gräsern verfertigt."

Während sie noch sprach, hatte Reata sich in ihrem schwingenden Lager eingerichtet. Otto bewunderte die anmuthsvolle Leichtigkeit, mit welcher sie diese etwas schwierige Evolution bewerkstelligte. Jetzt war die Reihe an ihm, und nach einigen mißglückten Versuchen landete auch er in seinem Netz.

Die Luft war weich und berauschend, und er schloß die Augen, um sie mit vollen Zügen einzuathmen. Im nächsten Augenblick wurde er durch Reata's Stimme aufgestört.

„Baron Bodenbach, Ihre Tante brennt vor Begierde, noch ein wenig mehr über Ihre Angehörigen zu erfahren."

„Aber Reata, mein liebstes Kind, er hat mir ja schon von ihnen Allen gesprochen," ließ sich Tante Olivia's schläfrige Stimme vernehmen.

„Es ist gewiß noch mehr über sie zu sagen. Erzählen Sie uns von ihrer Schwester. Ich liebe Schwestern so sehr; ich wollte, ich hätte eine! Ist sie dunkel oder blond?"

„Blond."

„Wie alt?"

„Sechszehn."

„Das ist um vieles jünger als ich. Nebenbei, Baron Bodenbach, wie viel Jahre zählen Sie? Wir stritten diesen Morgen über Ihr Alter."

Seit Otto das Mannesalter erreicht hatte, war diese Frage ihm niemals geradezu vorgelegt worden. Er fühlte sich überrascht, doch mehr noch ergötzt, und antwortete wahrheitsgetreu: „Sechsundzwanzig."

Gern hätte er an Reata dieselbe Frage gerichtet. Er war mit sich uneins über ihr Alter; denn obgleich zu vollkommener Weiblichkeit entwickelt, verriethen ihre Gespräche und ihr Benehmen doch zuweilen eine starke Beimischung von kindlicher Sorglosigkeit. Während Otto noch mit sich selbst über die Sache berathschlagte, lieferte Reata ihm freiwillig die gewünschte Auskunft, indem sie sagte: „Dann sind Sie gerade um fünf Jahre älter als ich; ich war im Juni einundzwanzig."

Reata's Benehmen war im Ganzen so durchaus ungekünstelt, daß es ihr nie hätte in den Sinn kommen können, ihr Alter geheim zu halten. Sie entbehrte jeder Welterfahrung und hatte keine Romane gelesen. Woher hätte sie wissen sollen, daß das Alter einer jungen Dame der Eine Punkt ist, in Betreff dessen ihr nicht nur erlaubt, nein, selbst von ihr erwartet wird, zu schweigen und zu täuschen?

„Baron Bodenbach, ich glaube, Sie schlafen ein," sagte Reata nach einer Pause, welche nur durch das aus dem Walde herübertönende Summen der Insecten unterbrochen worden war.

„O nein, keineswegs. Wie wäre dies nur möglich?" rief er mit der instinctmäßigen Entrüstung, welche eine solche Beschuldigung nie hervorzurufen verfehlt.

„Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen; wir halten nach Tische immer eine Siesta."

„Wirklich! Wie freundlich von Ihnen!" murmelte Otto, in Halbschlaf zurücksinkend. Selbst für das Vergnügen eines Gespräches mit Reata hätte er sich nicht länger wach erhalten können.

Unter seinen halbgeschlossenen Lidern hervor konnte er jetzt fast nichts mehr von ihr erblicken. Sie hatte die beiden Seiten der Hängematte heraufgezogen, so daß sie in dieser ganz verborgen und nur mehr eine Hand sichtbar war, welche die Ränder des Netzes zusammenhielt. Obschon halb entschlummert, würdigte Otto dennoch die schöne Bildung dieser Hand, welche, wenn auch nicht ganz so weiß und klein als jene seiner Schwester Gabriele, doch in ihren Umrissen so viel Charakter und Fähigkeit bekundete.

„Ich sehe, Sie sind im Begriffe, zu vergehen; ich will Sie auch gleich in Frieden lassen, nur über Ihre Schwester muß ich Sie noch um Einiges fragen. Zeichnet sie? Reitet Sie gern? Und wie groß ist sie wohl?"

Die aus der geschlossenen Hängematte hervordringende Stimme klang wie die eines neckenden Kobolds.

Otto raffte sich noch ein Mal mit Anstrengung empor und erwiderte undeutlich: „Unermeßlich!"

„Unermeßlich groß oder unermeßlich für das Reiten eingenommen?" fragte Reata beharrlich weiter — aber die Antwort blieb aus, denn Otto war bereits süßer Vergessenheit anheimgegeben.

7.

Nur wenige Empfindungen sind so ungewöhnlich und hinreißend und nur wenige Eindrücke der Ueberraschung so entzückend wie diejenigen, die uns gefangen nehmen, wenn wir zum ersten Male in den Zauberkreis eines tropischen Waldes treten.

Reata hatte mit dem Ausspruche, es gleiche dieser Wald dem eines Feenmärchens, keineswegs zu viel gesagt. Bei jedem Schritte offenbarten sich neue Wunder. Breitblätterige, gigantische Bäume senkten die schweren untersten Aeste tief hernieder, und diese hatten in der Erde Wurzel gefaßt und bildeten blühende Lau-

ben. Wo mehrere derselben sich aneinander reihten, entstanden natürliche Arcaden, unter deren hohen, schattigen Wölbungen man minutenlang aufrecht dahinschreiten konnte. An solchen Stellen war der durch das Blätterdach vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützte Grund, von dichtem und zugleich zartem Grün überkleidet, einem Sammet-Teppich gleich, schöner als die bestgepflegte Rasenmatte, elastisch und weich, keinen Eindruck des lautlos darüber hingleitenden Fußes bewahrend. In den dichtesten Theilen des Waldes, wo Palmen und Cocosnußbäume sich eng aneinander schmiegten, wogte ununterbrochenes Grün; aber welche Verschiedenheit in diesem Einerlei! Hier das Smaragdgrün des Graswuchses und dieser überhangen, nein, überdeckt von dunkeln Blättermassen. Weiche Mooskissen von bizarrer, excentrischer Gestalt, riesigen Ottomanen ähnlich, in welche man wie in hochgepolsterte Sammet-Sophas tief hineinsinkt. Man sollte meinen, es seien Ruheplätze, von Feenhänden aufgerichtet, und doch findet man nur Felsblöcke, an denen die nimmer rastende Natur thätig war, um sie mit einer mehr als fußdicken Decke von breiten Moosen und winzigen Farren zu umhüllen. So dicht und elastisch ist diese Decke, daß eine in ihre Tiefe hinabtauchende Hand kaum mit den Fingerspitzen das darunter verborgene harte Gestein zu erreichen vermag.

Andere unförmliche Felsenblöcke, die den Feen zu schwerfällig erscheinen mochten, um sie zu ihrem Haushalt zu benützen, lassen aus ihren Rissen mächtige Farrenwedel quellen, die, stolz aus ihren Höhlungen herausragend, von dem geringsten Lufthauch bewegt werden wie Federbüsche im Winde. Ranke jeder Art, mit lichtem, schmal zugespitztem oder breitem dunkeln Blätterwerk windet sich an jedem Baumstamm empor und hängt in verschwenderischer Ueppigkeit von jedem Aste hernieder.

Mannichfaltige Laute beleben diese reizende Einsamkeit: der Ruf von vierfüßigem Gethier, der Gesang der Vögel, das Summen und Sausen der Insecten und hier und da auch ein Aufrauschen der Gräser, während eine in diesen sichtbar werdende gleitende Bewegung die Nähe von Reptilien verräth. In un-

mittelbarer Nähe das leise Zirpen einer Heuschrecke; ein wenig ferner das gellende Geschnatter der Papageien, und noch weiter hin das aus der Tiefe des Waldes herübertönende sanfte Girren der wilden Taube. Hier ein Waldriese, vom letzten Sturm zu Boden gestreckt, nun zur Bühne geworden, auf welcher eine Affenfamilie ihre akrobatischen Kunststücke aufführt, von Ast zu Ast sich schwingend und ihrem Wohlbehagen in unverständlichen, unmelodischen Tönen Ausdruck gebend. Kreischend stoben die Affen auseinander, als sie der Gesellschaft ansichtig wurden.

„Nun, was denken Sie von meinem Walde?" fragte Reata, ihre Worte an Otto richtend, welcher bis dahin, in dem Anstaunen der um ihn her entfalteten Herrlichkeiten verloren, stillschweigend an ihrer Seite gegangen war.

„Er übertrifft meine kühnsten Erwartungen; allein von den Blumen, die Sie mir zu zeigen versprachen, habe ich bis jetzt noch nichts gesehen."

„Ah, warten Sie nur ein Weilchen," erwiderte sie geheimnißvoll. „Sie sollen nicht darum betrogen werden; was ich verspreche, das halte ich auch! Bist du wirklich im Stande, noch ein Bißch n weiter zu gehen, meine gute Alte?" sprach sie zu Tante Olivia, welche vorsichtig sich fortbewegte, dabei sorgfältig vermeidend, mit irgend einem Gegenstand in Berührung zu kommen, hinter dem möglicherweise eine Schlange v rborgen sein konnte.

„Wenigstens hoffe ich dies, Liebste. Doch fange ich an, zu glauben, du hattest Recht, als du meintest, ich sollte meinen Shawl zu Hause lassen; er hängt sich fortwährend an das Geäste und fällt mir unter die Füße."

Otto beeilte sich, die alte Frau von dem sie beschwerenden Kleidungsstück zu befreien, und auf seinen Arm gestützt, wurde es ihr nun leichter, mit fortzukommen.

„Zum Anfang sehen Sie hier einige Blumen," sagte Reata jetzt, nach einer Stelle unter den Bäumen deutend, an welcher ein mit klarem Wasser gefüllter, von bemoosten Steinen eingefaßter Pfuhl sich zeigte, an dessen Oberfläche einige, weiße Kelch-

blüthen tragende grüne Wasserpflanzen dahintrieben. „Dieses Wässerchen hat den Namen des »Affenspiegels« von mir erhalten! Gleicht es doch vollständig einem solchen Toilettestück. Jener mächtige Felsen dicht über dem Spiegel ist der »Reiter ohne Kopf«. Doch kommen Sie nur; denn erst bei dem »Schirm des Riesen« finden wir die schönsten Blumen."

„Reata, mein Kind, wenn ihr noch tiefer in den Wald geht, werde ich hier zurückbleiben müssen, denke ich" — und die arme Tante Olivia blieb unbeweglich stehen.

„Allerdings, ich vergaß es nur," und auch Reata hielt an. „Wo will meine alte — wo willst du sitzen?" fragte sie, indem sie nach einem passenden Ruheplatz suchte. Ein solcher wurde ganz in der Nähe entdeckt, ein umfangreicher flacher Baumstumpf, welcher, mit dem großen Cachemire-Shawl bedeckt, einen ziemlich guten Sitz darbot. Otto und Reata setzten ihre Wanderung fort, und hatten nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als der Wald so auffallend an Dichtigkeit abzunehmen schien, daß Otto an dessen Ende angelangt zu sein glaubte.

„O, wir befinden uns in seinem innersten Herzen," lautete Reata's Antwort auf seine hierauf zielende Frage. „Wir kommen nur eben zu gerodetem Waldland, dem »Ballsaal des Truthahns«. Wir werden gleich dort sein."

Noch wenige Schritte, und sie standen am Rande einer beinahe kreisförmigen Lichtung.

Otto war während der letzten Minuten so sehr damit beschäftigt gewesen, auf dem schmalen überwucherten Pfade festen Fuß zu behalten, daß er kaum vor sich gesehen hatte, und so trat er denn der sich plötzlich ihm erschließenden Farbenpracht ganz unvorbereitet entgegen. Eine einzige geschlossene Blumenmasse lag vor seinen Blicken. Der Boden war vollkommen von Blüthen überdeckt: Pantoffelblumen, Scharlachglocken, Tigerlilien, spanische Wicken, hervorgehoben durch gefiederte und gebänderte Gräser. In bunte, leuchtende Farben getauchte Schmetterlinge schwebten und flatterten in der Luft, und große, blaßgrüne

Falter, durch deren fast durchsichtige Schwingen das Licht hindurchstrahlte, hingen in Büschen an den Aesten der Bäume.

Ein eigenthümlich geformter alter Feigenbaum, welcher sich als der früher erwähnte „Schirm des Riesen" erwies, stand ihnen gegenüber am Saume der Lichtung, und rings um den Stamm schlangen sich mehrere in voller Blüthe stehende Cactus-Büsche.

„Diesen Feigenbaum würde ich gern zu einer Studie benützen," bemerkte Otto, nachdem er, zu Reata's voller Befriedigung, seinem Entzücken Worte geliehen hatte.

„Soll das heißen, daß Sie beabsichtigen, ihn zu zeichnen?" fragte Reata. „Können Sie zeichnen und malen?"

„Ein wenig; ich thue es sehr gern, und diese tropische Vegetation bietet mir ein ganz neues Feld dafür."

Während sie durch das kniehohe Gras der Wiese wateten, beugte Reata sich unablässig zu Boden, um Blumen zu pflücken, und gab davon auch ihrem Gefährten, so daß, als sie den Feigenbaum erreichten, Beide eine solche Fülle in den Händen hatten, als sie nur immer zu tragen vermochten.

„Jetzt noch einige Cactusblüthen, dann werde ich eine große Musterung halten und alles fortwerfen, was zu behalten nicht der Mühe lohnt. Natürlich vergaß ich, einen Korb mitzunehmen; ein Messer aber haben Sie wohl bei sich?"

Sie hatte sich einen Augenblick niedergelassen, um Athem zu holen und ihrer Blumenlast ledig zu werden; jetzt sprang sie wieder auf und streckte sich, um einen mit Kelchen überladenen, stacheligen Ast zu erreichen. Durch diese Bewegung fiel ihr Hut nach rückwärts — und da stand sie nun auf den Fußspitzen, im weißen Kleide, mit den zarten Fingern den dornigen Zweig festhaltend und so tief herabbeugend, daß die purpurnen Blumen ihr Haar berührten, ihr aufwärts gewendetes Gesicht von der Anstrengung rosig angehaucht und ihre Gestalt in höchster Vollkommenheit zur Geltung gebracht, während sie lachenden Auges Otto zu Hülfe rief.

„Baron Bodenbach," klang es ungeduldig von ihren Lippen, „hören Sie mich nicht? Sie sollen mir helfen. Was starren Sie denn so an? Was haben Sie denn?"

Ja, was hatte er wohl? Seine Geistesgegenwart schien ihn gänzlich verlassen zu haben, selbst seine Einsicht und Lebensart. Anstatt, wie es erwartet werden mußte, der Dame zu Hülfe zu eilen, stand er – es ist schmerzlich, dies verzeichnen zu müssen – mit offenem Munde da, das lieblichste Bild, welches er je in seinem Leben geschaut, mit den Augen verschlingend.

Der Ton von Reata's Stimme rief ihn zu seiner Pflicht zurück, und er eilte herzu, um Kleid und Haar loszulösen und sich der Beute zu versichern, die sie so mühevoll angestrebt.

Wie sorglich handhabte er ihre seidenweichen Flechten; er berührte sie fast mit Ehrfurcht!

„Ich danke Ihnen für Ihre säumige Hülfe – besser spät als niemals!" und sie ließ sich nieder und fing an, die Blumen auszuwählen. Ich rechne auf Sie, Baron Bodenbach; denn ich wäre nicht im Stande, dies alles allein zu ordnen," sagte sie, indem sie Otto durch eine Bewegung andeutete, daß auch er sich setzen solle.

„Ist es wirklich Ihre Absicht, alle diese Blumen mit nach Hause zu nehmen?" fragte er, einen etwas besorgten Blick auf die vielfarbige Masse werfend, aus welcher Reata Blumen herausnahm, um sie zu Sträußen zu einen.

„Ja, wenigstens nahezu alle; es ist ganz leicht, glauben Sie mir. Sie werden alle schweren und stechenden Blumen tragen, Cactus usw.; denn ich habe meine Finger für diesen Tag schon hinreichend zerkratzt, und ich nehme alles, was sich glatt und angenehm fortbringen läßt. Sie machen sich doch nichts aus ein paar Nadelstichen in den Fingern, nicht wahr?" ergänzte sie ein wenig zu spät.

„O nein, nicht das Mindeste!" erwiderte er begeistert und war nahe daran, etwas hinzuzufügen, wie: daß jeder durch sie verursachte Schmerz ihm eine Freude sei; doch unterließ er es klüglich.

„Geben Sie mir jetzt jene goldbraunen Calceolarien; sehen sie nicht reizend aus neben diesen blaßblauen Wicken? Ich denke, ich werde sie für das Wohnzimmer verwenden und die Cacteen für den Speisesaal."

„Und was haben Sie mit all' den übrigen vor, mit diesen Trompetenblumen zum Beispiel und all' den Azaleen? Gewiß verdienen auch diese, berücksichtigt zu werden."

„Sie sollen alle Platz finden. Ich werde alle Räume des Hauses mit Blumen schmücken; das thue ich jedes Mal, wenn ich so reichlich Vorrath habe. Jeder Krug und jeder Becher im Hause wird dann zum Dienst gepreßt."

Ein Weilchen saßen sie nun schweigend, sie emsig mit ihren Blumen beschäftigt und er das Fortschreiten ihrer Arbeit beobachtend, zusehend, wie sie Sträuße zusammenstellte und diese mit langen, biegsamen Grashalmen verband, Blumen wählend und verwerfend, mit der raschen Entschiedenheit, welche alle ihre Handlungen kennzeichnete.

„Sie lieben die Blumen, ist es nicht so?" sagte Otto endlich, mehr um ihre Stimme wieder zu hören, als aus irgend einem andern Grunde, da die Frage gewiß eine müßige war.

„Sie lieben die Menschen, ist es nicht so?" entgegnete sie nach kurzer Pause, ohne die Augen zu erheben und den Tonfall seiner Frage genau nachahmend.

„Die Menschen?" wiederholte er betroffen. „Ei, was hat dies mit meiner Frage zu thun? Allerdings liebe ich angenehme und liebenswürdige Menschen."

„Und ich liebe angenehme und liebenswürdige Blumen," gab Reata mit so vollkommener Gelassenheit zurück, daß Otto sich des Lachens nicht erwehren konnte. „Sie verstehen mich nicht," sagte sie, ungeduldig erröthend. „Können Sie nicht sehen, daß die Blumen ebenso wie die Menschen unter einander völlig verschieden sind und es thöricht wäre zu sagen, daß man sie in ihrer Gesammtheit liebt oder nicht liebt, oder daß man sie zu jeder Zeit um sich zu haben wünscht? Es gibt Tage, an welchen ich nicht um die Welt Blumen in meinem Zimmer haben möchte;

sie würden mich stören. Es ist gerade, wie man auch nicht immer nach Gesellschaft verlangt. Jede Blume besitzt ihren eigenen Charakter, ihre eigene Geschichte, genau so wie dies bei uns Menschen der Fall ist; und natürlich wähle ich nur jene Blumen, die mir sympathisch sind. Da haben wir beispielsweise diesen kleinen, rosenrothen Cactus; sahen Sie jemals einen so leeren, nichtssagenden Ausdruck?" Sie zerriß die Blume in Stücke, als sie so sprach. „Hingegen ist sein Zwillingsbruder hier so verständig, als irgend möglich."

„Sie zergliedern also wohl den Ausdruck jeder Blume, bevor sie würdig erachtet wird, einen Theil des Schmuckes zu bilden? Es wäre dies, meine ich, eine etwas langwierige Besorgung."

„Ein einziger Blick belehrt uns ja darüber; man fühlt es instinctmäßig. Sehen Sie nicht, daß dieses große weiße Maßlieb höchst wohlgemuth ist? Es lacht ja ganz munter."

„Woher wissen Sie denn das?" fragte Otto, die Blume, welche Reata ihm entgegenhielt, verwundernd anstierend. „Ich gestehe, daß mir dies ganz und gar verborgen ist."

„Mir erscheint es unmöglich, für diesen Ausdruck blind zu sein," entgegnete sie mit einer Geberde der Ungeduld. „Und sehen Sie nur diese arme purpurrothe Campanella — wie traurig ist ihr Wesen! Offenbar stirbt sie an gebrochenem Herzen. Mir bangt, sie liebe einen Stern und warte nun Stunde um Stunde, immer hoffend, ihn herniedersteigen zu sehen. Doch wartet sie vergebens, und hätte ich sie nicht gepflückt, so wäre sie gewiß vor Kummer gestorben. Ich will sie mit mir nehmen und versuchen, sie ein wenig aufzuheitern."

„Welch' tolle Phantasie hat dieses Mädchen!" dachte Otto, während er ihrer Rede lauschte. „Von irgend jemand Anderm kommend, würde das wahnsinnig klingen; aber zu ihr paßt es ganz erstaunlich."

„Und wie mag es mit jenen hübschen, kleinen rosigen Winden sein?" fragte er. „Sehen sie nicht so unschuldig aus wie Täubchen?"

„Das thun sie wirklich; und dennoch sind sie die nichtswürdigsten betrügerischen kleinen Wichte auf Erden. Ich habe sie

nur mitgebracht, um ihnen den Hals umzudrehen!" — und sie ließ dem Worte die That folgen.

„Wie? Was haben die armen Dinger denn verbrochen?"

„Sie ranken sich an andern Pflanzen empor, die edeler sind als sie selbst, und schmeicheln denselben die Erlaubniß ab, sie zu umschlingen. Dann erdrosseln sie ihre Wohlthäter und lächeln dazu, in jener kindlich unschuldigen Weise. Alles könnte ich ihnen verzeihen bis auf ihre Hinterlist," und Reata zerdrückte in ihrer Hand einen Büschel dieser zarten Blüthen, und warf sie mit einer verachtungsvollen Bewegung weit von sich.

„In so hohem Grade also hassen Sie die Falschheit?"

„Gewiß," antwortete sie mit einem Anflug von Verlegenheit. Dann sagte sie rasch, wie um das Gesprächsthema zu wechseln: „Sehen Sie dort jene Scharlachglocken? Sie sind die größten Furien, die ich kenne; eben jetzt beben sie buchstäblich vor Zorn. Ich weiß nicht genau, weshalb; aber ich argwöhne, es sei aus Eifersucht, weil ein Schmetterling die ihnen zunächst liegenden Wicken umgaukelt, indeß bei ihnen kein solcher weilt. Natürlich haben sie Unrecht, ihre Gefühle so offen darzulegen; gleichwohl muß ich wenigstens ihre Ehrlichkeit loben und zugestehen, daß ich ihre Denkungsart eher leiden mag."

„Sie sollten Botanik studiren," meinte Otto, „da Sie so viel Gelegenheit haben, Pflanzen zu beobachten, und so großes Interesse an denselben nehmen."

„Einst versuchte ich es, werde es jedoch niemals wieder thun. Ich verabscheue die Botanik. Wozu nützt es, die Blumen nach einer Reihe von Vorschriften in Klassen einzutheilen und das Analysiren derselben zu lernen? Keine Blume würde mir durch meine Kenntniß ihrer Zusammensetzung um das Geringste lieber werden. . . . Denken Sie nur: schon auf der allerersten Seite des Buches wurde mir zugemuthet, eine Anemone zu zerschneiden. Es war mir unmöglich, dies zu thun, es ging mir zu tief zu Herzen. So zerschnitt ich denn statt dessen das Buch und warf es in das Küchenfeuer. Jetzt habe ich mir eine eigene Botanik ersonnen und die Blumen in viel verständigere Klassen einge-

theilt. Es gibt eine empfindsame Klasse, eine leidenschaftliche und eine alberne; außerdem noch eine empfindsam-alberne, eine leidenschaftlich-empfindsame Klasse und so weiter."

„Es ist zu verwundern, daß Sie nie dessen müde geworden sind. Sie müssen ja alle hier vorkommenden Pflanzengattungen schon auswendig wissen, da Sie Ihr ganzes Leben in dieser Gegend zubrachten."

„Aber ich habe ja nicht während meines ganzen Lebens in diesem Theile des Landes gewohnt. Erst vor wenigen Wochen kam ich hierher, und damals war die Mehrzahl dieser Blumen mir ganz neu. Hier finden wir sie in so großer Manchfaltigkeit, weil die hohe Lage dies mit sich bringt; unten in der Ebene gibt es fast gar keine Blumen."

„Wie kommt es, daß meine Tante diesen Besitz niemals früher besuchte? Er ist doch nicht erst kürzlich erworben worden?"

„Ach, nein, er ist seit langer Zeit in der Familie; Herr Boden wollte sich nur niemals hier aufhalten. Er war sehr gebrechlich während der letzten Jahre seines Lebens und weilte immer in — in der Nähe der See. Er meinte, daß ihm keine andere Luft tauge."

„Meine Tante scheint Ihnen sehr anhänglich zu sein," sagte Otto nun.

„O ja, wir sind sehr gute Freunde. . . . Ich vermuthe," fügte sie, etwas überstürzt sprechend, hinzu, „es überraschte Sie, daß Ihre Tante ein junges Mädchen zur Gesellschafterin hat; doch sicherlich ist dies sehr zweckmäßig und weit besser für die alte Dame, als wenn Jemand ihres eigenen Alters um sie wäre Ich helfe ihr, frischen Muthes zu bleiben, und heitere sie auf. Ziemlich nach demselben Grundsatze pflegt man ja eine gesetzte, ältere Person zu wählen, um für ein lebhaftes junges Mädchen Sorge zu tragen. Sie finden doch an dieser Einrichtung nichts Absonderliches?" schloß sie, Otto's Mienen besorglich prüfend.

Wohl war ihm diese Einrichtung anfangs absonderlich erschienen, doch schon im Verlaufe dieser wenigen Stunden hatte er

Gelegenheit gehabt, Reata's energische Handhabung aller häuslichen Angelegenheiten zu erkennen. Sie nahm seiner Tante thatsächlich jede Mühe ab, und deshalb konnte er jetzt mit gutem Gewissen antworten: „Seien Sie dessen gewiß, ich halte diese Einrichtung für eine vortreffliche."

Wäre Otto ruhigern Gemüthes gewesen, so hätte die sichtliche, in Reata's Stimme und ganzem Wesen ausgeprägte nervöse Erregung ihm unmöglich entgehen können. Wie es jedoch jetzt mit ihm stand, gingen diese Symptome unbeachtet vorüber.

„Nun bin ich fertig!" rief Reata aus, indem sie aufsprang und alle an ihrem Kleide hängen gebliebenen losen Blätter und Stiel-Fragmente von demselben abschüttelte.

„Was soll nun aus diesen armen Verstoßenen werden?" fragte er; „ist keine darunter, die eines Platzes würdig wäre?"

„Ei, dies ist ja jenes arme, lachende Maßliebchen," sagte sie, sich bückend, um es aufzulesen. „Ich habe es nur aus Versehen weggeworfen. Da ist es; Sie können es in Ihr Knopfloch stecken, wenn Ihnen besonders daran liegt, sein Leben zu erhalten; und hier ist ein ganz gleiches für Ficha's Halsband."

Es lag nichts ausnehmend Schmeichelhaftes in der Weise, in welcher die Blume gegeben wurde, und doch nahm Otto sie frohbewegt entgegen.

„Ich werde es zur Erinnerung an meinen ersten Spaziergang in Mexico aufbewahren," sprach er halb zu sich selbst, und legte das Maßlieb in sein Taschenbuch.

„In fünf Minuten ist es Nacht," sagte Reata jetzt; „wir müssen fort; zu lange schon haben wir gezögert."

Er folgte ihr den Pfad entlang, auf dem in der zunehmenden Dunkelheit die Schritte immer unsicherer wurden.

„Dort glaube ich den schwarz-weißen Shawl durch die Bäume zu erblicken," hob Otto nach einer Pause wieder an; „wir müssen ganz nahe bei meiner Tante sein."

„Ja, es ist die alte — à propos, Baron Bodenbach" — Reata hielt plötzlich auf dem Wege an —, „ich muß Ihnen doch noch etwas sagen, bevor wir weitergehen."

„Kann es nicht im Vorwärtsschreiten geschehen, Fräulein Reata? Es wird in der That so finster, daß ich fürchte, wir verirren uns.“

„Lassen Sie dies meine Sorge sein; aber ich muß durchaus sprechen, bevor wir einen Schritt weiter thun. Es ist – es ist — schon den ganzen Tag wollte ich Sie fragen – wäre es Ihnen unlieb, wenn ich fortfahren würde, die alte Frau, Ihre Tante, so zu nennen, wie ich dies immer that? Ich habe versucht, mich dessen zu enthalten, weil ich fürchtete, Sie könnten es nicht gut aufnehmen; diese Anstrengung ist jedoch zu groß für mich und würde, wenn längere Zeit fortgesetzt, wahrscheinlich meine Gesundheit untergraben.“

„Lieber alles als dies! Lassen Sie mich die Benennung hören, die mich so sehr befremden sollte.“

„Wohlan: ich bin gewohnt,“ begann Reata furchtsam, „sie zu nennen — die —“

„Die —? Ich versichere Sie, ich bin auf alles gefaßt!“

„Die alte Giraffe,“ sagte Reata, etwas den Kopf hängen lassend, während die Worte wie eine Rackete aus ihrem Munde schossen.

„Ist das alles?“ Otto brach in ein herzliches Lachen aus. „Nun wohl, wenn sie im Stande ist, es zu ertragen, sehe ich nicht ein, weshalb ich es nicht sollte.“

„Wissen Sie,“ sagte zu ihrer Vertheidigung Reata, „sie ist sehr groß und hat einen ziemlich langen Hals; diese Aehnlichkeit schien mir immer so in die Augen fallend. Ich bin aber recht oft in Unannehmlichkeiten gekommen, weil ich es sagte.“

„Unleugbar hat eine solche Bezeichnung etwas Eigenthümliches!“ meinte Otto.

„Sie haben also wirklich nichts dagegen?“ fiel sie ihm in die Rede. „Ich kann Ihnen nicht genug sagen, welche Beruhigung dies für mich ist. Und bei alledem ist es ja nicht gar so schrecklich, nicht wahr? Gewiß haben Sie auch in Europa oft gehört, daß junge Damen ihren Freundinnen ähnliche Namen gaben. Ist es nicht so?“ fragte sie ängstlich.

„Ich kann mir eben jetzt kein darauf hinweisendes Beispiel in's Gedächtniß rufen," und Otto lächelte im Stillen, als er sich vorzustellen versuchte, wie es wäre, wenn Comtesse Halka oder Hermine Schwerendorf irgend wen eine „alte Giraffe" nennen würden. „Doch, was liegt daran, wir sind ja nicht in Europa!"

Nun kamen sie ganz nahe an Tante Olivia's Baumstumpf.

„Hier sind wir, alte Giraffe!" rief Reata ihr entgegen, indem sie auf sie zulief. „Ich hoffe, du bist nicht aufgefressen worden?"

„Aber, mein Kind, wo waret ihr nur diese ganze Zeit über?" fragte die alte Frau, vor Aufregung dem Weinen nahe.

Unterdessen war es gänzlich dunkel geworden, so daß man kein Antlitz mehr unterscheiden konnte. Auch die hoch aufragenden Stämme waren nur noch undeutlich zu erkennen, und die phantastisch verschlungenen Aeste erschienen durch das Düster wie Gespenster. Des Thierlebens Nachtlaute — denn in den Tropen gibt es Tag- und Nachtlaute — mischten sich seltsam und klagend in das Rauschen der Blätter.

Es war für Otto ein Räthsel, wie sie jemals aus diesem Walde wieder herauskommen sollten; Reata indeß fühlte darob keine Unsicherheit. Sein Anerbieten, voranzugehen, um den Weg frei zu machen, lehnte sie ab.

„Nein, ich danke Ihnen; es wäre von keinerlei Nutzen. Ich werde die Führung übernehmen; dicht hinter mir muß die Giraffe gehen, dann kommen Sie als Nachhut und vielleicht, wenn Sie nichts dawider haben, könnten Sie das Stachelschweinchen tragen."

„Das Stachelschweinchen, Fräulein Reata?"

„Ja, Ficha natürlich."

„O, alles — alles, was Sie wollen!" stimmte Otto unerschrocken zu.

„Komm' zu mir, mein Hündchen, schätzbarstes Kameel, oder was immer deine Titel sein mögen! Aber, Fräulein Reata, ich kann nicht zugeben, daß Sie vorangehen —"

„Beruhigen Sie sich gefälligst, Baron Bodenbach, und thun Sie getrost, wie Ihnen geheißen wird. Sie haben keine andere Chance, noch heute Abend das Haus zu erreichen. Uebrigens erinnern Sie sich Beide daran, daß, wenn Sie leicht und rasch auftreten, Sie weniger Aussicht haben, von Schlangen gebissen zu werden. Allerdings sind zuweilen die Coralillos um die Aeste gewunden und stechen von oben; doch diese Gefahr muß man eben laufen. Wir wollen jetzt aufbrechen; verlieren Sie mich ja nicht aus den Augen und folgen Sie mir auf dem Fuße."

„Wohin würde ich ihr nicht folgen?" fragte sich Otto halb unbewußt. Ihre bewunderungswürdige Kaltblütigkeit entzückte ihn. Wenn man auch bis auf die Wahrscheinlichkeit, auf Schlangen zu stoßen, sonst kein wirkliches Wagniß zu bestehen hatte, war die Lage an sich, zusammengehalten mit den gespenstigen Gestalten und Lauten rings umher, doch hinreichend, die Nerven jedweder Frau zu erschüttern.

Was die alte Dame betrifft, so war dieselbe so vollständig überwältigt, daß sie, ohnedies schon den Thränen nahe, durch das in nächster Nähe erschallende Kläffen eines Fuchses in krampfhaftes Schluchzen verfiel.

„Ich darf dir nicht gestatten, jetzt zu weinen, alte Giraffe," sagte Reata gebieterisch; „gib deinen Shawl Baron Bodenbach zu tragen, ich kann sonst nicht dafür gutstehen, dich glücklich aus dem Walde herauszubringen. Und Sie, Baron Bodenbach, lassen Sie Ihre Tante nicht einen Augenblick Halt machen."

Man setzte sich in Bewegung; ihr einziges Licht waren die Leuchtkäfer, welche über ihren Pfad hin und her in die Quere schossen; das Licht des Mondes oder der Sterne konnte hier nicht hereindringen. Ein Mal wurden sie zweier leuchtender Smaragd-Augen ansichtig, auf einem Aste so dicht in ihrer Nähe, daß ein Geräusch wie Athemholen zu hören war. Zwar wurde die alte Dame vor Entsetzen fast ohnmächtig, aber es hatte keine weitern Folgen.

Eine Minute später ertönte hart neben Reata ein stürmisches Flügelschlagen, und Otto war im Begriff, zu ihrer Rettung vorzustürzen.

„Kommen Sie nicht her," rief sie ihm zu; „es ist nur ein Guajalote, ein wilder Truthahn, welchen ich aufgeschreckt habe."

„Wie kommt es, daß es Rinder hier herum gibt?" fragte Otto jetzt. „Ich höre Ochsen brüllen. Vielleicht haben wir den Weg verfehlt."

„Wir gehen ganz richtig," antwortete sie, ohne den Kopf zu wenden; „es ist der Ruf eines Nachtreihers, welcher Sie täuscht."

Nun schritt man stumm vorwärts. Reata's weißes Kleid schimmerte durch die Nacht wie ein Leitstern. Weiter und weiter eilte sie, nie nur einen Moment unschlüssig über die einzuschlagende Richtung, jetzt einen schweren Vorhang von Schlinggewächsen bei Seite drückend, dann durch kleine Aeste durchbrechend, über einen umgestürzten Baumstamm kletternd oder den Folgenden zurufend, einem Stein auszuweichen oder den vorragenden ausgebreiteten Wurzeln eines Baumes.

Köstliche Wohlgerüche erfüllten die Luft und machten diese drückend. Sie mußten Otto zu Kopf gestiegen sein; denn er ging wie in Ekstase, nicht achtend, wohin er trat, die Augen fest auf die voranschwebende weiße Gestalt geheftet. Wonnige Berauschung bemächtigte sich aller seiner Sinne; er hatte ein Gefühl, als ob er ihr in Ewigkeit so nachfolgen könnte.

Armer Otto! Noch ahnt er nicht, was ihn befallen hat. Dieser Abend in dem mexicanischen Wald ist der Beginn einer neuen Zeitrechnung in seinem Leben. Bis jetzt hat er ohne Zweck und Ziel gelebt; heute aber ist die Liebe bei ihm eingekehrt und fortan wird ihm alles kostbar oder werthlos dünken, je nachdem es mit Reata in Verbindung steht oder nicht.

Doch weshalb ihn bemitleiden? Er ist glücklich, ohne die Ursache davon zu kennen, und vielleicht trägt gerade diese Unbewußtheit zur Erhöhung seiner Glückseligkeit bei. Am kommenden Morgen wird er mit einem unbestimmten Wonnegefühl im

Herzen erwachen — der Empfindung, daß ihm etwas Neues widerfahren sei, und doch auch nichts Neues; denn es gehört zu den Kennzeichen der Liebe, daß man sich einbildet, ihr Gegenstand sei uns niemals fremd gewesen. Der Liebende kann sich kaum vorstellen, daß es je eine Zeit gab, in welcher er sein Ideal noch nicht erblickt hatte. „Wie konnte ich dem Leben Interesse und der Welt Reiz abgewinnen, ehe ich sie kannte? Wie fühlt' ich, wie errieth ich nicht, daß solch ein Engel lebe?" So fragt sich eben so leidenschaftlich als unlogisch so mancher Verliebte, nachdem er zum ersten Mal das Wesen, dem seine ganze Zuneigung gehören soll, sah und fand.

Otto aber ist an diesem Punkt noch nicht angelangt. Noch ist er in dem Stadium friedlichen Glückes, da er weder in die Vergangenheit, noch in die Zukunft blickt, in dem Bewußtsein Befriedigung findend, daß der Augenblick voll ungetrübter Freude sei.

War dies Liebe auf den ersten Blick? Wahrscheinlich wird Otto, selbst nachdem sein Gefühl ihm klar geworden, nie im Stande sein, diese Frage zu beantworten, nie im Stande sein, sich über den Augenblick, welcher ihn in Bande schlug, genaue Rechenschaft zu geben.

Vorher schon hatte er geliebt — oft und scheinbar heiß. Doch neben der Leidenschaft, die ihn jetzt beherrscht, sind die nur mehr in der Erinnerung wachen Neigungen farblos und schal. Oder vielmehr sie würden ihm nur so erscheinen, lägen sie seinem Sinn jetzt nicht gar so fern, wäre nicht alles Frühere untergegangen in der leuchtenden Flamme dieser neuen Liebe — dieser treuesten Liebe seines Lebens.

Der Spaziergang durch den Wald kam schließlich doch zu Ende. Otto konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als sie aus den schwarzen Schatten heraustraten in das Sternenlicht, und Reata sagte: „Wir sind daheim."

8.

Die Strahlen der heißen Juni-Sonne drangen durch die Jalousieen des kleinen Schreibzimmers in Steinbühl. Sie erhellten einen Raum, welcher zwar der Behaglichkeit nicht entbehrte, aber doch den Eindruck des Herabgekommenen hervorrief. Baron Bodenbach war im Gespräch mit seinem ältern Sohne. Der alte Herr saß in einem Lehnstuhl im Hintergrunde des Zimmers und Arnold am Schreibtisch, wo er mit dem Durchsehen verschiedener Rechnungen beschäftigt gewesen war. Jetzt schob er die Bücher von sich und hörte seinem Vater zu.

„Folge meinem Rath, Arnold, und erledige die Sache sofort. Warum nicht diese Woche, welche sie hier zubringt, benützen? Der Sommer ist die beste Zeit für derlei Angelegenheiten; ich warb auch im Juni um die Hand meiner lieben Cousine Olivia."

„Welchen Unterschied Sommer oder Winter in diesen Dingen macht, sehe ich nun wohl nicht ein; überdies bin ich aber der Ansicht, daß die ganze Sache jetzt verfrüht wäre."

„Aber, mein lieber Arnold, welche Einwände kannst du nur dagegen erheben? Sie ist ein hübsches Mädchen, ein gutes Mädchen, von untadelhafter Familie, und besitzt hinreichendes Vermögen, um als gute Partie für Jedermann zu gelten."

„Das ist alles unbestritten," unterbrach Arnold, „und wenn ich jemals heirathe, so heirathe ich Hermine; es wäre mir unmöglich, eine andere Wahl zu treffen. Da sie aber kaum das achtzehnte Jahr erreicht hat, scheint es mir geboten, ihr noch einige Zeit zu gönnen, um in der Welt sich umzusehen, bevor sie an unser bescheidenes Loos gekettet wird."

Baron Bodenbach seufzte, hielt aber an seinem Standpunkt fest.

„Du übersiehst die Hauptsache," sagte er, „nämlich den Unterschied, welchen ihr Vermögen in unsern Verhältnissen hervorbringen würde. Es ist hart, mit dem Leben kämpfen zu müssen,

wie wir es thun, Arnold; und es wäre dir so leicht, Abhülfe zu treffen!"

Arnold erhob sich vom Schreibtisch und ging einige Male im Zimmer auf und ab; dann blieb er vor seinem Vater stehen und sprach: „Du hast Recht, Vater, es ist hart, ich fühle es, und — setzte er seufzend hinzu — vielleicht tiefer als ihr Alle; aber" — hier brach er ab, indem er seine Schritte dem Fenster zuwandte, und erst dort angelangt, endigte er den Satz — „aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, Andern verpflichtet zu sein."

Ein Zug tiefer Bekümmerniß überflog das Antlitz seines Vaters. „Also dies ist der wahre Grund, Arnold? Ich dachte wohl, daß nicht bloß Herminens Alter das Hinderniß sei. Dein Gefühl ist gewiß das richtige — am besten ist's, Niemanden Dank schuldig zu sein."

Der arme Baron war offenbar in Verlegenheit, wie er die Sache weiter verfolgen könne. Wiederholt veränderte er seine Lage im Lehnstuhl und blickte ängstlich nach seinem Sohne, erwartend, daß dieser von neuem das Wort ergreife. Aber Arnold stand mit verschränkten Armen am Fenster, den Kopf in die Höhe streckend, wie es schien, angelegentlich bemüht, durch die Querstäbe der Jalousieen einen Ueberblick der außerhalb befindlichen hohen Bäume zu gewinnen.

„Es galt aber doch immer als halb beschlossene Sache zwischen uns," begann nach längerer Pause der Vater fast schüchtern, „daß du und Hermine ein Mal ein Paar werden solltet; welcher Vortheil kann also in einer weitern Verzögerung liegen?"

„Allerdings war es immer beschlossene Sache," lautete die etwas zerstreute Antwort Arnold's, der, seine Baumstudien aufgebend, sich wieder gegen seinen Vater wendete; „dessenungeachtet scheint es mir am richtigsten, jetzt zuzuwarten. Wir haben gegründete Hoffnung, daß unsere Vermögens-Umstände einer vortheilhaften Veränderung entgegengehen; schon im Laufe des nächsten Jahres kann unsere Stellung sehr verschieden von der

jetzigen sein. Dann wäre ich doch in der Lage, Herminen für das Vermögen, welches sie mir zubringt, auch meinerseits etwas zu bieten."

„Wird sich aber dein Sinn bis zu jener Zeit nicht ändern, Arnold? Du weißt, wie sehr mein Herz an dieser Heirath hängt, und — die Jugend ist oft wankelmüthig!"

„Sei unbesorgt, Vater," erwiderte Arnold lächelnd. „Du kennst meine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht im Allgemeinen. Hermine ist die Einzige, die ich mir jemals als meine Frau denken könnte."

„Wenn du sie aber so lieb hast . . ." hob der Baron an.

Sein Sohn fuhr jedoch, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort: „Vor einigen Jahren, als ich noch diente, hätte nichts auf der Welt mich zu diesem Schritte bewegen können. Für jeden strebsamen Soldaten ist, meiner Meinung nach, der Ehestand das Allerverderblichste; nachdem ich aber meine Carrière aufgegeben habe, wäre die Sache thunlich, und — mit Einem Worte: mein Entschluß in dieser Richtung ist gefaßt!"

„Wirklich — unabänderlich?" fragte der Vater, unfähig, von seinem Drängen abzulassen.

„Ja, gewiß," versetzte Arnold, indem er sich mit dem ihm eigenen Anflug von Stolz aufrichtete. „Ich glaube, Vater, daß ich noch nicht oft von einem gefaßten Entschlusse zurückgekommen bin."

„Freilich, freilich nicht; das kenne ich an dir. Du magst auch Recht haben, Arnold. Aber nur zu meiner Beruhigung wenn kein Hinderniß eintritt nächsten Sommer, sagen wir: nächsten Juni. Ich will dich durch kein Versprechen binden, mein guter Sohn; aber wirst du im kommenden Juni mit Hermine sprechen?"

In diesem Augenblicke hörte man leichte Schritte den Gang entlang kommen und sich der Zimmerthüre nähern.

„Die Sache ist nun abgemacht," sagte Arnold schnell; „wenn du es wünschest, soll es beim nächsten Juni bleiben."

Die Thüre flog auf und Gabriele stürmte, von ihrem italienischen Windspiel gefolgt, athemlos herein.

Ein Brief von Otto, ein Brief von Otto! Und für dich, Arnold!" rief sie mit voller Stimme, das Papier in hoch erhobener Hand schwenkend.

Wie täglich in letzter Zeit, hatte sie am Erkerfenster Wache gehalten und war, sobald sie von ferne des Knaben, welcher die Dienste des Briefboten versah, ansichtig wurde, demselben in der heißen Mittagssonne entgegengeeilt. Nun kam sie keuchend und erschöpft, aber mit triumphirender Miene zurück.

„Da sieh', du thörichtes Kind," sagte Arnold, indem er den Brief entgegennahm und einen strafenden Blick auf ihre gerötheten Wangen und weit geöffneten Augen warf; „ohne Hut und Sonnenschirm läufst du hinaus und bist nun für den Rest des Tages mit deiner Kraft zu Ende. In einer Stunde soll Hermine eintreffen, und du wirst nicht fähig sein, mit ihr einen Spaziergang zu machen; geh' jetzt nur gleich und ruhe noch ein wenig."

„Ach nein, Arnold," rief sie flehend, und ihre Mundwinkel begannen sich in bedenklicher Weise zu senken; „ich kann nicht ruhen, ehe ich erfahren habe, was der Brief enthält; bitte, bitte, schicke mich jetzt nicht fort!"

„Du bist auch gar zu streng mit Gabriele!" warf der Vater ein, der seine Cigarre mit zitternder Hand bei Seite gelegt und sich erwartungsvoll im Lehnstuhl emporgerichtet hatte. „Laß sie zuerst hören, was Otto schreibt."

„Nun gut, so mag sie bleiben," gab Arnold, den Brief entfaltend, ziemlich unwirsch zurück.

Dieser war in heiterm Tone abgefaßt, aber nur ganz kurz. Otto gab einen flüchtigen Bericht über sein Eintreffen und seinen Empfang und ging dann zu einer oberflächlichen Schilderung der Tante über.

„Nach ihrem Aussehen zu schließen, ist Tante Olivia bedeutend älter, als ich Grund hatte, vorauszusetzen; ich würde näher an Sechszig als an Fünfzig gerathen haben, doch mag das

Klima wohl von Einfluß gewesen sein. So sehr ich auch meine Augen anstrengte, konnte ich doch keine Spur einstiger Schönheit entdecken, und was die vielgerühmten Brauen anbelangt, so scheinen dieselben eine Ortsveränderung erlitten zu haben, um gegenwärtig eine tiefer liegende Stelle ihres Gesichtes zu schmücken – die Oberlippe nämlich." In weiterm Verfolge schrieb er: „Jede Bezugnahme auf unsern Vater versetzt die Tante in die höchste Aufregung. Selbstverständlich wurde noch kein Wort über geschäftliche Dinge zwischen uns gewechselt; ich nehme an, daß dies für spätere Zeit vorbehalten bleibt. Sie sieht nicht danach aus, als könnte sie erheblichen Widerstand leisten, und ich schmeichele mir mit der Hoffnung, daß es mir gelingen werde, ihr meine Auffassung der Sachlage beizubringen. Meine Besorgnisse gehen nur dahin, daß ihre Gesellschafterin, welche ganz unglaublichen Einfluß auf sie ausübt, die Absicht hegen könne, ihr einen bedeutenden Theil ihres Vermögens herauszulocken. Wenn es sich so verhält, muß es als ein glücklicher Zufall betrachtet werden, daß ich hierher kam, um unsere Interessen zu wahren."

Den größten Theil des Briefes las Arnold laut; er übersprang nur hier und da klugerweise einige Phrasen und Ausdrücke.

„Mein lieber Otto!" rief der entzückte Vater aus. „Endlich ein Mal ein befriedigender Brief und der längste, den er meines Wissens je geschrieben hat. Er muß in froher Stimmung gewesen sein, der gute Junge!"

„Hoffen wir, daß alles zu glücklichem Ausgange führt," sagte Arnold ruhig, indem er den Brief wieder zusammenlegte. Jedenfalls scheint es, daß die Geschichte ziemlich glatt abläuft."

„Ziemlich glatt? Ich nenne das glänzend!"

„Bis jetzt kann ich nichts Glänzenderes entdecken, als daß man ihn beherbergt und bewirthet," erwiderte Arnold lachend. „Doch wir werden ja sehen!"

Nichtsdestoweniger verharrte der alte Herr bei seiner Zuversicht. Seiner Meinung nach ging alles trefflich von Statten.

Er sah im Geiste eine vielversprechende Aussicht vor seinen Kindern sich eröffnen. Bis vor kurzer Zeit hatte er ihrer Zukunft nur mit Besorgniß gedacht. Von ihm selbst hatten sie beinahe nichts zu erwarten. Arnold würde wohl für sein eigenes Fortkommen sorgen; doch Gabriele konnte dies nicht, und eben so wenig war es von Otto zu erwarten, wenn man nach der Weise schloß, in welcher er bis jetzt seine Ausgaben regelte. Zwei oder drei Mal bereits waren dem alten Baron aus der Nothwendigkeit, Otto's Gläubiger zu befriedigen, ernstliche Verlegenheiten erwachsen. Das Einkommen reichte nur spärlich hin, um den täglichen Bedürfnissen zu genügen, und jene Zahlungen hatten mehr denn ein Mal Entbehrungen an Comfort, ja sogar an nöthigem Lebensunterhalt in Steinbühl nach sich gezogen. Kurz, Otto war immer der Gegenstand der hauptsächlichsten Sorge gewesen. Er war so lebhaften Temperaments, so empfänglich für Eindrücke aller Art — ein hübsches Gesicht zum Beispiel —, daß stets die Gefahr nahe lag, ein plötzlich aufkeimendes Interesse könne ihn wider Willen zu einer leichtsinnigen Verbindung verleiten und so die Hoffnung auf eine erfreuliche, unabhängige Lebensstellung zerstören. Denn obgleich Niemand so sehr als Otto selbst eben jene Unabhängigkeit anstrebte, und es, wie früher erwähnt, Ziel und Zweck seines Lebens war, eine gute Partie zu machen, konnte man doch bei seinem Wesen die Wirkung einer plötzlich erwachenden Leidenschaft nicht genug voraussehen, um sicher zu sein, daß er darüber nicht sein Hauptaugenmerk, wäre es auch nur für kurze Zeit, verlieren könnte.

Bevor Otto glücklich im Hafen der Ehe Anker geworfen hatte, konnte sein Vater nicht auf dauernde Gemüthsruhe zählen, daher denn auch die Nachricht von der Neigung des Erstern für eine reiche Polin, Gräfin Halka Przrszechowska, den Baron hoch erfreute. Es wäre zwar anzunehmen gewesen, daß die eigenen Lebenserfahrungen des alten Mannes sein Vertrauen in das Glück einer Convenienz-Ehe abgeschwächt haben sollten; dies war jedoch nicht der Fall. Trotzdem er mit Vorliebe der eingebildeten Unvergänglichkeit seiner Jugendneigung gedachte, war es

doch sein sehnlichster Wunsch, daß wenigstens Einer seiner Söhne seinem Beispiel folgen und eine reiche Erbin heirathen möge.

Daß Otto's Bewerbungen um die Hand der polnischen Gräfin mit Erfolg gekrönt werden sollten, erschien übrigens zweifelhaft. Es war kaum zu erwarten, daß die Eltern des jungen Mädchens sehr geneigt sein würden, einen so gänzlich unbemittelten Mann wie Otto als Schwiegersohn anzunehmen. Die Hoffnungen des alten Barons wären noch geringer gewesen, hätte er gewußt, welch' gefährlichen Nebenbuhler Otto in der Person seines Rittmeisters besaß. Nun standen die Dinge anders, oder vielmehr betrachtete der alte Herr, dessen Gedankengang eine neue Richtung genommen hatte, sie in anderm Lichte. Daß Onkel Max sie alle großmüthig bedacht habe oder seine Tochter Olivia dies thun werde, sowie daß Otto's veränderte Stellung seine Wünsche bezüglich der Gräfin Halka unterstützen müsse, schien ihm außer Zweifel.

Was Arnold anbetraf, so hatte derselbe niemals zu Befürchtungen ähnlicher Art Anlaß gegeben. In weit höherm Grade als sein Bruder besaß er die Fähigkeit, sein eigenes Wohl im Auge zu behalten. Da er vor allem, ja sogar in übertriebener Weise, an aristokratischen Tendenzen festhielt, blieb von seiner Seite die Gefahr ausgeschlossen, daß er durch eine unüberlegte Heirath seine Stellung gefährden könne. Arnold war kein Damenheld und galt nicht als Liebling in weiblichen Kreisen. Aus freiem Antrieb suchte er niemals die Conversation mit einer Dame auf, und wenn er durch Zufall zu solcher genöthigt wurde, wählte er meist ein unglückliches Thema. Er verstand es nie, artige Schmeicheleien zu sagen, oder die besondern Reize einer Toilette herauszufinden; ja, er versäumte es sogar mitunter, Fächer und Taschentücher aufzuheben, sich behülflich zu erweisen, wo es galt, einen Mantel um schöne Schultern zu drapiren, und vergaß all' die andern Aufmerksamkeiten, welche von Seiten der Herren zu erwarten das zarte Geschlecht sich berechtigt glaubt. Dieser Mangel aber rührte nicht etwa von allzu großer Schüchternheit her, sondern nur aus der Unkenntniß der sogenannten

Salonsprache und dem geringen Verlangen, sich dieses Wissen anzueignen.

Das einzige Mädchen, mit welchem Arnold, seine Schwester ausgenommen, ungezwungen freundschaftlich verkehrte, war Hermine Schwerendorf, der heute erwartete Gast.

Die Familie Schwerendorf, die zum alten Adel zählte, besaß ein kleines Landgut und ein Vermögen, welches, obschon nicht viel bedeutender als jenes der Bodenbach, doch die beiden alten Leute und deren einzige Tochter Hermine in die Lage setzte, auf viel angenehmerm Fuße als ihre Nachbaren zu leben. Der vertrauliche Verkehr der beiden Familien hatte vor dreißig Jahren begonnen, zu dem Zeitpunkte, in welchem Schwerendorfs in diesem Theile des Landes ihren Wohnsitz nahmen. Damals erfreuten sich Bodenbachs eines momentanen Vermögens-Aufschwunges, da Baron Walther kurz vorher seine reiche Frau heimgeführt hatte. Seither war ihr Glücksstern allmälig gesunken, indeß die Stellung der neuen Ansiedler sich gleich geblieben war. Ihre gegenseitigen Beziehungen jedoch erlitten keine Veränderung. Schwerendorfs schätzten ihre Freunde noch immer so hoch als zu jener Zeit, da der Name Bodenbach zu den hervorragendsten der Umgegend gehörte. Das freundschaftliche Verhältniß blieb stets aufrecht erhalten; die jüngern Mitglieder beider Familien hatten als Kinder zusammen gespielt und nannten sich jetzt wie vordem bei ihren Taufnamen. Das alte Lusthaus in Steinbüht war der Schauplatz mancher kindlichen Heldenthaten gewesen; oft hatte es eine Festung vorgestellt, welche Arnold gegen Otto vertheidigte, oft auch eine Einsiedlerhütte oder einen königlichen Palast, wie es eben die Gelegenheit erforderte. Es waren dies wohl nur kindische Spiele; aber gar mancher ernste Lebens-Roman ist aus scheinbar geringfügigen Ursachen entsprungen. Auch Hermine sollte dies erfahren. Unbemerkt von ihr selbst wie von den Andern wuchs Arnold zum Helden ihres Lebens heran. Ihren Augen erschien er als die Verkörperung alles Guten, Großen und Edeln, und mit den Jahren gewann dieses Gefühl immer mehr an Form und Gehalt. Es verlieh ihrem ganzen Wesen eine

erhöhte Färbung und wurde schließlich unzertrennlich von ihrem Sein. So wie sie sich keiner Vergangenheit entsinnen konnte, an welcher Arnold nicht Theil gehabt hätte, eben so wenig konnte sie sich die Zukunft ihres Lebens ohne ihn denken. Da sie übrigens keine schwärmerisch angelegte Natur war, gab sie sich nicht phantastisch ausgeschmückten Träumereien hin, wie andere Mädchen in ihrer Lage es gethan haben würden. Sie baute keine prächtigen Luftschlösser und malte sich nicht jede Einzelheit der kommenden Jahre mit lebhaften Farben aus; wenn sie aber der Zukunft gedachte, dann konnte sie sich selbst nur als Arnold's Gattin vorstellen, und das Bewußtsein, daß dies ihre Bestimmung sei, erfüllte sie mit inniger Befriedigung.

In der mädchenhaften Einfalt und Arglosigkeit ihrer Seele war es Hermine niemals in den Sinn gekommen, daß ein derartiges Verweben ihrer Existenz in Einen Gedanken, diese unbeschränkte Zuversicht in diese Eine Persönlichkeit ihrem Frieden gefährlich werden könne. Glücklicherweise war wenig Grund vorhanden, ein Scheitern ihrer Hoffnungen zu befürchten; denn die gleiche Annahme bestand seit langer Zeit in beiden Familien. Noch hatte man aber auf keiner Seite ein entscheidendes Wort darüber geäußert; es war heute das erste Mal, daß Baron Bodenbach seinem Sohne gegenüber in klaren Ausdrücken jenes Thema berührte.

Dem heißen Tage, an welchem Hermine in Steinbühl eintraf, folgte eine herrliche Nacht. Nach dem Abendessen schlenderten die drei jungen Leute in's Freie, um die von dem Duft des frisch gemähten Heues erfüllte Nachtluft zu genießen. Der Mond hatte das zweite Viertel erreicht und ließ, aus reinem Himmel niederstrahlend, alles so klar wie am Tage, nur noch weit schöner erscheinen. Das altmodische Gebäude sah recht stattlich aus; sein hohes Dach mit den Giebelfenstern erschien, vom Ende der kurzen Allee aus gesehen, welche vom Hause zur Landstraße führte, wirklich imposant. Der gebrechliche Wetterhahn — der so sehr eines neuen Anstrichs bedurfte und so geringe Aussicht hatte, diesen Schmuck zu erlangen — konnte als ehr-

würdiger, auf dem First des Schlosses flatternder Wimpel gelten. Die untrüglichen Zeichen des Verfalles, die manchfachen kleinen Schäden, welche die Sonne mit grausamer Härte und Deutlichkeit so schonungslos hervorhebt, wurden durch die sanften Strahlen des Mondes liebreich verdeckt.

Während das Tagesgestirn, in starrer Gerechtigkeit, das Schöne sowohl als das Häßliche bescheint und beides in gleicher Klarheit unserm Auge vorführt, zieht der Mond einen sanften Schleier über Fehler und Mängel und erhöht die vorhandene Schönheit noch durch den Reiz des Geheimnißvollen. Ein kleiner Betrug ist dies zwar, aber gewiß freundlich gemeint!

Wer könnte bei der Wirkung dieser Silberstrahlen errathen, daß nur wenige der die steinerne Umfassung des Gartens stützenden Pfeiler unbeschädigt, daß die große Mehrzahl der rothen Ziegel, welche den obern Rand decken, geborsten oder aus den Fugen gewichen sind, daß die einst grünen Fensterladen, gleich dem Holzwerk des Balcons, bei näherer Betrachtung bedenkliche Altersspuren zeigen! Aber hier ist es nicht das Mondlicht allein, welches die Gebrechen deckt; denn eine dichte Hülle von wilden Weinreben, dieses schönsten der auf unserm Boden heimisch gewordenen südlichen Schlinggewächse, hat sich um die morschen Säulen geschlungen, und verleiht dem Ganzen das Ansehen eines riesigen Vogelnestes; grün zur Sommerzeit und scharlachroth im Herbst, erscheint es in diesem Augenblick tiefschwarz; denn Selene malt nur mit zwei Farben — schwarz und weiß.

Auf der rechten Seite der Allee ist der Rasenplatz durch einen schmalen Bach begrenzt: ein ruhig dahingleitendes, scheinbar harmloses Flüßchen, welches aber in Wirklichkeit in Folge mangelhafter Ueberwachung unlenksamer geworden ist, als manches wild aussehende Gewässer. Hier und da ist es ausgetreten und hat sich über den Rasen ergossen, der dadurch seine Elasticität verlor und schwammig wurde. Ja, das eigensinnige Wässerlein hat förmlich einen kleinen Sumpf um sich gebildet, wo statt des kurz geschorenen Grases, welches einst den Boden bedeckte, jetzt Schilf und Binsen emporsprießen. An einer Stelle, gerade in der

Mitte dieses Sumpfes, wo die höchsten Rohrbüschel stehen, hat das Wasser ein tiefes, rundes Loch ausgehölt und liegt da wie ein trotziges Kind, welches sein Gesicht verbergen will — unzulänglich für alles, Mücken und Stechfliegen ausgenommen. Aber der Mond hat das heimliche Versteck ausfindig gemacht, und, seine hellsten Strahlen bis auf den Grund des Pfuhles entsendend, zwingt er das sonst so finstere Wasserauge, zu lächeln, indeß die hohen Binsenhalme, sich nur um so schwärzer abhebend, grell contrastiren.

Leben und Bewegung durchzittert das Schilf — leises Geplätscher und Gerausche. Einem aufmerksamen Auge zeigt sich der Wasserspiegel übersäet von kleinen Körpern in unausgesprochenen Formen, welche ruhig auf der Oberfläche schwimmen; und noch schärferes Hinblicken läßt erkennen, wie die formlos scheinenden Dingerchen mit einfältig glotzenden Augen in die Höhe starren: unzählige Frösche sind es, die, sich träge von der Fluth wiegen lassend, Kräfte sammeln für ihr allnächtliches Concert.

Der Wiesenplan jenseits der Allee und außer dem Bereiche des schädlichen Flüßchens gewährt ein freundlicheres Bild. Eigentlich ist's ein Mittelding zwischen Wiese und Obstgarten, um dessen Pflaumen- und Apfel-Bäume heute noch einige verspätete Maikäfer umherschwirren. Augenscheinlich finden sie sich hier nicht zurecht, da sie sich für den Augenblick der Entfaltung ihrer braunen Flügel um drei oder vier Wochen verrechneten; nun müssen sie den Schmetterlingen und Marienkäfern — als den Helden des Tages — das Feld räumen. Zwischen den Obstbäumen und theilweise an deren Stämme gelehnt befinden sich, in Farbe und Gestalt mit großen Pilzen vergleichbare Heuhaufen, welche jetzt viel heller als bei Tage erscheinen und tiefe, schwarz begrenzte Schatten werfen. Wie einförmig zeichnet sich die Reihe dieser Schatten auf den Wiesengrund! Doch nein, dort findet sich eine Ausnahme; bei einem derselben, am Rande der Wiese, ist die Rundung der Contour durch verschiedene unregelmäßige Formen gebrochen, welche nicht so unbeweglich als die übrige Umgebung sind. Halblaute Stimmen tönen durch die Stille der

Nacht, und das Aroma einer Cigarre mischt sich mit dem Duft des frischen Heues.

Gabriele hatte sich einen behaglichen Sitz auf dem Gipfel des Schobers bereitet und pflückte da und dort an dem Heu, anscheinend ohne weitere Absicht, als um die halbverwelkten Maßliebchen und Butterblumen daraus hervorzusuchen. Neben ihr auf dem Saume ihres Kleides lag ihr Windspiel in anmuthig kauernder Stellung, seine lange Nase, noch um Einiges verlängert, schläfrig auf die ausgestreckten Pfoten gesenkt.

„Wie herrlich, daß wir Hermine bei uns haben, nicht wahr, Arnold?“ rief Gabriele, welche die Hauptträgerin der Unterhaltung war. „Hätten wir nur auch Otto hier, dann wäre es vollkommen. Was er wohl zu dieser Stunde thun mag? Was meinst du, Arnold?“

Die Cigarre dampfte in regelmäßigen Zügen fort, ohne daß eine Antwort auf diese sinnige Frage erfolgte. Gabriele ließ aber nicht so leicht ab und versuchte die Aufmerksamkeit ihres Bruders zu wecken, indem sie mit einem langen, dürren Grashalm leise über sein Genick strich. Dies hatte den gewünschten Erfolg.

„Warum fragst du nicht lieber, was meiner Ansicht nach Otto's sämmtliche Regiments-Kameraden vom Obersten abwärts zu dieser Stunde thun!“ rief er ungeduldig. „Eines wäre gerade so leicht zu errathen wie das andere.“

Arnold lag in orientalischer Gemächlichkeit der Länge nach auf dem Grase ausgestreckt. Es war wohl nur der trügerische Mond, der ihm den Anschein verlieh, als läge er zu Herminens Füßen. Diese saß an das Heu gelehnt in vollkommener Ruhe da.

Auch hier erweist sich das ihr Antlitz voll bestrahlende Mondlicht als veredelnd; denn in diesem Augenblick erscheint sie mit dem feinen Profil, welches sich scharf vom Hintergrunde abhebt, sowie durch die gemilderte Färbung ihrer Wangen und die eigenthümlichen Lichtreflexe in den schweren blonden Zöpfen wirklich schön, während sie, bei Tageslicht gesehen, nur die Bezeichnung eines hübschen Mädchens verdient. Strenge Beurtheiler finden die Linien um Mund und Kinn etwas zu scharf, die

hochrothen Lippen etwas zu schwellend, die unwandelbare Sanftmuth im Ausdruck ihrer blauen Augen etwas zu eintönig. Ihre Größe überschritt die Grenze des weiblich Anmuthigen, doch ihre Haltung, wenn auch etwas zu würdevoll, war tadellos. Kurz, der Gesammteindruck ihrer Erscheinung, für ein junges Mädchen vielleicht zu gewichtig, aber entsprechend für eine reife Frau, konnte als vollkommenes Modell für eine deutsche Heldin der Vorzeit gelten.

„Wenn du nur heute Abend nicht so schweigsam wärest, Arnold!“ hob Gabriele einen Augenblick später wieder an. „Warum sprichst du denn nicht? . . . Hat Otto's Brief sonst nichts enthalten? Schreibt er nicht, wie viele Zimmer in Tante Olivia's Hause sind und wie die Gesellschafterin aussieht, ob sie jung oder alt ist?“

„Was liegt daran,“ erwiderte Arnold, eine leichte Veränderung seiner Lage vornehmend, „ob das Haus ein halbes oder zwei Dutzend Zimmer enthält, oder ob die Gesellschafterin dreißig oder fünfzig Jahre zählt?“

„Es verlohnte wahrscheinlich nicht der Mühe, eine Beschreibung von ihr zu machen,“ warf Hermine vermittelnd ein.

Hierauf herrschte wieder vollkommene Stille. Gabriele, die Hauptsprecherin, war durch den geringen Erfolg, welchen die von ihr bisher angeregten Stoffe fanden, einigermaßen zurückgeschreckt und überließ es den Andern, einen glücklichern Gegenstand des Gespräches zu finden.

Niemand schien jedoch hierzu geneigt — Niemand als die Frösche jenseits der Allee. Ein vereinzeltes „Quak“ klang aus dem Sumpfe herüber, ein zweites folgte und wieder eines, bis das Ineinandergreifen der quakenden Stimmen ein übernächtiges Concert bildete. Kein so ungeregeltes Concert indeß, als zu vermuthen wäre; denn die Pausen und das Einfallen waren offenbar nach bestimmten Gesetzen geordnet.

Welcher Art diese Gesetze waren, ob ein geheimnißvoller Instinct den Amphibien-Chor regierte, oder ob er der Führung

eines Einzelnen, welcher die Stelle eines Capellmeisters einnahm, folgte, wäre nicht uninteressant gewesen, zu erfahren.

„Da fangen nun wieder die abscheulichen Frösche an!“ platzte Gabriele heraus, ihr beabsichtigtes Schweigen vergessend. „Wie würde Otto sich ärgern, wenn er hier wäre! Erinnerst du dich, Hermine, wie er immer mit Steinen nach ihnen warf, um sie zur Ruhe zu bringen?“

„Die armen Frösche! Mir haben sie immer leid gethan. Ich finde die Töne nicht so unangenehm; im Gegentheil, ich schlafe nie ruhiger ein, als wenn ich ihnen zuhöre!“

„Ach, Hermine, wie kann man nur so etwas sagen!“ schrie Gabriele mit Entsetzen. „Welcher Gedanke — den Fröschen zu lauschen! Ich verschließe mein Fenster immer so dicht als möglich, um das schreckliche Gequake nicht zu hören; ja manchmal muß ich mir sogar die Ohren mit Baumwolle verstopfen, sonst höre ich das einförmige Getöne fort und fort, und es verfolgt mich die ganze Nacht.“

„Ich glaube, du übertreibst ein wenig, meine gute Gabriele,“ entgegnete ihre Freundin beschwichtigend; „wer mag sich denn über eine solche Kleinigkeit ereifern!“ — denn in der That hatte sich Gabriele über das Thema ihrer angeblichen Feinde in wahre Entrüstung hineingearbeitet. „Ich habe nun ein Mal eine Vorliebe für die Frösche, weil sie mich stets an das liebe Steinbühl erinnern, und vermisse sie wirklich, wenn ich wieder nach Hause zurückgekehrt bin.“

„Ich habe im Allgemeinen gegen diese Thiere nichts einzuwenden,“ bemerkte Arnold, „so lange sie in ihrem Pfuhle bleiben; aber vor zehn Jahren, als Otto und ich den Versuch anstellten, die Wiese zu drainiren, was nur eine Ueberschwemmung der Keller-Räume zur Folge hatte, wurde mir ihre Gesellschaft allerdings lästig.“

„Und wie böse Otto auf mich war,“ sagte Gabriele, „weil ich Lärm schlug, als mir ein Frosch auf der Treppe begegnete? Er meinte, es sei recht undankbar von mir, ihm die Frösche

vorzuwerfen, nachdem er so viele Mühe daran gewendet habe, die Nachbarschaft von dem Sumpf zu befreien."

„Ja wohl," fügte Arnold bei, „und bis zum heutigen Tage kann Otto es nicht ertragen, mit der Geschichte geneckt zu werden. Er stellte damals den Antrag, das Experiment zu wiederholen; aber den vereinigten Bitten der Familie gelang es, ihn von seinem Vorhaben abzubringen."

Wieder entstand eine Pause, welche nur durch das „Quak, Quak" der Frösche unterbrochen wurde.

„Ich möchte wohl wissen," rief Gabriele endlich, „wie es nächsten Juni hier sein wird? Ob wir wieder Alle auf dem nämlichen Heuschober beisammen sitzen werden wie heute, und Otto mit uns? Glaubst du, Arnold?"

„Ob ich glaube, daß es derselbe Heuschober sein wird? Hättest du diese Frage nicht ohne meine Hülfe beantworten können? Gewiß wird Otto im Laufe des nächsten Juni gelegentlich auf irgend einem Heuhaufen ausruhen und wird es eben so vergnüglich finden, wie wir gegenwärtig!" schloß er, indem ein eigenthümlich lächelnder Zug um seine Mundwinkel spielte. Er gedachte des halben Versprechens, welches er seinem Vater gegeben hatte, und unwillkürlich suchten seine Augen jenen Herminens zu begegnen. Diese mochte in den seinigen eine leise Andeutung der Wahrheit entdeckt haben; denn sie senkte den Blick, und soweit das Mondlicht es erkennen ließ, färbten sich ihre Wangen noch etwas lebhafter.

Nächsten Juni! Wie viel Zeit mußte noch dahingehen, bis es wieder Sommer wurde! Und doch, wie stürmisch klopfte ihr heute schon das Herz bei dem Gedanken an die mögliche Veränderung, welche ihr derselbe bringen konnte! Einer jener seltsamen Widersprüche des Herzens ließ es ihr wie eine Entlastung für den Augenblick erscheinen, daß sie ihr Glück erst in der Zukunft denken sollte; das Gefühl, schon am Vorabend desselben zu stehen, wäre zu überwältigend gewesen!

Die weißen Nebel lagerten über dem Sumpfe, und Gabriele begann zu fröstеln. Arnold sprang erschreckt empor. Auch er hatte in

Gedanken bei dem nächsten Juni verweilt und darüber vergessen, wie schädlich die Nachtluft für die Gesundheit seiner Schwester sei.

Allein in ihrem Stübchen, lehnte Hermine noch lange, übergossen vom vollen Mondlicht, am Fenster. Sie verfolgte die dunkeln Schatten, welche in wirren Linien durch die Allee fielen, und lauschte dem melancholischen Chor, an dem Gefallen zu finden sie vorgab, und der ihr in dieser Nacht wirklich melodisch erschien.

Weit offen blieb ihr Fenster, und als der Schlaf sich endlich auf ihre Lider senkte, war der einzige, von den Luftwellen zu ihr emporgetragene Ton noch immer dasselbe monotone „Quak, Quak, Quak."

9.

„Quak, Quak, Quak," ertönte es ebenfalls an einem offenen Fenster, durch welches die Morgensonne ihre warmen Strahlen sandte.

Reata fuhr empor und rieb sich heftig die Augen. Die Zeit, zu welcher sie aufzustehen pflegte, war um Vieles überschritten, und die Thatsache, daß sie sich verschlafen habe — ein äußerst seltener Fall — konnte nicht geleugnet werden.

Acht Uhr vorüber! Zu dieser Stunde kehrte sie gewöhnlich von ihrem Morgenspaziergang im Walde heim. Wie ärgerlich, denselben heute versäumt zu haben! In ihrem Bette aufsitzend, blickte sie nach dem Fenster; auf der breiten, niedern Schwelle hockte ein großer, grüner Laubfrosch und wiederholte in Intervallen das schallende Gequake, mit welchem er sie eben aus tiefem Schlummer erweckt hatte.

Außerhalb auf der Terrasse stand Ficha mit aufgehobener Vorderpfote und etwas verzogener Oberlippe und betrachtete den Eindringling mit dem Ausdruck des tiefsten, obgleich schweigsamen Widerwillens. Ein so niedriges Geschöpf anzubellen, wäre unter ihrer Würde gewesen.

„Das bedeutet Regen," sagte Reata mit Bezug auf den Frosch, nicht auf Ficha, indem sie sich erhob und eiligst ihre Morgen-Toilette machte.

Otto hatte während der letzten zwei Stunden das Haus unermüdlich bewacht; nun war seine Geduld zu Ende, und mit raschem Entschlusse wandte er sich ab und lenkte seine Schritte nach der Richtung der Wirthschaftsgebäude.

„Ich muß mir den Rothschimmel wieder ein Mal ansehen," sagte er zu sich selbst, spähte aber doch nochmals nach dem Hause, ob denn noch immer Niemand heraustrete.

„Hollah! Was gibt es da?" rief er, als seine Aufmerksamkeit durch den Anblick eines frisch lackirten gelben Gigs gefesselt wurde. Nach der strengen Bedeutung des Wortes verdiente das erwähnte Fuhrwerk vielleicht nicht ganz diese Benennung, es hatte aber jedenfalls mehr Aehnlichkeit mit einem Gig als mit irgend etwas anderm. Nach dem dampfenden Schimmel zu schließen, schien dasselbe eben erst angekommen zu sein.

Otto hielt die Hand über die Augen, um diese gegen die blendende Sonne zu schützen und eine deutlichere Ansicht von jenem sonderbaren Vehikel zu gewinnen. Er bemerkte aber in demselben Augenblicke einen nähern Gegenstand, nämlich einen Mann in gelbem Nanking-Anzuge, welcher eilig auf ihn zukam. Die übereinstimmende Farbe hätte Otto eine Zusammengehörigkeit des Mannes mit dem Gig errathen lassen, wenn nicht schon die Seltenheit solcher Erscheinungen allein zu diesem Schluß verleiten mußte. Seit zehn Tagen hatte Otto kein fremdes Gesicht gesehen — so viel Zeit war seit seiner Ankunft verstrichen — und mit dem unbewußten Gefühle der Anregung beschleunigte er seine Schritte, um diesem Mitmenschen entgegenzugehen. Unsere Natur fordert nun ein Mal ihre Rechte, und selbst ein Verliebter wird das erste Gesicht, welches nach längerer Zeit fern von dem gewohnten lebhaftern Verkehr vor ihm auftaucht, mit einem gewissen Interesse begrüßen.

In Mexico nimmt man es mit dem Ceremoniell nicht so streng, und die beiden Männer tauschten sofort ihre Bewillkommnung aus.

Der Träger des gelben Nanking-Anzuges war klein und breitschulterig; er gehörte zu jener Gattung von lebhaft gefärbten Männern, wie man sie bei uns häufig, in den tropischen Gegenden jedoch selten antrifft. Sie haben meist dicke Lippen und buschiges Haar. In dem vorliegenden Falle machte sich keine Ausnahme von der Regel geltend; denn das kurz geschnittene Gelock, welches unter dem Rande seines Strohhutes hervorquoll, wäre dicht genug gewesen, um darin allerlei Phantasie-Arbeiten auszuführen. Mit einer scharfen Scheere hätte man in dasselbe die schönsten Muster einschneiden können, wie in dicken Sammt.

Das Alter des neuen Ankömmlings konnte auf ungefähr fünfunddreißig Jahre geschätzt werden. Was an ihm zunächst in's Auge fiel, war der Ausdruck vollster Selbstzufriedenheit, der über seinem ganzen Wesen lag. Ueberdies kam ein ausgesprochen jüdischer Zug zur Geltung, und der Name Emmanuel Fadenhecht, unter welchem er sich vorstellte, schien eine Bekräftigung desselben zu sein. Dieser Mann setzte Otto ferner davon in Kenntniß, daß er der jüngere Compagnon des Advocaten in E., des Banquiers und Geschäftsträgers Fräulein Bodenbach's, sei.

Die Erwähnung von Geschäften erweckte Otto's besonderes Interesse. „Halt!" dachte er, „das ist eine Geschwätzigkeit, wie sie mir eben paßt; wenn ich den Gesellen auf kluge Weise aushole, werde ich mir eine Menge wichtiger Notizen verschaffen!"

Nach einigen unerläßlichen Gesprächs-Einleitungen machte Otto den ersten Versuch des „Ausholens", indem er mit beflissener Gleichgültigkeit bemerkte: „Sie sind wohl auf specielles Verlangen des Fräuleins gekommen?"

„Ja wohl, so ist's — auf ihr specielles Verlangen, und zwar zum vierten Male im Laufe der letzten zwei Monate; das macht durchschnittlich alle vierzehn Tage ein Mal. Nicht so übel, nicht wahr?" — und Herr Fadenhecht rieb sich die Hände und lächelte in einer, wie er glaubte, anmuthigen Weise.

„Fräulein Bodenbach scheint Ihre Zeit sehr in Anspruch zu nehmen?" fuhr Otto fort, sorglich darauf bedacht, jeden Schimmer von Neugier aus seinem Tone fernzuhalten.

„Ja, sehr in Anspruch — sehr in Anspruch, das ist die rechte Bezeichnung dafür," sagte der Anwalt, indem er das eine Auge zudrückte und mit dem andern einen vielsagenden Blick auf seinen Gefährten warf.

„Sind Sie bereits davon unterrichtet, um was es sich heute handelt?"

„Um was es sich heute handelt? O nein, nicht die geringste Ahnung — nicht die geringste Ahnung! Wahrhaftig, ich könnte behaupten, daß ich nicht mehr davon weiß als Sie selbst!" Herr Fadenhecht rieb sich die Hände noch heftiger als zuvor und schüttelte sich förmlich vor Lachen über diesen Scherz.

„Macht sich der Kerl am Ende über mich lustig?" dachte Otto bei sich selbst und hatte Mühe, seinen Verdruß zu bemeistern. Es wäre nicht rathsam gewesen, sogleich mit ihm Streit anzufangen; vielleicht war er doch irgendwie zu gebrauchen.

Der Andere sprach indeß unbeirrt weiter. „Nein, gewiß nicht — keine Ahnung; aber ich hege die bestimmte Vermuthung, daß es etwas von Wichtigkeit ist."

„Wirklich?" schaltete Otto in gelangweiltem Tone ein.

„Ja, so ist's, von Wichtigkeit; sogar von großer Wichtigkeit. Mein Chef würde selbst gekommen sein, wenn es möglich gewesen wäre; aber es war eben nicht möglich, ich könnte sogar sagen: es war unmöglich. Mein Chef ist in diesem Augenblick an sein Lager gefesselt — mit der Gicht im rechten Bein" — um die Mittheilung noch deutlicher zu machen, schlug Herr Fadenhecht mit solcher Vehemenz auf den besprochenen Körpertheil, daß Otto förmlich zurückschrak; „er leidet empfindlich an der Gicht, wirklich, ich könnte sagen . . ."

„O, ich bin davon überzeugt," fiel Otto ihm in die Rede; denn sie näherten sich bereits dem Hause. „Sie kommen also an seiner Statt?"

„An seiner Statt, ja wohl, so ist's; und ich schmeichele mir, daß ich seinen Platz nicht so übel ausfüllen werde. Es ist nicht das erste Mal," fuhr der Anwalt fort, indem er seinen Hemdkragen von zweifelhafter Farbe mit selbstzufriedener Geberde

in die Höhe zog, „daß mir derartige Geschäfte anvertraut worden sind, und ich kann sagen, daß sie stets zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt wurden. Die Damen — Sie wissen ja," und hierbei schloß er abermals das rechte Auge und blinzelte bedeutungsvoll mit dem linken, „ziehen immer einen jungen Mann dem ältern vor, auch in Geschäftssachen. Ich könnte Ihnen da einen Fall erzählen. Vor zwei Jahren . . ."

„Ja, ja, das werden Sie mir später ausführlich mittheilen," unterbrach Otto ihn mit etwas größerer Lebhaftigkeit, als sich mit seiner Rolle vertrug; aber schnell wieder in den gleichgültigen Ton zurückfallend, fügte er bei: „Wir haben jetzt nicht genügend Muße dazu; Sie sehen ja, die Damen werden sogleich erscheinen, es muß bereits Frühstückszeit sein."

Mit einiger Mühe gelang es Otto, ein künstliches Gähnen zu bewerkstelligen, welches er dann eben so geschickt verbarg. „Welch' unvergleichlich schönes Land dies hier ist," sagte er; „ich kann mich nicht satt daran sehen, wiewohl ich mich seit zehn Tagen von diesem Orte nicht weg bewegt habe."

„Ei wirklich, noch nicht satt daran gesehen? Ja, ja, ich verstehe es!"

Diese Worte, von einem herausfordernden Blicke und Lächeln begleitet, brachten Otto's Blut in Wallung; aber seinen Verdruß verbergend, denn die Augenblicke waren kostbar, zwang er sich zu der Bemerkung, daß die Erhaltung dieses Besitzes nicht kostspielig sein könne.

„Kostspielig? O, bewahre, nicht im mindesten. Ich bewundere Ihren Scharfblick — ha, ha, ha! Reiche Leute haben mitunter ihre Grillen. Einerseits knickern sie mit ihrem Gelde, anderseits werfen sie es zur Befriedigung ihrer Launen und Liebhabereien mit vollen Händen hinaus. Da war ein Mal ein alter Herr" — hierbei warf Herr Fadenhecht abermals einen forschenden Blick auf seinen Gefährten, der sich in stillem Aerger die Lippen zerbiß — „ein alter Herr, der beiläufig vor zwei Jahren starb, nachdem er das letzte Dritttheil seines Lebens mit 400 Dollars jährlich seine Ausgaben bestritten hatte. Bei seinem Tode fand

sich ein Vermögen von 180,000 Dollars vor — hundertachtzigtausend Dollars sage ich Ihnen, und er hatte dasselbe bis auf den letzten Heller, könnte man sagen — ha, ha, ha! — der Regierung vermacht, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß an allen öffentlichen Gebäuden Blitzableiter angebracht werden sollten; und das Beste an der Geschichte ist, daß bereits alle mit Blitzableitern versehen waren — ha, ha! Solche Launen haben sie Alle, Jung und Alt, sage ich Ihnen, besonders aber das schöne Geschlecht — ha, ha, ha!"

Sie waren nun bei der Veranda angelangt, und Otto, unfähig, das Geschwätz noch länger in Geduld anzuhören, wandte sich gegen den Eingang mit der Bemerkung: „Nach Ihrer langen Fahrt werden Sie einen Imbiß nicht verschmähen, und meine Tante erwartet mich gewiß schon zum Frühstück."

Herr Fadenhecht warf einen fragenden Blick auf Otto.

„Ja so, Ihre Tante; Sie nennen sie Tante, ganz richtig!"

„Nun, streng genommen ist sie eigentlich nicht meine Tante, vielmehr Cousine im zweiten Grade; da sie aber der frühern Generation angehört, erscheint es am natürlichsten, sie Tante zu nennen. Die Verwandtschaft ist etwas verwickelt; ich weiß nicht genau, welche Bezeichnung die richtige ist."

Der würdevolle Ton, mit welchem diese Worte gesprochen waren, schien seine Wirkung auf den Hörer gänzlich zu verfehlen.

„Ach so, ja wohl, ich verstehe!" fuhr Herr Fadenhecht in halbem Selbstgespräche fort, wobei ein Lächeln der Belustigung über seine unschönen Züge glitt. „Die Verwandtschaft ist verwickelt, sehr verwickelt, wie es häufig vorkommt. Verwandtschaften haben ihre Vortheile und Nachtheile, und mitunter stellt sich's heraus, daß es gar keine Verwandtschaften sind. Dies wäre fatal — wie, wenn Sie die Sache genau nehmen — ha, ha, ha! — Ihre Tante, so ist's! Ich begreife übrigens nicht, daß Ihre Tante hier so einsam leben mag — beinahe außer der Welt, könnte man sagen. Mit Ausnahme in weiter Ferne lebender Neffen, welche . . ."

„Aber meine Tante ist ja niemals ganz allein," entgegnete Otto fast mit Heftigkeit; sie hat ja stets ihre Gesellschafterin, Fräulein, Fräulein " Hier hielt er inne; denn es fiel ihm plötzlich auf, daß er zehn Tage im Hause verlebt hatte, ohne sich um Reata's Familien-Namen zu kümmern. Wahrhaftig, er kannte ihren Namen nicht! Er war seit zehn Tagen toll in sie verliebt und wußte nicht mehr von ihr, als daß sie Reata genannt werde. Dieses Eine Wort enthielt so viel für ihn, daß er gar nicht das Verlangen empfunden hatte, Weiteres zu erfahren, und Niemand hatte ihm unaufgefordert Auskunft darüber ertheilt.

„Ihre Gesellschafterin? Ach ja!"

Otto hatte die größte Lust, den Menschen wegen seiner lächerlich affectirten Vergeßlichkeit zu Boden zu schlagen.

„Die Gesellschafterin Ihrer Tante, so ist's; aber wissen Sie, man hat im Grunde wenig Gesellschaft durch Gesellschafterinnen. Ha, ha, ha! — nicht übel, der Witz!"

„Wie heißt sie, mit ihrem Familien-Namen, meine ich?" fragte Otto rasch, denn sie standen bereits im Flur.

„Wie sie heißt? Die Gesellschafterin? Ja, wissen Sie es denn nicht! Sie hat einen deutschen Namen; ihre Mutter . . ."

„Ja wohl; ich weiß alles, was sich auf ihre Familie bezieht," unterbrach ihn der Andere hastig, in der Besorgniß, einen weitern Bericht über den vertriebenen indianischen oder mexicanischen Häuptling anhören zu müssen; „doch ihren Namen habe ich nie erfahren." Er hatte den Satz kaum beendet, als er die Widersinnigkeit desselben bemerkte.

„Wie eitig Sie es mit diesem Namen haben!" erwiderte Herr Fadenhecht mit unausstehlicher Gedehntheit. „Es ist ein deutscher Name, wie ich bereits erwähnte. Ja, ein deutscher Name, so ist's. Ich selbst hörte denselben vor einigen Monaten zum ersten Male, und zwar durch Zufall — durch einen ganz unvorhergesehenen Zufall, könnte man sagen."

„Wie heißt sie? — schnell!" rief Otto, mit der Hand an der Thürklinke.

Ja so, ich war eben im Begriffe, es zu sagen."

„Den Namen!" rief Otto in befehlendem Tone.

„Lackenegg."

Während das letzte Wort ausgesprochen wurde, traten sie in's Zimmer, und Reata, welche am andern Ende desselben mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigt war, mochte es vielleicht gehört haben; denn Otto sah deutlich, wie sie stutzte, als sie, sich umwendend, seinen Gefährten erblickte. Blaß und erschreckt aussehend kam sie ihnen entgegen und warf unruhige Blicke von Einem zum Andern. Ohne jedoch einem der Beiden Zeit zur Ansprache zu lassen, begrüßte sie den Anwalt mit, wie es Otto schien, übertriebener Höflichkeit.

„Ah, guten Morgen, Herr Fadenhecht! Wie befinden Sie sich? Sie haben gewiß eine recht heiße Fahrt gehabt! Wir hatten Sie noch kaum erwartet. Herr Le Vendeur konnte also nicht kommen! Der gute alte Herr! Gewiß leidet er wieder an der Gicht? Vergessen Sie ja nicht, ihm unser Bedauern auszudrücken."

Indeß ihr Redeschwall sich mit ungewohnter Geläufigkeit ergoß, hielt Reata die Augen unverwandt auf das Gesicht des Anwalts geheftet, mit halb fragendem, halb befehlendem Blick. Von Otto's Anwesenheit nahm sie nicht die mindeste Notiz, was diesen befremdete; denn die Art, in welcher sie ihn in letzterer Zeit zu begrüßen pflegte, war sehr freundlich gewesen, ja mehr als freundlich nach seinem eigenen gewagten Urtheil. Während des Sprechens hatte sie in nervöser Hast die Taschen ihres Kleides untersucht, und nun plötzlich abbrechend, rief sie: „Ich muß meine Schlüssel auf der Veranda gelassen haben. Baron Bodenbach — nein, nicht Sie, Herr Fadenhecht," sagte sie, als dieser, der bisher nichts anderes thun konnte, als sich verneigen und die Hände reiben, im Begriffe war, hinauszustürzen — „bleiben Sie nur hier! Baron Bodenbach wird gewiß so freundlich sein . . . ."

Dies sagte sie mit zunehmender Aengstlichkeit, und Otto bemerkte, wie sie hoch erröthete und kleine Brodkügelchen heftig

zwischen den Fingern zerdrückte. „Sie werden sie in der Hängematte finden, denke ich, oder, wenn nicht dort, in Ficha's Korb. Bitte, gehen Sie schnell, weil ich den Thee bereiten muß," fügte sie noch bei, als Otto mit zögernden Schritten das Zimmer verließ.

Er war überrascht und verletzt durch ihr Benehmen, sowie durch den auffälligen Wunsch, seiner los zu werden. „Was in aller Welt mag nur über sie gekommen sein?" sann er mit bitterm Gefühle. „Seit gestern Abend ist sie ganz umgewandelt. Thee bereiten möchte sie — das glaube, wer da will!"

Um zu den Hängematten zu gelangen, mußte er an dem Fenster des Frühstückszimmers vorüberkommen, wobei er einen Blick auf Reata warf, welche neben Herrn Fadenhecht stand und eifrig, wiewohl mit gedämpfter Stimme, um von außen nicht gehört zu werden, zu ihm sprach. Diese Vorsicht ihrerseits wäre jedoch nicht nöthig gewesen; denn Otto war zu sehr Cavalier, um sie zu belauschen. In der That wandte er sich mit einem Gefühle des Widerwillens ab und schlenderte nach der entgegengesetzten Seite der Veranda. Mechanisch schüttelte er die Hängematte und Ficha's Körbchen aus, fand aber keinen Schlüssel. Nun mußte er abermals das Fenster passiren, kehrte demselben aber so viel als möglich den Rücken und blickte entschlossen nach der andern Seite; doch als der Klang von Reata's Stimme sein Ohr erreichte, tobte es in seinem Innern.

„Was kann sie nur diesem gemeinen Menschen zu sagen haben, das ich nicht hören darf? Ich trage übrigens kein Verlangen danach, es zu wissen! Mich nach ihren Schlüsseln zu schicken wie ein Kind, das man aus dem Wege haben will! Warum sagte sie nicht lieber offen heraus, daß sie diesem Kerl vertrauliche Mittheilungen zu machen habe? Ich würde mich gewiß nicht in ihre Geheimnisse gedrängt haben; besitze nicht die geringste Neugierde in dieser Richtung. — Was es doch nur gewesen sein mag?"

Er fühlte sich vor die Thüre gesetzt, zurückgewiesen, mit Einem Worte, schlecht behandelt; und was am meisten dazu

beitrug, ihn in eine gereizte Stimmung zu versetzen, war das Bewußtsein, daß sein Vorhaben, diesen Herrn Emmanuel „auszuholen", wovon er sich so großen Erfolg versprochen hatte, gänzlich mißglückt sei. Trotz der scheinbar arglosen Weise, mit welcher er alles durcheinander plauderte, hatte dieser eben so unangenehme als schlaue Mensch es so einzurichten gewußt, Otto's sämmtliche Fragen zu beantworten, ohne ihm doch über den geringsten Punkt wirkliche Aufklärung zu geben.

Wie Otto sich selbst zu überreden bemühte, war er in viel zu grimmiger Stimmung, um beim Frühstück zu erscheinen; er wollte den Beiden genügend Zeit zum Auskramen ihrer Geheimnisse lassen und lieber hier draußen einsam eine Cigarre rauchen. Ein paar Mal wiederholte er das Wort „einsam" für sich, als gewähre ihm der Klang desselben ein wehmüthiges Vergnügen. Als er seine Cigarre anzündete, verspürte er jedoch das Mißbehagen eines leeren Magens, und wer weiß, wie lange er an seinem Vorsatze festgehalten hätte, selbst wenn die Tante in diesem Augenblicke nicht auf ihn gestoßen wäre. Nicht im Stande, die Ursache seiner würdevollen Abgeschlossenheit in befriedigender Weise zu erklären, begleitete er die alte Frau in das Frühstückszimmer. Reata und der Anwalt waren noch ziemlich in der gleichen Stellung, in der er sie verlassen hatte; sie beschäftigte sich mit dem Frühstück, und er stand mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt und rieb sich mit unverhohlener Zufriedenheit die Hände.

„Möchte er sich doch die Haut herunterreiben!" war Otto's freundlicher Gedanke, als er am Tische Platz nahm und mit innerer Unruhe Reata's gerötheten Wangen betrachtete.

„Ihr ergebenster Diener, Fräulein Bodenbach," sagte Herr Fadenhecht, indem er sich der alten Dame näherte, die Worte nachdrücklich betonend und mit einer Schaustellung tiefer Unterwürfigkeit, die Otto wie sklavische Kriecherei erschien; „ich schätze mich glücklich, Sie in so vortrefflicher Gesundheit zu sehen."

Von den Schlüsseln war nicht mehr die Rede. Reata fragte nicht danach und schien ihre darauf bezügliche Bitte ganz ver-

gessen zu haben; auch trug es nicht dazu bei, Otto's Laune zu heben, als er bemerkte, daß dieselben an dem Theekästchen staken, wo sie sich wahrscheinlich schon während seiner vergeblichen Nachsuchung befunden hatten.

Die Anwesenheit der Tante indessen war eine Ablenkung, und er richtete während des Frühstücks seine Worte ausschließlich an sie.

Reata zeigte sich, nachdem sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, heute ganz besonders aufgeräumt und fuhr fort, in munterster Weise mit dem Anwalt zu plaudern. Der Letztere gerieth immer mehr in Entzücken, und das Händereiben nahm in gleichem Maße zu.

Ungeachtet der eisigen, zurückhaltenden Antworten, welche er von Otto erhielt, wendete er sich mit unerschütterlicher Liebenswürdigkeit wiederholt an diesen und ging sogar zu der vertraulichern Ansprache „Lieber Baron" über, was Otto in verbissene Wuth versetzte.

„Wie mochte ich mich nur so verschlafen," sagte Reata, als das Frühstück beinahe beendet war; „und gerade heute!"

„Wie so, gerade heute?" konnte Otto nicht umhin zu fragen.

Diese Bemerkung war ihr wider Willen entschlüpft, und verdrießlich erwiderte sie: „Ach, es ist nicht von Belang" und setzte rasch hinzu: „Noch dazu war's ein Verschlafen in großartigem Stil; es hatte bereits acht Uhr geschlagen, als ich erwachte."

„Ja, so spät war es," sagte Otto eifrig. „Ich dachte, Sie müßten unwohl sein, nachdem zwei Stunden über die gewöhnliche Zeit verstrichen waren, ehe Sie erschienen; und Ficha war wohl derselben Ansicht, da weder Bitten noch Zureden sie bewegen konnten, den Posten an Ihrem Fenster zu verlassen und mit mir spazieren zu gehen."

„O, Sie kennen Blümchens Charakter noch nicht, wie es scheint, sonst würden Sie Ihre Beredtsamkeit gespart haben."

„Zwei Stunden sind eine lange Zeit, wenn man sie wartend zubringt, nicht war, lieber Baron?" bemerkte Herr Fadenhecht mit lauernder Miene.

„Es hängt davon ab, welcher Art die Erwartung ist," lautete Otto's Antwort, worauf der Andere murmelte: „Ja wohl, davon hängt es ab, ganz richtig!" Und mit dem Ausdruck des höchsten Behagens stand er auf und sagte: „Nun zu Ihren Diensten, meine Damen!" woran er die Mittheilung knüpfte, daß er in einer Stunde genöthigt sein werde, die Rückfahrt anzutreten.

Mit der üblichen Redensart: „Ich will nicht stören!" schickte Otto sich an, das Zimmer zu verlassen, hoffte aber, man werde ihn auffordern, zu bleiben, um an der geschäftlichen Besprechung Theil zu nehmen. Da keine solche Einladung erfolgte, begab er sich in den Salon, wo er sich's auf einer Ottomane bequem machte und beschloß, sich die Zeit mit seiner Cigarre zu vertreiben. Aber schon nach einigen Minuten empfand er Langeweile, und die Hand nach dem kleinen Büchergestell an seiner Seite ausstreckend, griff er nach dem nächstliegenden Büchlein in grünem, verblichenem Leder-Einbande. Dasselbe trug den Titel: „Schiller's Balladen", und auf dem ersten Blatte fand er die Aufschrift von bekannter Hand: „Meiner theuern, geliebten Cousine Olivia — von ihrem treuen Vetter Walther Bodenbach, Juni 1836."

Vor sechsunddreißig Jahren! Es liegt etwas Ergreifendes in dem Anblick so innig vertrauter Schriftzüge, welche aus einer Zeit stammen, da wir selbst noch nicht geboren waren.

„Geliebten — theuern," wiederholte Otto sinnend, und die dauernde Anhänglichkeit seines Vaters erschien ihm seltsamer Weise jetzt nicht halb so ungereimt als vor einigen Wochen.

Er blätterte über die Seiten: Kampf mit dem Drachen, Taucher, Alpenjäger, Ritter Toggenburg — hier öffneten sich die Blätter von selbst, denn es befand sich eine getrocknete Blume an dieser Stelle, ein kleiner Fliederblüthenzweig, der wohl einst als Buchzeichen gegolten und so alt wie das Buch selbst war, auch keine Spur von Farbe oder Geruch mehr hatte. Nur das Papier zeigte an der betreffenden Stelle einen röthlich-

grünen Fleck, welcher den ersten Vers fast unleserlich machte und noch durch die nächsten Blätter drang.

Seit seiner Knabenzeit hatte Otto die Ballade nicht mehr gelesen; ja, es schien ihm, als lese er sie zum ersten Mal, so verschieden von damals kam ihm der Sinn derselben vor.

Seine Aufmerksamkeit wurde durch das Oeffnen der Thüre im Frühstückszimmer abgelenkt, und unmittelbar darauf hörte er Herrn Fadenhecht das Haus verlassen. Im nächsten Augenblick trat Reata in fröhlichster Stimmung in's Zimmer.

„Gott sei Dank, daß der unausstehliche Mensch fort ist!" rief sie aus, indem sie sich in einen niedern Lehnstuhl fallen ließ. „Seine Anwesenheit bringt mich immer in die übelste Laune; aber diesmal glaube ich mich so ziemlich beherrscht zu haben."

„Gewiß," sagte Otto, das geöffnete Buch vor sich auf den Tisch werfend, mit einem Anflug von Gezwungenheit.

„Was haben Sie da?" fragte sie, dasselbe aufnehmend. „Schiller!", und dabei sah sie ihn mit wunderlich funkelnden Augen an. „Haben Sie die Illustrationen bewundert? Es ist ein werthvolles Buch, wie Sie sehen!"

„Jawohl," erwiderte er, nicht ganz im Klaren über die Bedeutung ihrer Worte.

„Sie sollten es nicht so hinwerfen," fuhr Reata fort, in einem Tone, wie man ein Kind zurechtweist; „die alte Giraffe hält große Stücke darauf!"

„Die Widmung auf dem Titelblatt läßt darauf schließen. Ich entsinne mich, von dem Buche sprechen gehört zu haben; mir dünkt fast, es sei dies eines der Dinge, welche zu erwähnen mein Vater mir auftrug."

„Das ist sehr wahrscheinlich," antwortete Reata, in dem Buche blätternd. „Ihr Vater gab Ihnen wohl sehr viele Botschaften für die Tante?"

„Ja, sehr viele."

„Es war also eine dauernde Zuneigung — von seiner Seite?"

„Von beiden Seiten offenbar," versetzte Otto lachend.

„Glauben Sie?" Und wieder leuchteten ihre Augen auf.

„Ich schließe nur nach dem Schein."

„Der Schein trügt zuweilen sehr," entgegnete sie und schüttelte geheimnißvoll den Kopf.

„Wie meinen Sie das?" fragte er, gänzlich irre geführt. „Sie erwähnten ja eben, daß die Tante das Buch so sehr in Ehren hält."

„O, ich meinte eigentlich nichts Bestimmtes; ich dachte nur, wie trügerisch unsere Hoffnungen oft wären."

„Jene zum Beispiel, welche mein Vater nährte?"

„Jene zum Beispiel, welche Ihr Vater nährte."

„Bezüglich der Beständigkeit meiner Tante?"

„Bezüglich der Beständigkeit Ihrer Tante."

„Nun, darüber brauchte seine Illusion nicht zerstört zu werden. Vor den Augen der Welt mindestens hat sie ihm die Treue bewahrt, da sie unverheirathet geblieben ist."

Reata blickte lächelnd empor. „Sie haben Recht, es liegt kein Grund zur Enttäuschung vor — lassen Sie ihn bei seinem Wahn."

„Und Sie beharren darauf, von Enttäuschung zu sprechen?"

„Ich beharre."

„Aber wie hängt dies zusammen?"

„Fragen Sie nicht weiter danach; der Gegenstand eignet sich nicht für genaue Erörterungen." Sie legte den Finger an die Lippen und fügte hinzu: „Ich habe schon zu viel gesagt."

„Soll ich demnach schließen, daß man dem Zeugniß dieser getrockneten Fliederblüthe kein Vertrauen schenken darf?"

„Das also ist Flieder?" sagte sie, indem sie das Buch auf ihren Schooß legte und die verblichene Blume aufmerksam betrachtete. „Wie gern würde ich ein Mal Flieder in der Blüthe sehen."

„Wirklich? Wir haben ihn in Steinbühl in großer Menge." Otto dachte, welche Freude es ihm gewähren würde, solchen für sie zu pflücken."

„Sehen Sie doch den Fleck, welchen dieses Stückchen zurückgelassen hat. Der Saft ist durch das Papier gedrungen und hat den Bart des Ritters purpurroth gefärbt. Wie kläglich er aussieht!“ fügte sie hinzu und zeigte Otto das Bildniß eines traurig abgemagerten alten Einsiedlers, auf einer Bank sitzend, deren Höhe auffallend falsch berechnet war, selbst für seine unverhältnißmäßig langen Beine, welche wie gelähmt herabhingen und in einem Paar schwerfälliger Extremitäten endigten, nicht unähnlich den Gewichten einer Schwarzwälder Uhr. Der halb geöffnete Mund, welcher die so dringend nöthige Nahrung zu erwarten schien, sollte wohl nach der Absicht des Künstlers nur die Entzückung versinnlichen, mit der seine Blicke den Bewegungen einer sehr nichtssagend aussehenden Nonne folgten, welche, hinter dem Fenstergitter verborgen, ihm blöde zulächelte.“

„Haben Sie jemals etwas auch nur annähernd so Greuliches gesehen?“ fragte Reata, eifrig bemüht, das Gesicht des Ritters mit ihrem Taschentuch zu reiben. „Bärte sind mir verhaßt!“

„Und doch sind sie recht harmlos,“ sagte Otto, unwillkürlich die Hand erhebend, um über seinen Bart zu streichen, dessen freies Wachsthum doch erst nach Wochen zählte. „Warum sollten Männer keine Bärte tragen, wenn diese sie zufällig gut kleiden?“

„Vielmehr weshalb sollten sie welche tragen?“ entgegnete sie mit Entrüstung. „Warum sollten die Frauen nicht immer verschleiert sein, wenn dies ihnen gefiele? Ein Bart kann alles Mögliche verdecken, und jeder Mann kann, in dieser Weise herausgeputzt, ein vortheilhaftes Aussehen sich aneignen. Uebrigens liegt hier der Beweis vor, daß es dem Ritter doch nichts genützt hat. Sie lasen eben die Ballade, nicht wahr? Wie weit sind Sie damit gekommen?“

Otto sagte, er sei an der Stelle angelangt, wo es heißt, daß ein härenes Gewand die edeln Glieder des Ritters decke.

„So will ich fortfahren — darf ich? Ich lese mit besonderer Vorliebe laut:

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte
Ruhig, engelmild."

Hier unterbrach Reata sich plötzlich mit dem Ausrufe: „Da sehen Sie nun! Das ist die Stelle, bei der ich immer in Zorn gerathe."

„In Zorn, worüber?" fragte Otto erstaunt.

„Nun, über diese Weise, ein halbes Leben lang mit einem Manne zu liebäugeln! Warum konnte sie nicht gleich anfangs mit sich in's Reine kommen und ihn heirathen, anstatt in's Kloster zu gehen?"

„Vielleicht erwiderte sie seine Liebe nicht," warf Otto schüchtern ein.

„Dann wäre es an ihr gewesen, die Oberin zu bitten, ihr eine den Blicken des Ritters unzugängliche Zelle an der Rückseite des Klosters anzuweisen. Denken Sie nur — ruhig zuzusehen, wie diese Vogelscheuche von einem Manne Tag aus Tag ein nach ihrem Fenster hinaufschielt! Welch' schlechtes Beispiel für die jüngern Nonnen!"

Otto brach in Lachen aus.

„Sie gehen dem Dichter etwas hart zu Leibe, Fräulein Reata; er scheint nicht zu Ihren Lieblingen zu gehören!"

Reata blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Halten Sie ein, Baron Bodenbach! Sie werden gleich wieder die Frage stellen, ob mir Schiller gefällt, gerade so wie Sie mich ein Mal fragten, ob ich die Blumen liebe, und ich müßte Ihnen dann die gleiche Antwort geben wie damals. Eben so gut könnten Sie mich fragen, ob Ihre Conversation mir behagt; ich habe jedoch allerlei unbedeutende Aeußerungen von Ihnen gehört, und dazwischen einige treffende. Unter Schiller's Ge-

dichten gibt es mehrere, die ich nicht gut leiden mag, während ich andere täglich wieder lesen möchte, ohne jemals ihrer müde zu werden. Sehen Sie, gleich hier auf der folgenden Seite ist eine meiner Lieblings-Balladen: Der Handschuh!" Und Reata fing an, mit ihrer klaren, klangvollen Stimme zu lesen.

Sie las dieses Gedicht mit ganz anderm Ausdrucke, wirklich con amore; ja beinahe in leidenschaftlicher Weise trug sie den Schlußvers vor:

„Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
»Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!«
Und verläßt sie zur selben Stunde."

„Es ist prächtig!" sagte Otto, als sie geendet hatte. „In diesem Falle werden Sie jedoch mit größerm Rechte als in dem vorhergehenden die Handlungsweise der Dame mißbilligen."

„Ich mißbillige sie aber durchaus nicht," entgegnete Reata, das Buch heftig zuschlagend, während ihre Wangen noch von der Aufregung des Lesens glühten. „Ich kann mich vollkommen in diese Empfindung hineindenken."

„Dies ist gewiß nicht Ihr Ernst?" fragte Otto.

„Ich bitte Sie, Baron Bodenbach, ein für alle Mal zu glauben, daß ich immer im Ernst spreche. Im stimme ganz mit Fräulein Kunigunde überein. Wie soll ein armes Frauenzimmer wissen, ob die Liebe eines Mannes echt ist, wenn sie dieselbe nicht auf die Probe gestellt hat?"

„Auf so gewaltsame Art müßte es wohl nicht geschehen. Gesetzt, er hätte bei dem Experiment sein Leben eingebüßt, wie wäre es dann geworden?"

„O, dann würde sie ihn ihr Leben lang betrauert und sein Grab mit Thränen überströmt haben. Ganz wörtlich ist dies zwar nicht zu nehmen, da der arme Mann nicht eigentlich ein Grab gefunden hätte; aber es wäre doch wahrlich eine süße Belohnung gewesen!"

„Eine traurige Belohnung!“ bemerkte Otto für sich, und laut fügte er bei: „Sie würden sicherlich nicht ganz so grausam sein wie Kunigunde.“

„Wie kann man das grausam nennen? Schließlich stand ja ihr Glück ebenso auf dem Spiel wie sein Leben. Alle Mittel gelten in der Liebe. Meinen Sie nicht?“

„Gewiß gelten alle Mittel in der Liebe!“ wiederholte Otto träumerisch, da er sich eben in der Stimmung befand, jedwedem Ausspruch beizustimmen, der von ihren Lippen kam — und wäre derselbe auch noch so ungereimt gewesen. Da er ihr Gesicht betrachtete, flog ihm der Gedanke durch den Sinn, daß es bei ihrem ungebändigten Geist und ihrer seltsamen Erziehung nicht leicht sein dürfte, sie von einem vorgefaßten Ziel abzuwenden, wie immer man es anfangen wollte.

„So muß ich also annehmen,“ fuhr er fort, „daß der Ritter Delorges in Ihren Augen als ein unmanierlicher, roher Geselle erscheint, da er Kunigunden den Handschuh in's Gesicht wirft und sich aus dem Staube macht?“

„Sie sind im Irrthum,“ sagte sie nachdenklich. „Die Probe war zu schwer für den Grad seiner Neigung: ich tadele ihn daher nicht, sondern ich bedauere ihn nur. . . . Nun muß ich aber nach der Giraffe sehen,“ unterbrach sie sich plötzlich. „Wir haben Briefe zu schreiben, und ich bemerke nachgerade, daß es mir zur Gewohnheit wird, den halben Tag mit Ihnen zu verplaudern.“

Sie ging an ihm vorbei, um das Zimmer zu verlassen, und während ihr flüchtiger Schritt den Gang entlang schallte, konnte er noch unterscheiden, wie sie halblaut declamirte:

„Herr Ritter, ist Euere Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf.“

„Ja, ich glaube, ich hätte den Handschuh für sie geholt!“ sprach Otto sinnend zu sich selbst.

10.

Verdammte Geschichte, da soll man nicht die Geduld verlieren, wenn man sich immer wieder vergeblich bemüht, den Effect des zwischen den Bäumen hindurchfallenden Lichtes zu erhaschen. Ehe noch der gelbe Ton aufgetragen ist, hat der Himmel sich orangefarben, purpurroth und violett gefärbt, alles dies in derselben Minute, und die Gelegenheit ist versäumt!"

Sie saßen im Walde, die Beiden — Otto und Reata — allein, und Ersterer war damit beschäftigt, eine Farben-Studie zu beenden, an welcher er während der letzten Tage gearbeitet hatte: eine Baumgruppe in der prächtigen Beleuchtung des tropischen Sonnenunterganges.

„Machen Sie keinen Strich mehr an dem Grase," sagte Reata, welche Otto's Arbeit mit lebhaftem Interesse verfolgte. „Es ist schon fast zu hoch, und ich könnte in Versuchung kommen, es abzumähen, so wie ich heute Morgen den Bart des Ritters Toggenburg rasirte."

Da schlugen Otto's Gedanken eine neue Richtung ein, und nach kurzer Pause hob er an: „Ich wollte schon immer fragen: ist in der Umgegend ein Ort, wo man allerlei bekommen kann?"

„Allerlei bekommen!" wiederholte Reata in aufrichtigem Erstaunen. „Wollten Sie Ihre Frage nicht etwas klarer stellen? Was verstehen Sie unter »allerlei« — und was unter »bekommen«? Meinen Sie Kaufen, Finden oder Stehlen? und handelt es sich um Nahrungsmittel, Kleidungsstücke oder Luxusgegenstände?"

„Genau genommen, nichts von dem allem," sagte Otto, „und hinsichtlich der Erwerbungsart zweifeln Sie nicht, daß ich mich auf ehrliche Weise in den Besitz des Gewünschten setzen will."

„Sie beabsichtigen also etwas zu kaufen," versetzte Reata; „über diesen Punkt wären wir im Reinen. Aber in welche Klasse gehört der fragliche Gegenstand?"

„Sagen wir: »Herren-Artikel«," erklärte Otto nach einigem Besinnen.

„Ach, gewiß ist es irgend eine schreckliche Tabaksorte, die Sie nicht länger entbehren können und deren Ermangelung Sie schon seit einigen Tagen so zerstreut und schweigsam macht."

„War ich schweigsam und zerstreut?" fragte er, nach ihr hinblickend; er konnte aber nur die untere Hälfte ihres Gesichtes sehen, denn sie hatte ihr Hündchen auf den Schooß genommen und sich über dasselbe gebeugt, emsig bemüht, Gräser in sein krauses Haar zu flechten, eine Procedur, welche binnen kurzem damit enden mußte, das geduldige Thier in eine Gattung Igel aus dem Pflanzenreiche zu verwandeln.

„Nein, mit dem Rauchen hat es nichts zu schaffen; mein Verlangen ist nicht nach Tabak, sondern nach Messern gerichtet."

„Nach Messern? Gerechter Himmel! Wozu brauchen Sie wohl Messer? Erwarten Sie ein Handgemenge mit Räubern, oder ist es nur, weil die Schneide-Instrumente, wie unser Hausrath sie bietet, nicht ganz ihren Anforderungen entsprechen? Was soll es damit? Bitte, beruhigen Sie mich schnell über diesen geheimnißvollen Messerkauf!"

„Nun — einfach gesagt — ich brauche ein Rasirmesser."

Reata schlug froh in die Hände.

„Ein Rasirmesser! Also werden Sie Ihren Bart abnehmen. Wie mich das freut! Erst gestern hätte ich so gern den wahren Ausdruck Ihres Gesichtes errathen. Wann werden Sie das Werkzeug kaufen? Gleich morgen, nicht wahr?"

„Es fragt sich mehr, wo ich es kaufen werde. Ist E. der nächstliegende Ort, wo man sich derlei Gegenstände verschaffen kann?"

Thatsächlich hatte Reata's an diesem Morgen geäußerte Abneigung gegen Bärte einen tiefern Eindruck auf Otto hervorgebracht, als er sich selbst zugestehen mochte. In sein Zimmer

zurückgekehrt, war es seine erste Sorge gewesen, sein Spiegelbild genau zu prüfen, was den Beschluß ergab, den Bart ohne weitere Verzögerung zu opfern. Als er jedoch nach seinem Toilette-Kästchen griff, zeigte sich ein unüberwindliches Hinderniß — es fand sich kein Rasirmesser vor, und erst jetzt erinnerte er sich, daß schon zu Anfang der Seereise ein unglückliches Schwanken des Schiffes seinem Diener das Futteral mit den Messern entgleiten ließ. Es war über Bord gefallen und ruhte nun wohl inmitten von Perlen und Korallen auf dem Grunde des Oceans.

Das Verdrießlichste an der Sache war Otto's Bewußtsein, daß sein Gesicht durchaus nicht zu jenen gehörte, welche des von dem Mädchen so spöttisch erwähnten „Herausputzens" bedurften. „Ein Bart kann alles Mögliche verdecken," hatte sie gesagt „Ob sie wohl glaubt, daß meine Kinnbacken wie die eines Gorilla geformt sind! Wäre Piotr nicht ein so ungeschickter Bengel gewesen, so könnte ich jetzt in fünf Minuten von meinem Barte befreit sein!"

Leider half kein Bedauern und kein Schelten, wiewohl Otto sich dabei in den kräftigsten Ausdrücken erging. Einen Moment verstieg er sich sogar zu der Erwägung, ob es nicht möglich wäre, sein Taschenmesser als Ersatzmittel zu gebrauchen, gab aber diese Idee als unausführbar sogleich wieder auf. Doch schwur er sich selbst einen feierlichen Eid, sich binnen wenigen Tagen — komme was da wolle — ein Rasirmesser zu verschaffen.

„Ein näher gelegener Ort als E . . .?" wiederholte Reata in Beantwortung seiner Frage; „ich kenne keinen halbwegs civilisirten Ort hier in der Gegend. Aufwärts, gegen das Gebirge, gibt es auf dreißig Meilen Entfernung kein Dorf; aber auf der Hochebene, im Osten, befindet sich ein solches, ungefähr fünfzehn Meilen von hier. Vielleicht besitzt dasselbe ein oder zwei Rasirmesser; mit Bestimmtheit ist freilich nicht darauf zu zählen."

„Ein kleines Dörfchen, fünfzehn Meilen entfernt!“ sagte Otto seufzend; „ich glaubte nicht, daß man hier so sehr außerhalb der Welt sei. Können Sie mir keine bessern Hoffnungen geben, Fräulein Reata?“

„Ja, nun entsinne ich mich, es befindet sich wirklich ein Kaufladen in jenem Dorfe; ich sah Hängematten und Würste davor ausgestellt. Jedenfalls rathe ich Ihnen zu dem Versuche; denn Sie haben keine bessere Aussicht auf Erfolg.“

„Ich bin dazu bereit; da mir aber Flügel fehlen, dürfte es Schwierigkeiten haben, den gewünschten Ort zu besuchen. Er ist zu entfernt, um einen Spaziergang dahin zu unternehmen, und wie ist es mit dem Fahren? Würde meine Tante geneigt sein, mir zu diesem Zwecke ihr Gefährt zu leihen?“

„Ihr Gefährt! Unmöglich! Kein Fuhrwerk auf Rädern könnte jemals jenen Ort in heilem Zustande erreichen. Der größte Theil des Weges geht durch dichten Wald als enger Pfad.“

„Es bleibt daher nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben; denn zu Pferde . . .“

„Natürlich zu Pferde,“ rief sie aus, „ein anderes Mittel gibt es nicht.“

„Wird aber die Tante . . .“, begann Otto —.

„Ihre Tante — die Giraffe? Was könnte sie dagegen einzuwenden haben? Auf jeden Fall müssen Sie reiten, und ich werde Ihnen den Weg zeigen,“ fuhr Reata mit größter Unbefangenheit fort. „Seit langer Zeit war ich nicht zu Pferde, weil ich Niemand zur Begleitung hatte, und die Giraffe findet es nicht passend, daß ich allein das Land durchstreife.“

„Wird sie aber diesem Plane beistimmen?“ fragte er, noch immer zweifelnd.

„Was sollen nur alle diese Fragen und Bedenken? Gewiß muß sie beistimmen. O, es wird entzückend sein! Und schon morgen wollen wir es in's Werk setzen; denn das gute Wetter kann nicht mehr lange andauern. Heute Morgen hat ein Frosch an meinem Fenster gequakt, und dies ist hier ein sicheres Vor-

zeichen des Regens. Erwähnen Sie aber nicht des Frosches gegen die Giraffe; es könnte sie aufregen!"

„Ich werde mich wohl hüten, von dem schlimmen Wetter-Propheten zu sprechen. Besitzen Sie einen Damensattel?"

„O nein."

„Und können Sie sich ohne denselben behelfen?"

„Gewiß! Ich bedarf keiner Stütze, um mich im Gleichgewicht zu erhalten; jeder Sattel taugt für mich. Ich habe noch nie einen Damensattel benutzt, deshalb besitze ich auch kein Reitkleid. Ich werde die Giraffe um ihren Shawl bitten; dieser wird vollkommen dem Zwecke entsprechen."

Da seine Scrupel solcherweise beseitigt waren, fühlte Otto sich bei der Aussicht eines langen Rittes in Reata's, und zwar in ihrer alleinigen Gesellschaft in den siebenten Himmel versetzt. Eine eifrige Besprechung des geplanten Ausfluges folgte, und Otto kam schnell zu dem Schlusse, daß der Zufall, in Folge dessen die Rasirmesser Piotr's Händen entfielen, ein höchst glücklicher gewesen sei.

Während des vorhergehenden Gespräches hatte der junge Mann das Skizzenbuch wieder aufgenommen und eine Studie begonnen, zu welcher eine breitblätterige Schlingpflanze, die von den Aesten eines in unmittelbarer Nähe stehenden Pisangbaumes niederhing, als Vorbild diente. Bald indeß stellte es sich heraus, daß dieselbe nicht das Hauptobject seiner Zeichnung sei, sondern nur die Umrahmung einer flüchtig hingeworfenen Skizze von Reata's Kopf bildete. Der breite Rand ihres Strohhutes verhinderte ihn, eine Total-Ansicht ihres Antlitzes zu gewinnen; auch ließ ihre Ruhe, da sie bis dahin seine heimliche Absicht, sie als Modell zu benutzen, nicht gewahr geworden war, vieles zu wünschen übrig.

„Um des Himmels willen, Fräulein Reata," rief er unwillkürlich, als sie rasch ihre Stellung veränderte, um einen vorüberfliegenden Kolibri mit den Augen zu verfolgen; „wenden Sie den Kopf nicht weg; ich hatte ihn gerade in der richtigen Lage!"

„Ich soll den Kopf nicht bewegen?“ fragte sie erstaunt. „Ach so,“ sagte sie, da er auf das Skizzenbuch deutete, „Sie wollen mein Portrait machen! Ich dachte, Sie zeichneten die Schlinggewächse.“

„Das dachte ich ebenfalls,“ erwiderte Otto, etwas schuldbewußt. „Aber nun darf ich doch die angefangene Skizze vollenden, nicht wahr?“

„Ei, wie Sie wollen; ich kann jedoch nicht versprechen, ruhig zu bleiben.“

Nach einer Pause hob Reata an: „Warum sagten Sie diesen Morgen, daß Sie genöthigt wären, uns bald wieder zu verlassen? Bisher hatten Sie kein Wort davon erwähnt?“

„Mein Urlaub läuft ab,“ antwortete er seufzend; „ich hatte vorher nicht daran gedacht, und nun kann ich nicht lange mehr bleiben.“

„Sie sind doch erst zehn Tage hier.“

„Sind es wirklich nur zehn Tage gewesen?“ entgegnete er. „Was sich doch alles in zehn Tagen ereignen kann!“

„Nun, was das betrifft, so scheint es mir, daß in diesem Zeitraume sich nichts Erhebliches zugetragen hat. Im Gegentheil, alles ist in seinem ruhigen Gange geblieben; weit ruhiger noch, als ich vermuthet hätte.“

„Ich dachte immer, es gehöre längere Zeit dazu, Jemand genau kennen zu lernen,“ bemerkte Otto; „und nun ist mir, als hätte ich Sie schon das ganze Leben hindurch gekannt.“

„Was sprechen Sie nur für närrisches Zeug! Sie kennen mich ja nicht im geringsten und wissen gar nichts von mir — nicht einmal meinen Namen.“

„O ja, dieser ist mir bekannt; ich erfuhr ihn heute Morgen!“ rief er, ihr voll in's Gesicht blickend, mit triumphirender Miene. Sie hob rasch den Kopf und — war es Täuschung? — sah in diesem Augenblicke etwas bleicher aus, während ihre Augen den Ausdruck des Schreckens zeigten, welcher ihm am Morgen an ihr aufgefallen war.

„Sie kennen meinen Namen?“ fragte sie, halb zweifelnd, halb bestürzt.

„Jawohl; weshalb sollte Sie dies überraschen? Mir erscheint es im Gegentheil viel sonderbarer, daß ich so lange darüber in Unwissenheit geblieben bin.“

„Nennen Sie ihn mir!“ sagte sie, ihm fest in die Augen sehend, in gebietendem Tone.

„Fräulein Lackenegg.“

Zu Otto's großem Erstaunen und theilweisem Mißbehagen brach sie in helles Lachen aus.

„Nun, vielleicht habe ich nicht ganz deutlich gehört,“ sagte er mit einem Anfluge von Gereiztheit; „es war nur so im Vorübergehen. Es mag eben so gut Tackenegg, Sackenegg oder Backenegg sein; aber gewiß hat der Name einen sehr ähnlichen Klang.“

Bei jeder neuen Variation nahm Reata's Heiterkeit zu. „Nein, nein,“ brachte sie endlich hervor, indem sie sich bemühte, wieder ernst zu werden; „der erste Name war der richtige, und es thut mir herzlich leid, so gelacht zu haben. Sie müssen mir verzeihen, Ihre Betonung zwang mich dazu.“

Die Thränen, welche das Lachen ihr ausgepreßt hatte, standen ihr noch in den Augen, als sie jetzt mit hochgerötheten Wangen und die Hände bittend gefaltet, zu ihm hinüber blickte. Wie wäre es ihm möglich gewesen, ihr zu zürnen!

Otto war verwirrt und wußte nicht, was er erwidern sollte.

„Ich bin ein Thor!“ rief er unmuthig aus. „Gewiß war es meine Schuld; in Bezug auf Namen läßt mein Gedächtniß mich öfters im Stiche.“

„Da Sie den Namen nun kennen — wie gefällt er Ihnen wohl?“ fragte sie, wieder ruhig sprechend und sich über Ficha neigend, um an deren phantastischen Gräserschmuck die letzte Hand zu legen.

„Ich ziehe Ihren Taufnamen vor,“ antwortete er mit leiser Stimme; „ich habe nie einen lieblichern gehört!“

„Wirklich?“ sagte sie mit unverkennbarer Freude. „Es ist mir lieb, daß er Ihnen gefällt; ich selbst halte ihn werth; es war der Name meiner Mutter.“

„Dann ist er wohl echt mexicanischen Ursprungs; denn ich kann mich nicht erinnern, demselben jemals früher begegnet zu sein.“

„Das ist begreiflich; er ist zu ungewöhnlich. Sie werden wahrscheinlich auch keine zweite Reata finden.“

„Nein, sicherlich nicht; ich weiß wohl, daß dies unmöglich ist!“ rief er in einem überzeugungsvollen Tone, welcher ihre Verwunderung erregte.

„Wissen Sie auch, was er bedeutet?“

„Ihr Name? Etwas Reizendes, ohne Zweifel.“

„Weit gefehlt! Nichts von Blumen, Schmetterlingen oder Vögeln, wie Sie vielleicht vermuthen.“

„Doch gewiß nichts Schreckliches; es wäre gegen die Natur.“

„Wissen Sie, was ein Lasso ist?“

„Ja wohl; ein Instrument, mit welchem wilde Büffel und Antilopen gefangen werden. Ich habe es oft auf Bildern gesehen.“

„Was stellten diese Bilder vor?“

„Gruppen von malerisch gekleideten Männern zu Pferde, kühn lançadirend, und elegant geschwungene Schlingen, nach graciös hüpfenden Antilopen werfend.“

Reata blickte mit großen, lachenden Augen auf ihn. „Nun hören Sie; ich will Ihnen sagen, was es in Wirklichkeit ist. Es gibt zwei Arten von Lassos. Was man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, ist aus Hanf oder den Fäden der Aloë gedreht. Die Mexicaner bedienen sich desselben nur zum Vergnügen und, merken Sie wohl, damit fängt man keine wilden Büffel. Der eigentliche mexicanische Lasso hingegen ist aus Lederriemen geflochten und kein Spielzeug, sondern eine furchtbare Waffe.“

„Und welcher Gattung gehören Sie an, dem Spielzeug oder den Waffen?“

„Den Waffen, natürlich; haben Sie das nicht sofort errathen? Reata ist ausschließlich die Bezeichnung für den gewaltigen, ledernen Lasso. Ich versichere Sie, es ist kein Spaß für einen Büffel, mit einem solchen gefangen zu werden!"

„Bitte, Fräulein Reata, versuchen Sie, nur noch fünf Minuten lang ruhig zu bleiben," unterbrach sie Otto. „Ich bin eben dabei, die Lichter in Ihren Haaren aufzusetzen, und wenn Sie Ihr Köpfchen in dieser Weise schütteln . . ."

„Ach ja, wie kommen Sie denn mit meinem Conterfei zu Stande? Ich hatte es ganz vergessen."

„Leider nicht sehr gut; wenigstens nicht zu meiner eigenen Befriedigung. Sie sind so schwer zu treffen wie der Himmel beim Sonnenuntergang — in beständigem Wechsel."

„Wie? werde ich auch in derselben Minute gelb, purpurroth und violett?"

„Nein, aber bald hochroth, bald blaß. Bitte, schieben Sie Ihren Hut ein klein wenig nach rückwärts," sagte er nach einigen Augenblicken. „Ihre Brauen sind so sehr im Schatten, daß ich sie nicht unterscheiden kann."

Reata schob den breitrandigen Hut zurück, ohne die Augen aufzuschlagen. „Ich denke, Sie werden Ihnen weniger Mühe verursachen, da sie wohl nicht in derselben Minute gespitzt, gerade und geschwungen sind."

„Dies wohl nicht; dennoch aber habe ich sie zu bogenförmig gemacht. Sie gleichen mehr jenen meiner Schwester Gabriele, als den Ihrigen."

„Nebenbei — haben nicht alle Mitglieder Ihrer Familie sehr schöne Brauen? Ich hörte einmal davon sprechen."

„Ich glaube, im Allgemeinen ist es so," erwiderte Otto, mit geheimer Zuversicht im Tone, da er im Stillen darüber sann, ob Reata wohl bemerkt habe, wie scharf gezeichnet seine eigenen wären. „Jene meines Bruders sind besonders imposant, beinahe zu dicht und buschig, was seinem Gesicht einen strengen Ausdruck gibt."

„Olivia Bodenbach's Brauen sollen ausnehmend schön gewesen sein," sagte Reata, während sie mit den Fingern nachlässig durch Ficha's Haar strich.

„So hörte ich von meinem Vater; sie scheint dieselben jedoch verloren zu haben. Wie mag dies nur gekommen sein?"

„Wie so, verloren?" begann Reata sichtlich überrascht. „Ach Gott, was habe ich gethan!" rief sie mit plötzlicher Heftigkeit aus, wobei sie Ficha erfaßte und ihr Gesicht in dem weichen Fell ihres Lieblings vergrub.

„Was ist geschehen, Fräulein Reata?" fragte Otto bestürzt; „ist dem Thierchen etwas zugestoßen? Ich habe es ja gar nicht klagen gehört. Lassen Sie mich einmal nachsehen," setzte er hinzu, indem er sich halb erhob.

„Nein, nein, bleiben Sie nur," sagte sie aufsehend. „Es war recht albern von mir — ich habe mich etwas erschreckt."

„Ich glaubte nicht, daß Ihre Nerven so schwach seien. Sie erschrecken sonst nicht leicht."

„Nein, es kommt selten vor. Nun ist es auch schon vorüber. Bitte, erwähnen Sie der Sache nicht weiter und fahren Sie mit Ihrem Bilde fort."

Otto gehorchte.

„Glauben Sie an Familien-Aehnlichkeiten?" hob Reata wieder an, nachdem sie eine Weile in sinnendes Schweigen versunken gewesen war.

„Allerdings! Bin ich doch selbst ein Beweis dafür."

„Ach ja, ich hatte es vergessen."

„In der Regel ist die gleichförmige Gesichtsbildung aller unserer Familienmitglieder sehr ausgesprochen."

„Warum sagen Sie: in der Regel?"

„Weil es auch Ausnahmen gibt."

„Zum Beispiel?"

„Tante Olivia."

„Zweifellos ist die Aehlichkeit zwischen Ihnen Beiden nicht sehr auffällig."

„Ich glaube kaum, daß sie es ist," — und Otto konnte ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, da er im Geiste das nichtsbedeutende, unschöne Antlitz der Tante mit seinen eigenen regelmäßigen Zügen verglich.

„Mitunter gleichen Verwandte sich gar nicht, selbst im nächsten Grade, so daß man ihre Zusammengehörigkeit unmöglich errathen könnte," bemerkte Reata, während ein schalkhaftes Lächeln um ihre Mundwinkel zuckte; und abermals neigte sie sich über Ficha, deren seidenweiche Ohren sie streichelte. Sie rückte die angehefteten Gräser zurecht und sagte dann: „So, mein Hündchen, nun magst du herumspringen."

„Dies also ist das Ergebniß Ihrer Arbeit!" sagte Otto lachend, als er das in Freiheit gesetzte, prächtig decorirte Thierchen betrachtete, welches behaglich seine kleinen Beine streckte."

„Ja, und nun lassen Sie mich das Ihrige sehen," antwortete sie. „Sie brauchen deshalb nicht aufzustehen; werfen Sie mir nur das Skizzenbuch herüber und lassen Sie mich das Bild prüfen, während Sie Ihre Farben zusammensuchen."

Er warf das Buch so, daß es an ihrer Seite niederfiel.

„Das haben Sie nicht geschickt gemacht; nun ist es zugeklappt, und ich werde mich selbst erst suchen müssen. Ich erkenne mein eigenes Gesicht auf dem Papier wohl gar nicht! Das ist Steinbühl, dies hier Hamburg, und das soll doch mich nicht vorstellen? — eine Frau mit einer großen, krausenbesetzten Haube! Vielleicht wollten Sie eine Carricatur von mir liefern, und ich war thöricht genug, Ihnen Vertrauen zu schenken! Ach, wie reizend!" rief sie aus, da sie das folgende Blatt aufschlug. „Wer ist das, Baron Bodenbach?" Und als sie ihn lächeln sah, fügte sie hinzu: „Ist es möglich, daß ich es sein soll? Ach, nun sehe ich wohl," fuhr sie im Tone der Enttäuschung fort; „es war gar nicht mein Portrait, was Sie machten. Sie wollten nur einen idealen Kopf malen und meine Züge als Grundriß für denselben benutzen."

Das aufgeschlagene Blatt zeigte eine Skizze ihres Kopfes, auf einem Hintergrunde von dunkeln Blättern. Ganz fehlerfrei

war dieselbe nicht; aber es war Leben und Charakter in den Zügen, eine Andeutung großer Schönheit, wenn auch nicht deren vollkommene Wiedergabe. Der Ausdruck war Otto wunderbar gelungen, das heißt einer der unzähligen Ausdrücke in dem lieblichen Antlitz, welches er vor sich hatte.

„Ich that mein Möglichstes, die Aehnlichkeit zu treffen," sagte er seufzend.

„Spotten Sie nicht," entgegnete sie mit einiger Heftigkeit; „ich weiß wohl, daß ich ein erträgliches Gesicht habe, aber dies hier ist etwas ganz anderes."

Es erfolgte keine Antwort.

„Meinen Sie nicht, daß mein Gesicht erträglich ist?"

Sie sah erwartungsvoll auf, mit offener, unschuldiger Miene, ohne die geringste Ziererei oder Herausforderung. Als aber sein Blick, voll unverstellter, glühender Bewunderung auf sie gerichtet, dem ihrigen begegnete, wurde ihr mit einem Male die Wahrheit offenbar.

Ihre Augen senkten sich, mit einem Bewußtsein, welches sich nie vorher an ihr verrathen hatte. Eine lebhafte Röthe übergoß ihre Wangen, ihre Stirne und färbte die zarte Haut bis an die Haarwurzeln. Sie drückte die Hände vor's Gesicht, als wolle sie die verrätherische Farbe verbergen. Im nächsten Augenblick aber, ehe er noch Zeit gewann, ein Wort zu sprechen oder über ihr Beginnen sich klar zu werden, war sie emporgesprungen und floh in den Wald hinein, wie um einer unbekannten Gefahr zu entrinnen. Verdutzt starrte Otto ihr nach. Er setzte zu einem Ausrufe an, war damit aber noch nicht zu Stande gekommen, als sie schon zwischen den Bäumen verschwand. Er hörte nur mehr das allmälig verhallende Gebell der kleinen Ficha, welche, durch den plötzlichen Aufbruch ihrer Herrin im höchsten Grade erregt, voran jagte, wohl in der Meinung, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen sei.

Ohne sich über den Grund ihrer Flucht Rechenschaft zu geben, eilte Reata durch den Wald, nur von dem Verlangen

getrieben, so schnell als möglich das Haus zu erreichen und in ihrem Zimmer sich einzuschließen.

So lange ihr Athem anhielt, lief sie. Aber als ihr Schritt nach und nach sich verkürzte, schien es, als ob ein neuer Entschluß sich ihr aufrängte; denn sie schlug einen Seitenpfad ein, welcher sie noch tiefer in das Dickicht führte. Es war ein bestimmter Zweck, den sie jetzt verfolgte: sie wollte zu dem kleinen Weiher gelangen, welchen sie den „Affen-Spiegel" nannte.

An dem moosigen Rande desselben knieete sie nieder und sah voll ängstlicher Spannung in seine Tiefe. Zwischen den widergespiegelten Zweigen und Blüthen zeigte sich das warme, strahlende Bild ihrer Schönheit in seinem ganzen Prangen, und zum ersten Mal sah sie sich selbst mit dem Auge der Erkenntniß.

„Wahrhaftig, es sind die gleichen Züge, die ich auf jenem Blatte sah," murmelte sie, indem sie sich tief zu der glatten Fläche niederbeugte.

„Ich bin schön! Wie kommt es nur, daß ich es bisher nicht bemerkte? Als er mich dort anblickte, stand es so deutlich in seinen Augen geschrieben" — und die Erinnerung daran trieb ihr von neuem das Blut in die Wangen.

Sie faßte nach den dichten Flechten ihres Haares und löste sie, eine nach der andern, eilig auf; dann schüttelte sie die dunkele Fluth ihres Haares über die Schultern hervor, und nochmals sich herabneigend, bis die Enden desselben in das Wasser tauchten, lächelte sie dem eigenen Bilde zu, ja jauchzte fast vor Freude, da sie die einzelnen Züge und Linien mit den Blicken einsog.

Eine Regung des neu erwachten Instincts trieb sie an, einen Aermel zurückzuschlagen und ihren tadellos geformten weißen Arm mit liebevoller Eitelkeit zu betrachten. „Ob wohl alle Frauen so schöne Arme haben?" sann sie.

„Ja, ich bin schön!" wiederholte sie in beinahe trotzig herausforderndem Tone, als der, wie es schien, ihrer Behauptung widersprechende Blick eines andern, einem Scheusal aus der Sippe der Eidechsen angehörenden Augenpaares dem ihrigen begegnete. Das Thier, welches am Wasserrande auf einem Steine

kauerte, hatte ihr Thun mit Mißtrauen verfolgt; doch schien es weder Neigung noch Muth zu haben, den Streit mit ihr aufzunehmen, denn mit rascher Wendung ergriff es die Flucht und verlor sich im hohen Grase.

Wenige Frauen erreichen das Alter von einundzwanzig Jahren, ohne den vollen Werth der ihnen von der Natur verliehenen körperlichen Reize würdigen zu lernen. Bei der Mehrzahl wächst die Erkenntniß allmälig, im Verhältniß zu der Aufmunterung, welche die Welt ihrer Eitelkeit entgegenbringt. Einigen nur kommt dieses Bewußtsein als Offenbarung, wie ein Blitz, der ihnen die eigene Macht enthüllt. Manche sind unter diesen, deren Schönheit sich erst spät entfaltete, ihnen selbst unbewußt und fast unbemerkt von Andern; aber wohl gibt es auch solche, die, stets im Vollbesitz von Lieblichkeit und Reiz, dies nicht ahnen, und zwar nicht aus Mangel an Verständniß, sondern einzig durch eine zufällige Verkettung von Umständen. Schon die Macht der Gewohnheit, die einfache Thatsache, daß der Spiegel ihnen täglich die gleichen Schönheitslinien zeigt, ist bei gewissen Naturen der Grund, weshalb sie den eigenen Reiz unterschätzen oder gänzlich unbeachtet lassen.

Dies letztere war bei Reata der Fall. Als sie sagte, sie glaube ein erträgliches Gesicht zu haben, sprach sie die volle Wahrheit.

Wäre sie der geselligen Welt nicht so fern geblieben, so würde sie sich ohne Zweifel der Vortheile ihrer Erscheinung früher bewußt geworden sein; doch in Folge ihrer Vereinsamung und sonstiger eigenthümlicher Lebensverhältnisse war sie nie in die Lage gekommen, sowohl ihre Macht über Männerherzen zu prüfen, als auch die eigene Schönheit gegen diejenige anderer Frauen in die Schranken zu stellen. Hiermit sei übrigens nicht gesagt, daß ein geringerer Keim von Eitelkeit in ihrem Wesen lag, als in dem der meisten ihrer Schwestern; bis zu dem heutigen Tage jedoch hatte dieser Keim geschlummert, und es sollte sich erst erweisen, welchen Einfluß sein Erwachen auf ihr Leben ausüben,

und ob die Reinheit und Frische ihres Herzens durch diese neue Offenbarung etwas von ihrem Zauber einbüßen werde.

Nun, da ihr Wahrnehmungsvermögen geweckt war, zeigte es sich äußerst scharf, und ihre Gedanken, ein Mal in die bestimmte Richtung gebracht, gingen mit außerordentlicher Schnelligkeit auf ihrem Wege weiter. Jener eine unbewachte Blick Otto's hatte ihr Vieles enthüllt. Bis dahin war er im Gefühle der eigenen Schwäche vorsichtiger gewesen, als er es gewöhnlich zu sein pflegte, und hatte sein Geheimniß streng gewahrt. In den letztvergangenen Tagen waren zwar Momente vorgekommen, welche einem weniger unbefangenen Gemüthe als dem Reata's seine Empfindungen verrathen haben würden; ihr aber hatten sie nichts erschlossen. Die Sache war ihr so durchaus neu, ihre Erfahrungen entbehrten so vollständig der vergleichenden Anknüpfungspunkte, daß bisher keine beunruhigende Erwägung in ihrer Seele Eingang finden konnte.

Die Entdeckung ihrer Schönheit hatte sie mit dem Jubel begrüßt, welchen ein Kind einem neuen Spielzeug entgegenbringt; nun saß sie wieder still und ordnete ihre Flechten, indeß ihre Gedanken auf der gewonnenen Spur emsig dahinglitten. Otto's Bewunderung lag klar am Tage; aber — was folgte daraus?

Reata hatte nie Romane gelesen, und ihre Begriffe von Liebe waren aus einer sehr begrenzten Auswahl altmodischer deutscher Poesie geschöpft. „Was sollte der Ausdruck seiner Augen, der sie so sehr erschreckt hatte, denn eigentlich bedeuten? Pflegten alle Männer hübsche Mädchen in dieser Weise anzublicken? oder — war es dasjenige, das da Liebe genannt wird, was sich darin zu erkennen gab' Hatten vielleicht die Ritter Toggenburg und Delorges in gleicher Weise nach Kunigunden und der ungenannten Nonne geblickt? Und — waren diese eben so sehr wie ich davon erschreckt worden, so daß auch sie thöricht davonliefen?" dachte sie zum Schlusse ihrer Betrachtungen.

Sie hatte ihr Haar wieder geflochten, und mit den Händen im Schooße saß sie noch immer, die Augen auf den kleinen

Wasserspiegel geheftet, obgleich es schon zu dunkel geworden war, um den Widerschein zu erkennen.

„Ja," sprach sie, „jetzt weiß ich, was seine Augen sagen wollten. Und ich?" fragte sie sich. In Worten erfolgte keine Beantwortung dieser plötzlichen Gewissensfrage; aber noch lange blieb sie regungslos in der gleichen Stellung, und ihre Blicke versenkten sich in die Tiefe des stillen Weihers, als sollte von dort die Lösung kommen.

Vielleicht lange noch wäre sie in ihrer Versunkenheit geblieben, hätte eine leise Bewegung an ihrem Aermel — ein Mittelding zwischen Kratzen und Zerren — sie nicht erweckt. Mit ausgestreckter Vorderpfote sah Ficha zu ihrer Herrin auf, und ihr innig bittender Blick sagte so deutlich als Hunde-Augen nur sprechen kennen: „Komm nach Hause!"

II.

Tante Olivia erhob keinerlei Einsprache, das Frosch-Omen wurde glücklich verhehlt, und so traten denn Reata und Otto bald nach Sonnen-Aufgang ihre Expedition zu Pferde an. Sie ritten eine Zeit lang schweigend, Reata, wie es schien, nur darauf bedacht, ihr Pferd sorglich durch das verworrene Gestrüppe zu lenken, welches den Hügelrücken überdeckte, der allmälig sich in die Ebene verflachte, Otto hingegen bemüht, sich die Veränderung zu erklären, die seit dem Abend vorher in Reata's ganzem Wesen zum Ausdruck gekommen war. Er konnte nichts Bestimmtes erkennen, und doch war der Wechsel augenfällig, ein Wechsel, um dessen volle Klarlegung er sich abquälte. Ihre plötzliche Flucht gestern im Walde mußte damit im Zusammenhange stehen. Aber auch diese Verkettung konnte sein Sinn nicht vollends erfassen; es war ihm unmöglich, den Irrwegen des ihrigen zu folgen.

Daß sie aus ihrem gewohnten Gleichmuth aufgescheucht worden war, konnte ihm nicht verborgen bleiben; und zuerst fürchtete er, ihre Gefühle unbewußt verletzt zu haben. Bei der nächsten Begegnung jedoch beruhigte ihn ihr Benehmen hierüber; dieses zeigte keine Spur von Kälte, nur einen fast unmerklichen Uebergang von Heiterkeit zu ernsterer Stimmung, von Unbefangenheit zur Zurückhaltung. Als sie im Frühstückszimmer zusammentrafen, reichte sie ihm mit einer gewissen Schüchternheit, welche er bis dahin nicht an ihr bemerkt hatte, die Hand. Zufällig waren sie seither nicht mehr allein gewesen; aber auch in diesem Falle würde Otto es vermieden haben, sie über seine Zweifel zu befragen. Er gestand sich selbst, daß er nicht klug daraus werde, fühlte aber instinctmäßig, daß ein Aufklärungs-Versuch die Sachlage wahrscheinlich nur verschlimmern würde.

Gestern war Reata bezüglich des von ihr vorgeschlagenen Rittes voll freudigen Eifers gewesen; heute lag ein auffallendes Zögern, wenn auch gerade kein Widerstreben, in der Art, wie sie davon sprach. Sie nahm keinen thätigen Antheil an den Vorbereitungen, sondern schien damit zufrieden, sich Otto's Führung zu überlassen; und dieses Verleugnen ihrer gewohnten Unabhängigkeit war in seinen Augen ein erhöhter Reiz.

Reata's Pferd, welches mehr in Hinsicht auf Leistungsfähigkeit als auf Schönheit gewählt wurde, war etwas schwerfällig, aber gut gebaut, und hörte auf den Namen „Salomon". Fünfzehn ein halb Faust hoch, mit Beinen wie von Eisen, schien dasselbe jeglicher Aufgabe gewachsen, war jedoch keineswegs übermäßig gangluſtig.

Weder Pferd noch Anzug waren geeignet, die Reiterin in besonders vortheilhaftem Lichte zu zeigen; denn es kann nicht geleugnet werden, daß der aus dem Shawl der Tante improvisirte Reitrock in seiner gegenwärtigen Eigenschaft nichts Bestrickendes hatte. Indessen war glücklicherweise Reata's Erscheinung unabhängig von allen Künsten der Toilette.

Die Rothschimmel-Stute, welche Otto ritt, war, wie er auf den ersten Blick erkannt hatte, bei weitem das werthvollste Pferd

aus dem Stalle des Fräulein Bodenbach. Er hatte dasselbe stets im Auge behalten, und nie unterlassen, einen freundlichen Blick darauf zu werfen, wenn er an dem Pferdehag vorüberkam. „Maraanita" überragte ein wenig die gewöhnliche Höhe der Pferde von mexicanischer Race, welcher sie angehörte; unübertrefflich in Gangart und Temperament und von tadellosem Baue, war sie das Ideal eines Cavalerie-Pferdes. Fräulein Bodenbach war erst vor wenigen Monaten in den Besitz dieses edeln Thieres gelangt, und nach den mangelhaften hippologischen Kenntnissen, welche Otto an seiner Tante bemerkt hatte, zweifelte er nicht, daß es ein bloßer Zufall gewesen sei, der ihr diese werthvolle Acquisition verschafft hatte.

Ein kleiner, gnomenhafter Bursche in weiten Leinwand-Beinkleidern, auf dem nackten Rücken eines magern Schwarzbraunen sitzend, bildete den Nachtrab, in der doppelten Eigenschaft als Reitknecht und Proviantträger. Man konnte sich keine drolligere Zusammenstellung denken! Das Alter des Knaben wäre schwer zu errathen gewesen; während seine Größe auf zehn Jahre schließen ließ, deutete das verwitterte Aussehen seiner Züge und die gedrungene Gestalt auf das Doppelte dieses Alters.

Der Gaul des Burschen, „Don Ramirez", welcher sich in mehrfacher Beziehung auszeichnete, verdient nähere Würdigung. Es war ein schwerer, hagerer Schwarzbrauner, volle siebenzehn Faust hoch, mit drei weißen Füßen und einem großen weißen Stern auf der Nase. Eine unverkennbare Spur edeler Zucht ging durch seine knöchernen Formen, und es lag etwas in seiner ganzen Erscheinung, das an herabgekommene, wenn nicht an gefallene Größe mahnte. Welcher Art diese Größe war, konnte jedoch nicht genau ergründet werden; denn Niemand hatte ihn je in anderer Verfassung gesehen. Es ging sogar die Sage, daß ein genauer Beobachter selbst in „Don Ramirez" besten Tagen im Stande gewesen wäre, seine Rippen zu zählen. Der prunkhafte Titel „Don Ramirez" war seine ursprüngliche Bezeichnung, welche Reata in die weniger hochtönende „der Knöcherne" umzuwandeln vorschlug, und unter dieser war er nun allgemein

bekannt. Etwas Würdevolles lag in seinem Wesen — wohl aus besserer Zeit überkommen — und gewisse Freiheiten, die der Knabe Ortega sich bei Gelegenheit jedes Rittes zu erlauben pflegte, schienen sein besseres Gefühl tief zu verletzen. Selten verharrte Ortega länger als einige Minuten in der Stellung, welche vernünftige Geschöpfe zu Pferde einzunehmen pflegen. Sobald er sich von Reata unbemerkt glaubte, gestattete er sich zur Schonung seiner Gliedmaßen manchfache Positions-Veränderungen, bald knieend, bald nach der Seite oder mit dem Gesicht nach rückwärts gekehrt. Ja, wenn ihm der Augenblick besonders günstig schien, sprang er auf und führte eine Art von Waffentanz auf dem Pferde aus.

Nach einem viertelstündigen Ritte gelangten sie auf bessern Boden, und die Richtung quer über die Ebene einschlagend, setzten sie ihre Pferde in einen frischen Trab, welcher sie rasch in's freie Land brachte.

Otto, der sich bald überzeugt hatte, daß bei den sanft schaukelnden Bewegungen „Salomon's" nicht zu fürchten sei, Reata könne den Sitz verlieren, schlug nun einen Galopp vor, was ihrerseits eifrige Zustimmung fand.

Das frische Lüftchen, welches die Hitze milderte, machte den Vormittag besonders angenehm für einen Ritt, und die leichten, die Sonne verschleiernden Wolken waren, wenn sie der Landschaft auch etwas von ihrem gewöhnlichen Glanze raubten, den versengenden Strahlen doch bei weitem vorzuziehen.

Munter flog die Cavalcade dahin; der Rothschimmel schnaubend und mit gestrecktem Kopf voran, „Salomon" um eine halbe Länge zurück und „der Knöcherne" mit hoch erhobenen Nüstern als Beschluß der Gruppe, indeß Ortega, den Proviantkorb in zierlicher Weise auf dem Kopfe balancirend, dem kleinen Aufzug dadurch noch seltsameres Aussehen verlieh, daß er die Arme abwechselnd im Kreise schwang, wie die Flügel einer toll gewordenen Windmühle.

So ging es weiter und weiter, über die von dichtem Prairiegrase bedeckte Fläche — ein unübertrefflicher Reitboden — glatt

und elastisch, ohne heimtückische Maulwurfshügel und frei von jenen sumpfigen Stellen, welche den Reiter oft auf den anscheinend prächtigsten Wiesen gefährden. Zur Rechten die bewaldete Höhe, an deren Fuß niederes Gesträuch, dichte Büsche mit mattgrauen, steifen Blättern; weiter oben Gruppen von Agaven und Cacteen, ihre Contouren hier und da durch die emporragende Krone einer Palme unterbrochen. Jenseits der Ebene zur Linken das gleiche Bild, nur in den undeutlichern Umrissen und gekrönt von der Bläue der Berge, und nach vorn, in weiter, weiter Ferne dieselbe grüne und blaue Begrenzung in mattem Lichte mit darüber hinziehenden Wolken.

Die letzte Spur von Befangenheit hatte während dieses fröhlichen Jagens Reata verlassen, und als endlich angehalten wurde, um die Pferde verschnaufen zu lassen, rief sie mit dem gewohnten vollen Freimuthe aus: „Das war himmlisch! Seit langer Zeit habe ich nichts so aus ganzem Herzen genossen!"

Die Entdeckung des ihr innewohnenden Reizes, welche sie noch am Abend vorher so überwältigt hatte, war jetzt vergessen, oder vielmehr hatte sie dieselbe als Thatsache hingenommen, und sich wunderbar schnell an den Gedanken gewöhnt. Sie war keine jener Naturen, bei welchen eine derartige Erfahrung lange Zeit nachwirken oder ein tieferes Selbstbewußtsein hervorrufen konnte. Sie trug ihre neuen Ehren leicht und anmuthig, als wäre sie seit Jahren daran gewöhnt gewesen, und wiewohl sie sich, nach Frauenart, im innersten Herzen an dem gefundenen Kleinod erfreute, wäre ihr doch nicht in den Sinn gekommen, über die Mittel zur besondern Verwerthung desselben nachzugrübeln.

Als Reata ihrem Pferde die Zügel nachließ und es liebkosend auf den Nacken klopfte, warf sie einen verstohlenen Blick auf Otto. Nie vorher war er ihr in so vortheilhaftem Lichte erschienen, war seine schöne Gesichtsbildung, seine elegante Gestalt ihr so aufgefallen wie eben jetzt. „Das kommt wohl daher, daß er ein Reiter-Offizier ist," sprach sie zu sich selbst; „natürlich muß er zu Pferde am besten aussehen."

Sie glaubte es wirklich, als sie sich dies sagte. Fern von ihr lag das Verständniß dafür, daß dieser Tag, auch wenn sie ihn daheim zugebracht hätte, für sie ein besonderer gewesen wäre, daß sie ihren Begleiter in jedem Falle mit größerm Interesse betrachtet, und neue Vorzüge in seinem Wesen entdeckt haben würde. Wohl war sie sich einer kleinen Veränderung in ihrem Innern bewußt, doch blieben die Wirkungen derselben ihr noch verborgen.

In ihren Augen war Otto's Art, zu reiten, das wahre Ideal der edeln Kunst. Die Mexicaner gehören zu den verwegensten Reitern unter der Sonne; der Begriff der Gefahr besteht nicht für sie. Reata, mit dem mexicanischen Blut in ihren Adern, würde nur mit Verachtung eines Mannes gedacht haben, welcher nicht die höchste Kaltblütigkeit im Sattel bewies.

Während nun ihre Gedanken sich mit einem Gefühle der Bewunderung verbanden, welches sie vorher noch nicht empfunden hatte, grenzten jene Otto's nahe an Anbetung. Er hatte oft von der Kühnheit der mexicanischen Reiterinnen gehört; daß aber eine Frau, ohne darin besonders geübt zu sein, auf einem gewöhnlichen Herren-Sattel nach Damenart sitzen und sich während eines zehn Minuten langen, scharfen Jagd-Galopps in so vollkommenem Gleichgewicht erhalten könne, würde er für unmöglich erklärt haben. (Reata saß, wie alle Mexicanerinnen, auf der rechten Seite des Sattels.)

Noch einmal ließen sie ihre Pferde tüchtig ausgreifen; denn es war vortheilhaft, so viel Terrain als möglich zu gewinnen, weil ihr Weg sich später in einen steilen Pfad zwischen den Hügeln verlor. Als sie zum zweiten Mal anhielten, lagen die bläulichen Linien, welche die Ebene vor ihnen begrenzten, schon bedeutend näher. Palmen- und Pisang-Bäume hoben sich einzeln oder in Gruppen von dem dunkeln Hintergrunde ab, und die niedrigen, stachelichen Massen der Cacteen nahmen sich wie Verschanzungen am Fuße der Hügel aus. Die abenteuerlich geformten Pflanzen streckten allenthalben ihre straffen Arme in die Luft. Bald glichen sie Riesenschlangen, hundert Fuß hoch aufgerichtet,

bald wieder borstigem Gewürme, das sich auf der Erde hinwand: Todtes und Lebendes zu einem undurchdringlichen Gewirre verschlungen; das Lebende grün, saftig und strotzend, das Todte weiß, dürr, raschelnd, mit seinen bleichen Skeletten eingewoben in das Geflechte des später Entsprossenen.

Unweit vor sich erblickten die Haltenden eine Heerde weißer Rosse, theils im Grase ruhend, theils friedlich weidend. Alle gehörten der gleichen Gattung an, und ihre Farbe variirte nur je nach den verschiedenen Altersstufen, von dem matten Weiß der alten Thiere, bis zur dunkelgrauen Schattirung der muntern Füllen, welche — an der Seite ihrer Mütter und von dem väterlichen Auge bewacht — sich lustig tummelten. Otto's Interesse wurde durch diesen Anblick lebhaft geweckt und er ritt näher, um genauere Musterung zu halten. Die Reitpferde brachen in ein heftiges Gewieher aus, welches die Schimmel im Chore beantworteten. Einige der jüngsten und neugierigsten unter den Füllen trabten, von ihren besorgten Müttern in kurzer Entfernung gefolgt, herbei, und beschnupperten mit langgestreckten Hälsen und leuchtenden Augen die Fremden. Auf Ortega's Nerven wirkte der Anblick der Pferde wie ein starkes Reizmittel. Seine ohnedies schon nebelhaften Begriffe von dem Benehmen eines Reitknechts, der sich in Begleitung seiner Gebieter befindet, fielen nun gänzlich zusammen. Zu „Don Ramirez'" offener Mißbilligung stellte er sich ihm auf den Rücken und jauchzte den Hirten laut entgegen, was von diesen mit dem in der Prairie als Losung gebräuchlichen wilden Aufschrei erwidert wurde. Reata's strenger Verweis in spanischer Sprache reichte nicht hin, ihn zum Schweigen zu bringen, und es bedurfte einiger, wenngleich dem Burschen unverständlicher deutscher Kraftausdrücke aus Otto's Munde, um seinen Uebermuth zu dämpfen. Ortega hatte den Sinn von Otto's Zurechtweisung erfaßt, und erklärte zur Entschuldigung, daß die Pferdehüter seine Amigos intimos seien.

Als die Reiter davontrabten, blickten sie noch einmal nach den Füllen zurück und sahen, wie diese, ihre Hufe in die Luft

schleudernd, in vollem Laufe zu ihren Müttern zurückkehrten, von deren Seite sie dann, mit gespitzten Ohren und zitternd vor Aufregung, die allmälige Entfernung der Fremden beobachteten, schwankend zwischen jugendlicher Neugier und kindlichem Gehorsam.

Die Lage von S. war keineswegs einnehmend. Es schien geradezu ein Wunder, wie das Dörfchen dazu gekommen war, in diesem romantischen Lande an so unromantischer Stelle zu erstehen. Die Häuser, aneinander gelehnt, als ob sie sich gegenseitige Stütze leihen wollten, waren eng zusammengedrängt, und über ihren Dächern ragte der kahle Hügel, auf welchem Ochsen grasten, steil empor. Die Vegetation war zwerghaft und kümmerlich. Die üppigen Bäume und saftigen Blattpflanzen des Waldes fehlten hier gänzlich und hatten einem dürren, steinigen Boden, nicht unähnlich der trostlosen Oede des Karstes, Platz gemacht. Das seichte Thal, das so hoch in den Bergen lag, war dem Zugang der rauhen Nord- und Ost-Winde geöffnet, welche, keiner Abwehr begegnend, erbarmungslos über die mit Palmenblättern gedeckten Hütten fegten.

Ortega war als Kundschafter vorausgeschickt worden, und als ihm die Andern folgten, hatte die ganze Bevölkerung des Ortes sich bereits versammelt und bildete einen dichten Kreis um den „Knöchernen".

Der Bursche war mit der ganzen Gesellschaft zugleich im Gespräch, was ein ohrenzerreißendes Getöse verursachte; aber bei dem Anblick zweier neuer und bedeutenderer Gegenstände des Interesses wurde es plötzlich still in dem Schwarm. Alle Zungen verstummten, und Aller Augen richteten sich in scheuer Bewunderung auf den schweren Faltenwurf von Tante Olivia's Cachemire-Shawl. Noch niemals hatte ein Reitkleid so ungetheilten Beifall errungen. In halblautem Geflüster wurde es als das prachtvollste Kleidungsstück und würdig einer Königin erklärt. Reata, an die Sitten ihrer Landsleute gewöhnt, nahm sowohl Neugierde als Bewunderung mit vollkommenem Gleichmuth hin und stieg mit Otto's Beistand vom Pferde. Die Zügel desselben

wurden Ortega zugeworfen, und nachdem Reata in gebieterischem Tone einige spanische Worte gesprochen hatte, die den Befehl enthielten, daß Jemand das dritte Pferd halten solle, entstand von Seiten des männlichen Theiles der Gemeinde ein wildes Anstürmen, welches damit endete, daß ein halbes Dutzend Paar sehniger Arme um den Besitz des Rothschimmels stritten. Die Aufregung drohte bereits in ernstlichen Kampf auszuarten, wie es bei den Mexicanern oft durch den geringfügigsten Anlaß herbeigeführt wird, als einige ausdrucksvolle Bewegungen Otto's mit der Reitgerte die Mehrzahl der Kämpfer zum Rückzug bewog.

Ein großer, sonnverbrannter Geselle mit eingedrücktem Strohhut, einer dunkelrothen Schärpe um den Leib und mürrischem, bösartigem Gesichtsausdrucke, der eifrigste unter den unbefriedigten Bewerbern, trat, einen fürchterlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, zurück und warf dem Burschen, welcher sich schließlich der Zügel bemächtigt hatte, einen wüthenden und Otto einen rachsüchtigen Blick zu.

Wenn jemals durch seltenen Zufall ein Fremder nach S. kam, konnte der alleinige Zweck nur der Besuch des „Kaufladens" sein. Dies wußten die Einwohner, und daher lenkten sie nun sofort die Schritte nach ihrem stolzesten Gebäude, der „Tienda" des Ortes. Señor Ambrosino, der Apotheker, Wirth, Koch, Barbier und einzige Krämer von S., war bereits von dem ihm bevorstehenden Glücksfalle benachrichtigt worden und stand zum Empfang der Gäste auf der Schwelle seines Hauses bereit, mit wiederholten Betheuerungen seiner Ehrerbietung und Bereitwilligkeit zu Diensten jeglicher Art bis zur Erde sich verneigend.

„Befiehlt el suo Señorio einen Aderlaß, bacio los manos de Usted, oder ein Mittagessen, oder sich die Haare schneiden zu lassen?" begann er in der zuvorkommendsten Weise; „oder aber wünscht die Señorita meine seidenen Tücher oder Guayaquil-Hüte zu sehen? Servidor de Usted! Ich habe — bacio los manos de Usted — ausgezeichneten Mescal in Flaschen und frische Blutigel erster Qualität, welche sofort angelegt wer-

den könnten, servidor de Usted — mit wenig Ungelegenheit und geringen Kosten — oder falls dies alles nicht genehm sein sollte, will el suo Señoria vielleicht die Gnade haben, den gewünschten Gegenstand zu bezeichnen?"

Mit wenigen Worten wurde nun der Zweck des Besuches erklärt; aber bei Erwähnung der Rasirmesser umwölkte sich Señor Ambrosino's Stirne.

„Caramba!" rief er aus und nahm eine theatralisch verzweifelte Haltung an. „Welch' unglücklicher Zufall! Wenn Ihre Herrlichkeiten Fieberpillen verlangt haben würden, oder Mantillas — prachtvolle habe ich, mit Papageien und Palmen darauf gestickt , wenn Sie mir befohlen hätten, Ihnen einen Zahn zu ziehen oder einen Mango zu bereiten, dann wäre ich überglücklich gewesen, Ihnen zu dienen; aber ein Rasirmesser . . . eines von dem einzigen Paar, das meinen Erwerb als Barbier begründet . . . unmöglich!" Und seine Hände tief in die Taschen seiner Leinwand-Beinkleider versenkend, lehnte der würdige Geschäftsmann sich mit dem Rücken an die Wand — ein Bild trauriger Resignation.

„Somit bleibt uns wohl nichts übrig, als heimzukehren," sagte Otto, zu Reata sich wendend, mit erkünstelter Gleichgültigkeit.

„Keineswegs," erwiderte sie gelassen. „Sehen Sie denn nicht, daß er vor Begierde brennt, Ihnen eines seiner Messer zu überlassen?"

„Er behauptet ja doch, keines zum Verkauf zu haben," warf Otto ein, da er außer Stande war, ein Anzeichen dieses heißen Verlangens zu entdecken.

„Wenn el suo Señoria so gütig sein will, Platz zu nehmen," hub Ambrosino in unterwürfigem Tone an, „werde ich mich glücklich schätzen, Sie Ihres Bartes oder Haupthaares — oder der beiden — im Handumdrehen zu entledigen, bacio los manos de Usted — mit wenig Mühe und geringen Kosten."

Die entschiedene Zurückweisung dieses Antrages ließ Señor Ambrosino's Stimmung zu wahrhafter Melancholie herabsinken.

„Ist Ihrer Herrlichkeit auch dies nicht gefällig, dann weiß ich mir nicht mehr zu rathen — ich, Ambrosino, der noch niemals in Verlegenheit war, selbst nicht, als ich den Auftrag erhielt, eine Perrücke aus einem Büffelschweif anzufertigen. Und welch' unübertroffene Perrücke es wurde! Aber ein Rasirmesser verkaufen, meinen einzigen Lebensunterhalt, mir selbst das Brod aus den Zähnen reißen — nimmermehr!"

„Welchen Preis fordern Sie für das Messer?" lautete die einfache Entgegnung Reata's.

„Sechszig Pesetas," antwortete Señor Ambrosino mit kläglichem Seufzen.

„Geben Sie ihm dreißig," sagte Reata zu Otto und lehnte sich in der Bank zurück.

Mit wahrer Leichenbittermiene, aber ohne ein Wort zu sprechen, betrachtete Señor Ambrosino das Geld, welches Otto auf den roh gezimmerten Ladentisch zählte; als er jedoch die vollen dreißig Pesetas vor Augen hatte, klärte sein Antlitz sich wie durch einen Zauberschlag auf. Er suchte ein schadhaftes Futteral hervor, und nachdem er von den zwei Messern, welches dieses enthielt, sorglich das schlechtere ausgewählt hatte, überreichte er es Otto mit höflicher Anrede und würdevoller Verneigung.

Außerhalb der Thüre, unter einem kleinen Vordache, stand ein geborstener Tisch mit einigen Stühlen; und hier, angesichts der gaffenden Menge, wurde der Proviantkorb ausgepackt und der bescheidene Imbiß verzehrt. Es war wie ein Mahl in der Komödie. Jede einzelne Bewegung wurde mit solchem Interesse von den Zuschauern beobachtet, als ständen sie in Wirklichkeit vor einer Schaubühne; nur war die lautlose Aufmerksamkeit, mit welcher sie jedem verschwindenden Bissen folgten, im gegenwärtigen Falle noch zehnfach erhöht.

„Madre de Dios, seht einmal die Franzen an!" rief ein hübsches Weib, welches sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, indem sie auf den Shawl wies, der von Reata über die Palissa-

den gehängt worden war. „Sie sind so dick gewunden, wie junge Coralillos!“ [1])

„Caramba! Du hast Recht, ein ausgezeichnet schönes Gewand!“ bestätigte eine über ihren Stab tief zusammengekrümmte abstoßende alte Hexe. „Verdaderamente, die Señorita hat guten Geschmack. Ein schönes Tuch hat sie sich gewählt und einen noch schönern Esposo, hi, hi, hi! Die geben zusammen ein prächtiges Paar. — Wo mag sie ihn nur aufgelesen haben? — Klug genug ist sie dabei zu Werke gegangen; denn nach seiner weißen Haut zu schließen, ist er kein Mericaner, hi, hi, hi!“ kicherte sie. Und die Mädchen um sie herum stießen sich mit den Ellbogen an und wechselten vielsagende Blicke, während einige der Männer in ein lautes, rohes Gelächter ausbrachen.

Diese Unterhaltung ging so nahe an Reata's Ohr vor sich, daß ihr kein Wort entgangen war. Ihre Wangen färbten sich dunkelroth, und in der ängstlichen Besorgniß über den in Otto hervorgerufenen Eindruck sah sie unwillkürlich zu ihm auf; seine gänzlich unbekümmerte Miene aber gab ihr die Beruhigung, daß ihm die in spanischer Sprache geäußerten Bemerkungen unverständlich geblieben waren. Dessen ungeachtet hatte sie das Gefühl, daß ihre Stellung nachgerade unhaltbar werde. Keinen Augenblick länger wollte sie verweilen. Ihre unschuldige Freude an dem Ausfluge war dahin. Zum ersten Male in ihrem Leben drängte sich ihr die Betrachtung auf, wie unliebsam die Folgen auch der geringsten Unbesonnenheit werden können; und mit bitterm Vorwurf tadelte sie ihr eigenes Thun, welches ihr nun unverzeihlich thöricht erschien. Ihre Arglosigkeit verdroß sie. „Nichts Geringeres war es,“ so dachte sie, „als unbegreifliche Tollheit, eine derartige Expedition zu unternehmen! — eine Tagereise zu Pferde allein mit Otto — allein mit einem Manne!“ Es lag in ihrem Wesen, jede Schlußfolgerung auf's äußerste zu treiben; und in diesem Augenblicke zweifelte sie nicht

[1]) Die korallenfarbige Schlange.

daran, daß Otto sie entweder für sehr albern oder sehr leichtsinnig halten müsse.

Im höchsten Grade ärgerlich über sich selbst, machte sie nun, wie Frauen dies häufig zu thun pflegen, den Mann, welcher die unwissentliche Ursache ihrer Verlegenheit war, zum Objecte ihrer übeln Laune.

„Weshalb bleiben wir denn so lange hier sitzen!“ rief sie aus, indem sie mit einer Bewegung in die Höhe fuhr, die den dreibeinigen Stuhl, den sie benutzt hatte, rücklings umwarf. „Ich habe nicht den mindesten Hunger, und übrigens müßte schon die Art, wie ein wildes Thier in einer Schaubude angestarrt zu werden, alle Eßlust verschwinden machen. Wenn Sie fertig sind, Baron Bodenbach, wollen wir aufbrechen.“

„Ich bin vollkommen bereit,“ antwortete Otto mit Hintansetzung der Wahrheit; denn noch hatte er seinen durch den Ritt geschärften Appetit nicht zur Hälfte befriedigt.

Señor Ambrosino's blumenreiche Reden, seine tiefen Verbeugungen und demüthigen Bitten um fernere hohe Gunst würdigte Reata nur eines kurzen Adios und leichten Kopfnickens, und nachdem sie ihren Shawl wieder zurecht gesteckt hatte, ging sie eilenden Schrittes auf die Straße und rief Ortega in befehlendem Tone zu, die Pferde herbeizuführen.

Bei ihrer Ankunft hatte sie das Gedränge nicht beachtet; jetzt war ihr dasselbe unerträglich. Sie fühlte die Blicke all' dieser Menschen mit gaffender Neugier auf sich geheftet, und im Vordergrunde bemerkte sie die häßliche Alte mit der Krücke in eifrigem Gezischel mit den übrigen Frauen. Widerwillig ließ sie sich von Otto in den Sattel heben; gern hätte sie ihm diesen Dienst erlassen, wäre es ihr möglich gewesen, desselben zu entrathen. Dazu kam noch, daß die gewohnte Spannkraft ihrer Sehnen sie verließ; bei dem ersten Versuch sich auf's Pferd zu schwingen, glitt sie zurück, so daß sie fast in Otto's Arme fiel, was ihren Verdruß, sowie das Interesse der Menge auf den Culminationspunkt brachte. Aber kaum glücklich im Sattel, zögerte sie keinen Augenblick länger, sondern sprengte hastig da-

von, die Straßenjungen, welche auf diesen plötzlichen Abgang nicht vorbereitet waren, rechts und links auseinander scheuchend und es Otto überlassend, ihr zu folgen, so gut er eben konnte.

Ein einstimmiger Jubelruf, beifällig und höhnisch zugleich, folgte dem kleinen Trupp, welcher sich in der nächsten Minute außer Hörweite in dem stillen, einsamen Thalgrunde befand.

Während der letzten Stunde hatten bleifarbige Wolken sich am Himmel gesammelt, doch kein Hauch bewegte die Luft. Das schlechte Wetter rückte schneller als sonst heran; nicht mehr konnten sie darauf zählen, undurchnäßt heim zu kommen.

Otto bemerkte dies gegen Reata, als er wieder an ihrer Seite war, und fügte hinzu, daß er es für räthlich halte, trotz des schlechten Weges unausgesetzt fortzutraben, falls die Anstrengung nicht zu groß für ihre Kräfte wäre. Ihr fluchtähnliches Davoneilen hatte ihn nicht weniger als die Bewohner von S. überrascht; aber „Maraquita" die Sporen fühlen lassend, holte er den sicher, doch schwerfällig Raum gewinnenden „Salomon" bald ein.

„Ja, zweifellos ist es am besten, wir reiten zu," sagte Reata in Erwiderung seiner Befürchtungen bezüglich des Wetters. „Ich wollte, wir wären schon zu Hause! Ich habe die ganze Sache satt. Es war thöricht, den Ritt zu unternehmen, in der Gewißheit, daß der Regen so nahe bevorstände."

„Ei, wir können doch gewiß die ganze Schuld nicht unserer Unvorsichtigkeit zuschreiben? Ist doch der Wetterumschlag mit ungewöhnlicher Schnelligkeit eingetreten. Gestern sagten Sie selbst, die Wolken sammelten sich meistens zwei Tage hindurch an, bevor der Regen losbräche."

„Sagte ich so? Dann bin ich seit gestern vernünftiger geworden," gab sie mit etwas scharfer Betonung zurück. „Jedenfalls ist es nutzlos, darüber zu streiten. Nur vorwärts, um des Himmels willen! Ortega, ich wünsche, daß du jetzt ruhig sitzen bleibst, und nicht in dieser verrückten Weise mit den Beinen herumbaumelst; hörst du? Und trage Sorge, dich dicht hinter uns zu halten."

„Wird Sie das Traben auch gewiß nicht zu sehr ermüden?“ fragte Otto besorgt. „Der Weg ist sehr uneben, und Sie werden grausam erschüttert werden.“

„Sie haben es ja selbst vorgeschlagen und wußten doch, daß der Weg schlecht sei. Uebrigens,“ fuhr sie in kühlem Tone fort, „brauchen Sie sich um meinetwillen nicht zu beunruhigen; es ist nicht anzunehmen, daß ein Ritt mich ermüden könnte.“

In gleichmäßigem Tempo verfolgten Otto und Reata die Pfadspur, eifrig auf ihren Weg über den zerklüfteten Boden achtend, und nicht allein aus dieser Ursache durch längere Zeit schweigend, sondern auch, weil alle Bestrebungen Otto's, ein Gespräch in Fluß zu erhalten, erfolglos blieben.

Der Pfad führte zuerst abwärts durch den kahlen Hohlweg, dann in den Schatten des Waldes. Sie mußten nun einzeln abfallen; Otto ritt voran, und der „Knöcherne“ beschloß den Zug. Eine volle Stunde blieb der Weg unverändert und nöthigte die Reiter, bei jedem Schritte besonderes Augenmerk auf das Vermeiden von Löchern und Baumwurzeln zu richten, welch' letztere sich allenthalben in Schlangenwindungen über den Boden ausbreiteten.

Der Waldcharakter war eintönig und bot keineswegs jene reizende Abwechslung, welche den tropischen Wäldern sonst fast immer eigen ist. Ceibabäume waren hier alleinige Beherrscher des Bodens; wohin das Auge blickte, streckten sich die dünnen Aeste derselben steif und gerade nach allen Richtungen aus. Hoch über den Reitern, in den Kronen der Bäume, ließ sich das gleichmäßige leise Gesumme der ihre Nester umschwärmenden wilden Bienen vernehmen, doch auch dies war monoton, und unterhalb wurde die Stille nur unterbrochen, wenn dort und da eine reife Frucht mit dumpfem Aufschlag auf den festen Rasen fiel.

Ehe sie noch eine weite Strecke zurückgelegt hatten, mußte Reata, ungeachtet ihrer frühern stolzen Versicherungen, sich selbst eingestehen, sie habe ihre Kräfte überschätzt. Die Leichtigkeit, mit welcher sie in den Morgenstunden geritten war, hatte in ihr die Zuversicht erweckt, daß sie niemals ermüden könne. Aber der

Unterschied zwischen dem frischen Galopp auf ebenem, elastischem Boden und dem jetzigen unausgesetzten Stoßen, im Verein mit der fortwährend angespannten Aufmerksamkeit war ein sehr bedeutender. Mit Schrecken dachte sie an die Strecke, die noch vor ihr lag; denn, war auch das Ende des Waldes nicht mehr fern, so mußte doch noch vor dem Anfangspunkt der trockenen Ebene eine ausgedehnte sumpfige Stelle durchmessen werden, deren Umgehung allein so viel Zeit erfordert hätte, als das schon zurückgelegte Wegstück. Dennoch war ihr der Gedanke, ihre Müdigkeit zu bekennen, um einige Ruhe zu genießen, peinlich. Nicht mehr galt es ihrem Ansehen als unermüdliche Reiterin allein; aber wie konnte sie sich jetzt vor dem Manne erniedrigen, dessen Fürsorge sie vorher so schnöde zurückgewiesen?

Endlich hatten sie die Wollbäume im Rücken, und nun lag ein offener Plan vor ihnen, welchen sie noch durchreiten mußten, ehe sie in den Pfad zwischen den hohen Büschen zu ihrer Linken einlenken konnten, welcher der einzige gangbare in der Richtung der Ebene war.

Kaum aus dem Schatten der Bäume herausgekommen, bemerkten sie die Gestalt eines unter einem wilden Birnstrauch sitzenden Mannes. Bei dem Schalle der Pferdehufe hob derselbe den Kopf und fixirte die Gruppe mit einem scharfen, festen Blick.

Eine rothe Schärpe war um die Hüfte des Fremden gewunden, ein unheilverkündender Ausdruck lag auf seinem Gesichte; überdies stak ein Ding in seinem Gürtel, das sich früher dort nicht befunden hatte, als sie denselben Mann im Dorfe sahen, ein Ding, das wie polirtes Metall glänzte. Otto erkannte es als ein Paar Pistolen.

Auch als sie an ihm vorüberkamen, hielt er seine Blicke fest auf sie gerichtet, und als sie nach einer Weile zurückblickten, sahen sie ihn in der gleichen Stellung, vorgebeugt und sie gespannt mit den Augen verfolgend.

„Früher war mir nicht aufgefallen, daß der Hallunke Pistolen führe," bemerkte Otto, nachdem das Gebüsch ihnen die Gestalt verdeckte.

„Ich weiß bestimmt, daß er keine hatte," erwiderte Reata.

„Wahrhaftig, es sieht fast danach aus, als ob er uns auflauern wollte," sagte Otto lachend, wenngleich mit einem Schimmer von Besorgniß. Doch da er plötzlich die Blässe ihres Antlitzes gewahrte, welche er ihrer ängstlichen Aufregung zuschrieb, fügte er schnell hinzu: „Es ist nicht die geringste Ursache zu Befürchtungen vorhanden, Fräulein Reata. Bedenken Sie, daß wir, obschon unbewaffnet, doch zu Pferde sind, während dieser Schurke zu Fuß läuft. Es ist unmöglich, daß er uns überhole."

„Ich fürchte mich nicht," antwortete sie, den Kopf trotzig zurückwerfend; „indessen könnte der Mann uns leicht zuvorkommen, indem er den Sumpf durchschneidet, welcher wohl das Gewicht eines Menschen, nicht aber dasjenige eines Pferdes trägt. Ich sehe nicht ein, was ihn hindern sollte, nach uns zu schießen."

„Er soll kein Haar auf Ihrem Haupte berühren, so lange ich athme!" rief Otto erregt.

„Wenn er uns Beide erschießen will, was ich für höchst unwahrscheinlich halte," entgegnete sie im Geiste des Widerspruchs, der stets ein Ausfluß ihrer übeln Laune war, „dann ist es gleichgültig, wer zuerst an die Reihe kommt."

Neuerdings versank Otto in unmuthiges Schweigen.

„Wird dieser Weg jemals zu Ende kommen?" fragte Reata sich immer und immer wieder. Bei jedem Schritt nahm ihr Gefühl von Schwäche und Schwindel zu. Es war drei Uhr Nachmittags, und das Frühstück war ihr einziges Mahl gewesen. Sehr froh war sie darüber, daß Otto voran ritt, so konnte er wenigstens nicht sehen, wie bleich ihre Wangen wurden, und wie krampfhaft sie sich an den Sattel klammerte, um sich aufrecht zu erhalten. Wie ein Bleigewicht, das sie hinabzuziehen schien, legte sich der Shawl um ihre Füße; Gesträucher und Steine tanzten in ewiger Einförmigkeit vor ihr her. Die zwischen den Büscheln des Sumpfgrases emporsprießenden kleinen weißen

Lilien, welche ihr am Morgen so hübsch erschienen waren, starrten sie jetzt geisterhaft und formlos an.

Wohl wußte sie, daß ein einziges Wort diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen würde; aber ihr thörichter Stolz verhinderte sie, dasselbe auszusprechen, und zudem schrak sie mit krampfhafter Angst vor allem zurück, was dieses tête-à-tête, dessen Ende sie so sehnlich herbeiwünschte, verlängert hätte. Noch dachte sie, es würde ihr gelingen, standhaft zu bleiben; doch schon im nächsten Augenblicke rief sie Otto mit schwacher Stimme, um ihm zu sagen, daß sie der Ruhe bedürfe. Allein er hörte sie nicht und trabte ununterbrochen fort. Fast freute sie sich über die Vergeblichkeit ihres Rufens; als aber nach wenigen Minuten die Ebene erreicht war und Otto sich nach seiner Begleiterin umsah, schwand der letzte Rest ihrer Kraft. Langsam vom Pferde hinabgleitend, blieb sie, einer Ohnmacht nahe, auf dasselbe gestützt, stehen.

Sogleich war Otto an ihrer Seite, und sein Antlitz schien fast eben so bleich wie das ihre.

„Um Gottes willen, sind Sie unwohl? Was ist geschehen?“ und schüchtern streckte er die Arme aus, um sie zu schützen. Sie wich jedoch einen Schritt zurück.

„Nein, nein,“ sprach sie abwehrend, mit einem Gemisch von Unruhe und Stolz; „ich bin ganz wohl, nur ermüdet. Ich werde einen Augenblick ruhen, und ich — ich wollte, ich könnte ein Bißchen Wasser bekommen.“

„Unverweilt sollen Sie welches haben,“ rief er vertrauensvoll, trotzdem er nicht berechtigt war, zu glauben, daß auf eine Meile in der Runde ein Tropfen zu finden sei. Das Sumpfwasser war schlammig und ungenießbar. „Aber, Fräulein Reata, warum sprachen Sie nicht schon früher. Es überstieg Ihre Kräfte. Wie konnte ich es nicht errathen? Vielleicht sind Sie im Stande, jene Böschung zu erreichen; dort ist ein trockener, geschützter Punkt, an welchem Sie ausruhen könnten.“

Sie bejahte mit einem Kopfnicken und nahm den dargebotenen Arm mit geringerm Widerstreben, da es in ihr aufdämmerte, er

würde, sollte sie wirklich ohnmächtig werden, sie tragen; und dies wäre noch viel schlimmer gewesen.

Erleichtert aufseufzend, sank sie auf den weichen Grasteppich nieder und lehnte sich an die steile Böschung, die ihr erquickender erschien als der bestgepolsterte Lehnstuhl, in dem sie je geruht hatte.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß in geringer Entfernung, kaum einige hundert Schritte weit, einer der Ziehbrunnen stand, welche zum Tränken der auf der Hochebene weidenden Pferdeheerden dienen. Ortega wurde entsendet, um eine Flasche zu füllen, und mittlerweile band Otto die Pferde an die festesten Büsche, die er finden konnte. Reata aber saß unbeweglich, mit halb geschlossenen Augen, im Genusse der Ruhe und der Beruhigung, welche sie nun durchströmte. Und doch konnte sie den Unwillen über sich selbst wie über Otto nicht vollständig niederkämpfen, einen Unwillen, der ihren Befürchtungen entsprungen war. Nur Widersprüche regten sich in diesem Augenblicke in ihrem Gemüthe; sie fühlte sich gereizt und dankbar, bedrängt und erleichtert, alles in einem Zuge. Im Ganzen aber behielt der Verdruß die Oberhand, und Otto's Fragen fanden auch jetzt dieselbe kühle Erwiderung, wie in den letzten zwei Stunden. Es schien beinahe, als sollte ihr eisiger Ton die Schwäche sühnen, die sie gezwungen hatte, die Stütze seines Armes anzunehmen. Tief verletzte ihn der Wechsel ihres Benehmens, so unerklärt ihm auch dessen Ursachen blieben. Wie er auch nachgrübelte, er war außer Stande, auch nur den kleinsten von ihm ausgegangenen Anlaß für ihren Mißmuth zu entdecken. Wenn auch die Veränderlichkeit ihrer Laune im Allgemeinen und die durch Uebermüdung erhöhte Reizbarkeit der Nerven als theilweise Erklärung gelten konnten, so schien im gegenwärtigen Falle doch noch ein tieferer Beweggrund vorzuliegen. Konnte es sein, daß sie seine Gefühle errieth und dieselben nun im Keime ersticken wollte? Oder war in ihr ein plötzlicher Haß gegen ihn erwacht? Viel hätte er darum gegeben, wenn sie nur wieder so wie gestern, so wie in den letzten zehn Tagen mit ihm geredet hätte.

„Wäre ich doch selbst um Wasser gegangen," sagte Otto nach längerm Schweigen; „der Bursche kommt in Ewigkeit nicht zurück!"

„Auch Sie würden nicht schneller gewesen sein als Ortega, und wahrscheinlich hätten Sie es nicht verstanden, das Wasser heraufzuziehen."

„Irgendwie wäre ich wohl damit zu Stande gekommen," entgegnete Otto, indem ein leises Gefühl der Kränkung seine Wangen röthete. „Ich bin nicht so unbeholfen, als ich Ihnen erscheinen mag. Aber wollen Sie nicht etwas Wein versuchen? Er würde Sie gewiß stärken."

„Danke, nein," erwiderte sie kurz.

„Es mag aber noch zehn Minuten dauern, ehe Sie Wasser erhalten."

„Ich kann warten; schon jetzt geht es mir bedeutend besser. Sind die Pferde auch gut befestigt? Es wäre schlimm, wenn uns eines davonliefe."

Als Antwort bog Otto die Zweige der Büsche zu ihrer Rechten auseinander, so daß der Blick auf die Pferde frei wurde, welche kaum dreißig Schritte entfernt, aber durch das dichte Laubwerk gedeckt waren. „Salomon", der sich zunächst befand, hatte seine gewichtigen Glieder ohne den Verlust eines Augenblicks auf dem Grase ausgestreckt und genoß sichtlich der unerwarteten Rast. „Maraquita" nebenan stand aufrecht mit vorgelegten Ohren und geschwellten Nüstern, über die Schulter blickend, als höre sie einen entfernten Laut oder als wittere sie etwas in der Weite. „Der Knöcherne", zu äußerst postirt, benützte die Gelegenheit am besten, indem er fröhliche Mahlzeit hielt in den Aesten rings um ihn her.

„Offenbar trauen sie meinen Vorkehrungen sehr wenig, Fräulein Reata," sagte Otto halb vorwurfsvoll, da er die Zweige wieder niedersinken ließ. Glauben Sie nicht, daß ein Gavalerist mindestens verstehen müßte, seine Pferde zu versorgen?"

„Wie könnte ich Vertrauen haben, da mir bezüglich der Erfolge Ihrer Anordnungen jede Erfahrung fehlt?" antwortete sie,

bemüht, scherzhaft zu sprechen, aber ihre Worte sofort wieder bereuend.

Otto saß wenige Schritte von ihr entfernt und grub mit dem Griffe seiner Reitgerte eifrig im Boden. Rasch blickte er auf, als sie sprach, dann, seine Arbeit fortsetzend, sagte er mit bei ihm ungewohntem Ernste: „Wie vieler Zeit bedürfen Sie wohl, um Jemand so kennen zu lernen, daß Sie ihn Ihres Vertrauens werth halten?"

„Wozu solch' zwecklose Fragen?" gab sie verdrießlich zurück. „Natürlich gibt es Menschen, die uns niemals Vertrauen abgewinnen können, während man dasselbe Andern schon bei der ersten Begegnung schenkt."

Eine Pause folgte. Otto hatte die Augen nicht wieder erhoben, sondern grub unablässig fort. Endlich sagte er so leise, daß die Worte kaum vernehmbar waren: „Ich möchte wohl wissen, zu welcher der beiden Gattungen ich gehöre!"

Diese Aeußerung schien nicht für ihr Ohr bestimmt, erforderte daher keine Antwort, und dies war gut; denn gerade jetzt wäre Reata nicht fähig gewesen, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Die Luft schien ihr mit einem Male erstickend. — „Es muß der Regen in der Atmosphäre sein, welcher dieselbe so dicht und beängstigend macht," dachte sie, obwohl sie sich keiner ähnlichen Wirkung aus frühern Tagen erinnern konnte. Es mußte sich irgend etwas ereignen, sie wußte nicht was: — regungslos saß sie, kaum zu athmen wagend, in der Furcht, die Katastrophe, welche sie ahnte, zu beschleunigen. Und doch war ein mächtiger Drang in ihr, durch ein Wort oder eine Bewegung den Zauber zu brechen. Stürmisch klopfte ihr Herz in der Angst vor Otto's nächsten Worten.

In ihrer zurückgeneigten Lage konnte sie durch die halbgeschlossenen Lider hindurch sein edel geschnittenes Profil auf dem Grunde des bleifarbenen Firmamentes scharf abgehoben sehen. Massen dunkeln Gewölkes thürmten sich auf allen Seiten; finster und tückisch hingen sie in bedrohlicher Schwere über der gegenüberliegenden Hügelkette. Nur noch ein Luftstoß, und der Sturm

mußte losbrechen. Im Augenblick lag noch todesartiges Schweigen in der Natur, als wäre diese selbst unter einem Banne — unfähig, einen Laut oder auch nur einen Hauch hervorzubringen.

Hoch über den Häuptern der Beiden schwebten zwei dunkele Punkte — das einzig Bewegte in der Regungslosigkeit rund umher. Größer und größer wurden diese Punkte im Niedersteigen, und nun, da zwei gewaltige Raubvögel zwischen Himmel und Erde schwebend erkennbar wurden, ließ sich auch der schrille Schrei des Adlers vernehmen, der nach seinem Horste späht.

12.

Eine Adlerfeder flatterte durch die Lüfte herab; Reata verfolgte ihr Niedersinken mit den Blicken, und hierbei gewahrte sie Ortega, der schnellen Laufes herankam. Er schien ihr etwas zuzurufen, doch war die Entfernung noch zu groß, um seine Worte verstehen zu können.

Während sie noch nach dem Knaben hinsah, hob sich leichtes Geräusch in ihrer Nähe — das Knicken von Zweigen — jetzt Gestampfe und Geschnaube — und unmittelbar darauf die dröhnenden Hufschläge galoppirender Pferde.

„Die Pferde reißen aus!“ schrie Reata emporspringend, und schon schoß ein Reiter durch die Lichtung im Busche, kaum sechs Schritte an ihnen vorüber. Er saß auf „Don Ramirez“ und riß „Maraquita“ am Zügel hinter sich her. Wild schlugen die Pferde aus.

Es war dies alles das Werk von kaum einer halben Minute. In der nächsten war Otto zur Stelle gesprungen, wo „Salomon“ nun auch, aus seinem gewohnten Gleichmuthe aufgeschreckt, den Boden scharrte und wüthende Anstrengungen machte, sich loszureißen. Mit einem verzweifelten Ruck, welcher einen halben Ast zu Boden brachte, und der Hülfe des indeß athemlos angelangten Ortega machte Otto den Zügel frei.

Schon war sein Fuß im Bügel, als er sich durch Reata, welche die Hand auf seinen Arm legte, gehemmt fühlte.

„Lassen Sie, lassen Sie ihn, verfolgen Sie ihn nicht! Er hat Pistolen bei sich. Sahen Sie es denn nicht? Er wird Sie niederschießen! Bleiben Sie hier, Otto, mir zu Liebe!“

Fest klammerte sie sich an seinen Arm, und durch das krampfhafte Pressen ihrer Finger fühlte er, wie ihre ganze Gestalt in Angst erbebte. Jede Spur von Färbung war von ihrem Antlitze gewichen; ihre Lebenskraft schien nur in dem Brennpunkt ihrer Augen vereinigt, in jenen dunkeln Wunderaugen, die selbst in der vollsten Ruhe bestrickten, aber, von Leidenschaften erregt, in unwiderstehlicher Schönheit strahlten.

Und jetzt sprach Leidenschaft aus ihnen, eine plötzliche Offenbarung von Leidenschaft, durch das Auge wie durch die Stimme. Daß ein Mexicaner kein Bedenken tragen würde, nach seinem Verfolger zu schießen, wußte sie nur zu gut; doch konnte es nicht die Besorgniß um das Heil eines Freundes allein sein, welche ihr ganzes Wesen so urplötzlich verwandelte. Niemals hatte sie so wie jetzt geblickt, niemals so wie jetzt gesprochen.

„Ihnen zu Liebe, Reata! Wiederholen Sie dies!“ rief Otto freudigen Herzens. Das Glück, das sich in seinen Zügen malte, als er sich umwandte, flößte ihr fast Furcht ein. Die Krisis nahte, und sie selbst hatte sie beschleunigt.

Plötzlich zurücktretend, ließ sie seinen Arm los und zitterte um so heftiger, dies Mal aber aus Schrecken über das, was sie herbeigeführt hatte.

Inzwischen konnte Ortega sich zum Herrn der Situation machen. Er war rasch in den Sattel gesprungen und verfolgte den Räuber auf eigene Faust.

„Reata, geliebte Reata!“ rief Otto, ihre widerstandslosen Hände fest in die seinigen pressend. So wie er ihre Finger berührte, schwanden die Noth des Augenblickes, Pferdedieb und Pferde aus seiner Erinnerung wie etwas nie Gewesenes. „Was würde ich nicht Ihretwillen und um Ihre Liebe thun!“

Das Blut war in ihre Wangen geschossen; sie fühlte es in mächtigen Strömen aus ihrem Herzen emporwogen, wie Tags zuvor im Walde. Die Regungslosigkeit ihrer Hände wich, und sie mühte sich, dieselben aus der Umklammerung loszuringen, um ihr Gesicht zu verhüllen und den brennenden Blick abzuwehren, welcher den ihrigen aufsuchte.

Sie senkte den Kopf, sie wandte ihn ab; aber noch hatte sie nicht gesprochen.

„Wollen Sie nicht aussprechen, daß Sie mir gut sind?“ fragte er leise und zog sie sanft an sich. Wollen Sie mich nicht zum glücklichsten Menschen dieser Welt machen, durch ein Wort — durch ein einziges kleines Wort? Ich kann ja ohne Ihre Liebe nicht leben, Reata. Können Sie mir nicht sagen, daß Sie mich lieben?“

In seiner Stimme lag Leidenschaft, Wahrheit und Freude, alles, nur Zweifel nicht. Und in der That, woher sollte der Zweifel kommen? Nach gesellschaftlicher Auffassung sprach alles zu seinen Gunsten; allein niemals hatte er so tief und warm gefühlt, wie heute. Deshalb unterschätzte er jetzt seine eigenen Vorzüge fast mehr, als dies seinem Selbstbewußtsein möglich schien; wäre ihr Blick nicht zum Verräther geworden, er hätte noch immer zweifeln gekonnt.

Durfte sie sagen, daß sie ihn liebe? Die Antwort, welche am Abend vorher noch dunkel und unbestimmt ihr vorgeschwebt hatte, stand nun klar vor ihrem Geiste. Jetzt wußte sie, daß sie ihn liebe; aber wie sollte sie es offenbaren? Sie versuchte zu sprechen, doch das Wort verklang auf ihren Lippen zu einem verständnißinnigen, beglückenden Lächeln.

Diese Antwort genügte dem Frager. Jetzt gab er ihre Hände frei, doch nur, um seinen Arm um die bebende Gestalt zu legen und sie näher an sich zu ziehen.

Noch sanft, aber mit immer wachsender Stärke strich der Wind über die Haide dahin; er verfing sich in des Mädchens Haar und kühlte seine glühenden Wangen.

Weit hinauf in den unendlichen Raum waren die Adler indeß gestiegen, und nun senkten sie sich langsam mit ausgebreiteten Flügeln zu dem Horste hernieder, gleichsam als freuten sie sich, wieder daheim zu sein.

Widerstandslos folgte Reata dem Impulse der starken Arme, welche sie so weich umfingen. Sie schmiegte ihren Kopf an Otto's Schulter; so konnte sie wenigstens ihr heißes Antlitz vor dem Tageslichte bergen.

„Geliebte, herrliche Reata!" sagte Otto, über sie geneigt, in berauschtem und berauschendem Flüstertone.

Keine weitere Erwägung fand mehr Raum. Behaglichkeit und Unabhängigkeit durch eine vortheilhafte Heirath, des Reichthums Zauber, Gräfin Halka, die Hoffnung seiner Familie, alles, alles ging unter in dem milden Schmelz von Reata's Augen!

Da standen sie, diese zwei glücklichen Wesen oder, vielleicht richtiger gesagt, diese beiden jugendlichen Thoren, im rasch dichter werdenden Dunkel des nahenden Sturmes. Bewußtsein und Gefühl reichten nicht über den Kreis ihres neuen Glückes; sie hatten nicht gewahrt, daß die immer mächtiger werdenden Wolken herabsanken und nun auf den blauen Hügeln jenseits lagerten, daß der Wind, der bis dahin lautlos dahinstreichend und sein Fortschreiten nur an gebeugten Halmen und flatternden Blättern erkennen lassend, jetzt Stimme gewonnen hatte — ein dumpfes Klagen in der Ferne, ein scharfes Rauschen in dem nahen Busche; sie dachten nicht an die Meilen, die sie vom Heim trennten, nicht an die Hülflosigkeit ihrer Lage.

Da störte sie aus ihrer kurzen Verlorenheit ein lautes Wiehern auf. Reata fuhr zusammen und blickte endlich wieder empor, und auch Otto kam zur Besinnung und erfaßte, was sich zutrug.

Weithin am Horizont der Ebene verschwanden zwei Gestalten. „Don Ramirez", von den erbarmungslosen Sporen des Pferdediebes gejagt, streckte seine Knochenbeine über die Fläche; fünfzig Schritte dahinter feuerte Ortega „Salomon" zur Verfolgung an, doch sichtlich immer mehr abfallend. „Maraquita" war auf halbem Wege, sich hoch bäumend, ausgebrochen; nach einigen Touren

wilden Jagens kam sie in munterm Galopp auf ihren Posten zurück, wo sie nun, wenige Schritte entfernt, still stand und ihre Mähne triumphirend schüttelte, während unter der glänzenden Haut all' ihre Muskeln zuckten.

Einige Schmeichelworte und ein dargebotenes Büschel frischen Grases beruhigten sie bald, und mit coquett zögernden Bewegungen kam sie so nahe, daß Otto ihren Zügel ergreifen und sie wieder festbinden konnte.

Schwere Regentropfen begannen zu fallen, auf die breiten Blätter aufschlagend und von Augenblick zu Augenblick dichter werdend.

Otto, der nun den vollen Ernst der Situation erkannte, stand rathlos da. „Wie wird meine Tante mir zürnen!" sagte er; „sie wird mir die ganze Schuld beimessen."

„Ich werde alles in's Geleise bringen, und schließlich ist ja nur der »Knöcherne« dahin. Wie liebenswürdig von »Maraquita«, daß sie zurückkam! Nur eine halbe Reitstunde von hier liegt ein Pachthof. Könnten wir nur dahin gelangen! Aber wie?"

„Maraquita" dürfen wir wohl nicht zumuthen, uns Beide zu tragen?" warf Otto hin. „Einfacher würde die Sache sein, wäre »Salomon« zurückgekehrt," sagte er ernst überlegend. „Dann hätten Sie allein reiten können. Doch wie es jetzt steht, kann ich nur vorschlagen, daß wir zu Fuß gehen und »Maraquita« am Zügel führen."

„Wenn es nur das ist: ich könnte wohl auch »Maraquita« reiten; doch — doch — möchte ich Sie nicht gern allein lassen, Baron Bodenbach."

Otto sah mit vorwurfsvollem Blick zu ihr hin. „Weshalb nennen Sie mich nicht wie vorher?"

„Wie vorher? O, das war anders; ich kann es nicht wieder sagen, . . . und ich denke, ich werde es nimmermehr können."

„Dann glaube auch ich, daß ich Ihre Hände niemals mehr frei geben kann. Wir werden also die ganze Nacht hindurch hier stehen, dem Sturm und dem Regen preisgegeben. Sagen Sie doch: »Ich will Sie nicht verlassen, Otto.«"

Gewöhnlich erfüllte sich Otto's Begehr, wenn er Frauen mit diesem Tone und diesem Blick bat, und so erfüllte sich denn auch jetzt sein Verlangen.

Schwerer und schwerer fielen die Tropfen, getrieben von den Stößen des Windes, dessen fernes Klagen nun zum wüthenden Geheul angeschwollen war. Es durfte keine Zeit mehr verloren werden. Otto schrak vor dem Gedanken zurück, Reata allein auf dem Rothschimmel ziehen zu lassen, und doch war dies das geringste der Uebel Er war gezwungen, ihrem Muth und ihrer Ausdauer im Sattel zu vertrauen. Schon als er sie auf das Pferd hob, war ihr dünnes Kleid gänzlich durchnäßt.

„Leben Sie wohl," sagte sie, indem sie ihm schüchtern die Hand reichte mit einem Blick, als handele es sich um eine Trennung von Wochen, statt einer Stunde. „Sie können den Weg nicht verfehlen, wenn Sie dem Saume des Waldes folgen."

Er ließ ihre Hand und zugleich die Zügel des Pferdes los. In mächtigen Sätzen sprang „Maraquita" davon; doch bemerkte Otto, der mit liebevollem Auge folgte, daß sie bald in regelmäßigen Galopp einfiel, was seine schlimmsten Befürchtungen zur Ruhe brachte.

So heiß wallte das Blut durch seine Adern, daß der Regen, welcher seine leichten Sommerkleider bald durchtränkte, ihm auch nicht das leiseste Frösteln verursachte. So lange die seine Augen blendenden Tropfen es nur immer erlaubten, spähte er nach den sich allmälig verjüngenden Umrissen der Reiterin, und als sie endlich seinen Blicken entschwunden war, nahm auch er den Kampf gegen den Wind in der Richtung gegen den Pachthof auf.

Am Morgen hatten sie die Ebene quer durchschnitten, jetzt mußte er dem Saume des Buschwerks zur Linken folgen, um den gemeinschaftlichen Zufluchtsort zu erreichen.

Glücklicherweise lag der Pfad klar vorgezeichnet. Otto, der auf seine Schritte nicht achtete, drängte nur mechanisch vorwärts, die Seligkeit der letzten Stunden in Gedanken noch ein Mal genießend. Er pries sich beglückt vor Tausenden durch diese Errungenschaft, dadurch, daß es ihm vor Allen gegeben war,

diese reine und unberührte Neigung zu erwecken. Wie rasch war das Glück seines Lebens erblüht! Mit solcher Schnelligkeit war es emporgeschossen, daß er kaum gewahrte, wie es in seiner Seele Wurzel gefaßt und jeden seiner Gedanken umrankt hatte. Noch drei Wochen vorher kannte er sie nicht, hatte er keine Ahnung von ihrem Sein, und jetzt war sie sein eigen. Sie hatte sich ihm mit jener Rückhaltlosigkeit geschenkt, welche die hervorragendste Eigenschaft ihres Charakters war.

Niemals hatte er das reine Glück auch nur geträumt, das ihn erfüllte, als er Reata in seinen Armen hielt. Jeden flüchtigen Ausdruck ihrer Augen, jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen dachte er wieder. Mit welch' unvergleichlicher Anmuth hatte sie es bebend gewährt, daß er seine Arme um sie schlang! Selbst ihr Schweigen, nicht zögernd, doch schüchtern, schien ihm Beredtsamkeit.

Allein wie heiß auch immer die Adern pulsiren mögen, Regenguß und Windesgebraus werden sie doch endlich kühlen. Ein losgerissenes Blätterbüschel, das ihm in's Gesicht flog, verscheuchte seine Träume und erweckte ihn zum Bewußtsein von Sturm und Wetter, deren Bekämpfung seine ganze Kraft erforderte.

Noch war es nicht spät; aber Finsterniß verbreitete sich rings umher, nicht die Finsterniß der Nacht, sondern diejenige eines furchtbaren Unwetters.

Das Schlimmste stand gleichwohl noch bevor; denn obschon das Wasser unablässig herabströmte, drängten immer schwerere Wolken nach, Wolken, die, zu dichten, schwarzen Massen über einander geschichtet, eine mächtige Entladung vorbereitend, mit rasender Schnelligkeit vor dem Winde hertrieben.

Nur der Schutz, welchen die Büsche ihm gewährten, machte es Otto möglich, gegen den über die Ebene fegenden Sturm vorwärts zu schreiten, gegen die wüthenden Stöße, welche alles, was sich biegen ließ, bis zur Erde niederbeugten und die Aeste, die ihnen widerstehen wollten, abknickten und zersplitterten. In das jetzt hohle, schreckenerregende Gebrüll der Windsbraut mischte sich nun ein anderer Laut: das langezogene Geheul der Prairie-

Wölfe, das jederzeit den Fremden mit Grausen erfüllt und, auf den Schwingen des Sturmes dahingetragen, die Vorstellung nächtlicher Gespenster erweckt.

Otto schauderte, als sein Auge die öde Fläche zu seiner Rechten maß; weit hinaus war er das einzige menschliche Wesen. Plötzlich schrak er zusammen; er sah ein geisterhaftes Heer durch das Düster gegen sich heranstürmen. Schon glaubte er die Helme, die Federbüsche der Phantome zu unterscheiden, da erkannte er die Heerde weißer Rosse, an welcher er diesen Morgen vorübergekommen war, und die nun, gleich ihm, dem Orcan zu entfliehen suchte. Jetzt sah er deutlich die fliegenden Mähnen, als die Pferde vorbeisausten, die Hüter voran, die Füllen in wildem Laufe zur Seite.

„Ist Reata wohl schon geborgen?" fragte er sich, da seine Zähne vor Frost zusammenschlugen, und bei diesem Gedanken beflügelte er seinen Schritt, mehr in der freudigen Erwartung des Wiedersehens, als im Bemühen, sich selbst zu decken.

Sobald die Elemente, wie um neuen Athem zu schöpfen, nur einen Augenblick ruhiger wurden, versenkte er sich wieder in die liebliche Gedankenarbeit des Luftschlösserbauens. Doch jede Freude dieser Erde findet einen Tropfen Wermuth, und so drängte sich denn auch ihm, da er sich sein Glück an Reata's Seite ausmalte, die ungerufene Frage auf: „Wovon werden wir leben?"

„Von Liebe," würde er, wenn nur um fünf Jahre jünger, unfehlbar geantwortet haben; heute war Otto, obschon bis zur Raserei liebend, und über seiner Liebe für den Moment alles Andere vergessend, doch kein Thor mehr. Zu viel des Ringens der Bedürftigkeit hatte er in seiner Familie erfahren, zu oft an seinem eigenen Ich, und dies war entscheidender, den Stachel der Armuth empfunden, zu schmerzlich, um seiner auf lange zu vergessen.

Wie er nun, die schweren Tropfen im Antlitz fühlend, gegen den Sturm ringend dahin eilte, wurde es ihm plötzlich klar, daß der Schritt, den er gethan, mit Einem Schlage all' die Pläne zerstörte, die er für seine Zukunft so sorglich entworfen hatte.

Immer hatte es bei ihm festgestanden, daß eine Heirath seine pecuniaire Lage verbessern müsse, daß er sich die Ehefesseln nur anlegen wolle, um der kleinlichen Lebenssorgen ein für alle Mal ledig zu werden.

Bis zu diesem Augenblick hatte er, selbst im Bewußtsein seiner neuen Liebe, sich keine Rechenschaft über sein späteres Thun gegeben. Das leise Zucken seines Herzens, welches jetzt seine enthusiastische Freude dämpfte, war zwar nicht Bedauern und konnte Bedauern nicht sein; doch es streifte an Enttäuschung über das Zusammenbrechen seiner lange gehegten Hoffnungen. Otto war eben auch nur ein Mensch.

Sein Gehalt und seine Schulden waren sein ganzer Besitz, und Reata war ein armes Mädchen. Freilich durfte er noch auf Onkel Maximilian's Testament rechnen, und schlug auch dies fehl, lag es noch immer in Tante Olivia's Hand, alle Wege zu ebnen. Hier regte sich zugleich der Gedanke: „Wie wird sie die Mittheilung aufnehmen? Reata ist der Liebling ihres Herzens; aber alte Damen haben oft wunderliche Grillen. Ich denke, es ist besser, entschieden besser, sicher zu gehen und nichts zu verrathen, bis ich das Terrain gründlich sondirt habe. Ich bin es meiner heißgeliebten Reata schuldig, nichts von dem auf's Spiel zu setzen, was mir möglicher Weise von Seiten der Tante zugedacht sein könnte. Ich muß mit Reata darüber berathen und ihr die Erkenntniß unserer Lage erschließen. Ohne Zweifel weiß sie noch nichts von dem Werthe des Geldes. Wie sollte sie auch! Hat sie doch niemals damit zu schaffen gehabt? Gesetzt aber, sie wollte vor der alten Frau kein Geheimniß haben, sie würde darauf bestehen, ihren Willen durchzusetzen? Doch nein, dies ist nicht zu befürchten."

Otto lächelte bei der Erinnerung an ihren sanften, vertrauenden Blick. Wie leicht hatte er die Gewährung seiner ersten Bitte erlangt!

„Ja, Reata ist ein Engel, ein unschätzbares Juwel!" murmelte er. „Alles wird sich zum Guten wenden. Könnte ich sie

nur bald wiedersehen! Werde ich diesen verwünschten Pachthof denn nimmer erreichen?"

Bald hatte er sich wieder zu wonnigem Frohlocken zurückgefunden; aber auf dem Grunde seiner Seele blieb dennoch ein Schatten von Unruhe zurück. Eine Saite war berührt worden, deren Schwingungen leise forttönten und hin und wieder einen Mißklang in die entzückende Melodie seiner Liebe brachten. Es war, als ob das erste Wölkchen, zwar nur ein leichtes, unscheinbares, aber doch ein Wölkchen, an dem reinen Himmel seines Glückes emporgestiegen sei.

Der „verwünschte" Pachthof war endlich erreicht, wenngleich, wie Otto meinte, erst nach einer Ewigkeit.

Inmitten einer rohen Umpfählung stand ein niederes Gebäude mit breitem Dache. Otto sah durch die halbgeöffnete Thüre einen Lichtstrahl schimmern. Wirres, wildes Gebelle einer aus dem Hause stürzenden Meute schlug an sein Ohr, dann, als er über die Schwelle trat, überkam ihn eine wohlthuende Empfindung von Wärme und Geschütztsein vor den aufgeregten Elementen.

Reata saß vor einem hoch auflodernden Feuer auf dem Ehrenplatze, umringt von der Pächter-Familie, welche sich in malerisch ehrerbietigen Stellungen um sie gruppirte. Mit einem Freudenschrei sprang sie auf, und ein einziger Strahl ihrer Augen tilgte alle weltklugen Bedenken in Otto's Seele.

Die Hunde, große, struppige, ausgehungert scheinende Thiere mit einem Anflug von Wolfsart, kehrten, dem Eindringling dicht auf der Ferse folgend, knurrend in die Stube zurück.

„Nieder ihr alle!" rief Reata in spanischer Sprache. „Hierher, Regannon, sogleich! Du weißt, du bist der Schlimmste; die andern sind böse genug, doch du übertriffst sie weitaus. Nieder hier zu meinen Füßen, und nicht gerührt! Hörst du?"

„Gilt dieser Befehl auch mir?" fragte Otto lächelnd, die That dem Worte anpassend und von seinem Sitz zu ihren Füßen nun zu ihr aufblickend.

„O, wie kalt und naß Ihre Kleider sind!“ sagte sie, indem sie die Hand leicht auf seinen Arm legte. „Und Sie zittern ja vor Frost.“

Er fühlte die Wärme ihrer kleinen Hand und sehnte sich, sie in der seinen zu halten, wie schon ein Mal an diesem Tage. Aber die herkömmlichen Sitten des geselligen Lebens behaupten ihre Macht selbst in einem mexicanischen Pächterhause, und so mußte Otto denn inmitten dieser auf ihn gehefteten Augen seine Gefühle bemeistern und sich mit stummer Anbetung begnügen.

Der Orcan erreichte seinen Höhepunkt mit einem Ausbruch von erschütternder Mächtigkeit, welcher sein früheres Wüthen zwerghaft erscheinen ließ. Als der gewaltige Windstoß mit grausiger Wildheit über das Dach hinwegfegte, wurde, das Toben des Sturmes übertönend, ganz in der Nähe das dröhnende Zusammenkrachen eines Waldbaumes laut. Ein alter Riese mußte es gewesen sein, denn der Grund erbebte unter der Wucht seines Falles.

Alle Insassen der Hütte lauschten in athemlosem Schrecken. Der alte Pächter bekreuzte sich und zog seine Enkel an sich. Sein Weib fiel auf die Kniee und betete laut; eines der Mädchen verhüllte das Gesicht mit der Schürze und schluchzte. Reata's Finger glitten in Otto's Hand, und sie rückte ein wenig näher zu ihm hin. Der wilde Regannon blickte stier aus den gelben Augen und ließ ein tiefes, unterdrücktes Heulen hören.

„Fürchte nichts, ich bin bei dir,“ sagte Otto, sobald seine Stimme das betäubende Getöse durchdringen konnte, mit dem Stolz des liebenden Beschützers. „Kein Unwetter soll dich fürder ängstigen, denn ich werde dir immer nahe sein; wir werden vereint bleiben immerdar.“

Und ihre Augen erwiderten: „Immerdar!“

13.

Der gestörte Ritt hatte noch andere Folgen als Otto's Liebeserklärung und den Verlust des „Knöchernen". Als Piotr am nächsten Morgen das Zimmer seines Herrn betrat, fand er diesen in heftigem Fieber. Otto's Constitution, niemals besonders robust, hatte durch den plötzlichen Wechsel des Klima's und die intensive Hitze erheblich gelitten. Das Durchnässen während des Abends vorher war nur der letzte Anstoß zu einem Fieberanfalle, welcher höchst wahrscheinlich früher oder später eingetreten wäre, und der über Otto nun ein vierzehntägiges schweres Krankenlager verhängte.

Noch nie hatte er sich so sehr gegen das Schicksal aufgelehnt als jetzt; zu allen Zeiten ein ungeduldiger Patient, war er nun unbändig. Daß dies auch gerade jetzt über ihn kommen mußte, eben recht, um die letzten Wochen seines Aufenthaltes zu verderben, von welchen er sich so viele Freude, so viele glückliche Stunden versprochen hatte! Dieser Gedanke stachelte ihn gleich einer Ironie des Schicksals.

Noch ein anderer Gedanke gährte in seinem Innern und schürte die Gluth seiner Ungeduld. Er hatte darauf gerechnet, im Laufe dieser vierzehn Tage manchfache Gelegenheit zu finden, um die Tante seinen eigenen Interessen günstig zu stimmen: eine sehr heikele Sache, welche mit Umsicht und Geschick gehandhabt werden mußte. Bis zu dieser Stunde war die Geldfrage noch nicht berührt worden; er zweifelte aber nicht, daß es demnächst geschehen müsse. Auch war er, obgleich durch dies beharrliche Schweigen beunruhigt, doch im Allgemeinen zu diplomatisch tactvoll, um durch Uebereilung seine Sache zu gefährden. Darum beschloß er, vorsichtig zu sein und sein Vorgehen nach den Verhältnissen zu regeln; die nächste Zeit mußte ja unfehlbar eine glückliche Lösung mit sich bringen.

So kämpfte er denn aus doppeltem Grunde gegen die Krankheit an, so lange er nur konnte, und wollte sich selbst sowie die

Andern überreden, daß es nur ein vorübergehendes Unwohlsein sei; leider erwies es sich jedoch nicht als solches. Die Regenzeit war eingefallen und verschlimmerte noch manche der Krankheits-Erscheinungen, so daß man sich endlich genöthigt sah, die nächste ärztliche Hülfe herbeizurufen.

Piotr wich keinen Schritt von der Seite seines Herrn. Bewunderungswürdig wäre er als Wachhund gewesen; aber als denkendes, hülfreiches Wesen angesehen, zeigte er sich gänzlich unbrauchbar. Wenn er die vorgeschriebene Anzahl Tropfen in den Löffel zu gießen hatte, verschüttete er regelmäßig den halben Inhalt der Flasche; sollte er Otto irgend einen Gegenstand vom Tische reichen, warf er in seinem Eifer gewiß die Arzneigläser um. Erhielt er aber den Befehl, die Fensterladen zu öffnen oder zu schließen, dann ging er mit solcher Hast zu Werke, daß er alle Möbel, die ihm in den Weg kamen, polternd zur Seite stieß.

Jeder Kranke würde hierunter gelitten haben; doch für Otto's aufgeregte Nerven wurde es nachgerade unerträglich. Nachdem Piotr seinem Herrn fast einen Knöchel gebrochen hätte, indem er eine schwere Wärmflasche auf diesen fallen ließ; ein andermal ihn erschreckt, als er das Thermometer nach einem Käfer warf, wodurch ersteres mehr Schaden nahm als letzterer, und als er endlich einen wohlthätigen Schlummer seines Gebieters durch lautes Beten für seine Gesundheit störte, machte der Arzt dem Unwesen dadurch ein Ende, daß er den getreuen Diener aus dem Krankenzimmer verbannte.

Die Tante trippelte in ängstlicher Geschäftigkeit den ganzen Tag durch das Haus und ließ ihren Shawl, welcher den Unbilden des Rittes wunderbarer Weise ziemlich unverletzt entronnen war, häufiger wie gewöhnlich zu Boden fallen. Gern wäre sie auch in Otto's Zimmer ab und zu gegangen, hätte nicht die ausdrückliche Erklärung des Arztes, daß der Kranke vor allem der Ruhe bedürfe, sie auf zwei bis drei tägliche Besuche beschränkt.

Auch Reata bewegte sich mehr als sonst im Hause hin und her, und dies am meisten an den Tagen, an welchen Otto's

Zustand am bedenklichsten war. Der anhaltende Regen hinderte sie, ihren geliebten Wald aufzusuchen, und so wanderte sie denn ruhelos und unthätig durch die Reihe der Zimmer, oder schrieb abgerissene Sätze in ihr Tagebuch. Oft ging sie auch stundenlang in der Veranda auf und nieder, mit müßigen Händen, doch die Gedanken in schwerer Beschäftigung, während Ficha in der Ecke saß und den neuen Stand der Dinge anstaunte.

An jenem ereignißreichen Abend hatte Otto, ehe sie das Haus erreichten, eiligst Reata das Versprechen abgenommen, ihr Geheimniß zu wahren, und sie hatte zugestanden, in jedem Falle eine Woche lang zu schweigen; denn bis dahin mußte manches geordnet sein, was jetzt noch im Dunkeln lag.

Als er sie zur Einwilligung drängte, hatte sie einen Augenblick rathlos geschienen, als sei sie ungewiß, welche Entscheidung sie treffen sollte.

„Laß mich einen Augenblick darüber nachdenken," war damals ihre Antwort gewesen; „dann werde ich dir sagen, ob ich schweigen kann oder nicht."

„Aber, mein Herz," hatte er erwidert, „du wirst mir doch etwas so Geringfügiges, die Erfüllung dieser meiner ersten Bitte, nicht versagen?"

Es lagen Gründe gegen diese Verheimlichung vor, ernstere Gründe, als Otto ahnte; aber Reata war in zu glücklicher Stimmung, um nicht zu gewähren, was er erbat. Sie hatte daher nach kurzer Ueberlegung, als sie eben das Haus erreichten, hastig ausgerufen: „Nun gut, Otto, da du es wünschest, soll es eine Woche lang Geheimniß bleiben."

Wäre Tante Olivia mit etwas schärferm geistigen Blick begabt gewesen, so hätte sie unfehlbar erkennen müssen, daß es mit Reata nicht ganz richtig stand. Sie verwunderte sich zwar über das unstete Verhalten des Mädchens, die plötzlich eingetretene Appetitlosigkeit und die Vernachlässigung aller gewohnten Beschäftigungen; allein die gute Seele war selbst in einem so ununterbrochenen Zustand der Erregung und unnöthiger Rührigkeit, ihre Gedanken waren so vollständig von der Sorge für den Kranken

in Anspruch genommen, daß die Veränderung sie weniger überraschte, als dies wohl zu anderer Zeit der Fall gewesen wäre. Und wenn hier und da Reata's rastloses Messen der Veranda ihre Aufmerksamkeit herausforderte, so schrieb sie dieses dem Mangel an Bewegung und der ungewohnten Einsperrung in Folge des schlechten Wetters zu.

In der durch Otto's plötzliche Erkrankung verursachten Unruhe hatte Niemand an Maßnahmen gedacht, um dem Pferdedieb auf die Spur zu kommen und wieder in „Don Ramirez'" Besitz zu gelangen. Spät in der Nacht war Ortega damals zurückgekehrt, er und sein Pferd auf den Tod ermattet und ohne ein Resultat der unternommenen Jagd. Ein Mal war er nur dem Dieb hart auf den Fersen gewesen, so nahe, daß er vernehmen konnte, wie dieser eine Fluth der combinirtesten Flüche losdonnerte, sowohl über den entkommenen Rothschimmel wie über den armen, magern Schwarzbraun, der ihm als einzige Frucht seiner Mühe geblieben.

Endlich kam der Tag heran, an welchem Otto die ärztliche Erlaubniß erhielt, wieder einmal die frische Luft zu genießen. Das Wetter hatte sich, wenn auch noch nicht für die Dauer, aufgehellt; und als der erste sonnige Nachmittag kam, nicht so heiß wie vierzehn Tage vorher, aber von wohlthuender Wärme, als ob die Sonne von einer langen Douche abgekühlt und erfrischt emporgestiegen wäre — lautete der Ausspruch dahin, der Reconvalescent solle zur Probe seiner wieder erlangten Kraft eine Stunde auf der Veranda zubringen.

Otto sah dieser Stunde mit der Sehnsucht entgegen, wie derjenige sie fühlt, der nach langem Fernsein zu seinem Theuersten zurückkehrt. Als er nun Reata's Hand in der seinen hielt und die zärtliche Sorge in ihrem Antlitze las, war er fast geneigt, dem Geschicke die Trennung zu vergeben, da es das Wiedersehen so süß gestaltete.

„Wie habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt, du Angebetete," sagte Otto, die fest umschlossene Hand, da Tante Olivia glücklicherweise nicht in der Nähe war, mit unzähligen Küssen be-

deckend. „Sage mir, Geliebte, hast du auch immer an mich gedacht? Warst du betrübt? Hast du mich vermißt?"

Alle diese Fragen wurden befriedigend beantwortet.

Der Verlauf, welchen das Gespräch auf der Veranda nahm, kann am besten aus dem beurtheilt werden, was darauf folgte. Als Otto nach der kurzen Spanne Freiheit wieder zur Haft in sein Zimmer verurtheilt worden war, während Reata außen blieb, knieete diese auf dem Steinboden nieder, und Ficha in ihren Schooß ziehend, schlug sie eines der seidenhaarigen Ohre des Hündchens zurück und flüsterte in dasselbe: „Wüßtest du nur, wie glücklich ich bin, mein Blümchen. Ist er nicht schön . . . bezaubernd? Und er liebt mich so sehr — und ich liebe ihn auch," fügte sie noch unhörbarer hinzu — „viel, viel mehr noch als dich. Wie gut und edel von ihm, daß er mich liebt, da ich doch nur eine Gesellschafterin, ein armes, mittelloses Mädchen bin. . . . Hörst du mich, Ficha?" Und Reata brach in heiteres Lachen aus und vergrub ihr Gesicht in Ficha's weichem Fell. „Doch merk' wohl, mußt auch ein verschwiegenes kleines Kameel sein und noch nichts verrathen; es ist ein Geheimniß — ein großes Geheimniß. Und noch ein anderes Geheimniß wissen wir Beide, nicht wahr, Blümchen? Ich denke, ich werde es ihm bald enthüllen, sobald er wieder kräftiger ist; jetzt habe ich es gar nicht so eilig damit; es ist ja alles so herrlich, daß ich nichts geändert wünsche."

Zwei Tage später wurde Otto durch das Geknarre eines Wagens aus seinem Morgenschlummer geweckt, und den Fenstervorhang rasch zurückschiebend, erhaschte er eben noch einen Schimmer des aus dem Hofe hinausfahrenden gelben Gigs. Er brachte von Piotr heraus, daß, während er in festem Schlafe lag, ein fremder Herr angekommen sei; nicht jener, der schon ein Mal dagewesen war, sondern ein ältlicher Herr mit grauen Haaren. Derselbe habe längere Zeit im Frühstückszimmer mit den Damen gesprochen und sei nun wieder fortgefahren.

Dieses Ereigniß gab Otto's Gedanken, welche die letzten Tage hindurch ausschließlich in dem engen Kreise seines jungen

Glückes sich bewegt hatten, eine neue Wendung. „Meine Zeit ist kurz bemessen," sprach er tadelnd zu sich selbst, „und ich darf meinem Herzen nicht gestatten, jede praktische Ueberlegung in den Hintergrund zu drängen. Es wäre nicht gut an Reata gehandelt."

Nachmittags saßen sie wieder auf der Veranda, wie am ersten Tage seiner Reconvalescenz.

„Fühlst du dich wohl genug, um Briefe zu lesen?" fragte Reata. „Dieser hier kam vor zwei Tagen an; allein ich wagte nicht, ihn dir früher zu geben."

Der Brief war von Langenfeld, und Otto's Züge umwölkten sich, als er ihn überflog.

„Kannst du dir einen Begriff davon machen, Liebste, was es ist, einen Feind zu haben? Einen Feind, der haßt und wieder gehaßt wird?" fragte er, als er das Blatt zusammenfaltete.

„Nein," erwiderte sie, durch die unerwartete Frage beinahe erschreckt. „Ist es möglich, daß Jemand dich hasse? Kommt dieser Brief von ihm? Wie leid thut es mir, ihn dir gebracht zu haben."

„Nicht von ihm; aber er enthält etwas über ihn."

„Und weshalb hassest du ihn, Otto?" Ernst und fragend richteten ihre Augen sich auf ihn.

„Dieser Mann raubte mir einst dasjenige, wonach ich strebte," antwortete er, ihrem Blick ausweichend.

„Etwas, wonach du strebtest? Strebst du noch immer danach?"

„Nein, keineswegs." Und mit einem Lächeln, welches die Wolke auf seiner Stirne verdrängte, wendete er sich wieder zu ihr hin.

„Weshalb also hassest du ihn noch immer?"

„Das kannst du nimmer verstehen, mein Herz. Möchtest du niemals die Tiefe unseres gegenseitigen Hasses ergründen, Reata!" — und Otto richtete sich aus seiner zurückgelehnten Stellung ein wenig empor —, „alles, was ich besitze, würde ich hingeben,

alles, dich, Geliebte, ausgenommen, könnte ich dadurch auch ihm entreißen, was ihm theuer ist."

„Wie entsetzlich!" rief Reata aus. „Sprich nicht so, Otto; ich fürchte mich vor dir!"

„Du fürchtest dich vor mir?" wiederholte er, indem er seine Ruhe wiedergewann und sich zurücklehnte. „Niemals sollst du dies. In deiner Nähe fühle ich mich verwandelt; du kannst aus mir machen, was immer du willst." Mit liebender Geberde streckte er ihr die Hand entgegen, und als der weite Aermel seines Leinenrockes bei dieser Bewegung sich zurückschob, kam eine dunkelrothe Narbe über dem Handgelenk zum Vorschein.

„O, Otto, was ist das? Hast du dich verletzt?" fragte sie mit heftiger Erregung in Blick und Stimme.

„Ja, ich bin verletzt; doch geschah es vor langer Zeit. Er, der Mann, von dem ich sprach, that es."

„Wie, er wollte dich tödten?" stammelte Reata, bleich und entsetzt.

„Das eben nicht; aber wir schlugen uns, und ich kam dabei schlimmer davon."

„Armer Otto!" war alles, was sie hervorbrachte. Sie blickte mit einer zärtlichen Bewunderung zu ihm auf, die sie in seinen Augen lieblicher erscheinen ließ, als je zuvor.

„Du, mein einziges Gut!" murmelte er, zu einem ersprießlichern Gegenstande sich wendend, den er von nun ab mit seiner gewohnten Beredtsamkeit festhielt. Und dies Mal verlor Otto auch inmitten des Liebesgetändels und all' des süßen Unsinns, welcher Seligkeit für Verliebte ist, aber für die gesammte übrige Welt jedes Interesses entbehrt, sein Ziel nicht aus den Augen. Er ließ die Erinnerung an die Vortheile der Zukunft in der Gegenwart Freuden nicht untergehen.

„Nur noch acht Tage bei dir!" sagte Otto, schwer seufzend. „Daß mir zwei ganze Wochen durch dieses unglückliche Fieber verloren gehen mußten! Wie soll ich auch nur wenige Monate fern von dir leben? Länger als diese Zeit wird es doch wohl

nicht dauern, nicht wahr, Liebste? Bis dahin wird die Tante es gewiß möglich machen können, dich zu missen?"

„Ich denke wohl," gab sie etwas zerstreut zurück. Otto bemerkte einen Anflug von Befangenheit in ihrer Miene; sie wechselte die Farbe öfter als gewöhnlich.

„Wir haben noch so vieles zu besprechen," fuhr sie fort. „Zuweilen ist mir, als wärest du, so lange ich lebe, mir nie fremd gewesen; und doch denke ich dann wieder, daß ich dich noch recht wenig kenne. Fühlst du nicht ebenso in Bezug auf mich? Vielleicht kennst du mich noch weniger als ich dich."

„Nein, nein, Theuere," entgegnete er lächelnd. „Ich kenne meine Reata wie mich selbst. Du weißt nicht, wie durchaus klar und offen dein Wesen ist; keiner deiner Gedanken ist mir verborgen. Du könntest nichts vor mir verhehlen."

Sie lächelte verlegen. „Ganz so offen wie du meinst, bin ich wohl nicht, Otto. Eben jetzt halte ich ja vor der Giraffe etwas geheim, und dies beweist, daß ich, wofern es nöthig ist, ein Geheimniß zu bewahren im Stande bin. Aber, Otto, laß mich nun endlich ihr es mittheilen. Es wäre dann alles so viel leichter," schloß sie, müde aufseufzend.

„Noch nicht, Geliebte," erwiderte er, indem er mit den Fingern sanft über ihre Hand strich. „Gewiß wirst du noch ein Bißchen warten, wenn ich dich darum bitte. Nicht lange mehr, nur noch wenige Tage. Der Tag meiner Abreise wird vielleicht der geeignetste sein," fügte er, mehr zu sich selbst als zu ihr sprechend, hinzu. „Sicherlich kannst du es nicht zu schwer finden, mir zu Liebe noch kurze Zeit zu schweigen." Otto's tiefblaues, von dunkeln Wimpern beschattetes Augenpaar heftete sich flehend auf Reata's Antlitz.

„Viel mehr noch als das würde ich dir zu Liebe thun, Otto; aber ich hoffe, es geschieht zum letzten Mal, daß ich vor der guten alten Giraffe etwas verbergen muß. Geheimnisse zu haben ist recht lästig." — In Gedanken verloren schwieg sie eine Weile still.

Diese kurze Pause wurde von Otto benutzt, um den ersten Schritt zum Uebergange auf praktisches Gebiet vorzubereiten. Reata, er war dessen gewiß, würde sich bereit finden lassen, ihm jeden Wunsch zu erfüllen; vielleicht konnte sie ihm behülflich sein, die leidige Schulden-Angelegenheit zu ordnen. Er überlegte eben, wie die Sache am besten einzuleiten wäre, als Reata mit leiser Stimme und abgewendetem Gesicht sagte: „Ich möchte dir etwas mittheilen, Otto."

Wäre er nicht eben damit beschäftigt gewesen, eine Cigarre anzuzünden, so hätte es ihm nicht entgehen können, daß nervöse Unruhe sie beherrschte. Sie sah aus wie Jemand, der sich zu einem endgültigen Entschlusse aufrafft.

„Sage mir, was immer du willst, Geliebte," antwortete er zerstreut, während er das Zündhölzchen fortwarf und seine Gedanken noch immer nach dem besten Mittel rangen, sein lästiges Thema anzubahnen.

Erröthend blickte sie zu ihm auf und bewegte die Lippen, allein, ehe sie noch die erste Silbe aussprechen konnte, wurde sie stürmisch gestört: Tante Olivia, Piotr und Ortega stürzten, Alle zugleich sprechend, aus dem Hause auf die Veranda. Ortega, dunkelroth im Gesichte, stammelte, nach Luft schnappend, in abgerissenen Sätzen etwas von „Don Ramirez" und Pferdedieben.

„Was ist geschehen?" fragte Otto emporfahrend und die drei Aufgeregten der Reihe nach verwirrt betrachtend.

„Ich glaube, er sagt, daß auch die übrigen Pferde gestohlen worden sind," sagte die alte Dame, indem sie in einen Stuhl sank und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Piotr, welcher den Andern gefolgt war, ohne die Veranlassung der allgemeinen Bewegung zu verstehen, aber sich einbildend, daß seinem Herrn irgend ein Unheil drohe, stellte sich auf einem Beine und theils in Folge des schnellen Laufens, theils vor Erregung schwer athmend, an Otto's Seite, bereit, denselben bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

„Was gibt es?" fragte Reata streng, sich Ortega zuwendend.

„Das Pferd!" schnappte der Bursche.

„Welches Pferd? Was ist es damit?"

Nichts anderes war geschehen, wie sich endlich herausstellte, als daß einige Minuten vorher, während Ortega mit dem Putzen der Pferde beschäftigt war, er ein lautes Wiehern von außen her vernahm: Don Ramirez, hagerer und dürrer denn je, stand Einlaß begehrend am Thore. „Woher er gekommen ist, weiß ich nicht," erläuterte Ortega. „Ich sah und hörte nichts von ihm, bis er am Gehege stand, den Kopf auf den obersten Balken der Eingangsthüre gestützt. An einem seiner Vorderfüße hing ein Stück abgerissenen Strickes, und an seinem ganzen Körper stehen die Knochen hervor, als wollten sie die Haut durchbohren."

„Der arme »Knöcherne«! Ich muß gleich nach ihm sehen," rief Reata, aufspringend. „Doch nein, ich werde später zu ihm gehen," fügte sie bei, sich besinnend, daß der Weg dahin für Otto noch zu weit sei. „Sorge nur dafür, daß er gut gefüttert werde."

„O, er hat sich sofort über die Gerste hergemacht und wird vor Einbruch der Nacht schwerlich davon ablassen," antwortete Ortega, sich zurückziehend. Piotr, welcher mittlerweile aus den Mienen der Umstehenden entnommen hatte, daß für seinen Herrn nichts zu fürchten sei, folgte beruhigt dem Beispiele des Collegen.

Sobald Otto und Reata wieder allein waren, beschloß Ersterer, um nicht die Gefahr einer neuen Unterbrechung zu laufen, ohne Zeitverlust auf sein Ziel loszugehen. Demzufolge hob er alsogleich an: „Ich muß dir eine Sache von Wichtigkeit vertrauen, Liebste, in der That eine Art von Beichte ablegen. Willst du mir Gehör schenken?"

„Etwas Böses ist es sicherlich nicht, denn dessen wärest du nie fähig gewesen, Otto," erwiderte Reata vertrauensvoll, indem sie sich im Stillen dafür entschied, ihre eigenen Mittheilungen zu verschieben, bis er sein Gemüth von der Last, die es zu bedrücken schien, befreit haben würde. Nach kurzer Einleitung legte Otto den Thatbestand in möglichst günstiger Beleuchtung dar. Die Aufgabe wurde ihm nicht schwer und war von glänzendem Erfolge gekrönt. Reata war von Tante Olivia's Willfährigkeit

und Fähigkeit, alles zu ordnen, überzeugt, und sprach die Gewißheit aus, daß ihr Einfluß auf die alte Dame jegliche Schwierigkeit beseitigen würde.

„Welch eine Last fällt mir von der Brust," sagte Otto vergnügt, nachdem er alle erdenklichen Ausdrücke der Dankbarkeit erschöpft hatte. „Es war meine letzte Hoffnung, deren Fehlschlagen mich gezwungen haben würde, meine Offiziersstelle niederzulegen, und das wäre doch schade gewesen," fügte er in bekümmertem Tone hinzu.

„Nein, nein, du darfst nicht aus der Armee scheiden," rief sie mit Lebhaftigkeit. „Der Beruf eines Reiter-Offiziers dünkt mir der vornehmste der Welt, und die Uniform muß dich herrlich kleiden. Ich wollte, ich könnte sie an dir sehen."

„Wie enthusiastisch du bist, Geliebte!" und Otto dachte lächelnd, wie sehr Reata's Ideale sich von der Wirklichkeit unterschieden. „Ich beginne zu argwöhnen, du seiest der Nachschrift in dem ersten Briefe meiner Tante nicht ganz fremd gewesen."

„Es könnte wohl so sein," sagte Reata erröthend. „Du weißt, die gute alte Giraffe ist etwas schwerfällig mit dem Schreiben und kann nie dabei meiner Dienste entrathen. Ohne Hülfe könnte sie mit keinem Briefe zu Stande kommen."

„Ich muß es dir gestehen: hauptsächlich jener unglücklichen Schuld wegen kam ich hierher. Wie wenig ahnte ich, welches Kleinod ich finden würde!" Er besiegelte seine Worte mit einem feurigen Kuß auf ihre Hand. „Es war beschlossen, daß Arnold reisen sollte; allein ich bat ihn, mich an seiner Statt gehen zu lassen, und er willigte ein."

„Wirklich! wie großmüthig!" rief Reata mit leuchtenden Augen.

„Ja — o, allerdings," sagte Otto mit der Miene eines Menschen, dem sich eine Idee plötzlich in ganz neuem Lichte darstellt. „Arnold ist in seiner Art ein ganz guter Kerl; aber in diesem Falle war es nur zu begreiflich, daß er den Wunsch hatte, mir aus der Klemme zu helfen."

„Erzähle mir noch mehr von deinem Bruder und deinen andern Angehörigen. Ich bin gewiß, daß sie Alle mir sehr lieb sein werden.“ Reata zog ihren Stuhl näher heran und blickte erwartungsvoll auf Otto hin.

„Ich würde eben jetzt viel lieber von uns selbst sprechen,“ sagte er, sich zurücklehnend und seine Augen in die ihrigen versenkend.

„Unsinn,“ lautete ihre Antwort. „Sprechen wir doch oft genug von uns selbst, und ich würde sehr gern über deine Familie Näheres erfahren. Du erwähnst ihrer ja fast niemals. Beginnen wir mit deinem Bruder. Wie sieht er aus?“

„Er ist mir sehr ähnlich, wie ich glaube,“ erwiderte Otto gedehnt.

„Dann zweifele ich nicht, daß er mir gefallen wird,“ unterbrach ihn Reata.

„Sein Haar ist jedoch etwas dunkeler als das meinige. Seine Züge sind regelmäßig — vielleicht etwas zu stark — und starke Züge sind meist nicht sehr ausdrucksvoll. Denkst du nicht auch so, mein Herz?“ fragte Otto, indem er mit der Hand über sein glatt rasirtes Kinn strich, sich der wohlthuenden Zuversicht überlassend, daß sein Gesicht nun nicht mehr mit jenem undankbaren Schmucke „herausgeputzt“, ihren prüfenden Blick wohl auszuhalten vermochte.

„Ist er so groß wie du?“ fragte sie zunächst.

„Ja, eben so groß, sogar noch etwas größer, und im Verhältniß auch stärker; ein ganz anderer Bau, welcher besser für einen Cuirassier oder Dragoner passen würde, als zu meiner Truppe.“

„Hat er sonst noch Aehnlichkeit mit dir? Ist er eben so gesprächig wie du?“

„Nun, dies wohl nicht,“ entgegnete Otto, indem er zu dem weitern Verfolge dieses uninteressanten Thema's gewaltsamen Anlauf nahm, „wenigstens nicht mit Damen. Hin und wieder spricht er wohl unermüdlich über Militairwesen, Politik oder Ackerbau, aber selbstverständlich nur mit Männern. Einmal

hörte ich ihn über die Freiheits-Ideen der Gegenwart eine Rede von der Dauer einer Viertelstunde halten," und hierbei lächelte Otto, als ergötze er sich an dieser Erinnerung. „Arnold hat nämlich in politischer Richtung einigermaßen veraltete Begriffe, welche besser in das letztverflossene Jahrhundert passen würden. In Gesellschaft von Damen ist er wie eine Statue und erfreut sich auch durchaus keiner Beliebtheit bei denselben. Gewiß ist dies nicht seine Schuld; es kommt dabei eben ganz auf Geschick an, und dieses ist nicht Jedermann gegeben."

„Vielleicht aber, wenn er es versuchen würde, könnte er sich doch auch mit Damen zurecht finden," warf Reata ein. „Bis zu der Zeit, da ich dich kennen lernte, dachte ich gleichfalls, ich könnte mit Männern nicht sprechen. Mit mir wird er es aber wohl oder übel dennoch müssen; denn schließlich werde ich ja seine Schwester sein."

„Selbst für dich, meine liebste Reata, ist die Aufgabe keine leichte," sagte Otto, kaum merklich die Stirne runzelnd. Dieses lebhaft geäußerte Interesse an seinem Bruder war nicht ganz nach seinem Geschmack. Dann fügte er urplötzlich bei: „Arnold wird sich demnächst vermählen."

„Ei, wirklich? Dann muß er sich ja doch an Frauengesellschaft gewöhnen?"

„Ach, das ist ein ganz besonderer Fall; mit Hermine Schwerendorf ist er, seit wir Kinder waren, innig befreundet. Sie ist das einzige Wesen, welches für ihn paßt."

„Liebt er sie, so wie du mich liebst?" fragte Reata mit überraschender Einfalt.

„Nein, gewiß nicht, das kann ich beschwören," rief Otto mit einem Blicke, vor welchem sie die Augen niederschlug; „das liegt auch gar nicht in seiner Natur. Dazu ist er nicht der Mann. Aber Hermine ist ihm lieber als jede Andere. Sie ist ein ruhiges, sanftes Geschöpf mit strohgelbem Haar; gerade das Gegentheil von dir, mein herrliches Mädchen, aber ganz dazu geschaffen, Arnold glücklich zu machen."

„Wann soll die Vermählung stattfinden?"

„O, das ist mir unbekannt," antwortete er ausweichend. „Noch ist der Zeitpunkt nicht festgesetzt; aber es wird wohl bald geschehen. Es liegt kein Grund zu weiterer Verzögerung vor," fuhr er, einem bestimmten Gedankengange folgend, nach einer Pause fort. „Hermine erhält ein bedeutendes Heirathsgut, daher werden ihre und Arnold's Verhältnisse sich recht günstig gestalten." Ein fast unhörbarer Seufzer begleitete diese letzten Worte; nichtsdestoweniger entging er Reata nicht.

Wieder trat eine Pause ein, und diesmal war es Reata, die sich mit ihren eigenen Gedanken beschäftigte. Nach einigen Augenblicken sagte sie schüchtern und mit abgewendetem Antlitz: „Ich denke, wir werden uns wohl sehr behelfen müssen, Otto?"

„So fürchte ich, mein Engel. Wir werden recht arm sein, sofern ich meine Tante nicht bewegen kann, etwas für uns zu thun." Beinahe Mißmuth lag in seiner Stimme.

Reata war aufgestanden und hatte sich über die hölzerne Balustrade gelehnt, auf die Wiesenfläche hinausblickend, auf welcher sich nun eine neue grüne Decke über den welken Graswuchs von vierzehn Tagen vorher breitete.

Seine Worte waren tief in ihre Seele gedrungen, und ihre Augen sollten ihm dies nicht verrathen. Plötzlich fragte sie, ohne sich umzuwenden: „Sage mir, Otto, würdest du glücklicher sein, wenn wir reich wären?"

Ihr Ton klang gleichgültig; hätte er jedoch den angstvollen Blick gesehen, der ihre Frage begleitete, würde er wohl vorsichtiger geantwortet haben. Leider sah er nichts und erwiderte übereilt: „Gewiß, Geliebte, viel glücklicher! Reichthum ist alles in dieser Welt," fügte er hinzu, den Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung, der über ihre Züge flog, nicht ahnend, und mit einer Lebhaftigkeit der Rede, welche mehr verrieth, als er sagen wollte.

„Das Geld würde nie einen Antheil an meinem Glücke haben," sagte sie langsam, wie man einen eingelernten Satz wiederholt, „es wäre denn, daß der Mangel desselben mich von denjenigen trennen würde, die ich liebe."

„Selbstverständlich, mein Engel," rief Otto, sich rasch besinnend. „So meinte ich es ja; du aber hast noch so wenig Erfahrung in solchen Dingen und beurtheilst sie nicht nach ihrem wahren Werthe. Du erkennst nicht, wie viel ein Vermögen für uns bedeuten würde in unserer gemeinsamen Existenz. Es wäre mir unerträglich, dich Entbehrungen irgend einer Art erdulden zu sehen. Ich möchte meine geliebte Reata mit allem umgeben, was schön und kostbar ist, mit aller Pracht, welche die Liebe ersinnen und Reichthum verschaffen kann, und ihr ganzes Leben zu einem strahlenden Feenmärchen gestalten."

Allein selbst diesem begeisterten Redefluß gelang es nicht, das entschwundene Lächeln auf Reata's Lippen zurückzubringen. Unbeweglich verharrte sie in ihrer Stellung, mit dem gleichen ernsten Blick, indeß ein Gedanke allmälig in ihrem Geiste zur Reife gelangte.

„Du würdest mich jedoch nicht weniger lieben, weil ich nicht von Glanz und Pracht umgeben bin?" Es lag etwas in dem Klang ihrer Stimme, das Otto's Aufmerksamkeit erregte.

„Reata!" rief er, indem er sich erhob und an ihre Seite eilte.

Sie hatte die Augen mit der Hand bedeckt, sanft zog er diese zurück —, da wandte sie sich plötzlich gegen ihn hin, und beide Hände auf seine Schultern legend, sagte sie in leidenschaftlichem Tone: „Ich muß um meiner selbst willen geliebt werden, Otto; keine andere Liebe kann mir genügen."

„Aber, Liebste!" unterbrach er sie erstaunt.

„Um meinetwillen allein mußt du mich lieben," wiederholte sie in der gleichen Weise; „das ist's, was ich begehre, wonach ich mich sehne." Ihre Augen waren fest auf die seinigen gerichtet, so durchdringend, als wollten sie seine Seele erforschen bis auf den Grund. „Wärst du ein König, nicht um ein Atom würde ich dich mehr lieben als jetzt. Als Bettlerin könnte ich mit dir durch die Welt ziehen, wüßte ich nur, daß du mich liebst, wie ich geliebt zu werden verlange. Würde ich dich für fähig halten, deinen Entschluß jemals, auch nur eine Secunde lang,

zu bereuen, dann wollte ich dich um alles in der Welt nicht, Otto." Scherzhaft gedachte sie ihre Rede zu schließen, doch die Thränen in ihren Augen straften sie Lügen.

„Liebe ich dich denn nicht um deinetwillen allein?" fragte er mit zärtlichem Vorwurf und bleich vor Erregung.

Bei all' ihrer weichen Innigkeit war etwas in dem Wesen Reata's, das er nicht verstand, ein Zug wilder, ungezügelter Romantik, die bei ihrem Temperamente von eigenthümlichen Folgen begleitet sein konnte; ein noch schlummernder Charakterzug, welchen ihre mitunter kindischen Launen errathen ließen, und den er nun in ihrem Antlitze las.

„Ja, du weißt, daß ich nur eine arme Gesellschafterin bin," sprach sie, voll zu ihm aufblickend und mit einer Heftigkeit, welche die Zweifel niederkämpfen sollte, „und dies ist es, was mir deine Liebe über alles theuer macht."

„Habe ich dir denn durch die Bitte, meine Gattin zu werden, nicht bewiesen, daß dein eigenes süßes Selbst mir mehr gilt als alle Reichthümer, die eine andere Frau mir bringen könnte?" sagte Otto über sie geneigt und sie fest an sich pressend. Einen Augenblick hielt er inne, dann fuhr er fort: „Ich will dir nicht verhehlen, Geliebte, daß, ehe ich dich kannte, auch ich, wie so viele andere Männer, daran dachte, mir durch eine vortheilhafte Heirath eine sorgenfreie Zukunft zu erschließen; du aber hast jede solche Erwägung besiegt und mich gelehrt, daß Liebe das Einzige ist, was die Mühe des Lebens lohnt." So mächtig ist die Wirkung der Leidenschaft, so lange sie währt, daß Otto sich von der Wahrheit seiner Worte fest überzeugt hielt. „Kannst du auch jetzt noch zweifeln, mein einzig geliebtes Mädchen?"

Reata war nun dahin gekommen, sich ihres ungerechtfertigten Ausbruches zu schämen.

„Es war nicht recht von mir, dich, kaum von deiner Krankheit genesen, so sehr aufzuregen," sagte sie, und ließ ihre Hand leise in die seinige gleiten. „Wie konnte es nur geschehen! Ich habe zuweilen wunderliche Einfälle; du wirst dich erst daran ge-

wöhnen müssen. Du weißt nicht, welch' schlimme Last du dir auferlegtest."

„Nebenbei," fragte Otto, sich plötzlich erinnernd, „sagtest du früher nicht, du hättest mir etwas mitzutheilen? Ich war eben von andern Gedanken eingenommen, doch habe ich deine Worte nicht vergessen."

„Ach nein, es ist nichts Wichtiges. Ich habe mich anders besonnen," entgegnete sie, sich aufrichtend, in ruhigem, aber bestimmtem Tone. „Denke nicht mehr daran und frage nicht weiter. Jetzt kann ich dir es nicht sagen, — doch sollst du es eines Tages erfahren."

Vorher hatte Otto der Sache keine Wichtigkeit beigemessen, und auch jetzt that er dies nicht. Er wollte nicht in sie dringen, da dies möglicherweise eine neue Störung in ihrem Gemüth herbeiführen konnte. Und wiewohl er auf dem Rückwege in sein Zimmer etwas verwundert darüber nachsann, was es wohl gewesen sei, und weshalb sie ihren Entschluß so plötzlich geändert habe, schlug er doch das Vorgefallene, als zu den seltsamen Grillen seiner Geliebten zählend, bald aus dem Sinne.

Vielleicht auch widmete er dem Gegenstande geringere Aufmerksamkeit, weil eine andere Sorge ihn bedrückte.

„So macht also jener Hund sich meine Abwesenheit zu Nutze," murmelte er, indem er Langenfeld's Brief hervorzog und ihn mit Ingrimm betrachtete. „Sicherlich glaubt er Halka's gewiß zu sein, so lange ich fern bin. Was würde er wohl sagen, wüßte er, daß ich keinen Anspruch mehr auf ihre Hand erhebe? Ob ich ihm je begreiflich machen könnte, daß ich aus freier Wahl zurücktrat? Für welch einen Narren wird er mich halten nach allem, was geschah?"

Otto schob den zerknitterten Brief unmuthig in die Tasche zurück, während er mit der andern Hand über die Augen strich, wie um einen schmerzlichen Gedanken zu verscheuchen.

Indessen hatte Reata die Veranda verlassen und war dem Walde zugewandert, an dessen Rand sie sich niederließ und, die Hände im Schooß gefaltet, in tiefes Sinnen versank.

Nicht durchwegs frohe Bilder standen vor ihrem innern Blick; denn obgleich sie hin und wieder lächelte, zogen sich doch eben so oft ihre Brauen zusammen, und sie warf den Kopf zurück, gleichsam als Ausdruck eines stolzen Gedankens.

Sie vergaß, „Don Ramirez" aufzusuchen und hatte keine vertraulichen Eröffnungen für Ficha an diesem Abend.

14.

Nichts im Leben gleicht jemals genau dem Bilde, das wir uns davon entwarfen; es mag besser oder schlimmer kommen, aber die einzelnen Züge unseres geistigen Gemäldes werden wir nie verwirklicht wiederfinden. Sei es nun eine Person oder eine Gegend, deren Anblick uns bevorsteht, ein Bild, das wir in Augenschein nehmen sollen, ein Gespräch, das wir uns schon im voraus in all' seinen Einzelheiten skizzirten, oder ein in der Schwebe befindliches Ereigniß, dessen geringste Nebenumstände wir vorhersagen zu können vermeinten: immer wird die Wirklichkeit als grundverschieden von unserer Vorstellung sich erweisen. Je mächtiger die Einbildungskraft, desto größer ist die Geneigtheit, vom Ziele abzuirren. Im Augenblick, da ein Neues, ein noch nicht Dagewesenes in unsern geistigen Horizont eintritt, bemächtigt sich die Phantasie desselben und beginnt, es uns auszumalen — je nach unserer zufälligen Stimmung, freudig oder traurig, leuchtend oder dunkel. Wenn wir endlich vor dem greifbaren Dinge selbst stehen, erkennen wir es aber kaum als dasjenige wieder, mit dem wir uns schon so lange beschäftigt haben. Gar manche der Lineamente, mit welchen wir es ausgestattet, werden in dem Bilde fehlen; hingegen wird es uns durch andere überraschen, die seinen Charakter vollständig verändern, ja es völlig umgestalten.

Nur noch zwei Tage seines Aufenthalts in Mexico hatte Otto vor sich, und indem er die hier verlebten fünf Wochen wieder

überdachte, mußte er sich sagen, daß alles anders gekommen sei, als er es erwartet hatte. Auch dieses Bild zeigte unvorhergesehene Farbentöne und einen unter diesen, der demselben ein seltsam schönes, ein nie geträumtes Colorit verlieh; denn da er auszog, um seine Tante kennen zu lernen, ahnte er nicht, daß er wenige Wochen später als Bräutigam heimkehren würde. Nach einem Vermögen hatte er gesucht, und an dessen Statt eine Braut gefunden — und welch' unvergleichliche Braut!

Doch auch manches fehlte in dem Bilde. Jene Hoffnungen, jene sanguinischen Erwartungen, die Arnold Luftschlösser genannt hatte, schienen wirklich nicht aus festern Stoffen gebildet. Trotz seines Geschickes, sich Andere geneigt zu machen, trotz des warmen Empfanges, der ihm geworden war, und der freundlichen Weise, welche ihn vom ersten Tage ab sich fühlen ließ wie daheim, war er seinem Zweck nicht näher gerückt. Da stand er nun am Vorabend seiner Abreise und sah sich zu dem kränkenden Selbstbekenntniß gezwungen, daß er nicht klüger sei als zuvor, sowohl über das Vermögen seiner Tante wie über ihre Absichten zu Gunsten ihrer Verwandten.

Ein Strahl von Hoffnung war, wie Otto meinte, aus ihren Briefen stets hervorgegangen; doch hatte sich bis jetzt nichts erfüllt. Kein Wort war seit seiner Ankunft über geschäftliche Angelegenheiten gesprochen, keine jener Andeutungen wieder aufgenommen worden. Das Einzige, was er — durch Reata's Einfluß, wie wir wissen, gewonnen hatte, war die Tilgung seiner Schuld. Diese Sache war mühelos und, wie es schien, mit der größten Bereitwilligkeit geordnet worden.

Dennoch war er enttäuscht, und hätte die Liebe ihn nicht versöhnend abgezogen, seine Verstimmung wäre wohl tiefer gegangen. Erst jetzt, da er schon wieder auf der Schwelle stand, erwog er alle Umstände der Sachlage. Vor allem war Eines befremdend: seines Oheims Maximilian Bodenbach war fast niemals Erwähnung gethan, nur ein oder zwei Mal sein Name genannt worden, und auch dann mit einer Zurückhaltung, für welche er keine Erklärung fand.

Seine Verlobung war geheim geblieben. Er hatte noch keinen Plan für die Eröffnung gefaßt; in keinem Falle sollte sie vor dem letzten Augenblick gewagt werden. Vielleicht konnte es schriftlich geschehen, vielleicht Reata allein die Sorge dafür übernehmen.

Ja, es war eine ganz absonderliche Zeit gewesen diese fünf Wochen in Merico, so ruhig verlebt in dem langgestreckten, niedern, die Hochebene dominirenden Hause. Der hart an diesem gelegene Wald mit all' seiner tropischen Herrlichkeit, welchen Reata am Morgen nach seiner Ankunft in so glühenden Farben geschildert, und in dem er so viele selige Stunden an ihrer Seite im Schatten der Palmen verlebt hatte, dieser Wald war ihm so heimisch geworden wie derjenige von Steinbühl.

Niemals war die Einsamkeit dieses Aufenthaltes ihm drückend erschienen. Die Redensart, man habe seit einer Ewigkeit keine Seele gesehen, wäre hier fast zutreffend gewesen. Gesehen hatte Otto wohl einige menschliche Wesen — die Bewohner von S. und die mericanische Familie, unter deren Dach er und Reata sich geborgen hatten —; doch außer der Tante, Reata und seinem Diener hatte er absolut mit Niemand gesprochen, als mit Emanuel Fadenhecht und dem Arzt, von welch' Letzterm er nur eine unklare Erinnerung aus seinen Krankheitstagen bewahrte.

Wie eine Episode aus einem fremden Leben kam alles ihm vor, so sehr unterschied es sich von dem Vorhergegangenen. Doch ein goldener Faden verband das Heute mit dem Morgen. Reata war's, seine von Schönheit umstrahlte Reata, die er sich gewonnen und die nun in sein Leben für immerdar verwoben blieb.

An diesem vorletzten Abend seines Hierseins zog Otto sich, noch immer an die Vorsicht des Reconvalescenten gemahnt, gleich nach dem Abendessen auf sein Zimmer zurück. Die Mahlzeit war unter ungewöhnlichem Schweigen vorübergegangen. Reata, in den letzten Tagen entschieden in Gedanken verloren, erschien an diesem Abend geistig vollkommen abwesend. Ihre Mienen zeigten ängstliche Erregung. Wiederholt begegnete Otto ihren

prüfend auf ihn gerichteten Blicken, welche ihm diejenigen in's Gedächtniß riefen, die er am ersten Abend ihres Zusammenseins bemerkt hatte. Die Tante aber schützte Kopfschmerzen vor, um ihr eigenes nervöses Wesen zu erklären, sowie das Zittern ihrer die Theetasse haltenden Hand zu bemänteln. Herabgestimmt und niedergeschlagen saß sie, ihren Thee schlürfend, da, flehentlich zu Reata hinübersehend.

Auch Otto's Lebensgeister, durch die Nähe der Abreise ohnedies schon zur Ebbe neigend, sanken auf das niederste Niveau herab, und nach einigen fruchtlosen Bemühungen, das Gespräch in Gang zu bringen, ergab er sich in das allgemeine Schweigen, welches heute unbezwinglich schien.

„Daß du morgen sogleich mit dem Packen des Koffers beginnst, hörst du?" sagte er zu seinem Diener, als er in sein Zimmer zurückgekehrt war. „Ich weiß, du wirst vierundzwanzig Stunden dazu brauchen, und diesmal rühre ich keine Hand dabei."

„Sehr wohl, Herr Oberlieutenant."

Die freudig aufgeweckte Weise, in welcher der Diener antwortete, stand in grellem Gegensatze zu der traurigen Miene seines Herrn. Dafür war aber Piotr auch nicht verliebt und im Begriffe, von der Angebeteten zu scheiden.

„Ich sehe keinen Grund für deine Lustigkeit," sagte Otto etwas gereizt; „mir dünkt, du hättest hier weniger Arbeit und bessere Nahrung gehabt als jemals früher. Sind wir erst wieder in Rzeszów, dann wird dir weder die Casernenkost noch das täglich zweimalige Putzen meiner kothbespritzten Reitstiefel behagen."

„O, Herr Oberlieutenant, ich will die Stiefel gern sechs Mal im Tage putzen und mein Lebtag nichts als Kasza essen, wenn ich nur wieder in der Heimath bin, wo ich mit den Leuten sprechen kann!" rief mit Thränen im Auge der treuherzige Bursche.

„Dummes Zeug!" polterte Otto mit der Unduldsamkeit eines Menschen, der nicht weiß, was es heißt, zu vierwöchentlichem Schweigen verurtheilt zu sein.

„Zuerst versuchte ich's, mit dem Jungen zu reden, der bei den Pferden ist," fuhr Piotr, sich an seinem Thema erwärmend, fort, indem er im Zimmer ziellos umherzuschwanken und alles, was ihm in den Weg kam, oberflächlich abzustauben begann; „aber ich konnte ihm nicht das Allergeringste begreiflich machen, und die übrigen Stallleute, sowie der Kutscher und die Köchin sind um kein Haar gescheidter."

„Gib doch Acht!" fuhr ihn Otto an, da seine ungelenke Emsigkeit beinahe die Lampe zu Falle brachte; „was zum Kuckuck fährst du mit dem Abstauber auf dem Lampenschirme herum? Und schwätz' nicht solch' höllischen Unsinn. Wie sollten die Leute hier dich denn verstehen? Glaubst du, die ganze Welt spreche deine barbarische Sprache?"

„Nein, das ist es nicht," sagte Piotr weich, das seiner geliebten Muttersprache gespendete Schmeichelwort demüthig hinnehmend und seine Aufmerksamkeit vom Lampenschirm auf den Wasserkrug übertragend. „Ich hätte mich nicht gewundert, wäre es nur ein Einziger gewesen; aber alle Sechs zusammen konnten kein verständliches Wort sagen und keines verstehen, so laut ich es ihnen auch in die Ohren schrie!"

Da Piotr nun fortfuhr, sich über die Reize seiner Heimath zu begeistern, ging Otto's üble Laune nahezu in Heiterkeit über. Der Anblick von Eichen und Hartriegel-Hecken, von Schafpelzen und fettstarrenden Kaftans, der Genuß von Rotherüben-Suppe und das Waten im knietiefen Kothe schien diesem echten Patrioten der Gipfel der Seligkeit.

„Der Straßenkoth hier zu Lande verdient gar nicht diesen Namen," sagte er verächtlich. „Hätten wir bei uns zu Hause so vielen Regen gehabt, so gäbe es doch dafür auch etwas aufzuweisen; hier aber trocknet alles gleich wieder. Das nenne ich keinen Koth."

„Wollte Gott, ich müßte das, was du so nennst, nie wieder erblicken, noch meinen Fuß dareinsetzen!" erwiderte Otto, und brach das Gespräch ab, da er an die Thüre klopfen hörte. „Es wird meine Medicin sein; geh' und hole sie."

Es war die Medicin, aber nicht diese allein. Auf dem Präsentirbrett lag neben der Tasse ein langes, schmales Packet in blauem Papier, mit dem Bodenbach'schen Wappen gesiegelt und in einer der Ecken Otto's Namen tragend.

Seine Hand zitterte ein wenig, als er danach griff; denn eine Ahnung von dem Inhalte überkam ihn, ehe er die Umhüllung loslöste. Er stand vor einem wichtigen Augenblicke; viel hing von dem im blauen Papier Eingeschlossenen ab.

Wild jagten sich die Gedanken in seinem Kopfe — sollte seine Tante ihm eine halbe Million bestimmt und diesen Weg gewählt haben, ihren Entschluß kund zu thun? Oder war sie seiner Verlobung auf die Spur gekommen und entzog ihm ihre Gunst für alle Zeit, setzte ihn sogar gleich vor die Thüre? Vielleicht auch sandte sie ihm ein schönes Geschenk als Abschiedsgabe, ein niedliches Päckchen von Banknoten; doch danach sah das Format nicht aus.

„Geh' zu Bett, Piotr, ich brauche dich heute Abend nicht mehr," sagte Otto, sich mit dem Packete in der Hand niederlassend.

„Aber, Herr Oberlieutenant, ich muß Ihnen doch die Stiefel ausziehen," entgegnete Piotr, unfähig sich dem Ungewohnten zu fügen.

„Zum Teufel, die Stiefel!" rief Otto ungeduldig; „ich will allein sein. Geh!"

„Aber ich bitte, Herr Oberlieutenant," beharrte Piotr, die Fußbekleidung seines Herrn anstierend, als plane er einen vehementen Angriff auf dessen Beine.

„Ich werde sie ohne deine Hülfe ausziehen; hörst du?"

Ungläubig sah Piotr drein; doch bemerkend, daß Otto's Langmuth zu Ende ging, trat er, noch einen letzten sehnenden Blick auf die Stiefel werfend, eilig seinen Rückzug an.

Sobald Otto allein war, sprang er auf, um die Thüre zu verschließen; rasch riß er dann die blaue Hülle des Päckchens herab, und alsogleich stand ihm auch die Unhaltbarkeit seiner Banknoten-Theorie klar vor Augen.

Drei Schriftstücke fielen aus dem Umschlag. Eines davon war ein kurzer Brief, das zweite ein Wechsel auf zweitausend Gulden und das dritte — dickes, weißes, der Länge nach gefaltetes Papier, trug auf der Außenseite die Bezeichnung: „Copie der letztwilligen Verfügung des Freiherrn Maximilian von Bodenbach."

Vor allem las Otto das Billet:

„Mein lieber Neffe! Anliegend findest du die für dich gefertigte Copie des Testamentes deines Großonkels Maximilian, welche du aufbewahren mögest. Alle in demselben aufgeführten Summen ließ ich, in Berücksichtigung dessen, daß die in dem Original-Document genannten hierländischen Werthe euch nicht geläufig sein würden, in österreichisches Geld umrechnen.

„Aus den Bestimmungen des Testamentes wirst du erkennen, daß, sofern ich es auch wollte, ich außer Stande bin, irgend etwas daran zu ändern."

„Das weiter Beigeschlossene wird, wie ich glaube, deine Reise-Auslagen decken. — In herzlicher Zuneigung deine Tante Olivia Bodenbach."

Oft hatte Otto über Onkel Maximilian's Vermächtniß nachgegrübelt, doch weit weniger in den letzten Tagen; und nun, da er es in Händen hielt, vor seinen Augen in klaren Zügen, begriff er, daß hier der Angelpunkt seines Lebens sei: Erfüllung oder Vernichtung seiner sanguinischen Hoffnungen, der Beginn des Kampfes, den er zu bestehen hatte.

Bedingungen! Unumstößliche Bestimmungen, wie seine Tante schrieb.

„Mir werden sie wahrlich nicht zu schwer fallen können," sprach Otto zu sich selbst; aber ein unbestimmtes inneres Bangen drängte das Lächeln, mit welchem er sich Muth machen wollte, von seinen Lippen zurück.

Das Papier war neu und steif und ließ sich nicht ohne einige Mühe glatt ausstreifen. Hingegen verursachte das Lesen keine Schwierigkeit. Jedes Wort, jeder Buchstabe war von

gleichmäßiger Deutlichkeit; scharf war die Feder, und die Tinte von wohlthuender Schwärze gewesen.

„Letzter Wille und Vermächtniß Maximilian's Freiherrn von Bodenbach, in Mexico bekannt unter dem Namen Maximilian Boden.

„Ich, Maximilian Bodenbach, zur Zeit im vollen Besitze meiner geistigen Kräfte, habe beschlossen, die Theilung meiner weltlichen Güter in der Weise vorzunehmen, welche ich für die geeignetste halte zur Förderung der Wohlfahrt und der Ehre der Familie von Bodenbach, deren Namen ich mit Stolz als mein Geburtsrecht beanspruche. Es war zumeist in Hinblick auf den ungetrübten Glanz, welcher durch Jahrhunderte den Namen Bodenbach umgab, daß ich für geboten hielt, denselben, um ihn nicht mit mercantilen Unternehmungen zu verknüpfen, für die Dauer meines Aufenthaltes in diesem Lande, mit dem abgekürzten Namen Boden zu vertauschen.

„Ueber mein Baarvermögen, welches ich zu dieser Stunde auf zwei Millionen Gulden schätze, und das, aus dem Geschäfte zurückgezogen und sicher angelegt, zur Zeit meines Todes ungeschmälert geblieben sein dürfte, verfüge ich wie folgt. »Eine und eine halbe Million, nebst allen meinen Häusern, Gütern und Effecten, sowohl beweglich als unbeweglich, wie und wo immer sich dieselben befinden, und welcher Art und Gattung sie sein mögen, bestimme und vermache ich hiermit, unter den nachstehend angegebenen Lasten und Bedingungen, in erster Reihe meinem einzigen Kinde, Olivia Baronesse von Bodenbach, als unumschränktes Eigenthum für die Dauer ihres Lebens, und sollen im Falle ihres Todes ohne leibliche Erben die in diesem Documente weiter angesetzten Bestimmungen Platz greifen.«"

Das Testament fuhr hier mit der Aufzählung der Lasten fort, und zwar: Die Auszahlung von 6000 Gulden sammt Zinsen und Zinseszinsen an Maximilian's Neffen Walther, als den Betrag der Schuld an seinen Bruder Felix von Bodenbach, dessen Großmuth zur Zeit seiner Flucht aus Europa seine Ehre rettete und für welchen er die wärmsten Gefühle der Dankbarkeit be-

wahrte. Es folgte eine jährliche Rente von 600 Gulden für Fräulein Lackenegg, die Gesellschafterin seiner Tochter, mit der Bestimmung, daß derselben das Recht zustehen solle, nach Belieben auch das Capital zu erheben.

Hier erhellten sich Otto's Züge. „Also ist meine theuere Reata doch nicht ganz mittellos," murmelte er. „Eine kleine Hülfe ist dies in jedem Falle; wenigstens kann die Heiraths-Caution davon bestritten werden. Weshalb nur sagte sie es mir letzthin nicht? Vielleicht weiß sie noch nichts davon."

Noch anderer Legate war an dieser Stelle gedacht, welche sämmtlich binnen Jahresfrist nach dem Tode des Erblassers ausgefolgt werden sollten.

Bis hierher hatte Otto stehend gelesen, die linke Hand auf den Tisch gestützt und in der rechten Hand das Papier so haltend, daß das volle Lampenlicht auf dasselbe fiel. Nun ließ er sich nieder; denn er hatte seine volle Kraft noch nicht wiedergewonnen, und die Aufregung des Augenblickes drohte ihn zu überwältigen.

Noch war über eine halbe Million zu verfügen, und nur um das Wie handelte es sich jetzt.

Die Fortsetzung des Testaments lautete: „Die noch verbleibenden 500,000 Gulden, welche den vierten Theil meines Vermögens bilden, bestimme ich in nachstehender Weise zu Gunsten meiner Verwandten und zuvörderst zu Gunsten der Kinder meines Neffen Walther, falls solche zur Zeit meines Todes am Leben sind."

Lebhaft sprang Otto in die Höhe, und das Blatt im Triumphe über seinem Haupte schwingend, rief er laut: „Hurrah! hab' ich nicht Recht gehabt?"

Ein Sprüchwort sagt: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben," und auch Otto's Jubel kam ein wenig zu früh.

In dem Testament war ferner festgesetzt, daß von der genannten Summe nur 150,000 Gulden Walther's Kindern bedingungslos zukommen sollten, und zwar erst, nachdem diese das

Alter von 21 Jahren erreicht haben würden und nicht früher als zwölf Monate nach dem Ableben des Erblassers.

Hieran schloß sich eine lange Tirade über seine Erfahrungen hinsichtlich der übeln Folgen, die daraus entspringen, wofern junge Leute zu früh im Leben in den Besitz von Vermögen gelangen ꝛc., die sich darin zuspitzte, daß die Zinsen des noch übrigen, niemals flüssig zu machenden Capitals zu gleichen Theilen seinen Groß-Neffen und -Nichten zugetheilt werden sollten, sobald Erstere das dreißigste, und Letztere das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben würden, doch auch nur dann unter den folgenden Bedingungen: „Daß nämlich meine voraussichtlichen Großneffen oder Großnichten, Söhne oder Töchter meines Neffen Walther, bei Erreichung des bezeichneten Alters unverheirathet oder mit einer Person von adeliger Herkunft vermählt seien, und hierunter verstehe ich, mit Ausschluß aller zum Adelsstand erhobenen Personen, einzig und allein solche, die in demselben geboren worden sind. Für den Fall, daß einer meiner Großneffen oder eine meiner Großnichten nach überschrittenem dreißigsten oder fünfundzwanzigsten Lebensjahre eine Verbindung mit einer nicht ebenbürtigen Person eingehen sollte, so bestimme ich hiermit, daß er oder sie dadurch von dem Tage der Vermählung ab des auf ihn oder sie entfallenden Theiles der eben erwähnten Zinsen verlustig werde."

„Narrheit!" schrie Otto, das Document wuthentbrannt auf den Tisch werfend. Der Grimm, welcher sich, während er den letzten Satz las, in ihm angesammelt hatte, war nun auf den Höhepunkt angelangt, und das unschuldige Papier mußte es entgelten. Doch das Testament mußte zu Ende gelesen werden, und so blieb Otto denn, nachdem er seinem demokratischen Zornesausbruch eine Weile den Zügel hatte schießen lassen, nichts anderes übrig, als dasselbe wieder aufzunehmen.

Wie sich ferner erwies, sollten die dergestalt verwirkten Summen, unter denselben Normen und in gesetzlicher Erbfolge, einer andern Linie der Bodenbachs, den zur Zeit in der Pfalz angesiedelten Bodenbach-Bodenbergs, zufallen.

Durch eine weitere Clausel wurde die Tochter bei Verwirkung des ererbten Vermögens verbunden, auch nicht die geringste Summe an irgend einen ihrer Verwandten mit dem Zwecke zu überlassen, dadurch eine den Bedingungen des Testamentes zuwiderlaufende Heirath zu fördern, und selbst rücksichtlich irgend welcher, während ihrer Lebenszeit ihren Verwandten zu gewährenden Unterstützungen war die Freiheit ihres Handelns durchaus eingeschränkt.

Offenbar hatte dem alten Manne die Erreichung seiner Ziele sehr am Herzen gelegen und er deshalb, fest entschlossen, daß keinerlei Zufälligkeit die Kinder seines Neffen Walther in die Lage bringen sollte, die von ihm aufgestellten Bedingungen zu umgehen oder einen höhern als den von ihm ausgeworfenen Nutzgenuß zu beziehen, mit charakteristischer Beharrlichkeit jeder Möglichkeit einer Vereitelung seiner Endzwecke vorgebeugt. Falls seine Tochter kinderlos sterben würde, sollte — und dies schien Otto die unsinnigste der in diesem unsinnigen Testamente enthaltenen Bestimmungen — die Masse ihres großen Vermögens nicht ihren Verwandten, sondern nach Ablauf eines Jahres von dem Tage ihres Todes ab dem adeligen Damenstifte in B., welchem schon mehrere Glieder der Familie Bodenbach angehört hatten, zufallen.

Der Testator erklärte außerdem, daß, obgleich es anfänglich seine Absicht gewesen sei, auch seine Tochter im Falle einer von derselben eingegangenen nicht standesgemäßen Verbindung zu enterben, er später, in Erwägung der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses, sich bewogen gefühlt habe, von einer diesbezüglichen Stipulation abzusehen.

„Unnöthige Vorsicht — bei der alten Hexe!“ murmelte Otto zwischen den Zähnen.

Das Testament war nun beinahe zu Ende. Nach noch mehrern Anordnungen und Vorkehrungen, welche, stets in demselben Kreise sich bewegend, alle frühern Aufstellungen bekräftigten und selbst das kleinste Hinterpförtchen versperrten, folgte Olivia Bodenbach's Ernennung zur alleinigen Vollzieherin des letzten

Willens ihres Vaters, und endlich der Schluß des Documentes in den nachstehenden hochtrabenden Worten.

„Der Grund, welcher mich veranlaßte, die auf die Heirathen meiner eventuellen Großneffen und Großnichten Bezug habenden Bestimmungen des vorliegenden Testamentes zu entwerfen, ist einzig der, daß ich als Sprosse eines alten edeln Geschlechtes es für meine Pflicht erachte, soweit dies in meinen Kräften liegt, zu verhindern, daß das edele Blut der Bodenbachs sich mit plebejischem vermische, und dies insbesondere deshalb, weil ich zu meinem Leidwesen erfuhr, daß ein derartiger Fall während der letzten dreißig Jahre in meiner Familie vorgekommen sei. Es ist mein Wunsch, daß der Name Bodenbach eher aussterben als durch weitere Vermischung mit plebejischem Blute befleckt werden solle.

„Fern ist mir jeder Rachegedanke; doch kann ich nicht umhin, meinen Neffen Walther, den ich noch unter den Lebenden vermuthe, daran zu erinnern, daß er, hätte er in einem gewissen Zeitpunkte seines Lebens größere Charakter- und Willensstärke bewiesen, mir nicht nur gegenwärtig an Sohnesstatt gelten würde, sondern daß auch der Adel unserer Familie fleckenlos erhalten und die innige Verbindung des Geschlechtes der Bodenbach bewirkt worden wäre."

Hier endigte das Testament, mit dem vollen Namen unterzeichnet und rechtsgültig bestätigt.

Am Schlusse angelangt, schleuderte Otto das Papier neuerdings von sich, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und fuhr sich mit allen zehn Fingern in die Haare, so daß diese, zu Berge stehend, ihm ein wildes Aussehen gaben. Sein Gehirn war in Aufruhr. Er hatte das Document sehr rasch durchflogen, zwar ohne ein Wort desselben zu übergehen, aber auch ohne sich nur eine Minute zum Nachdenken zu gönnen; so war er denn nun noch nicht in der Lage, die Situation in ihrem ganzen Umfange klar zu erfassen.

Der Ausdruck tiefen Ekels, den sein Gesicht trug, während er die Sentenzen seines Oheims über Reinheit des Blutes und

uneigennützige Zwecke las, ging nun in denjenigen schweren Nachdenkens über. So sehr waren seine Nerven in Spannung, daß er einiger Zeit bedurfte, um seine Ideen zu entwirren und sich über die speciell für ihn maßgebenden Umstände Rechenschaft zu geben. Einfach genug lag der Fall: sein Vermögens-Anspruch war durch seine künftige Heirath bedingt. Ging er eine den Wünschen seines Großonkels zuwiderlaufende Verbindung ein, dann wurde der auf ihn entfallende Antheil nur ein geringerer, 50,000 Gulden, anstatt nahe an 170,000.

Wer nie das Gefühl des eigenen Besitzes gekannt hat, sollte, wenn ihm plötzlich ein Vermögen zufällt, dies als ein großes Glück empfinden; allein so unersättlich ist die Natur der Menschen, oder doch gewisser Menschen, daß sie den geringern Gewinn vergessen, ja sogar verachten, sobald die Möglichkeit, einen größern zu erlangen, in ihren Bereich kommt.

Otto verschwendete keinen Gedanken an die kleinere Summe, welche ihm bedingungslos zufiel; er ließ sie einfach unbeachtet, so sehr war er durch die höhere geblendet. Wieder nahm er das Document zur Hand, und gierig starrte er die gewichtigen Zahlen an, wie unfähig, seine Blicke von demselben abzuwenden. So fest umklammerten seine Finger das Papier, als wäre es schon das Gold, das es verhieß.

„Hundertsiebenzigtausend Gulden!“ sagte er laut. „Wie reich werde ich — werden wir sein, Reata und ich! Es ist mehr als ich je träumte. Meine süße Geliebte! Nun liegt es in meiner Macht, ihr ein glanzvolles Leben zu schaffen. O, Onkel Max war doch ein Goldkerl, trotz seiner absurden Anschauungen!“ fügte er hinzu, während er lebhaft im Zimmer auf und nieder schritt, wie dies beide Brüder in Momenten der Erregung zu thun pflegten. Er war im Begriffe, seinen Gefühlen noch kräftigere Worte zu leihen, da hielt er plötzlich wie durch einen Zauberschlag an, und stand wie festgewurzelt.

Gerade vor dem Spiegel stand er, aus welchem sein bleiches, verzerrtes Gesicht ihm entgegenblickte; nicht aber sein eigen Bild, so seltsam es sich auch darstellen mochte, war es gewesen, was

ihn gefesselt hatte — eine Frage zuckte durch sein Gehirn: war es möglich, daß Reata nicht von adeliger Herkunft sei?

Den meisten Menschen, das heißt den eben so wenig wie Otto selbst über Reata's Familien-Verhältnissen Unterrichteten, hätte diese Frage sich schon beim Lesen des Testaments aufgedrängt. Gewiß würde auch Otto diesen Gedanken mit gleicher Raschheit ergriffen haben, hätte die Tiefe seiner Neigung ihm nicht Reata als etwas von der ganzen übrigen Welt Verschiedenes und Losgelöstes erscheinen lassen, als ein Geschöpf, auf welches bloße gesellschaftliche Unterscheidungen sich nicht erstrecken könnten. Niemals hatte er die geringste Neugierde hinsichtlich ihrer Familien-Beziehungen empfunden. Er wußte nicht, ob auch nur ein einziger Verwandter von ihr lebe. Streifte einer seiner Gedanken dieses Thema, so war es nur, um sich ihres Alleinstehens zu freuen; denn kein Familienband konnte dann ihrem vollständigen Aufgehen in ihm entgegenwirken.

Als er Fadenhecht um ihren Namen gefragt hatte, war es weniger aus Neugierde, als weil es lächerlich erschien, daß er diesen Namen nicht kannte. Aber nie hatte er im entferntesten daran gedacht, sich um ihre Herkunft zu bekümmern. Doch wäre er in den letzten fünf Wochen unvorbereitet mit der Frage überrascht worden, ob sie adelig sei, so würde er gewiß bejahend geantwortet haben, und dies nur deshalb, weil es seinen Eindrücken überhaupt entsprach. Seine persönliche Anschauung gab diesem Umstande nicht den geringsten Werth. Erst jetzt, da diese Frage sich ihm, inmitten seiner frohen Erregung, als eine Interessen-Frage aufdrängte, erkannte er zum ersten Male die Möglichkeit der Verneinung.

Wie er die Sache nun überlegte, fand er keine bestimmte Veranlassung für die Voraussetzung von Reata's adeliger Geburt.

Nach wenigen Augenblicken des wirren Anstarrens seines eigenen Antlitzes schwand der Zweifel so rasch, als er gekommen war.

„Wie konnte ich nur solch ein Narr sein!“ rief er lächelnd aus. „Ein einziger Blick gibt volle Antwort. Sie ist ja eine

geborene Fürstin in jeder Bewegung, in all' ihrem Thun. Die Tante erzählte mir von einem indianischen Häuptling; der Vater oder die Mutter? Die Mutter war es wohl — die Tochter eines Häuptlings, will ich sagen. Aber wer in des Himmels Namen war ihr Vater? Ein Deutscher, sagte sie. Lackenegg? Ein ungewöhnlicher Name! Ich habe ihn niemals früher gehört; er scheint mir aber von gutem Klang zu sein. Lackenegg — Lackenegg," und Otto wiederholte den Namen wohl fünfzig Mal, mit immer verschiedener Betonung und anderm Ausdruck. „Ja, ja, so ist es," sagte er, seinen Spaziergang im Zimmer auf und ab fortsetzend; allein, war sein Ton auch hoffnungsvoll und sein Sanguinismus so wach wie immer, so durchmaß er doch nach einer Stunde noch immer das Zimmer, bleicher und verstörter als zuvor und in einem Zustande von peinlicher Spannung. Er fühlte einen fast unüberwindlichen Drang, das ruhige Haus, über welches jetzt die Stille der Nacht gebreitet lag, aufzuschrecken und, an die Thüre seiner Tante pochend, laut die bange Frage zu stellen. Doch sie müßte ihn ja für wahnsinnig halten. Sie konnte nicht wissen, daß mit dieser Frage eine andere zusammenhing, die für ihn von der höchsten Bedeutung war.

„Glücklich sein werde ich in jedem Falle," wiederholte er einige Male; „jeder Mensch würde es an ihrer Seite werden. Aber ist Reichthum oder Armuth mir bestimmt?"

Die Lösung blieb aus; sie konnte erst am nächsten Morgen kommen, wenn er auf seine klare Frage eine klare Antwort erhielt.

Schließlich mußte er doch aufhören, den Namen Lackenegg immer wieder zur Probe erklingen zu lassen; dafür verfiel er in Sinnen und Grübeln darüber, ob in seiner Erinnerung kein Plätzchen in Verbindung mit diesem Namen sich fände.

„Gewiß, der alte Querkopf von einem Baron, welcher mir in Baden begegnete, hieß Lackenegg, — Freiherr von Lackenegg: das wird es wohl sein. Gleichwohl scheint mir der Name nicht ganz der richtige — der Teufel hole ihn! Ich glaube, es war

Flackenegg, aber allerdings ist dies kein Grund, daß es nicht auch ein Baron Lackenegg geben könne."

In natürlicher Reihenfolge kamen nach diesen quälenden Zweifeln neue Wuthausbrüche gegen den alten Onkel, den Urheber all' dieser Seelenangst. Diesmal war er kein „Goldkerl", sondern ein niedriger, rachsüchtiger alter Geizhals, der seine Reichthümer zu dem einzigen Zweck zusammengescharrt hatte, um seine Verwandten überhaupt und seinen Großneffen Otto insbesondere zu martern.

„Wie diese Heirath meines Vaters ihm die Kehle zusammengeschnürt haben muß! Unzweifelhaft wäre er gern seine kostbare Olivia los geworden. Nach dem, was ich jetzt sehe, kann sie auch in ihren besten Tagen keine Schönheit gewesen sein. Als ob irgend Jemand all' das tolle Zeug über reines Blut und dergleichen glauben würde! Arnold zwar wird es sehr bewundern; genau seine Denkungsart. Er mag dabei bleiben für sich und seine Hermine, ich aber habe kein Verständniß dafür."

So brachte Otto die Stunden der Nacht hin, immer in dem gleichen Kreislaufe von Vermuthungen, Hoffnungen, Zweifeln und neu auflodernden Zorn sich bewegend.

Die Natur überwältigte ihn endlich, und auf dem Lehnstuhl, in den er ermüdet gesunken war, überfiel ihn tiefer Schlaf.

15.

Grau und düster brach Otto's letzter Tag in Mexico an. Wieder hatte es in der Nacht geregnet; er hörte, wie die Tropfen dicht an die Scheiben schlugen, und noch immer zogen neue, regenverkündende Wolken herauf.

Nach dem Mittagessen machte Reata den Vorschlag, das Pferdegehege zu besuchen, und Otto stimmte lebhaft zu; denn dieser Gang bot ihm die erwünschte Gelegenheit, sie allein zu sprechen und ihr die große Frage vorzulegen. Nach reiflicher

Ueberlegung hatte er sich dafür entschieden, dieselbe nicht an seine Tante, sondern an sie selbst zu richten; doch sollte es geschickt geschehen und ohne Verdacht zu erregen. In wie weit sie von dem Inhalte des Testaments Kenntniß hatte, war ihm unbekannt. Zum Theile muß sie wohl davon unterrichtet sein, dachte er; aber wußte sie auch alles?

Als die Beiden an diesem Tage zuerst einander begegnet waren, hätte es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen können, daß ihre Blicke sich verstohlen streiften.

Otto's Gesicht verrieth Sorge und Abspannung, und auch in Reata's Zügen sprach sich Unruhe aus; doch auffallender als diese traten die Linien hervor, welche die Unbeugsamkeit ihres Willens bekundeten und, ihr Antlitz seiner anmuthsvollen Milde beraubend, demselben einen fast harten Ausdruck verliehen.

Sobald sie aus dem Hause getreten waren, sprach Reata: „Sagtest du mir nicht, Otto, daß es deinem Bruder Vergnügen macht, zu reiten?"

„Gewiß, er reitet sehr gern," erwiderte Otto, von dieser unerwarteten Gesprächs-Einleitung etwas überrascht. „Bei einem Cavalerie-Offizier ist dies selbstverständlich. Weshalb diese Frage, Geliebte?"

„Weil," antwortete sie sichtlich verlegen, „weil deine Tante diesen Morgen sagte . . ."

„Etwas Arnold Betreffendes? Was ist es wohl, das sie wünscht?"

Sie wünscht — sie würde gern — falls es ihm nicht vielleicht unlieb wäre — ihm durch dich eine Kleinigkeit, ein kleines Andenken senden."

„Sehr gern will ich es mitnehmen," sagte Otto leichthin; denn Reitgerten und gestickte Satteldecken schwebten seinem Geiste vor; „ich denke, es wird wohl in meinem Koffer ein Plätzchen sich finden."

„Nein, doch nicht, fürchte ich," versetzte sie, halb verlegen, halb muthwillig lächelnd. „Dazu ist es zu groß; es ist ein Pferd — »Maraquita« nämlich, das heißt, wenn du glaubst

daß es sich der Mühe verlohnt, und dein Bruder an dem Thiere Freude haben würde."

Otto war sprachlos vor Erstaunen. „Ein schönes kleines Andenken," dachte er bei sich selbst, „fünfzehn Faust drei Strich hoch."

„Vielleicht war es albern von mir, ihr diesen Gedanken einzugeben," sagte von seinem Stillschweigen beunruhigt, Reata. „Du schienst neulich »Maraquita« hübsch zu finden und erwähntest auch, es sei in deinem Vaterlande nicht leicht, sich gute Pferde zu verschaffen; deshalb dachte ich, dein Bruder würde vielleicht . . ."

„Zweifellos, mein süßes Lieb," unterbrach er sie feuerig. „Du hast ganz recht gethan; in deinem Köpfchen nur konnte eine so herrliche Idee entstehen. Bei Jupiter — Arnold ist ein glücklicher Kerl!"

„Und glaubst du wirklich, daß sie ihm gefallen wird?"

„Gefallen! Arnold müßte sehr unverständig sein, wäre sie nicht nach seinem Geschmack. So viel ich weiß, hat unser Stall in Steinbühl in den letzten fünfundzwanzig Jahren nicht die Ehre gehabt, ein solches Pferd zu beherbergen."

Otto stieß das hölzerne Thor des eben erreichten Geheges auf, und nun standen sie, dem Eingange nahe, auf dem nassen Grase, nach dem Pferde, welchem ihr Besuch galt, zwischen seinen Gefährten umherspähend. Und jetzt erblickten sie „Maraquita", unweit der Einpfählung der entgeg ngesetzten Seite, mit ihrem wohlgebildeten kleinen Kopf anmuthig auf ihres Genossen „Tabaco" breitem Rücken ruhend.

Mexicanische Pferde sind in der Regel lenksam und ihren Herren äußerst anhänglich. Als Otto und Reata den umfriedeten Platz betraten, bewegten sich fast sämmtliche dort befindliche Pferde, ein Dutzend oder darüber, gegen sie hin; einige rasch, andere bedächtig, jedes in der Weise, wie sie am besten mit seinem Charakter übereinstimmte. „Don Ramirez," die Nase sehr hoch tragend, und mit anstandsvoller Fröhlichkeit daherschreitend, war unter den Ersten. „Maraquita, Maraquita!"

rief Reata, indem sie einen Schritt vorwärts that und der Stute ein Stück sehr verführerischen weißen Brodes entgegenhielt.

Seit vierzehn Tagen, seit dem Ausflug nach S., hatte Otto „Maraquita“ nicht gesehen; und nun, da er sie beobachtete, wie sie mit langsamen, zierlichen Schritten sich näherte, wiederholte er überzeugungsvoll in seinem Innern, Arnold sei ein sehr glücklicher Geselle.

„Beinahe schade ist es,“ erwog er im Stillen, „daß solche Vollkommenheit an Steinbühl verschwendet werden soll. In meinem ganzen Regiment hat »Maraquita« nicht ihres Gleichen; der Schwarzbraun des Obersten kann es nicht mit ihr aufnehmen, und selbst dem Grauschimmel Kreislich's würde sie den Rang ablaufen. Welch ein Triumph dies wäre! Arnold ist ein glücklicher Kerl, ein überaus glücklicher Kerl!“

„Nun, Otto, hast du an »Maraquita« einen Fehler gefunden?“ fragte Reata. „Weshalb betrachtest du sie mit so starren Blicken? Sollte mit ihr etwas nicht in Ordnung sein?“

„Ich dachte nur, daß ich wollte, es gäbe hier eine zweite »Maraquita«,“ gab er lachend zurück; „denn in diesem Falle wäre ich vielleicht kühn genug, diese andere für mich zu erbitten.“

„Wie leid thut es mir, daß nicht ein einziges Pferd da ist, welches ihr gleich kommt!“ rief Reata mit wahrhaftem Bedauern. „Der »Knöcherne« wäre dir wohl kaum eben so lieb wie »Maraquita«?“ fügte sie schalkhaft hinzu. „Ich bin überzeugt, deine Tante ließe sich durch mich vermögen, ihn dir zu überlassen.“

Otto schüttelte den Kopf — ernster, als es im Augenblick gerechtfertigt schien, — und ließ seine Blicke mit voller Aufmerksamkeit über die Gruppe der Pferde gleiten. Ach, sie alle waren ihm wohl bekannt — buglahm, knieweich, von schlechter Race, an jedem ein Fehler zu finden; „Maraquita“ allein, und nur „Maraquita“, leuchtete in ihrer Vollkommenheit unter den andern hervor. „»Maraquita« oder keines!“ sagte er sich betrübt, und vielleicht sagte es auch seine Miene; denn Reata fühlte sich zu dem unwillkürlichen Ausruf gedrängt: „Ich glaube, du würdest am liebsten das Pferd für dich selbst behalten!“

Es war dies Otto's Gedanke gewesen; aber doch machte es ihn bestürzt, so schnell sich verrathen zu sehen.

„Ich kann nicht leugnen, daß ich, ganz abgesehen von seinen Vorzügen, eine große, eine besondere Vorliebe für das Thier gefaßt habe," begann er ausweichend. „Du weißt, Geliebte" – und seine Stimme klang sanft und weich —, »Maraquita« ist mit jenem Tage verknüpft, welcher der erste meines Glückes war. Sie ist eine Art von Verbindungsglied zwischen dir und mir. Es ist vielleicht thöricht," fuhr er, dreister werdend, fort; „aber ich könnte sie nicht ohne Schmerz als das Eigenthum eines Andern sehen."

Was lag auch daran, an welchen der beiden Brüder das Pferd überging? Für Arnold brachte der Verlust „Maraquita's" keine Enttäuschung; denn ihre Existenz war ihm unbekannt, und er würde nie erfahren, daß sie ihm jemals bestimmt gewesen sei.

„Doch sicherlich würde es dir nicht schmerzlich sein, sie im Besitz deines Bruders zu wissen, Otto?"

„Nun, siehst du, mein Herz, es ist doch immer nicht ganz dieselbe Sache; und überdies, da ich es eben überdenke, kann ich nicht umhin, zu meinen, daß in Arnold's Verhältnissen ein werthvolles Pferd, wie dieses, von wenig wirklichem Nutzen ist. Er braucht ein Thier zur Arbeit, nicht um damit Staat zu machen. Bei mir ist dies anders. »Maraquita« entspricht genau den Anforderungen, die an das Paradepferd eines Offiziers gestellt zu werden pflegen."

„Dann soll sie auch dein werden," sagte, den Blick nicht auf Otto, sondern gerade vor sich hin, auf „Maraquita" gerichtet, Reata mit Entschiedenheit. „Die Giraffe kann nichts dawider haben."

„Aber, Liebste, wird meine Tante mir diesen Wunsch nicht verdenken? Und ist es nicht doch vielleicht ein Arnold zugefügtes Unrecht?" fügte er bei, indem seine Miene eine ihn sehr gut kleidende Besorgniß um das Beste seines Bruders zeigte.

„Unsinn, Otto! Du selbst hast ja den Gedanken angeregt," entgegnete Reata; und als seine Augen dem Blick der ihrigen

begegneten, sah er in diesen einen leichten Schatten, der ihn erschreckte — ein Aufblitzen von Zweifel, von Erstaunen, und wenn auch im nächsten Augenblick verschwunden, war es dennoch unleugbar dagewesen.

„»Maraquita« muß dir gehören, wenn du sie zu besitzen wünschest," fuhr sie, langsam sprechend, fort. „Es wird ganz leicht einzurichten sein. Du hast das erste Recht auf sie. In diesem Licht hatte ich die Sache früher nicht betrachtet."

So war es nun beschlossen; und wenn Otto auch eine schwache Gewissensregung fühlte, war diese doch bald zur Ruhe gebracht. „Denn," überredete er sich, „es ist wohl natürlicher, daß das Pferd mir zufällt, da ich es war, der herüberkam und die Mühen der Reise nicht scheute."

Logische Schlüsse waren eben nicht Otto's stärkste Seite; aber er besaß die Fertigkeit, auch das Unlogische den Verhältnissen bequem anzupassen.

Nachdem die Entscheidung getroffen war, verstummten Beide plötzlich. Otto fühlte einige Befangenheit; er schlug mit der Reitgerte nach seinen Stiefeln und starrte den Rothschimmel an. Reata stand, mit einer Hand ihr Kleid vom feuchten Boden emporraffend, an seiner Seite und hielt den Blick auf das Gras zu ihren Füßen gesenkt. Endlich wandte sie sich, um das Gehege zu verlassen, und dies brachte Otto zu der Gegenwart zurück.

„Nein, nicht doch, Geliebte; noch wollen wir nicht nach dem Hause zurückkehren. Ich habe dir so vieles zu sagen." Sein Antlitz drückte ein so ernstes, so inniges Flehen aus, daß sie gegen ihren Willen lächeln mußte.

„Was aber sollen wir anfangen, Otto? Gern hätte ich dich noch ein Mal zu dem »Schirm des Riesen« geführt; allein es ist zu feucht, um in den Wald zu gehen, und es wäre auch jetzt zu weit für dich."

„Wir können hier einen Platz finden, wo immer es sei," sagte er, ängstlich nach irgend einem Sitze suchend. „Dort, dies wird gerade das Richtige sein" — und er wies auf ein auf dem Boden liegendes Stück eines Baumstammes, welches, theil-

weise ausgehöhlt, um als Wasserbehälter zu dienen, an seinem flachen, festen Ende einen geräumigen, ziemlich einladenden Ruheplatz bot.

Hier ließen sie sich nieder, und ihre vierfüßigen Freunde, die sich nun unbeachtet fanden, zogen sich, das Liebespaar sich selbst überlassend, bescheiden zurück.

Wirklich waren sie nun ganz allein; denn weder die um sie herum weidenden Pferde, noch Ortega, der, an dem jenseitigen Ende des Geheges an einem schadhaften Theile der Verpfählung hämmernd, in der Perspective sichtbar war, konnten als störende Elemente gelten. Nichtsdestoweniger zog Reata etwas spröde ihre Hand zurück, als Otto, wie er nun immer zu thun pflegte, dieselbe zu fassen strebte. „Nein, nein, Otto," sagte sie; „bedenke doch, daß die Stall-Leute in der Nähe sind!"

„Ich sehe nichts als ein Bruchstück von dem Rücken eines Stalljungen," entgegnete Otto, dem sichtbaren Theile von Ortega's Körper einen zornigen Blick zuwerfend. Trotzdem erneuerte er aber seinen Versuch nicht sofort; denn ihre Worte hatten sehr entschieden geklungen, und in seinem Innern regte sich etwas wie Beschämung.

„Du siehst recht ermüdet aus," sagte Reata nach kurzem Schweigen.

„Meinst du? Nun, ich hatte eine schlechte Nacht," antwortete er, heftig erröthend und mit gedrückter Stimme. Sie ließ seiner Erwiderung keine weitere Bemerkung folgen; sie erwartete etwas — erwartete es mit Spannung —, er aber wußte es nicht. Er hatte auf ein Wort der Theilnahme gehofft und sich darin getäuscht, und fordern konnte er ein solches jetzt nicht mehr. Seltsam genug — es gab Augenblicke, da er sich in ihrer Gegenwart befangen fühlte, da er sie nicht verstand und die ihm eingeräumten Rechte nicht anzusprechen wagte. Zudem war eben jetzt seine Gemüthsruhe durch die Zweifel, die ihn bedrückten, gestört. Nur durch eine Frage geradehin oder eine auf Umwegen erreichte Aufklärung konnte die Sorge von ihm genommen

werden. Klugheit und Zartgefühl geboten das letztere Vorgehen; doch war für dieses einige Gewandtheit erforderlich.

Er blickte Reata an, als versuche er in ihren Zügen zu lesen, wie die schwierige Erörterung am leichtesten anzubahnen sei. Mit im Schooße gefaltenen Händen auf dem Baumstamme sitzend, den Kopf etwas zurückgeneigt und die Augen träumerisch über das Gehege und die Einzäunung hinweg dem Grün des Waldes zugewendet, erschien sie als die Verkörperung des Begriffes der Vornehmheit. Gestalt und Stellung, selbst die Haltung ihres Kopfes deuteten auf die vornehme Geburt und Erziehung hin, deren Einfluß auf äußere Erscheinung er sonst zu leugnen pflegte, die aber hier, wie er meinte, unverkennbar zum Ausdrucke kam. War es nicht Wahnsinn, noch einem Zweifel Raum zu geben? Unmöglich konnte sie andern als edeln Herkommens sein. Gänzlich überflüssig wäre es, sie erst darüber zu befragen; aber immerhin mußte es geschehen, — und Otto versuchte sich zu überreden, daß er der Antwort mit Zuversicht entgegensehe.

„Wie oft schon habe ich, da du es wünschtest, dir von meiner Familie erzählt," hob er in scherzhaft sein sollendem Tone an. „Nun ist die Reihe zu fragen an mir, Geliebte; denn bisher hast du mir ja nicht das Mindeste über deine Verwandten mitgetheilt."

Bei seinem ersten Worte schwand der träumerische Blick aus Reata's Augen. Ihr Geist mußte in weiten Fernen gewesen sein; denn sie schrak leicht zusammen und streifte ihn mit einem raschen Seitenblick, welchen er, da sein Kopf abgewendet war, nicht bemerken konnte; noch auch sah er die schnell wechselnde Färbung ihrer Wangen, die bald erbleichten, bald in tiefem Roth erglühten.

„O, mit mir ist es auch etwas ganz anderes," antwortete Reata sogleich; „ich habe nichts zu erzählen. Du weißt, daß ich völlig allein stehe. Ich habe weder Brüder noch Schwestern, und selbst von meiner Mutter weiß ich nichts zu sagen."

„Aber doch wohl von deinem Vater, Liebste. Willst du es nicht? Mir ist, als hätte meine Tante seiner erwähnt," sagte Otto, etwas verwundert über den Ungestüm, der sich in ihren Worten kundgab. „Du weißt wohl, daß alles, was dich betrifft, von höchstem Interesse für mich ist."

„Ja, ich erinnere mich meines Vaters," erwiderte sie, etwas ruhiger geworden.

„Sein Name ist ohne Zweifel ein deutscher, wenngleich ein eigenthümlicher. Ich hörte ihn hier zum ersten Mal."

„Erscheint er dir eigenthümlich? Mir nicht; aber freilich bin ich an ihn gewöhnt."

„Wie wirst du dich wohl an deinen neuen Namen gewöhnen?" warf er ein, neuerdings bemüht, seine Worte als Scherz erscheinen zu lassen. „Wie wird es dir gefallen, Reata Bodenbach genannt zu werden?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie, das Antlitz abwendend.

Der Beginn war nicht ermuthigend. Reata schien abgeneigt zu sein, ihre Familienverhältnisse zu besprechen. Konnte sie seine Beweggründe errathen haben? Otto kam darüber nicht in's Klare, ob sie die Bedingungen des Testamentes kannte oder nicht. Jedenfalls mußte er weiter forschen; es war ihm unmöglich, die peinliche Ungewißheit noch länger zu ertragen.

„Erinnerst du dich des Tages im Walde, da du so sehr über mich lachtest?" begann er, einen muntern Ton anschlagend. „Jetzt wirst du mich lehren müssen, deinen Namen richtig auszusprechen. Willst du es thun, meine einzig Geliebte? . . . Es ginge doch wohl nicht an, bezüglich des Namens meiner Braut ein Versehen zu begehen," setzte er mit Ueberzeugung hinzu.

„Mein Name ist sehr leicht auszusprechen," sagte sie, ohne auf seinen bittenden Blick Rücksicht zu nehmen.

„Dennoch möchte ich, daß du mich dies lehrtest. Ich bin so ungeschickt in solchen Dingen. Wohl weiß ich, daß der Name »Lackenegg« ist; doch ist mir unbekannt, welche Silbe betont werden muß."

„Die erste, selbstverständlich," entgegnete sie etwas ungeduldig. „In dem Aussprechen dieses Namens liegt keinerlei Schwierigkeit, glaube es mir."

„Lackenegg also. Laß mich den Namen nur ein Mal hören, dann ist er mir fest eingeprägt."

„Nein, Otto, das ist Thorheit! Du weißt wohl, daß es gänzlich unnöthig ist."

Otto fühlte, daß es klüger sei, von dem Drängen abzustehen; doch bis jetzt hatte er nichts erfahren, und vielleicht fand er keine solche Gelegenheit mehr.

„Im vergangenen Jahre begegnete mir in Baden ein Baron Lackenegg," sagte er mit der studirten Sorglosigkeit des Anglers, der einen Köder auswirft. „Einer deiner Verwandten ohne Zweifel? Wie wenig dachte ich damals . . ."

„Nein, zuverlässig kein mir Verwandter," unterbrach ihn Reata mit Entschiedenheit. „Es wäre dies unmöglich."

„Weshalb?" fragte er wieder.

„Es wäre unmöglich, durchaus unmöglich," wiederholte sie, sich von ihm abwendend und mit der Hand in dem trüben Regenwasser im Troge plätschernd. Die langen Wimpern, welche ihre Augen beschatteten, verbargen jetzt ein neues Gefunkel; die dunkeln Sterne wollten wie belustigt aufleuchten inmitten der ernsten Erwägungen, die Reata's Seele erfüllten.

„Vielleicht eine sehr entfernte Verwandtschaft, eine dir unbekannte?" meinte Otto.

„O nein. Ich habe keine Verwandten, welche Barone Lackenegg sind" — das Wort Barone wurde leicht von ihr betont.

„Nun gut; lassen wir für alle Fälle den Baron bei Seite und kehren wir zu deinem Vater zurück. Er hielt sich lange Zeit in Mexico auf?"

„Ja, lange Zeit."

„Allein sein Vater, Herrn Lackenegg's Vater, war wohl nicht ebenfalls ausgewandert?" fuhr Otto mehr im Tone einer bestimmten Voraussetzung als einer Frage fort.

Schon war er dem gefährlichen Punkte zu nahe gekommen, um noch zurückweichen zu können.

„Nein; er brachte sein ganzes Leben in Europa zu," gab sie zurück und fügte dann mit unterdrücktem Lächeln bei: „er war dort wohl bekannt, so viel ich weiß."

Lebhaft und triumphirend blitzte Otto's Auge auf — er stand vor der Entscheidung. „In irgend einer hervorragenden Stellung," dachte er, innerlich dankerfüllt.

„Gewiß, gewiß," sagte er laut. „Er gehörte wohl der Armee an?" fragte er dann.

„Nein, er war nicht Soldat," erwiderte sie leichthin. „Sein Beruf lag in einer gänzlich andern Sphäre. Er war Professor — in dem eigentlichen Sinne des Wortes."

„Oh!" sagte Otto etwas bestürzt; aber in der nächsten Secunde faßte er frischen Muth, denn er erinnerte sich der Ehren und Titel, welche den Männern der Wissenschaft in so reichem Maße zu Theil zu werden pflegen. Es war anzunehmen, daß die Verdienste eines wohlbekannten Professors durch die Verleihung des Adels belohnt worden sein konnten, und das an den Namen angehängte Wörtchen „von" war es ja allein, dessen es bedurfte, um Otto's Glück vollkommen zu machen.

„Wo . . . wo hatte . . ." fing er an, in der Absicht, zu fragen, wo des Professors Katheder gestanden habe, aber unsicher wegen der zu wählenden Redewendung.

„Wo er seinen Beruf ausübte?" vervollständigte Reata bereitwillig. „In Heidelberg."

„Ach ja — die Universität," war Otto's gewandte Erwiderung. „War es Mathematik, Philosophie oder . . ."

„O nein, nicht an der Universität," unterbrach Reata ihn abermals, „und weder Mathematik noch Astronomie, sondern einfach — das Tanzen."

„Tanzen!" kam es wie ein Echo von Otto's Lippen, indem er das Mädchen ungläubig anstarrte.

„Er war Tanzmeister; verstehe mich doch!" wiederholte sie mit fast eigensinniger Betonung.

„Ein Tanzmeister! Dein Großvater ein Tanzmeister!“ rief er erblassend. Die Ueberraschung war zu plötzlich gewesen, und die Worte entflohen, ehe er Zeit hatte, sich zu fassen. Sie antwortete, ohne ihn ihr Gesicht sehen zu lassen, nur mit einem leichten Achselzucken.

„Und wann,“ fragte Otto mit einer Stimme, welche trotz aller Anstrengung seiner Willenskraft heiser klang, „wann geschah es, daß Herrn Lackenegg's Namen das »von« angefügt wurde? Nicht als ob diese Dinge den geringsten Werth für mich hätten,“ fuhr er mit einem mißglückten letzten Versuch, scherzend zu sprechen, fort; „aber die Gesellschaft fordert, daß man über derlei unterrichtet sei. Recht albern, nicht wahr?“

Es stand klar vor seinem Bewußtsein, daß er mit ungeschickter Uebereilung vorging; doch der qualvollen Spannung mußte ein Ende gemacht werden. Lieber, als diese Pein noch länger zu erdulden, wollte er auf Einen Wurf alles wagen.

Sie antwortete nicht sofort. Die Frage mochte der Ueberlegung eines Augenblickes bedürfen. Vielleicht war ihr der Zeitpunkt nicht genau erinnerlich. Kaum zwanzig Secunden währte die Pause; ihm aber schien sie zwanzig Stunden lang. Der Hammer Ortega's schlug drüben auf die Balken der Umpfählung den Tact zu Otto's ungestümen Pulsen.

Reata hob ihre Hand aus dem Wasser empor und beobachtete die Tropfen, welche, von ihren Fingern herabfließend, in den Trog zurückfielen.

„Wann?“ wiederholte sie langsam. „Ei, niemals, wie sich von selbst versteht. Dem Namen »Lackenegg« ist nie ein »von« angefügt, kein Mitglied dieser Familie jemals in den Adelstand erhoben worden, noch ist, meines Wissens, auch für die Zukunft die mindeste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden.“

Otto hatte das Gefühl, als wären die von Reata's Hand herabsinkenden trüben Wassertropfen erstarrend auf sein Herz gefallen. Die tödtliche Blässe ausgenommen, welche sich über sein Antlitz verbreitete, verrieth kein äußeres Zeichen seine Gemüthsbewegung. Die Erregung der letzten Minuten hatte plötz-

lich aufgehört, war in dem Augenblick gewichen, als die Spannung endete. So deutlich hatte Reata gesprochen, ihre Worte so klar zusammengefaßt und diese mit Absicht, wie es schien, so nachdrücklich betont, daß jede Hoffnung, es könne ein Irrthum vorwalten, ausgeschlossen blieb. Kein Zweifel war mehr möglich; er mußte sich sagen, daß er einer Thatsache gegenüber stand. Er hatte die Antwort gefunden auf seine Frage der letzten Nacht — es war ihm bestimmt, in Armuth weiter zu leben.

Er mühte sich ab, eine Phrase zu drechseln, eine Bemerkung, eine neue Frage — irgend etwas, um von dem Gegenstande loszukommen und seine Erschütterung zu verhehlen. Reata aber wandte sich, indeß er langsam seine Gedanken sammelte, mit einem plötzlichen Impuls weiblicher Milde gegen ihn und legte ihre Hand in die seinige.

„Sprechen wir von etwas anderm, Otto," sagte sie sanft. „Ich war heute recht verdrießlich, und dies ist an diesem letzten Tage unseres Beisammenseins doch unfreundlich von mir."

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Vergessen war jetzt das Stallgesinde, und glücklicherweise hatte auch Ortega, außer Sicht gerückt, sich zu tief in seine Arbeit versenkt, um an's Spioniren zu denken.

Ein Wonneschauer flog, das Gefühl der Kälte und Betäubung verjagend, durch Otto's Adern. Seine Sorgen, seine Herzensangst, das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, alles zerfloß vor dem Strahl ihrer Liebe, wie Gespenster vor der Helle des Tages.

„Otto, wann — o wann werden wir uns wiedersehen?" hauchte sie.

„Bald, Geliebte, bald. Wie könnte ich lange ohne dich sein?"

„Und wird deine Liebe dieselbe bleiben? Bist du auch dessen gewiß, Otto?" fragte sie mit bebender Stimme. „Du vergissest, daß du dich nicht erprobt hast," fuhr sie, seine Betheuerungen unterbrechend, fort; „seit du mich liebst, warst du mir ja nie fern. Wirst du oft an mich denken? — an jedem Tage — in jeder Stunde ... ."

„In jeder Minute!“ sagte Otto mit Wärme.

Sie antwortete durch ein Lächeln; dann flüsterte sie weich: „Und so auch ich.“

„Otto,“ sagte sie plötzlich, indem sie sich aus ihrer hingegossenen Lage rasch aufrichtete, „glaubst du, daß meinem Gefühl die Tiefe fehlt?“

„Welch ein Einfall, Geliebte!“

Mit ernstem, sinnendem Ausdruck waren ihre Augen auf sein Antlitz geheftet, und in ihren Wimpern zitterte eine Thräne. „Auch ich kann es nicht glauben; ich hoffe, es ist nicht so,“ sagte sie leise. „Die Mexicaner gelten für oberflächlich und seicht, und ich bin eine Mexicanerin, wie du weißt.“

Otto blickte sie an. Er sah die tiefe Bewegung ihres Innern aus ihren Augen leuchten, sah das Zucken ihrer halb geöffneten Lippen und dachte: „Eben so gut könnte man fragen, ob ein Vulcan kalt oder ein Meer trocken sei.“

16.

Die Stadt Rzeszów in Ost-Galizien, in deren Weichbild das Husaren-Regiment, welchem Otto angehörte, eben in Garnison lag, ist ein Ort, der nicht gänzlich der Naturschönheit entbehrt, an gesellschaftlichen Ressourcen dagegen und dem, was mit dem Namen „Vergnügungen“ bezeichnet zu werden pflegt, unendlich wenig bietet.

Eine unbedeutende, dicht bewaldete Hügelkette senkt ihre Abdachung bis an den Rand eines schmalen, eine deutsche Meile langen See's herab, welchen in nächster Umgebung der Stadt ein breiter, von alten Ulmen beschatteter Damm in festen Banden hält. Von dem niedersten der Hügel blickt ein malerisch aussehendes altes Klostergebäude auf die wenigen zerstreuten Straßen und den einzigen „Platz“ des Ortes nieder, zwischen dessen Häusern hohe grüne Pappeln in unregelmäßigen Reihen und

Gruppen emporragen. In all' diesem liegt nichts Störendes, und abgesehen von dem während der Hälfte des Jahres andauernden grundlosen Zustand der Straßen in und außerhalb der Stadt und dem das ganze Jahr hindurch die feinere Empfindung beleidigenden Anblick zerlumpter, auf niedergetretenen Schuhen einherschleifender Juden, kann Rzeszólów fast ein angenehmer Aufenthalt genannt werden, trotz seiner zwanzig Meilen betragenden Entfernung von der nächsten Eisenbahn-Station.

Dies ist der Ort, an den Otto binnem Kurzem zurückkehren sollte, welchem er in der That in diesem Augenblicke über den Atlantischen Ocean hinüber zustrebte.

Jetzt, da seine Urlaubszeit zu Ende ging, begannen seine Kameraden, sowie die ganze Gesellschaft Rzeszólów's die Möglichkeit seiner Rückkehr in's Auge zu fassen. Bis dahin war einstimmig angenommen worden, daß Otto nie wieder auf dem Schauplatze erscheinen würde, wenngleich es in der allgemeinen Meinung nicht völlig feststand, ob seine plötzliche Abreise eine unvermeidlich gewordene Flucht, oder der erste Schritt zu irgend einer neuen, glänzenden Stellung gewesen sei.

„Es ist ganz unbegreiflich!" sagte Langenfeld eines heißen Juli-Nachmittags; „seine Freunde konnten wahrlich eine auf seine Pläne bezügliche Andeutung von ihm beanspruchen. Auch mein Brief hätte eine Antwort verdient" — und der Lieutenant drehte, tief verletzt aussehend, an seinem Schnurrbart, augenscheinlich meinend, daß die von seiner Seite aufgewendete, ungewohnte Anstrengung des Briefschreibens einiger Anerkennung werth gewesen wäre. Langenfeld war nach Snyhinice gekommen, um die Familie des Grafen Przeszechowski zu besuchen. Er richtete die erwähnten Bemerkungen an eine hochgewachsene schlanke Dame, welche, in einem Schaukelstuhl zurückgelehnt, das Gespräch ziemlich gleichgültig unterhielt. Diese Dame war Comtesse Halka, die einzige Tochter des Hauses. Ihre Gestalt war von ungewöhnlicher Höhe und Schmächtigkeit; ihre Größe hätte als Fehler und ihre Zartheit als Magerkeit erscheinen müssen, wäre ihr nicht der weibliche Scharfsinn zu Hülfe gekommen, der

so häufig, die künstlerische Empfindung ersetzend, solche Mängel verbergen lehrt.

Ihr Haar war blond, nicht golden, noch hellbraun, noch auch gelb, sondern von einer bleichen, matten Tinte, die nicht Farbe genannt werden kann, weil solcher Haare hauptsächliches Merkmal der Mangel an Färbung ist.

Ihre fein geschnittenen Züge waren fast etwas scharf; ihre Augen, hellgrau und klar, besaßen die Durchsichtigkeit des Glases; gut gezeichnete Brauen von der unschönen Mattigkeit des Haares, eine schmale, gebogene Nase und feine Nasenflügel, welche ihrem Antlitz einen Anstrich von stolzer Vornehmheit gaben. Ihr Mund war einer derjenigen, die bestimmt scheinen, stets geschlossen zu sein; doch dann erschienen die Lippen zu dünn, und deshalb hatte Comtesse Halka die Gewohnheit angenommen, sie ein klein wenig geöffnet zu halten.

Der Eindruck, welchen ihr Aeußeres zuerst hervorrief, war ein zweifacher. Ein Mal der von etwas Verblichenem und noch fortwährend Verbleichendem; doch seltsamerweise zeigte die Wirkung dieses Vorganges sich als eine dem Auge höchst wohlgefällige. Alles schien sanft und harmonisch und in gleichem Maße zu erbleichen; die Gesichtsfarbe, das Haar und selbst die Augen, welche tiefer blau als jetzt gesehen zu haben, ihre Bekannten aus früherer Zeit sich erinnerten. Außerdem regte ihr Aussehen die Vorstellung an, daß sie einige Jahre früher sehr schön gewesen sein müsse; es war dies jedoch nicht der Fall. Noch jetzt, in ihrem siebenundzwanzigsten Jahre, hatte sie nichts von dem Reiz ihrer ersten Jugend verloren; denn ihre Schönheit lag in ihrer Anmuth, ihrem Benehmen, ihrer Haltung und in gewissem Grade auch in ihrem Geschmack. Als sie zwanzig Jahre zählte, war weder ihre jetzige Anmuth gewonnen, noch ihr Geschmack gereift gewesen.

Im Ganzen war ihre Erscheinung eine auffallende; sie überraschte durch die über sie ausgegossene tiefe Ruhe. Jede Bewegung, jedes Thun, jedes Wort war ruhig wie der Gang eines wohlgeordneten, jeder Störung unzugänglichen Mechanismus.

Ihr Wesen konnte nicht als matt oder phlegmatisch bezeichnet werden; um so zu scheinen, war es ein zu gewandtes, und auch Trägheit oder Pedanterie sprach sich darin nicht aus. Keine andere Bezeichnung war hier gleich zutreffend, wie die unendlicher Ruhe.

Nie sprach sie schnell oder mit erhobener Stimme, und wenn sie lachte, geschah es leise und sanft. Nie ging sie mit beschleunigten Schritten oder bewegte sich übereilt. Im Allgemeinen galt sie für natürlich; nur einige Wenige behaupteten, sie scheine nur so, weil sie die Affectation als eine Kunst betreibe. Vielleicht in Folge davon, daß ihre Erziehung in einem ihrem Vaterlande fernen französischen Pensionate vollendet worden war, hatte sie nichts von der Geziertheit, welche ihren Landsmänninnen so häufig eigen ist.

Comtesse Halka's Anblick wirkte kühlend an einem Sommer-, und erstarrend an einem Wintertage. Heute, auf der Höhe des Sommers, fühlte Langenfeld sich erfrischt und entzückt. Ausnehmend vortheilhaft sah sie eben aus. Sie trug ein Kleid von dunkelblauem, dünnem Leinenstoffe, und einige abgebleichte Kornblumen, wie Langenfeld solche auf den steinernen Kreuzen am Straßenrande gesehen hatte, schmückten ihr Haar.

„Baron Bodenbach's Stillschweigen befremdet mich nicht," sagte Halka, Langenfeld's Bemerkung beantwortend; „es war kaum von ihm zu erwarten, daß er sich der hier zurückgebliebenen Freunde erinnern würde."

Sie sprach völlig gelassen; aber ein kaum wahrnehmbarer rosiger Hauch überzog ihr Antlitz.

Langenfeld knirrschte innerlich ergrimmt mit den Zähnen. „Niemals werde ich sie dahin bringen, sich zu verrathen," dachte er unmuthig. „Ich hätte besser daran gethan, sie durch plötzliche Erwähnung seines Namens zu überraschen."

Allein dies war leichter in der Theorie als in der Praxis auszuführen; denn die Dame — eben nur um zu sehen, ob sie erbleichen oder in Ohnmacht sinken würde — mit der raschen

Frage anzufallen, ob sie Bodenbach's noch gedenke oder auf seine Rückkehr sich freue, wäre ja unmöglich gewesen.

Und selbst diese plötzliche Frage hätte wahrscheinlich ihren Zweck verfehlt. Von je her war Halka unergründlich in ihrer heitern Ruhe.

Als ganz junges Mädchen hatte sie einst die Neugier aller forschenden Augen und geschwätzigen Zungen der Nachbarschaft in hohem Grade irre geführt.

Mit einem Grafen A., einem in glänzenden Verhältnissen lebenden Manne, verlobt, kam es wenige Wochen vor ihrer Vermählung zu ihrer Kenntniß, daß der Graf, welcher in Folge eines unbedeutenden Streites zum Duell gefordert worden war, dieses unter dem Vorwande, daß die Sache keines Kampfes werth sei, abgelehnt habe. Noch in derselben Stunde sandte Comtesse Halka dem Grafen ihren Verlobungsring zurück mit der Botschaft, daß ein Mann, der einen Kampf nicht wage, nie ihr Gatte werden könne. Tief verletzt stellte der Graf sich nun seinem Gegner und trug eine leichte Wunde davon, doch zu spät, um die verlorene Braut wiederzugewinnen. Des allgemeinen Aufsehens ungeachtet, welches das Ereigniß erregte, erschien Comtesse Halka an dem Abend nach dem Duell auf einem großen Balle bei dem Statthalter der Provinz. Wie immer mit tadelloser Eleganz gekleidet und ruhiger und unbefangener als je blieben anscheinend die zahllosen Augen, die jeder ihrer Bewegungen folgten und jeden Ausdruck ihres Gesichtes zergliederten, von ihr gänzlich unbemerkt. Ob sie in spätern Jahren, als keine so vortheilhafte Heirath sich mehr darbot, ihre Strenge bereute, wurde niemals bekannt. Gewiß ist, daß nie ein Wort des Bedauerns über ihre Lippen kam. Zwei Jahre vor der jetzigen Zeit hatte der plötzliche Tod ihrer beiden Brüder, welche einem Eisenbahn-Unglück zum Opfer fielen, ihre Verhältnisse erheblich verändert. Sie war nun die Erbin eines Vermögens, welches, wenn auch nicht von sehr bedeutendem Umfange, doch hinreichte, um sie für jeden Bewerber zu einer wünschenswerthen Partie zu machen.

Langenfeld hätte Grund gehabt, anzunehmen, daß jeder Versuch, sie durch Ueberraschung zu einer Aeußerung ihrer Gefühle zu veranlassen, als vergeblich sich erweisen müsse.

„Die meisten meiner Kameraden glauben nicht an seine Rückkehr," sagte er, seine Augen mit einer Art von mürrischer Befriedigung auf Halka's Antlitz heftend.

„Wirklich?" erwiderte sie, indem ihre langen, weißen Finger eine der in ihrem Haar lose befestigten Kornblumen zurecht steckten. „Es wäre nicht zu verwundern, wenn Ihre Kameraden Recht behielten. . . . Wünschen Sie nicht irgend eine Erfrischung, Lieutenant Langenfeld?" fügte sie abbrechend hinzu, durch eine leichte Veränderung ihres Tones andeutend, daß sie über diesen Gegenstand Weiteres nicht zu hören wünsche; „der Ritt auf der staubigen Straße muß Ihre Kehle trocken gemacht haben."

„Wäre ich an seiner Stelle . . ." fing Langenfeld, ihre Worte nicht beachtend, ungestüm wieder an; doch der Ausdruck ihrer, kaltes Befremden verrathenden Augen verhinderte ihn, fortzufahren, und in demselben Augenblicke fühlte er einen freundlichen Schlag auf seine Schulter, dem unmittelbar darauf die Begrüßung eines sich mit geräuschvoller Heiterkeit zu der Gruppe gesellenden Mannes folgte, welcher, den Lieutenant umarmend, diesen nach polnischer Sitte auf beide Wangen küßte. Dieser Mann war Langenfeld wohlbekannt, und in der That war er dies ebenso in diesem ganzen Theil Galiziens. Er nannte sich Borabembski. Trotz der sechszig oder fünfundsechszig Jahre, die er zählte, hatte seine Gesichtsfarbe ihre Frische und sein Haar seine Schwärze bewahrt. Besitzt ein Mann von diesem Alter noch schwarzes Haar, so sind die Menschen meist so gütig, zu verstehen zu geben, daß es gefärbt sei; niemals jedoch war in Bezug auf Borabembski eine ähnliche Bemerkung gehört worden. Es lag etwas so Unwiderstehliches in seiner offenen Miene, etwas so überzeugend Ehrliches in seinem einfachen Wesen und überdies etwas so ungekünstelt Sorgloses — um es so mild als möglich auszudrücken — in seiner Kleidung, daß es unmöglich gewesen wäre, ihn geckenhafter Täuschungen zu verdächtigen.

Wie sein Geist, sträubte sich eben auch sein Haar gegen das Altwerden. Trotzdem war er ein alter Mann; wenn nichts anderes, legte doch die Zahl seiner Jahre Zeugniß dafür ab. Er machte kein Geheimniß aus seinem Alter, erwähnte dessen wohl auch in den ersten fünf Minuten gegen eine neue Bekanntschaft, und doch konnte man ihn nicht alt nennen; es paßte so gar nicht für ihn; höchstens konnte man zugeben, daß er ein alter Knabe sei. Er war von hoher, oder vielmehr mächtiger Gestalt; denn alles an ihm war nach einem ungeheuern Maßstabe gebildet. Sein Kopf würde auf jeden andern als seinen eigenen Schultern riesenhaft erschienen sein; seine Füße machten den Eindruck eines auf dem Boden liegenden Ellenmaßes. Für nervöse oder zarte Menschen war sein Händeschütteln eine Pein; es verursachte die Empfindung, als würden alle Knochen zerdrückt und zerbrochen, und wer eben einen Ring trug, bedurfte einiger Selbstbeherrschung, um den erduldeten Schmerz zu verbergen. Borabembski's Hände erfreuten sich eines besondern Rufes; sie galten dafür, aus jenem Zeitalter zu stammen, da die Menschen Ochsen zu heben, Thürme niederzuwerfen oder ähnliche kleine Heldenthaten mit ihren Fäusten auszuführen pflegten.

Zu vielen Anekdoten hatten seine Hände Anlaß gegeben. Eine der am häufigsten wiederholten besagte, er habe einst während eines Aufstandes, allein auf einem verlorenen Posten, zahlreichen auf ihn eindringenden Feinden Stand gehalten und sich endlich befreit, indem er, die Köpfe zweier seiner Bedränger erfassend, dieselben so wuchtig gegen einander stieß, daß die Beiden leblos zu Boden fielen.

Ueber seine persönliche Erscheinung wäre nur noch zu erwähnen, daß er etwas zur Beleibtheit hinneigte, was indessen in Folge der Mächtigkeit aller Contouren verschwand; daß er schwarze Augen und einen schwarzen Schnurrbart hatte, und in tiefem Basse sprach. Weder rauh noch roh war seine Stimme, nur volltönend und gutmüthig. Desgleichen schienen auch die Runzeln in seinem Gesichte eher die Tummelplätzchen des Humors, als Altersfurchen zu sein.

Nie war über Borabembski ein unfreundliches Wort zu hören, und dies kam wohl daher, daß er nie ein solches über irgend Jemand äußerte. Er stimmte nicht immer mit den Ansichten Anderer überein und war nicht geschickt darin, zu Gunsten seiner Freunde Vertheidigungsgründe anzuführen oder den Gesprächsgegenstand leicht bei Seite zu schieben; aber er lehnte es durchaus und mit Entschiedenheit ab, sich an übeln Nachreden zu betheiligen, und stellte allen Argumenten sein festes Vertrauen entgegen, es wolle Niemand in dieser Welt wirklich das Böse. Wo er nicht mit Wärme pries, war sicher ein Häkchen vorhanden, und schwieg er gar, so konnte die besprochene Persönlichkeit getrost als zu den Ruchlosen gehörend verurtheilt werden.

Aus dem Gesagten könnte der Leser den Eindruck empfangen, Borabembski sei ein alter Thor gewesen; allein dies wäre völlig irrig, denn trotz seiner Harmlosigkeit und obgleich ihm der sogenannte Welttон abging, gab es nur Wenige unter seinen Landsleuten, die ihn an Schärfe des Verstandes und Sicherheit des Urtheiles übertrafen. Er schien in gewisser Weise allgemeines Eigenthum zu sein. Auf viele Meilen in der Runde war er überall zu Hause, und gleichfalls auf viele Meilen in der Runde der glücklichste Mensch; denn er fühlte sich von allen Einrichtungen der Vorsehung und der Welt vollkommen befriedigt. Er bewirthschaftete ein kleines Gütchen, welches er von dem reichen Fürsten R. in Pacht genommen hatte, war an jedem Morgen um vier Uhr schon an der Arbeit, und gestattete ihm seine Tagesmühe eine kurze Erholung, so machte er sich in stürmischer Eile in einem rüttelnden, federlosen Wagen auf den Weg, um seine Freunde zu besuchen und sich möglichst zu vergnügen. Oft auch waren diese in jedem Wetter unternommenen Reisen gewissermaßen Geschäftsreisen. Gab es, wo immer auch, wenn nur erreichbar, einen Familienstreit, eine Geldfrage oder eine Schwierigkeit in Liebesangelegenheiten, so war es Borabembski, der zu Hülfe gerufen wurde, und immer hatte er Erfolg, selbst in den ernstesten Fällen. Es war vorgekommen, daß bei Gelegenheiten, wo über große Geldsummen Streit entstand und ein Proceß

unvermeidlich schien, beide Parteien sich darüber einigten, Borodembski's Ausspruch zu vernehmen, und sich dem von ihm gefällten Urtheil willig unterwarfen. Für das ganze Land war er Friedens- und Heirathsstifter und Pathe jedes zweiten Kindes, dem man begegnete. Es schien, als wäre er zu großherzig, um für seine Zuneigung Unterscheidungen zu kennen; dieselbe umfaßte alle Menschen ohne Unterschied: Fremde, die er zum ersten Male sah, und langjährige Freunde.

„Wären Sie an seiner Stelle — sagten Sie, als ich zu Ihnen trat, junger Mann — weshalb von einer andern als dieser gegenwärtigen Stelle sprechen?" Und mit wohlwollender Geberde winkte er Halka zu, die sich mit kaltem Lächeln entfernte. „Bekennen Sie, mein Sohn; ich weiß, an wessen Stelle Sie zu sein wünschten." Dann, als Langenfeld etwas Unverständliches murmelte, fügte Borodembski mit launiger Verschmitztheit hinzu: „Sehen Sie nach dem Besten Ihres Freundes, junger Mann. Es ist hohe Zeit, daß er zurückkehre, um selbst danach zu sehen. Die Geduld einer Frau darf nicht zu hart auf die Probe gestellt werden. Wie wäre es, wenn er heimkäme und Kreislich wieder an seinem Platze fände?"

Dies bezog sich auf einen wichtigen Abschnitt in Otto's Leben. Schon ein Mal früher war dieser Mann an seinen Platz getreten, und hierin lag der geheime Grund der zwischen ihnen bestehenden Spannung, einer Spannung, welche das Vorkommniß, durch welches sie entstand, weit überlebte. Es war nichts Tragisches oder Romantisches gewesen, nichts als die alte, alltägliche Geschichte von einer werthlosen Frau, welche, der heißen, aber unfruchtbaren Anbetung eines in ihren Netzen gefangenen Jünglings müde, diesen für einen reifern Mann verließ, der seiner Ergebenheit durch reelle Anerbietungen Nachdruck zu verleihen im Stande war. Trotz seiner Jugend hatte Otto schnell die Schalheit jenes Idols erkannt, und die Enttäuschung an sich selbst würde ohne den mit derselben verbundenen Stachel der Demüthigung wohl keine dauernde Wunde hinterlassen haben. Doch es lag nicht in seiner Natur, eine seiner Eitelkeit zugefügte Be-

leidigung zu vergeben, und noch weniger eine solche, die ihn dem Spotte seiner Kameraden preisgab. Er lernte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Allmacht des Reichthums kennen; seine Anlagen befähigten ihn dazu, sie rasch zu begreifen, — zugleich aber lernte er den Mann, der ihn verdrängte, hassen und beneiden.

Die Einzelheiten dieser begrabenen Geschichte waren Langenfeld nicht bekannt; doch kannte er deren Umrisse eben so genau als Borabembski, und in seinem Innern mußte er sich sagen, daß, wofern es so käme, wie es der alte Herr andeutete, für alle Betheiligten die unangenehmsten Situationen sich ergeben würden.

17.

Nicht mit einem einzigen Worte hatte Otto seinem Regimente Nachricht von sich gegeben, bis endlich ein kurzes, von Krakau abgesendetes Telegramm sein unmittelbar bevorstehendes Eintreffen in Rzeszów anzeigte. Die Wirkung dieses Telegramms war die einer in der Stadt einfallenden Bombe. Die durch dasselbe hervorgebrachte Aufregung hatte indeß eine kleine Beimischung von Verdruß; denn ein so mattes Ende einer, von Jedermann im Lichte des Wunderbaren und Geheimnißvollen gesehenen Unternehmung, war eine recht fühlbare Enttäuschung. Es blieb der Eindruck vorherrschend, daß Otto irgendwie die ihm vom Schicksal gebotenen Chancen durch eigene Schuld versäumt haben müsse. Auch sein persönliches Erscheinen war nicht geeignet, diese Annahme zu erschüttern, um so mehr, als er durchaus nicht geneigt schien, die offen an den Tag gelegte Neugier einiger seiner Kameraden zu befriedigen. Keine freiwillige Mittheilung kam über seine Lippen, und auf alle an ihn gerichteten Fragen hatte er nur Antworten von lakonischer Kürze.

Ursprünglich beabsichtigte Otto, die ersten Wochen nach seiner Heimkehr in Steinbühl zuzubringen; doch während der Seereise

war er nach langen Stunden des Nachdenkens zu dem Entschlusse gekommen, von diesem Plane abzugehen. Ein unüberwindliches Widerstreben und die Besorgniß, daß das Geheimniß seiner Neigung verrathen werden könnte, hielt ihn eben jetzt der Heimath fern. Wie es nun stand, waren Fremde oder wenigstens Gleichgültige die Umgebung, die ihm am meisten zusagte; es sollte noch etwas Zeit vorübergegangen sein, bevor er dem ruhig prüfenden Blicke Arnold's begegnete.

„Als ich kürzlich in Snyhinice einen Besuch machte, erkundigte man sich lebhaft nach dir," sagte Langenfeld, der einige Stunden nach Otto's Ankunft denselben beim Abendessen traf. „Du lässest dich wohl bald dort sehen?"

„Ich habe nicht im entferntesten die Absicht, jemals wieder hinzugehen," lautete die unerwartete, mit solcher Schärfe gegebene Antwort, daß Langenfeld in höchster Verwunderung von seinem Teller aufsah.

Trotz aller Verstimmung genoß Otto einen Augenblick freudigen Triumphes, als „Maraquita" seinen Kameraden vorgeführt wurde. Mit Entzücken war er Zeuge ihres unverhohlenen Erstaunens und ihrer laut ausgesprochenen Bewunderung. Seine Empfindungen waren schon um ihrer Neuheit willen beglückend; denn bis dahin hatte Otto nie etwas besessen, das für Andere ein Gegenstand des Neides hätte werden können. Bei seiner hohen Würdigung aller Annehmlichkeiten und Verschönerungen des Lebens und seiner noch höhern des Reichthums, welcher jene beherrscht, war dies für ihn ein schweres Leid gewesen. Zudem hatte er eine große Vorliebe für Pferde, und oft, wenn einer seiner Kameraden mit einem neuen Ankauf paradirte, hatte der Gedanke, daß er hiermit niemals an die Reihe kommen würde, recht bittere Gefühle in ihm wachgerufen. Und nun war die Reihe auch an ihn gekommen, und in so glänzender Weise! Edele Pferde waren selten, und die Mittel, sich solche zu verschaffen, noch seltener, und seit langer Zeit hatte Niemand im Regimente ein Pferd von „Maraquita's" Vorzügen sein Eigenthum genannt.

„Ich wußte wohl, sie würde Aufsehen machen," wiederholte er im Stillen unzählige Male an diesem Nachmittag. „Welches Glück, daß sie nicht die Bestimmung hat, in Steinbühl lebendig begraben zu werden!"

Süßer noch als die allgemeine Anerkennung der Kameraden war Otto das Bewußtsein, seinen Feind in Schatten zu stellen. Bisher hatte Rittmeister Kreislich, der reichste Offizier des Regiments, seine Pferde nie übertroffen gesehen; heute mußte er halb widerwillig zugestehen, daß sie hinter „Maraquita" zurückstanden. Es war dies nicht zu leugnen, daher strengte er wenigstens seinen ganzen Scharfsinn an, um Otto's Sieg zu verkleinern.

„Es ist nicht ganz die Farbe, die ich gewählt haben würde," sagte er; dann, als ein besserer Gedanke in ihm aufblitzte, fügte er bei: „Wie ist es mit ihrer Abstammung? Sind Sie in Bezug auf diese auch ganz sicher?"

„Ganz sicher, ohne allen Zweifel; gleichwohl ist darüber nichts aufgezeichnet."

„Kein Pedigree?" fragte der Rittmeister in einem Tone, der deutlich das tiefste Mißfallen ausdrückte.

„Nein, ich besitze keinen Stammbaum," gab Otto gelassen zurück. „Ich wüßte nicht, wozu er nützen sollte. Sie brauchen das Thier ja nur anzusehen, um seine Abstammung zu erkennen."

„O, allerdings, allerdings," sagte der Andere mit aufreizender Ruhe; „so war es auch nicht gemeint. Ich dachte nur, daß, im Falle »Maraquita« verkauft würde, es einen Unterschied machen könnte."

„So lange ich lebe, werde ich sie niemals verkaufen!" entgegnete Otto mit Wärme, indem er sich dem Thiere näherte, um dessen glänzenden Hals zu streicheln. Er dachte an Dinge, welche die Umstehenden nicht errathen konnten.

„Entschuldigen Sie," sagte Kreislich gedehnt; „aber ich mußte wohl voraussetzen, daß Sie ähnliche Pläne verfolgten." — —

Einige kurze Auszüge aus den Briefen Otto's und Reata's sowie aus dem Tagebuche der Letztern werden die Ereignisse der nächsten Zeit am besten beleuchten.

Von Hamburg aus hatte Otto ein langes Schreiben abgesandt, dessen Schluß hier folgt.

„. . . Geliebte! Nun, da die beschwerliche Reise kaum hinter mir liegt, überkommt mich der Wunsch, das nächste Schiff zu besteigen und zu dir zurückzukehren. Wie gern würde ich dem eben überstandenen Ungemach noch ein Mal Trotz bieten, in dem Gedanken an den Lohn, der mich am Ziele erwartet. Weshalb auch mußte ich mich von dir trennen? Seit ich wußte, daß du mich liebst, war mein Platz an deiner Seite. Die Einwände, die meine Tante dagegen erheben konnte, fallen ja nicht so schwer in's Gewicht. Ich hätte unverweilt und offen sprechen und dich als meine Gattin mit mir in die Heimath nehmen müssen. Nennst du mich feige, Geliebte, weil ich anders handelte? Ja, ich war ein Feigling; meine Liebe machte mich dazu. Ich fürchtete, mein Glück zu gefährden. Vergib mir, meine herrliche Reata; denn meine Schwäche entspringt aus der Kraft meiner Liebe.

„Es gibt Gründe, die meine Tante veranlassen könnten, sich meiner Verheirathung mit dir zu widersetzen, sich zu weigern, dich nach Europa mitzubringen, und was noch schlimmer wäre — sie könnte sich bewogen fühlen, während eueres vielen Beisammenseins ihren Einfluß auf dich gegen mich geltend zu machen. Dies waren die Ursachen, die mich verhinderten, zu sprechen: und auch dir beweisen sie wohl, wie nöthig es ist, unser Geheimniß noch durch einige Zeit der Mitwissenschaft der Tante zu entziehen. . . .

„Ich zittere, wenn ich der Wechselfälle des Lebens gedenke, und des Raumes, welcher zwischen uns liegt. Und doch gibt es Augenblicke, wo mir ist, als wärest du bei mir. Ich brauche nur die Hand über die Augen zu legen, um dich vor mir zu sehen, wie ich dich zuletzt erblickte — im weißen Kleide, von den

großen grünen Blättern der Schlinggewächse umrahmt, und deine wunderbaren Augen mit Thränen gefüllt. . . .

„Zur Weihnachtszeit folgst du mir hierher, Geliebte, nicht wahr? Ich weiß es so gut, und doch sehne ich mich danach, es wieder von dir zu hören.

„Sieh' nur zu, daß die alte Dame bei guter Laune bleibe und an ihrem Versprechen festhalte; aber sei vorsichtig und lasse sie nicht errathen, welches tiefe Interesse du an dem Hierherkommen nimmst . . ."

Reata an Otto.

„Am 4. Juli.

„Liebster Otto! In der letztvergangenen Woche machte ich eine ganz neue Entdeckung. Soll ich dir sagen, was es war? Ich habe herausgefunden, daß dieses Haus, die Prairie und der Wald, ja, selbst mein geliebter Wald, recht traurig und einsam sein können.

„Bevor du zu uns kamst, muß ich leichter zufriedenzustellen gewesen sein als jetzt; denn ich weiß, daß ich in meinem Walde mich vollkommen beglückt fühlte. Daß es jetzt nicht so ist, hast du verschuldet; erst vor wenigen Tagen wurde mir dies klar, und fast zürnte ich dir darob, daß du meinen Frieden gestört hast. Mein Zürnen war indeß nicht von langer Dauer — so vergibst du mir es wohl. Im Ganzen ist mir die Veränderung lieb. Ich bin nicht mehr dieselbe wie vor fünf Wochen, und, o Otto, niemals, niemals ahnte ich, daß es solche Freude gäbe in der Welt!

„Ob du wohl eben so glücklich bist? Und ist es auch gewiß, daß dein jetziges Glück durch nichts erhöht werden könnte? Sage mir dies, und vor allem wiederhole mir immer und immer wieder, daß du mich nur um meiner selbst willen liebst, und mich um alle Reichthümer der Erde nicht inniger lieben würdest.

„Gestern im Walde fing ich einen besonders schönen Käfer, ließ ihn aber wieder fliegen, und froh, losgegeben zu sein, flüchtete er bis auf die höchste Spitze eines Baumes. Wirst du

wohl jemals wünschen, wieder frei zu sein? Nein, nein, Otto, ich kann es nicht glauben!

„Vergiß die Bilder nicht, die du mir zu schicken versprachst: dein eigenes, das deines Vaters und die deiner Geschwister. Ich will mit den Zügen der Deinen vertraut geworden sein, bevor ich ihnen gegenübertrete. Und laß mich wissen, Otto, wie die Mittheilung des zwischen uns Vorgefallenen von ihnen aufgenommen wurde: ob mit Erstaunen, Schrecken oder Unwillen; ob sie deinen Entschluß einen thörichten nennen, und ob es deinem Bruder Arnold insbesondere nicht ein Greuel ist, eine unter seinem Range stehende Schwägerin zu bekommen. Du erzähltest mir, seine Ansichten seien so streng aristokratisch. Wird er es jemals über sich gewinnen, mit mir sich zu befreunden?

„Erinnerst du dich unseres Streites über Schiller's Balladen? Damals ahnte ich nicht, daß du mir jemals etwas sein, daß du mein eigener treuer Ritter werden würdest. Denn du bist es, nicht wahr, Otto, und deine Liebe, ich bin dessen gewiß, würde dir die Kraft geben, jede noch so schwere Probe zu bestehen.

„Ortega wartet vor der Veranda, auf dem Kopfe stehend, auf meinen Brief. So muß ich denn schließen, um ihn nicht zu sehr zu ermüden. Er reitet auf dem »Knöchernen« nach der Post in E—.

„Wenn du an mich schreibst, sage mir, wie oft du an mich denkst, wie du aussiehst, was du thust; alles, alles möchte ich wissen. Schreibe bald, recht bald. Deine Reata.

„P. S. Um dies hinzuzufügen, muß ich Ortega noch ein Bißchen länger auf dem Kopfe stehen lassen. Erinnere dich daran, daß dein Bild in voller Uniform aufgenommen werden muß; ich bestehe darauf. Sage mir auch, ob »Maraquita« nicht durch die Reise gelitten hat.

„P. P. S. Wird vielleicht dein Vater an mich schreiben, oder Gabriele? Es wäre mir eine so große Freude!"

Otto an Reata.

„Am 5. Auguſt.

„Dein erſter Brief, Reata! Wie habe ich danach geſeufzt! Ich wußte wohl, daß er nicht früher kommen könne; aber dennoch harrte ich ſeiner mit Ungeduld, als eines Beweiſes, daß mein Glück Wirklichkeit, nicht ein entſchwundener goldener Traum ſei.

„Eben jetzt iſt mir Freude und Troſt recht dringend nöthig. Wir ſind mitten in den Herbſt-Manövern, und da unglücklicher Weiſe einer der Rittmeiſter plötzlich erkrankte und ſeine Escadron mir für einige Wochen zugewieſen wurde, bin ich gezwungen, zu arbeiten wie ein Galeeren-Sklave. Denke nur, was es heißt, an jedem Morgen um ſechs Uhr fortzureiten, während des heißen Vormittags Stunden lang eine Maſſe von Dummköpfen anzuſchreien und von deren noch größern angeſchrieen zu werden, und endlich zur Mittagszeit erhitzt und beſtaubt zu einem ſchlechten Mahle heimzukehren! Und iſt dieſes vorüber, dann gibt es keine Sieſta-Stunde für mich und kein behagliches Ruhen in der Hängematte; denn nun muß ich fortſtürzen, um Caſernen zu beſichtigen, Berichte zu ſchreiben, oder das Zureiten junger Pferde zu überwachen. Das Soldatenleben iſt ein hartes in dieſem elenden Lande, und mehr noch iſt es das für einen verheiratheten Mann. Wie wird es dir behagen, Geliebte, mich oft während der Hälfte des Tages nicht nach Hauſe kommen zu ſehen, zuweilen nicht vor dem Abend, und auch dann, im Sommer müde und beſtaubt, im Winter müde und mit Straßenkoth beſchmutzt, vielleicht zu erſchöpft, um ſelbſt mit dir zu ſprechen?

„So ſehr ich dich liebe, oder vielmehr weil ich dich ſo ſehr liebe, ſchaudere ich manchmal vor dem Gedanken, dich in all' das Ungemach und die kleinlichen Schwierigkeiten einer Exiſtenz hereinzuziehen, von welcher du dir auch nicht den leiſeſten Begriff zu bilden im Stande biſt. Wie ſollteſt du, Reata, von Blumen und Sonnenſchein umgeben und wie eine verzauberte Prinzeſſin inmitten deiner Palmenhaine lebend, auch nur die Schilderung des ein Leben wie das meinige begleitenden, proſaiſchen Elends verſtehen!

„Noch weiter muß ich heute gehen in dem, was ich dir sage; denn ich muß offen mit dir sein, Geliebte. Weiß ich doch, daß unsere Liebe durch nichts erschüttert werden kann! Ich hatte gehofft, daß mir in Folge der Verfügungen in dem Testament meines Oheims, oder im andern Falle durch die Großmuth meiner Tante die Möglichkeit geboten werden würde, die Armee zu verlassen. Mein Wunsch, daß es so wäre, war schon sehr lebhaft, als ich Europa verließ; er wurde es noch unendlich mehr, als ich dich kennen und lieben lernte. Denn welcher Mann, der einen solchen Schatz gewann, würde nicht wünschen, ihm sein ganzes Leben zu widmen? Jede Stunde nach derjenigen, welche dich mir zu eigen gibt, sollte einzig und allein nur dir gehören. Jetzt aber weiß ich, daß es so nicht werden wird; denn die Hoffnung, deren ich erwähnte, hat sich nicht erfüllt.

„Bisher vermied ich es, Geldangelegenheiten oder unsere Vermögens-Aussichten zu berühren; doch nun muß ich es thun. Ich weiß nicht, in wie weit dir das Testament meines Oheims bekannt ist, und es wäre auch nutzlos, jetzt auf diesen Gegenstand näher einzugehen. Ich will dir nur mittheilen, daß dessen Bestimmungen mir ein Jahres-Einkommen von zweitausend Gulden zuweisen. Es ist dies eine Summe, die, wenn sie auch einem einzelnen Manne ein unabhängiges Leben sichert, doch zu gering ist, um uns, selbst deine Rente mitgerechnet, ohne Beibehaltung meiner Gage ein angenehmes, sorgenfreies Leben zu ermöglichen. So kommt es denn, daß, wie ich auch sinne und überlege, ich immer wieder zu dem Schlusse zurückkehre, daß mein Ausharren im Heere als dringende Nothwendigkeit geboten ist. Mein kleiner Bezug von achthundert Gulden erscheint kaum der Berücksichtigung werth; bis zum nächsten Jahre aber habe ich den Rittmeisters-Grad erreicht, und so demüthigend auch der Gedanke ist, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß ein Mehr-Einkommen von zwölfhundert Gulden von großem Werth für unser Leben ist.

„Die ewig gleichen, immer wiederkehrenden Pflichten, die mir schon jetzt so lästig sind, wie hart werden sie mir dünken, wenn

ich dich um ihretwillen verlassen muß! Man sagt, ein verheiratheter Offizier müsse entweder ein schlechter Soldat oder ein schlechter Gatte sein. Für mich ist die Wahl eine leichte; lieber, tausend Mal lieber will ich jede Rücksicht auf Berufspflicht bei Seite setzen, als das Idol vernachlässigen, dem mein ganzes Herz gehört.

„Wie viele auf meine Angehörigen bezüglichen Fragen du beantwortet wissen willst! Ich hoffe, es berührt dich nicht unangenehm, Geliebte, wenn ich dir sage, daß ich nach reiflicher Erwägung der Sachlage beschloß, ihnen unser Verlöbniß noch zu verschweigen. Viele Gründe bestimmen mich dazu, unter diesen einige, welche ich eben jetzt nicht besprechen kann. Laß es ein Geheimniß bleiben, bis du mit der Tante nach meiner Heimath kommst; was immer meine Familie gegen unsere Verbindung einzuwenden haben könnte, wird vor deinem persönlichen Erscheinen schwinden.

„Inmitten aller Mühen und Beschwerden wurde mir kürzlich die Freude eines großen Triumphes zu Theil. »Maraquita«, welche im Regiment ungetheilte Bewunderung findet, wurde von hoher Seite besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Der commandirende General T., einer der ausgezeichnetsten Offiziere unserer Cavalerie, besichtigte unsere Truppe, und sein geübtes Auge fiel sofort auf »Maraquita«. Unmittelbar nach der Musterung ließ er mich zu sich rufen, bestürmte mich mit unzähligen, »Maraquita« betreffenden Fragen, und machte mir endlich den Vorschlag, sie ihm zu überlassen. Er schien dies sehr zu wünschen, und ließ nicht ab, in mich zu dringen, wobei er sein Angebot bis auf zweitausend Gulden steigerte, eine Summe, die hier niemals für ein Pferd bezahlt wird. Daß ich sie ausschlug, mochte meinen Kameraden wohl als Wahnsinn erscheinen; aber wie wäre es mir möglich gewesen, mich von deinem Geschenk zu trennen? Denn ich betrachte »Maraquita« als dein Geschenk; nicht anders kann ich sie mir denken. Du warst es ja, die meine Tante bestimmte, sie nicht Arnold, sondern mir zu geben. Und nun, da ich eben davon spreche, muß ich dir sagen, daß die Abände-

rung des ersten Beschlusses eine sehr zweckmäßige war; denn unzweifelhaft ist das Thier zu leicht, um Arnold tragen zu können. Meinem Gewicht ist es vollkommen gewachsen; doch er ist, wie du weißt, von viel kräftigerm Bau. . . ."

Reata an Otto.

Am 18. September.

„Liebster Otto! — Du hofft, es soll mich nicht unangenehm berühren, daß du die Mittheilung an deine Familie unterließest? Selbstverständlich berührt es mich unangenehm, und dies im höchsten Grade. Ich hatte so sehr gewünscht, von dir zu hören, was sie dazu sagten, und fest auf einen von Steinbühl kommenden Brief gehofft.

„Mit deinem letzten Schreiben war ich nicht zufrieden; in der That, es brachte mich auf; doch will ich jetzt lieber darüber hinweggehen. Mehr sagten die Bilder mir zu. Ich habe bis jetzt überhaupt nur wenige Photographieen gesehen, und diese sind ja ganz besondere für mich. Vorher schon waren meine Gedanken so viel mit ihnen beschäftigt gewesen, daß eine bestimmte Vorstellung ihres Aussehens meinem Geiste sich eingeprägt hatte. Es war eine durchaus irrige, wie ich jetzt sehe. Dein Vater hat keine Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches ich mir von ihm schuf, doch allerdings gleichst du ihm sehr. Nun, da ich sein Antlitz vor mir habe, ist es mir verständlicher, wie er so viel über vertrocknete Rosen und schäumende Ströme schreiben konnte.

„Gabrielens Bild erschreckte mich; sie hat die Zartheit eines fast durchsichtigen Porzellan-Figürchens. Und dein Bruder, der schwere Cuiraß-Reiter — in Bezug auf ihn täuschte ich mich nicht so sehr. Seine Brauen sind wirklich sehr buschig, und seine Miene verräth in zu hohem Grade den stolzen Aristokraten; trotzdem aber gefällt er mir — gefällt er mir außerordentlich. In seinem Antlitz liegt etwas Imponirendes, wofür ich kein Wort zu finden weiß.

„Deine Photographie hätte ich am liebsten in's Feuer geworfen; nicht weil ich sie für schlecht oder unähnlich halte, denn sie ist unleugbar ziemlich getreu, sondern weil sie dich nicht vortheilhaft genug darstellt. Du siehst in Wirklichkeit weit besser aus, sahest selbst besser aus, als du noch den häßlichen Bart trugst. Ich habe Unrecht gehabt, nach einem Bilde von dir Verlangen zu tragen; kann es doch niemals demjenigen gleichen, welches in meiner Erinnerung lebt. Dieses papierene Abbild, welches mich weder anblickt, noch mir zulächelt, wie du es zu thun pflegtest, ist mir nicht lieb . . .

„Etwas von dem in deinem Briefe enthaltenen, worüber ich in Zorn gerieth, waren jene Klagen über viele Arbeit, über das Reiten und Schreien und bestaubt nach Hause kommen. Nein, Otto, blicke nicht finster — über alle uns trennenden Länder und Meere hinweg sehe ich, wie du die Stirne runzelst — aber ich kann dir nicht verschweigen, daß ich ernstlich böse bin. Der Beruf des Soldaten ist ein großer und edeler; nie würde ich einen andern wählen, wäre ich ein Mann. Und wie kannst du wohl davon sprechen, für das Vaterland dein Blut vergießen und dein Leben lassen zu wollen, wenn schon so geringe Unbequemlichkeiten, wie diejenigen, deren du erwähntest, so tiefen Mißmuth in dir zu erregen im Stande sind?"

(„Hol' mich der Henker, wenn ich jemals so thöricht war, von Vergießen meines Blutes zu sprechen," lautete Otto's Commentar zu dieser Stelle.)

„Mit dem besten Willen ist es mir nicht möglich, dich all' dieser Dinge wegen zu bemitleiden. Ich sehe nichts Schreckliches darin, um sechs Uhr fortzureiten und am Mittag zurückzukehren; und fünf Stunden im Sattel zu sein, ist für mich der Gipfel des Entzückens. Auch deine auf schlechte Gatten und schlechte Soldaten bezügliche Theorie gefällt mir nicht; sie ist gänzlich falsch. Ohne Frage wirst du ein guter Gatte sein, aber eben so gewiß kein schlechter Soldat; ich könnte dies nicht ertragen. Ich gedenke eine vortreffliche Soldatenfrau zu werden. Wofür hältst du mich, Otto? Aus welchem Stoffe glaubst du

mich gemacht, daß du meinst, ich könne Ungemach nicht ertragen, das doch du selbst nur ein kleinliches nennst?

„O, du kennst mich nicht; ich könnte für den Mann, welchen ich liebe, alles thun, alles ertragen und alles, was mir werth ist, opfern. Und dich liebe ich, Otto, und habe nie zuvor Jemand geliebt — Ficha und die Giraffe selbstverständlich ausgenommen.

„Es mißfällt mir, einen Mann über Dinge klagen zu hören, die seiner Beachtung unwürdig sind; ehe er sich dazu herabließe, sollte er sich vieles gefallen lassen. Und doch, nun, da ich es überlege, wünsche ich nicht, daß du nach diesem Grundsatze handelst; denn dann würdest du mir nicht alles mittheilen, was du denkst und fühlst, und das wäre mir doch auch nicht lieb . . .

„Es mag wohl sein, daß mir der richtige Begriff von dem Werthe des Geldes fehlt; du hast es mir so oft gesagt, daß ich gezwungen bin, es zu glauben. Gleichwohl schlagen meine Gedanken ab und zu auch diese Richtung ein, und wenn ich davon sprach, eine gute Offiziersfrau werden zu wollen, waren meine Worte wohl erwogen. Weshalb sollten wir mit einem Einkommen von 3000 Gulden nicht leben und glücklich sein können? Ich bin überzeugt, daß es viele Menschen gibt, die sich damit zufriedenstellen, und weiß, daß, sofern ich deine Liebe besitze, auch viel weniger als diese Summe mir genügen würde.

„Ob ich wohl deine Heimath nicht ganz anders finden werde als ich sie mir denke? Gewiß bin ich über vieles sehr im Irrthum. Hier und da befällt mich eine seltsame Bangigkeit bei der Erinnerung daran, daß ich von meinem Vaterlande scheiden soll.

„Kürzlich fand ich in einem der alten Bücher Herrn Boden's eine mexicanische Erzählung von einer nach Europa verpflanzten Palme. Sie kam nicht fort in der fremden Erde. Sie konnte die heiße Sonne nicht missen, welkte hin und starb.

„Werde nicht vielleicht auch ich hinwelken wie diese Palme? Ohne Zweifel wirst du mir sagen, es sei thöricht, solchen Gedanken nachzuhängen, und du hast Recht. Ich will mich bemühen, mir solche fernzuhalten, so viel ich es vermag. . . .

„Deiner Tante ist es jetzt nicht möglich, an dich zu schreiben; selbst dazu, mir einen Brief zu dictiren, kann ich sie nicht bewegen; sie ist nicht so wohl wie sonst. Sage dies deinen Angehörigen, falls sie sich über ihr Stillschweigen verwundern sollten.

„Noch etwas Anderes habe ich dir mitzutheilen, und vielleicht hätte dies zuerst an die Reihe kommen müssen. Deine Tante wird nicht im Stande sein, zur Winterszeit nach Europa zu reisen; ihre Gesundheit ist nicht fest genug, und auch noch andere Gründe sprechen dagegen. Und, Otto, wenn sie nicht reist, wie soll ich es? Wie kann ich dann um die von uns festgesetzte Zeit bei dir sein? Wäre alles geworden wie wir es erhofften, so würden bis zu unserm Wiedersehen jetzt kaum mehr drei Monate fehlen; doch nun ist manches anders als es war.

„Ich weiß wohl, wie sehr diese Nachricht dich betrüben wird, Otto; allein es ist uns unmöglich, ganz unmöglich, nach Europa zu kommen. Die Giraffe wenigstens kann es keinesfalls, und ich meine, daß es für mich nicht thunlich wäre, unbegleitet die Reise zu unternehmen. Indessen würde ich auch davor nicht zurückschrecken, wüßte ich nur, daß es deine Billigung hat. Vielleicht aber wäre dies nicht schicklich. Es ist schwer für mich, die euere gesellschaftlichen Gesetze nicht kennt, sich darüber ein richtiges Urtheil zu bilden. An dir ist es, eine Entscheidung zu treffen; ich überlasse sie dir ganz allein.

„Ich fürchte sehr, du wirst es klüger finden, zu warten. Es ist ja immerhin anzunehmen, daß die Giraffe im nächsten Herbst reisen könne, oder um die auf diesen folgende Weihnachtszeit. Sollte ich daher, deiner Ansicht nach, nicht ohne sie kommen dürfen, so müssen wir alle unsere Pläne um ein Jahr verschieben. Eine lange, lange Wartezeit! Aber müssen wir auch warten, Otto? Sei dessen eingedenk, daß ich die Entscheidung einzig und allein in deine Hände lege.

„Wann wird mir Antwort auf diese Frage? Ach, nur zu gut weiß ich, daß sie nicht früher als in acht Wochen hier anlangen kann, und während dieser Zeit muß ich in Ungewißheit

darüber bleiben, ob ich dich bald, oder erst nach einem Jahre wiedersehe. . . ."

Reata's Tagebuch hat bereits früher eine gelegentliche Erwähnung gefunden; ehe jedoch dem Leser gestattet wird, in die Geheimnisse desselben einzudringen, ist es nöthig, eine kurze Schilderung dieses absonderlichen, für jeden Uneingeweihten gänzlich unverständlichen Buches voranzuschicken.

Den meisten rationellen Menschen gilt das Tagebuch einer jungen Dame, und mehr noch das einer Braut, als eine Sache von höchster Interesselosigkeit, als die concentrirte Essenz von — je nach dem Charakter der Schreiberin — alberner oder überspannter Empfindsamkeit, die nur durch die segensreiche Heimlichkeit, die sie umgibt, verhindert wird, eine Geißel der Gesellschaft zu werden, — als etwas, das in der Theorie schaudern macht, in Romanen überschlagen und im wirklichen Leben geflohen wird.

Nichtsdestoweniger folgen hier einige Auszüge aus dem Tagebuche einer jungen Dame, einer Braut, und wird an den Leser die verwegene Bitte gewagt, dieselben nicht zu überspringen.

Reata's Tagebuch war nichts weniger als ein solches; es besaß keines der Merkmale, welche gewöhnlich Tagebüchern eigen zu sein pflegen, und wurde nach Grundsätzen geführt, die denselben im Allgemeinen fremd sind. Vielleicht hätte es mit größerm Recht ein „Sammelbuch" genannt werden können, doch — es war nicht zu leugnen — seiner ursprünglichen Bestimmung nach war es ein Band chronologischer Tabellen, welcher einst das Eigenthum der Giraffe gewesen sein mußte; denn es trug auf der ersten Seite den Namen Olivia Bodenbach, neben einer Jahreszahl, sechsunddreißig Jahre zurück. Reata hatte das Buch unbeachtet und mit Staub überzogen in einem Winkel liegend aufgefunden und für ihre eigenen Zwecke davon Besitz ergriffen. Auf der Mehrzahl der Blätter waren Namen eingetragen, Jahreszahlen angemerkt und Rubriken gezogen, und fünf oder sechs der Tabellen waren ihrer Vollendung nahe, oder vielmehr dies einst gewesen; denn die regierenden Fürsten, deren Namen diese Blätter

zieren sollten, hatten nun wenig Aussicht mehr, jemals zu ihrem Rechte zu gelangen. Es war ein großes dickes Buch, schwer in dunkelgrünes Leder gebunden und ziemlich mitgenommen, sowohl durch Abnützung als durch manches Herumtreiben in der Welt, aber dennoch aussehend, als bedürfe es noch vielen Herumtreibens, ehe es sich entschlösse, zu zerfallen. Die Innenseite des Buches war ungefähr zur Hälfte ausgefüllt; auf den leeren, den historischen Tabellen gegenüberstehenden Seiten befanden sich Inschriften und Zeichnungen, aufgeklebte Photographieen, Holzschnitte und getrocknete Blumen. Innerhalb der Rubriken waren Notizen angebracht, und kleine Umrisse von Ficha's Profil drängten sich vorwitzig bis an die Namen von Königen und berühmten Kriegern heran.

In dieses Buch pflegte Reata hin und wieder ihre Gedanken niederzuschreiben, und die Wiederholung dieses Vorkommnisses wurde mehr durch Regentage und beschäftigungslose Abende bestimmt, als durch die Wichtigkeit der Erlebnisse, die dazu Veranlassung gaben. Bis vor kurzem wenigstens war es so gewesen; doch während der letzten drei Monate, und namentlich seit ihrer Trennung von Otto hatte Reata in ihrer Vereinsamung häufiger als sonst bei ihrem Tagebuch Zuflucht gesucht. Wie früher bemerkt, wurden die Aufzeichnungen des jungen Mädchens, sowie auch alle auf dieselben bezüglichen Anordnungen meistens mit völliger Nichtbeachtung der erwähnten Herrscher und Helden vorgenommen; aber hier und da geschah es wohl, daß diese ersten Besitzer des Bodens, so unberücksichtigt und beeinträchtigt sie auch waren, bald durch Zufall, bald absichtlich mit den Notizen Reata's verwoben wurden.

So war denn auch Otto's Bild dem Namen Bayard's gegenübergestellt und der Jahreszahl der Schlacht von Rebec, 1524, und unterhalb desselben stand in kühnen, stolzen Zügen geschrieben „Mein Ritter ohne Furcht und Tadel."

Die übrigen Photographieen waren eingeklebt worden, wo sich eben eine leere Stelle fand, und das Schicksal hatte Arnold zunächst des „Gemetzels in der Bartholomäusnacht" einen Platz

angewiesen, während Gabriele und Baron Walther Bodenbach unter den „hervorragendsten Zierden der Kirche in der Zeit Heinrich's IV." thronten.

Der Rest des Blattes war beschrieben.

„Am 18. September.

„Es schien mir, ich könne nicht ruhig sein, so lange dieser Brief nicht abgeschickt wäre; und nun, da er es ist, wünsche ich, ihn wieder zurück zu haben. Wäre Ortega nur nicht so vorschnell gewesen; wie oft schon untersagte ich ihm, auf dieser steilen, felsigen Straße im Galopp abwärts zu reiten!

„Ich würde den Brief geöffnet, die Hälfte seines Inhalts gestrichen und Otto statt dessen gesagt haben, daß ich eher um jeden Preis nach Europa kommen, als sein Glück und das meinige verzögern wolle. Mein armer Otto! Gar zu hart war ich gegen ihn! Welch' bittere Enttäuschung wird mein Brief ihm bringen! Und doch — vielleicht auch nicht; denn nie wird er auf meinen Vorschlag eingehen. Wird er mir je verzeihen, daß ich die Ausführung desselben für möglich hielt! Ich kenne ihn so genau, daß ich seine Antwort beinahe wörtlich errathen kann. Ich will sie niederschreiben, um sie ihm eines Tages zu zeigen:

„»Meine einzig Geliebte! Wie konntest du einen so grausamen Gedanken fassen? Unsere Vermählung um ein Jahr hinausschieben? Nimmermehr, so lange mein Herz noch schlägt! Weißt du nicht, daß die Zeit, welche ich fern von dir zubringen muß, öde und leidvoll für mich ist? Würde sie verlängert — wie könnte ich sie überleben?

„»Nein, tausend Mal nein; du gehörst zu mir, Reata, und ich fordere dich für mich. Was sind uns die albernen Conventionalitäten civilisirter Länder! Komm zu mir, mein geliebtes Kind; ich werde dich, von allen meinen Angehörigen begleitet, am Landungsplatz erwarten und Tag und Nacht mit ihnen zum Himmel flehen, daß das Schiff, welches dich trägt, sicher und glücklich den Hafen erreiche.

„»Sollte es dir unlieb sein, allein zu reisen, so sprich nur ein Wort, und ich werde über den Ocean hinüber an deine Seite eilen. Ich fordere dich, ich raube dich, wenn es nöthig ist; aber warten will ich nicht, — nein, nicht einen Tag, nicht eine Stunde! O Reata!« ꝛc. ꝛc. . . .

„Nicht eines Augenblickes kann ich froh werden, so lange ich seine Antwort nicht habe. Mir ist so bange, so schrecklich bange! Was werde ich von ihm hören? Wozu nützt es, selbst Antworten auszudenken; muß ich sie doch von seiner eigenen Hand geschrieben sehen, wenn ich meinen Frieden wiederfinden soll.

„Wird er treu an mir festhalten? Wird seine Beständigkeit sich bewähren bei der schweren Wahl zwischen mir und einem Vermögen? Er glaubt mich nicht davon unterrichtet; wie wenig ahnt er, daß jede Zeile des Testaments mir besser bekannt ist als ihm selbst! Und wie ängstlich besorgt er ist, daß die Giraffe unser Verlöbniß nicht erfahre. Was würde er dazu sagen, wenn er wüßte, daß dies längst geschehen ist? Arme Giraffe! Er weiß nicht, welch' treue Fürsprecherin er an ihr hat! — die beste, welche ihm jemals werden konnte.

„Ob ich wohl unrecht handele? O, ich könnte noch ein Mal von Anfang an beginnen. Diese Geheimnisse — o, diese Geheimnisse! . . . Und nun muß ich auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts gehen. . . . Glückliche Armuth, wie segne ich dich! dich, durch die allein die Liebe des Mannes erprobt wird. Doch an Otto's Liebe zweifele ich ja nicht; es wäre sträflich, wenn ich ihm mißtraute. Ich würde verdienen, ihn zu verlieren — und ich will, ich kann ihn nicht verlieren! Mein armer Otto! er wird mir treu bleiben, mein Ritter ohne Furcht und Tadel."

Hier war hastig abgebrochen worden, und ein verrätherischer Tropfen war auf das Blatt gefallen, der die Aufzeichnung des im Jahre 1661 erfolgten Todes Mazarin's verwischte.

Vielleicht eine dem Andenken dieses großen Staatsmannes geweihte Thräne?

18.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß die im vorigen Capitel im Auszug mitgetheilten Briefe nicht die einzigen waren, die während dieser drei Monate zwischen den Bodenbachs und Merico gewechselt wurden. Nebst zwei Briefen des alten Barons „an seine theuere, vielgeliebte Cousine Olivia" war ein Schreiben Arnold's an die Tante gesendet worden. Doch kam von dieser keine directe Antwort zurück, nur eine Botschaft Otto's, welcher im Auftrag Olivia's das Stillschweigen derselben unter allerlei einigermaßen nichtigen Ausflüchten entschuldigte. Auch Otto, der sich auf die flüchtige Uebermittelung der erhaltenen Aufträge beschränkte, gab keine genauere Erklärung darüber, wie und wann er von Merico Nachricht erhalten habe.

Sein erster Brief aus Rzeszów hatte einen ziemlich vollständigen Bericht über seinen Aufenthalt in America enthalten oder mindestens über das, was er denselben betreffend seine Angehörigen wissen lassen wollte; und ebenso war diesen auch durch ihn die Anzeige zugekommen, daß Tante Olivia die nächste Weihnachtszeit in Europa zuzubringen beabsichtige.

Gleichwohl war dieses Vorgehen nicht zufriedenstellend, und die Familie in Steinbühl empfand es als unbefriedigend. Arnold insbesondere, der vom Beginn an geneigt gewesen war, die mexicanische Connexion mit Mißtrauen zu betrachten, hatte das dunkele Gefühl, daß etwas geheim gehalten werde. Was dies sei, blieb ihm ein Räthsel. Etwas Geld Betreffendes konnte es kaum sein; denn dieser Punkt war in der genügendsten Weise klar gemacht worden, in erster Linie durch das Zeugniß des durch die Firma „Le Vendeur & Comp." kurz nach Otto's Rückkehr nach Europa beförderten Testamentes, dessen Echtheit keinem Zweifel unterlag, und außerdem durch die richtige Remittirung der Summen, welche Arnold und Otto nach erlangter Großjährigkeit, und zwar ein Jahr nach dem Ableben Maximilian Bodenbach's, zukamen, sowie auch des Legates von 10,000 Gulden an den alten

Baron. Auch bezüglich der größern Summe, deren Zinsen unter der dem Leser bekannten Bedingung von den Geschwistern bezogen werden sollten, war keinerlei Ursache, Zweifel zu hegen, vorhanden. Nichts konnte deutlicher und bestimmter ausgesprochen sein.

„Weshalb aber," erwog Arnold bei sich selbst, „hält die Tante sich jeder Bezugnahme auf diese Angelegenheit so seltsam fern, als ob sie jeden Antheil daran verleugnen wollte, so daß sie sogar an uns zu schreiben vermeidet?"

Als Otto nach seiner Rückkehr von Mexico, anstatt, wie vereinbart gewesen war, unverzüglich bei seiner ungeduldig harrenden Familie zu erscheinen, sich ungesehen in seine galizische Station vergrub, hatte dies, wie begreiflich, in Steinbühl viel Unruhe und Mißvergnügen zur Folge gehabt.

„Recht rücksichtslos von Otto," sagte verdrießlich der alte Baron, „da er doch weiß, wie sehr ich wünsche, über Olivia Näheres zu hören."

„Sehr unfreundlich von Otto!" schluchzte Gabriele. „Und er versprach doch, mir Blumensamen und Palmenblätter mitzubringen."

Arnold lieh seinen Gedanken keine Worte; doch auch er zürnte Otto wegen seines unerklärlichen Benehmens, dessen Grund ihm in Mangel an brüderlichem Vertrauen und Liebe zu den Seinen zu liegen schien.

Allein nach und nach schwächten sich diese verschiedenen Empfindungen ab und wichen einem stillen Frohlocken über den erfolgreichen Ausgang des Besuches in Mexico. Auch das zuerst so lebhafte Interesse an der Persönlichkeit der Tante, die anfänglich als die mögliche Spenderin von Reichthümern gegolten hatte, und sich nun als machtlos erwies, begann allmälig abzunehmen. Sollte sie in nächster Zeit sterben, würde ihr Tod in einer Weise auf die Familie Bodenbach wesentlich einwirken, und ihre Schätze würden in fremde Hände übergehen. Wohl hatte Tante Olivia für Weihnachten einen Besuch in Steinbühl zugesagt und der alte Baron ihr in zwei liebevollen Briefen die

Erfüllung dieses Versprechens dringend an's Herz gelegt; doch selbst er war jetzt durch ihr fortgesetztes Stillschweigen entmuthigt.

Indessen war es dennoch Baron Walther, der sich, dieser kleinen Täuschung ungeachtet, durch die Ereignisse der letzten Zeit am meisten beglückt fühlte. Er hatte so lange Zeit mit Armuth gekämpft, und während so vieler Jahre schwere Sorgen um die Zukunft seiner Kinder getragen, daß jetzt sein Geist nahe daran war, über diese plötzliche Entlastung von aller Bekümmerniß das Gleichgewicht zu verlieren. Nicht für sich selbst sehnte er sich nach Reichthum; aber er wünschte mit der Beruhigung aus dem Leben zu gehen, daß er seine Kinder nicht der Noth preisgegeben zurücklasse. Onkel Maximilian's Bedingungen billigte er durchaus; sie stimmten vollständig mit seinen eigenen Grundsätzen überein. Allerdings hatte er selbst einst um des Geldes willen eine Bürgerliche geheirathet, allein dies war nur auf Wunsch seines Vaters und zum Zwecke der Wiederherstellung des Familien-Vermögens geschehen; jetzt aber sollten seine Söhne, glücklicher als er, Reichthum gewinnen, indem sie sich ihrem eigenen Range gemäß vermählten. Und wie vortrefflich paßte sich auch alles den bestehenden Verhältnissen an! Arnold würde Hermine heirathen und Otto Comtesse Halka; auch für Gabriele würde irgend ein liebenswürdiger Baron oder Graf sich finden, und Jedermann glücklich und zufrieden sein.

Nicht minder als sein Vater war Arnold durch die Bestimmungen des Oheims befriedigt, und rückhaltloser als je legte er nun seine Ansichten über Reinheit des Blutes ꝛc. an den Tag. In Bezug auf ihn war die Bedingung eine ganz überflüssige; denn hätten auch Neigung und Gewohnheit ihn nicht in Hermine die einzig für ihn denkbare Gattin erblicken lassen, würde es ihm doch niemals auch nur im Traume in den Sinn gekommen sein, sich unter seinem Stande zu vermählen. Bezüglich seines Bruders fühlte er sich weit weniger sicher. Otto war niemals adelsstolz gewesen, und Arnold wußte, daß die Gesinnungen, welche er an Onkel Max bewunderte, nicht verfehlen konnten, Otto's Mißfallen zu erregen. Wohl würde das Vermögen die-

sem, auch wenn er unvermählt bliebe, zufallen; doch auch hierin kannte Arnold ihn nur zu genau. Daß Otto sich den Junggesellenstand erwählen würde, war kaum anzunehmen; er hatte sich schon mehrmals verliebt und würde sicherlich nicht lange mehr zögern, ein Ehebündniß einzugehen. Als daher seit Otto's Rückkehr mehr als zwei Monate verstrichen waren, ohne daß über das Fortschreiten seiner Bewerbung um Gräfin Halka etwas verlautet hätte oder in seinen Briefen auch nur ihres Namens Erwähnung geschehen wäre, erwachte in Arnold die Besorgniß, sein Bruder könne, durch eine neue Neigung abgezogen, in seiner Absicht auf die Hand der polnischen Erbin wankend geworden sein.

An einem sonnigen October-Nachmittag fügte es sich, daß Arnold, im alten Lusthause von Steinbühl mit Hermine im Gespräch, seinen Befürchtungen Ausdruck gab.

Mehr und mehr hatte die gegenseitige freundschaftliche Zuneigung dieser Beiden sich befestigt: auf ihrer Seite leidenschaftslose Verehrung und ruhiges Erwarten eines Glückes, welches die Zukunft ihr unfehlbar bringen mußte; auf der seinigen stetig wachsendes Vertrauen. Trotzdem war Arnold durch die in seinen Vermögens-Verhältnissen eingetretene Veränderung keineswegs zu einer Beschleunigung seiner geplanten Verlobung bewogen worden; denn er liebte es nicht, von gefaßten Beschlüssen zurückzukommen. Er hatte ausgesprochen, daß seine Bewerbung im Juni stattfinden würde, und im Juni sollte es geschehen; nicht einen einzigen Monat früher, sollten nicht alle seine Pläne umgestoßen werden.

Im Verlauf des früher erwähnten Gespräches hatte Hermine nach Nachrichten von Otto gefragt, Arnold ihr ein eben eingetroffenes Schreiben desselben mitgetheilt und hierauf sinnend hinzugefügt: „Ich bin nicht ruhig über ihn; seine Briefe waren unbefriedigend in letzter Zeit."

„Seine Briefe enthalten doch wohl nichts Beunruhigendes?" antwortete Hermine entgegnet.

„Eben was nicht darin enthalten ist, beunruhigt mich," gab Arnold zurück.

Hermine hatte bei dieser räthselhaften Erklärung weit die Augen geöffnet und Arnold dann in längerer Rede seine Ansichten über die die polnische Gräfin betreffende Angelegenheit entwickelt.

„Otto's Zögern befremdet mich," sagte er, „und ebenso sein hartnäckiges Stillschweigen über seine Absichten. Selbst ob er im Heere zu bleiben, oder nun, da seine Mittel es ihm gestatten, seine dienstliche Stellung aufzugeben gedenkt, ist uns unbekannt. Seine endliche Verheirathung allein ist im Stande, mich über seine Zukunft zu beruhigen," fuhr Arnold fort. „Allerdings hat der Reichthum einen mächtigen Reiz für ihn, doch ist sein Charakter ein in jeder Beziehung völlig unberechenbarer. So wenig Festigkeit Otto auch besitzt, ist er doch schwer zu leiten, und dies gerade deshalb, weil er fremden Einflüssen so leicht zugänglich ist. Ich weiß es nicht anders zu definiren."

Arnold hatte, während er sprach, vor Hermine gestanden, die Brauen zusammengezogen und den Blick in die Ferne gerichtet, als mühe er sich, seinen Gedanken Gestalt zu geben oder dieselben von den Wolken abzulesen. Hermine hatte zu ihm aufgesehen, jedes seiner Worte mit unbegrenztem Vertrauen hinnehmend, aber deren Sinn kaum zur Hälfte erfassend.

„Du kennst Otto nicht ganz so genau, wie ich ihn kenne," fügte Arnold noch hinzu; „doch siehst du wohl, daß sein Wesen ein für einen Mann ganz unrichtig angelegtes ist: er ist nervös und reizbar wie eine Frau. Darin war er mir von jeher unähnlich, obschon wir Beide ganz gleich erzogen wurden. Er wird zu sehr vom Augenblick beherrscht und ist zu empfänglich für Schönheit, in welcher Gestalt sie auch an ihn herantritt. In den Händen einer hübschen Frau ist er weich wie Wachs; so lange sie ihn festhält, kann sie ihn zu allem vermögen. In den Händen einer klugen Frau hingegen wird er an Festigkeit gewinnen; denn sie wird den ein Mal hervorgebrachten Eindruck zu erhalten wissen. Verstehst du mich auch vollkommen, Hermine?"

Hermine hatte ihn nicht im Mindesten verstanden, aber ihr sanftes Lächeln ermunterte Arnold, fortzufahren: „Otto muß durchaus

eine verständige Frau bekommen, eine Frau, welche die Befähigung hat, ihn zu lenken. Mir würde gerade dies nicht taugen; denn mit unabhängigen, immer selbständig denkenden und handelnden Frauen könnte ich mich niemals befreunden; für ihn aber ist es eine Nothwendigkeit. Ich bin ganz überzeugt, daß trotz all' ihrer äußerlichen Ruhe Comtesse Halka die richtige Frau für ihn wäre."

Mittlerweile hatte Arnold's Erregung einen hohen Grad erreicht und er so wuchtig auf und nieder zu schreiten begonnen, daß die alten Dielen des Lusthauses unter seinen Tritten ächzten und das morsche Dach desselben sich über seinem Haupte schüttelte. Dann war er plötzlich an Herminens Seite zurückgekehrt, um ihr an diesem Nachmittage zum dritten Male zu erklären, er würde nicht aufhören sich zu ängstigen, so lange Otto sich nicht durch eine passende Heirath der Möglichkeit begeben habe, der folgenschweren Clausel in Onkel Maximilian's Testament entgegen zu handeln. Hieraus ist ersichtlich, daß Hermine bereits mit den Verfügungen des Testaments bekannt gemacht worden war.

„Liebt Otto die Gräfin?" hatte sie in der ihr eigenen trockenen Weise gefragt.

Ob er Halka liebe! Eine ganz neue Seite der Angelegenheit, eine nebensächliche, die Arnold noch niemals in Betracht gezogen hatte. Weshalb nur die Frauen immer zuerst diese Frage stellen, sobald von einer Heirath die Rede ist! Nie hatte er daran gedacht, daß zur der Schließung eines Ehebundes überhaupt Liebe nöthig sei. So erwiderte er denn auch auf Herminens Frage: er halte Otto nicht für so thöricht, ein Mädchen, welches augenscheinlich für ihn geschaffen wäre, mit Gleichgültigkeit anzusehen.

„Selbstverständlich kann nicht erwartet werden," fügte Arnold dann noch bei, „daß Leute, die sich nicht länger als zwei Jahre kennen, einander so geneigt seien wie solche, die durch ihr ganzes Leben befreundet waren."

Hierauf hatte Hermine ohne zu antworten erröthend zu Boden geblickt.

Das Resultat dieser Unterredung war, daß Arnold nach noch einiger Ueberlegung zu dem Schlusse gelangte, seine Pflicht als älterer Bruder fordere von ihm, an Otto zu schreiben, um diesen aus seiner Apathie aufzurütteln; ein zu rechter Zeit gesprochenes brüderliches Wort möchte der Sache ungemein förderlich sein.

Dieser Brief traf zugleich mit dem früher angeführten zweiten Schreiben Reata's bei Otto ein und wurde achtlos bei Seite geschoben. Begierig öffnete Otto Reata's Brief. Während er diesen überflog, wurden Anzeichen großer Beunruhigung in seinem Antlitz sichtbar; ob diese jedoch von Verdruß herrührte, von Kummer oder Zweifel, war nicht zu erkennen. Er veränderte mehrmals seine Stellung, und nach einigen kurzen Ausrufungen sprang er endlich auf, um ungestüm das Zimmer zu durchmessen. Etwas ruhiger geworden, las er den Brief seines Bruders und stützte dann, tief nachdenkend, den Kopf in seine Hände.

Wie ärgerlich war doch dieses Zusammentreffen! Aber etwas Unangenehmes kommt ja nie allein. Diese beiden Briefe, der eine ein Schlag, der andere eine Widerwärtigkeit! Ja, weshalb mußte Arnold sich auch in Dinge mischen, von welchen er nicht verstand? Immer war er geneigt, zu predigen und guten Rath zu ertheilen, und Otto verlangte nicht nach gutem Rath. Was war das alles nur, was er jetzt sagte? Und Otto nahm den Brief wieder auf und las: „Laß dich meine Aufrichtigkeit nicht verdrießen; doch ich muß dir gestehen, daß dein langes Hinausziehen einer Sache, welche dich schon im letzten Winter beschäftigte, mir gänzlich unverständlich ist. Unmöglich kann dieser Aufschub mit triftigen Gründen gerechtfertigt sein. Die Gräfin ist alt genug, um zu wissen, was sie will, und bei deinen veränderten Aussichten hast du nicht, wie es früher der Fall sein mochte, eine abschlägige Antwort zu befürchten. Unser Vater sieht mit Zuversicht deiner baldigen Vermählung entgegen, und in jedem deiner Briefe erwartet er die Anzeige derselben zu finden. Ich kann mir nicht denken, was dich von dem endlichen Entschlusse zurückhält."

„Ich glaube wohl, daß er es nicht kann," bemerkte Otto laut und fast unwirsch.

„Ich kenne keine Frau, die besser als Gräfin Halka für dich passen würde," schrieb Arnold ferner; „sie ist gut erzogen und fein gebildet, und dies ist gerade, was du an den Frauen vorzüglich schätzest. Zudem ist sie verständig und von vornehmer Gesinnung, ganz dazu gemacht, dich zufrieden zu stellen und zu beglücken."

Otto strich mit der Hand über die Stirne. „Ah, er hat leicht reden, — er kennt ja sie, jene Andere, Einzige nicht!"

Der Brief lautete weiter: „Es scheint nun wohl, als hätte endlich das Glück sich zu Gunsten unserer Familie gewendet. Wie gut ist es, daß Onkel Max nicht auf härtere Bedingungen verfiel! Erinnerst du dich noch unseres Gespräches im Café D...? Damals sehntest du dich so sehr danach, die Armee verlassen zu können; und nun liegt dies in deinem Willen, wie auch der Erfüllung der meisten deiner übrigen Wünsche nichts im Wege steht.

„Laß dir nochmals zur Eile rathen. Weshalb sollte nicht vor Eintritt des Winters alles erledigt sein? Die, wie ich weiß, dir so sehr mißliebige Plackerei des Winterdienstes würde dir dadurch erspart bleiben."

Otto legte das Schreiben nieder und brach in lautes Gelächter aus. Es war kein dem Ohr wohlgefälliges Lachen, noch auch regte es zu Heiterkeit an; eher hätte es ein düsteres Gelächter genannt werden müssen, wenn dieser Ausdruck statthaft wäre.

Als er zu lachen aufhörte, begann er über seinen Bruder loszuziehen.

„Wie gefühllos von Arnold, wie tactlos! Geradezu einfältig ist es, mich durch diese Schilderung zu quälen. Es ist schlimm genug, dieses große Vermögen einzubüßen; nicht daß es nöthig wäre, noch fortwährend daran erinnert zu werden! Ihm kann wenig daran liegen; er heirathet seine große plumpe Hermine, bekommt all' sein Geld, und kümmert sich den Kuckuck darum, wie ich und Reata Bettler sein werden!"

Dann überkam ihn eine andere Stimmung. Indem in seinem Geiste die Macht der Logik nach und nach wieder Geltung gewann, wurde er gerechter gegen seinen Bruder. Im Grunde war Arnold doch nicht ganz so kopflos, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte.

„Gesetzt — nur um des Argumentes willen — ich wäre nicht nach Mexico gegangen; und hätte es sich nicht um jene 3000 Gulden gehandelt, wäre dies ja auch nie geschehen. In diesem Falle hätte Arnold reisen müssen. Für diesen kaltherzigen Menschen war nicht die Gefahr vorhanden, sich in Reata zu verlieben. Ich hätte dieses liebenswürdige Geschöpf nicht kennen gelernt, und mich dann wohl mit Halka begnügt. Dann hätte ich der Armee sofort den Rücken gekehrt, mich in Wien niedergelassen und ein wenig das Leben genossen. Da ich nun aber Reata gefunden habe, und so glücklich war, ihre Liebe zu erringen, scheint freilich alles Andere nicht von Belang. Dennoch aber ist es von Belang," fügte Otto laut und so heftig hinzu, als sei er mit Jemand in Streit darüber, „ein Vermögen von einhundertsiebenzigtausend Gulden zu verlieren!"

Das Schlimmste daran war, daß Arnold sich nicht so leicht beruhigen lassen würde. Nachdem er sich ein Mal diesen Gedanken in den Kopf gesetzt hatte, würde er sicherlich immer wieder darauf zurückkommen; und wie ihm die Zunge binden, ohne seinen Verdacht zu erregen? Wohl konnte vorerst der Brief einige Wochen unbeantwortet bleiben; aber was dann? Denn Otto war entschlossen, sein Geheimniß so lange als möglich zu bewahren. Es lag in seinem Wesen, daß er vor allem Störenden zurückschrak. Aber das erste Wort, welches seine Verlobung betreffend über seine Lippen kam, mußte einen Sturm entfesseln. War es ihm doch bestimmt, dem lächerlichen Kastengeist seiner Großonkels zum Opfer zu fallen, so konnte man ihn wenigstens bis zu dem entscheidenden Augenblick in Frieden lassen. Würde er zu seiner Familie sagen: „Ich gebe mein Vermögen auf, denn ich bin im Begriffe, mich mit einem Mädchen von bürgerlicher Herkunft zu vermählen", dann wäre es um seine Ruhe

geschehen. Sein Vater würde klagen und flehen, Arnold Vernunftgründe vorbringen, und Gabriele würde weinen, ohne zu wissen, was geschehen sei; kurz, sie Alle würden ihn peinigen, bis er von Sinnen wäre, und ihn sein Opfer mit zehnfacher Schärfe empfinden lassen. Ja, der Augenblick der Entdeckung würde ein stürmischer sein; er wußte es wohl und schauderte bei dem Gedanken daran. Dieser Augenblick war nun nicht mehr fern; ja, so hatte es bis heute geschienen — bis zu dem Eintreffen dieses Briefes von Reata. Wie, wenn er der Vernunft Gehör gäbe und in den von ihr vorgeschlagenen Aufschub willigte? Es wäre eine Verzögerung seines Glückes, aber auch Vermeidung vieler Unannehmlichkeiten; und Otto liebte es, Lästiges hinauszuschieben. Was konnte in einem Jahre nicht alles geschehen! Ein Jahr sei eine lange Zeit, hatte ja auch Reata gesagt.

Otto seufzte schwer, und hastig Reata's Brief aufnehmend, küßte er ihn mit überströmender Leidenschaft.

Zwei Tage hindurch arbeiteten und gährten allerlei Gedanken in seinem Gehirn, und am dritten Tage schrieb er folgende Antwort.

„Am 20. October.

„Geliebte! Seit zwei Tagen bin ich damit beschäftigt, deinen Vorschlag in Ueberlegung zu ziehen. Ich habe denselben in jedem Lichte betrachtet, und der Beschluß, zu welchem ich endlich gelangte, ist, wie ich glaube, der beste.

„Ja, mein Herz, ich fürchte, du hast Recht. Anfangs wollte ich es nicht einsehen, allein durch Nachdenken bin ich klüger geworden. Es gibt keinen andern Ausweg für uns, denn uns in Geduld einer längern Trennung zu fügen, als wir zuerst in Aussicht genommen hatten.

„Wie es sich von selbst versteht, kannst du allein nicht nach Europa kommen. Dies würde viele Unannehmlichkeiten mit sich bringen, ja im höchsten Grade unpassend sein. Es wäre mir schrecklich, dich schutzlos den Widerwärtigkeiten einer langen See-

reise preisgegeben zu wissen. Du hast keine Vorstellung von den ärgerlichen Zufällen, welchen du durch deine Jugend und Schönheit ausgesetzt sein könntest. Was mich betrifft, ist jede Möglichkeit, zu dir zu kommen, völlig ausgeschlossen. Ich habe dir gesagt, wie schwierig es sein würde, gegenwärtig einen weitern Urlaub zu erhalten; und sollte dies mir auch gelingen, könnte es nicht geschehen, ohne mein Vorrücken zu gefährden, wozu du, Geliebte, mir niemals rathen wirst. Ueberdies weißt du ja, Reata, daß ich leider mittellos bin. Hat die Freigebigkeit meiner Tante mir auch die Kosten der letzten Reise erspart, so wäre es doch unbillig, dies ein zweites Mal von ihr zu erwarten, und dies um so mehr, als, wie ich vermuthen muß, sie den Zweck meiner Reise nicht billigen würde. Gleichwohl könnte ich ihr dies nicht übel nehmen. Widerstand von ihrer Seite wäre ja nichts anderes, als ich von all' meinen übrigen Verwandten zu gewärtigen habe.

„Geduld, geliebte Reata — Geduld! Es ist ein hartes Wort, und ich empfinde es eben so drückend als du; allein du hast Recht, es ist am klügsten, zu warten.

„Alles weist nach dieser Richtung hin. Wer weiß, ob in einem Jahre meine Aussichten nicht glänzender geworden sind? Jedenfalls kann ich darauf rechnen, in nicht zu ferner Zeit den Rittmeistergrad zu erlangen — da es mir doch nicht bestimmt zu sein scheint, von diesem lästigen Dienst los zu kommen. Möglicherweise bringt meine Beförderung auch einen Stationswechsel mit sich und führt mich nach einem Ort, wo das Leben erträglicher sein wird als hier . . .

„Die Erinnerung an dich, Reata, wird allein mich in dieser schweren Zeit aufrecht halten. Denke oft an mich, Geliebte, und gib mir Nachricht mit jeder Post . . .

„Ich glaube leicht erklären zu können, was es ist, das dir in Arnold's Antlitz so imponirend erscheint. Sein Bart und seine buschigen Brauen bringen diesen Eindruck hervor, der für Diejenigen, welche meinen Bruder öfters sehen, rasch verschwindet. Hinsichtlich seiner Heirath glaube ich, daß sie zu irgend welcher

Zeit des nächsten Sommers, vielleicht im Juni, stattfinden soll. Mein Vater erwähnte dies in einem seiner Briefe; es besteht jedoch noch kein festes Uebereinkommen."

Otto brachte diesen Brief selbst nach der Post. Er vermied es sorgfältig, bei seinen Kameraden Verdacht zu erwecken, und zog es daher vor, sie nicht wissen zu lassen, wie oft er nach Mexico schrieb.

Auf dem Rückweg wurde er, über den „Platz" hinüber, von einem rothwangigen Lieutenant angerufen, welcher sich des übelklingenden Namens „Schweiner" erfreute. Der Lieutenant beabsichtigte, sich von Otto ein, militairische Vorschriften enthaltendes Buch zu erbitten, welches, „Praktischer Leitfaden zu der richtigen Behandlung des Recruten" betitelt, einer Klasse der militairischen Litteratur angehört, die im kleinen Finger zu haben bei jedem österreichischen Offizier vorausgesetzt zu werden pflegt.

Indem Schweiner sich zu Otto gesellte, erklärte er diesem, sein eigenes Exemplar sei durch wiederholtes Gezause von Seiten seiner beiden Dachshunde arg verstümmelt und unleserlich gemacht worden, und er habe nun bei allen seinen Kameraden erfolglos nach einem Ersatz dafür gesucht.

„Gott weiß, wo das meinige sich befindet," erwiderte Otto; „ich habe es seit Monaten nicht zu Gesicht bekommen. Es mag unter meinem Schrank oder vielleicht auch dahinter liegen. Du kannst selbst nachsehen, wofern ich nicht dabei belästigt werde."

Dieser herzlichen Einladung folgend, machte der Lieutenant sich sofort daran, Otto's Wohnung zu durchstöbern. Nicht gar viele Bücher gab es dort; die unvermeidlichen kriegswissenschaftlichen Werke ausgenommen, nur noch zwei oder drei französische Romane und etwa ein Dutzend Bände gemischten Inhalts. Sämmtliche Bücher lagen über einander gethürmt, so daß es unmöglich war, die Titel der zu unterst geschichteten herauszufinden, ohne den ganzen unsaubern Wust abzutragen.

Schweiner setzte dies auch unverweilt auf das kräftigste in's Werk, während Otto, im Fenster lehnend, den Rauch seiner Cigarre langsam in die Luft blies und dabei den Wortlaut

des eben abgesandten Briefes noch ein Mal überdachte. Nun, da er diesen auf dem Wege wußte, fühlte er sich ruhiger und befriedigter als seit langer Zeit.

Es war ein herrlicher Herbsttag, der einer langen Reihe eben so herrlicher Tage folgte; denn der Herbst ist in Galizien die schönste Jahreszeit, die sich mit ihrem klaren Himmel und ununterbrochenen sanften Sonnenschein oft bis in den November hinein erstreckt. Dann tritt mit einer jähen Wendung der Winter ein.

Eben jetzt war der Winter noch einige Wochen fern, wiewohl alles an das Schwinden des Sommers mahnte. Die Schwalbennester waren verlassen, und die Heckenreihen und das Gras außerhalb der Stadt mit dem feinen Gewebe der Sommerfäden überdeckt. Einige losgelöste Fädchen, von einem leisen Windhauch in die Stadt getragen, hingen duftig in der Luft, kaum wesenhafter erscheinend als die von Otto's Cigarre aufsteigenden Wölkchen.

Schweiner's energische Nachforschung brachte mehrere Bücher mit einem Krach zu Boden. Otto hörte dies wohl, wendete sich aber nicht, sondern begnügte sich damit, einer halblauten, für seinen Kameraden nicht eben schmeichelhaften Bemerkung Ausdruck zu geben. Auch der Lieutenant murmelte irgend etwas, das einem Fluch nicht unähnlich war, und begann die Bücher aufzulesen.

Inmitten derselben lag Otto's Skizzenbuch, in welchem, da es sich im Herabfallen geöffnet hatte, Schweiner eine Zeichnung erblickte — eine Ansicht von Hamburg — und nun, aufmerksam oder vielleicht nur neugierig geworden, griff er nach dem Buche, um es näher in Augenschein zu nehmen.

„Ah, ziemlich gut, nicht so übel," commentirte er, über die Seiten blätternd, mit gedämpfter Stimme. Bald kam er zu den Skizzen, die von Otto während der Seereise gemacht worden waren.

„Häßlicher Kerl das! Recht hübsches Mädchen," fügte er hinzu, da das nächste Blatt das Stumpfnäschen und die üppigen Locken einer der holden Reisebekanntschaften Otto's zeigte.

Otto vernahm dieses Selbstgespräch, allein er achtete nicht darauf. Er beobachtete lässig die hintreibenden Sommerfäden und sann, wie lange es wohl noch Sommer bleiben würde.

„Ah, Sapperlot noch ein Mal!“ kam es plötzlich überlaut von Schweiner's Lippen.

Mit einer, einige Ungeduld verrathenden Bewegung wandte Otto sich dem Lieutenant zu und sah diesen, das Monocle im Auge, ein Blatt des Skizzenbuches anstarren mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens und der höchsten Bewunderung.

„Was hat dieser Mensch nur wieder?“ sprach er für sich, zu Schweiner hinschlendernd und über dessen Schulter blickend.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich augenblicklich, und sein zuerst so flüchtiger Blick versenkte sich tief in die vor ihm auftauchenden Züge.

Reata's Antlitz blickte ihm von dem Blatte entgegen, Reata's Augen sahen von dem leblosen Papier zu ihm auf, und mit einem plötzlichen, fast an Schmerz grenzenden Aufblitzen kam die übermächtige Erkenntniß ihrer Schönheit wie eine neue Offenbarung über ihn. Seit vier Monaten war er fern von ihr, und ihr liebliches Gesicht hatte in seinem Gedächtniß etwas zu verbleichen begonnen, wie dies ja stets mit den Zügen der Abwesenden der Fall zu sein pflegt, werden sie auch noch so wahr geliebt.

Nun wirkte der Zauber wieder in seiner ganzen Kraft; er ergriff ihn mit der Macht der Wirklichkeit, und Otto's Brust hob sich in raschen Athemzügen.

„Ah, Sapperlot noch ein Mal!“ wiederholte Schweiner nach einer Secunde andächtig scheuen Schweigens.

„Gib mir das Buch,“ sagte Otto träumerisch, indem er die Hand nach demselben ausstreckte. Nicht Hast noch Ungeduld lag in seinem Tone, noch auch war er bemüht, seine Gefühle zu verbergen. Was war ihm Schweiner jetzt! Nichts als das untergeordnete Geschöpf, in dessen Hand der Zufall das Buch gegeben hatte — das Buch, welches jetzt alle schlummernden Erinnerungen in ihm weckte. Weit fort war sein Geist, in dem mexicanischen

Walde, mit seinen Palmen und rauschenden Gräsern. Er athmete die betäubenden Wohlgerüche der Blumen, hörte das eintönige Gesumme der Insecten und sah die Kolibris zwischen den schattigen Zweigen aus und ein huschen. „Gib mir das Buch", wiederholte er.

Schweiner gab es ihm und stand sprachlos da, bald Otto, bald die Skizze anstarrend. In Otto's Antlitz thaten sich Zeichen kund, die er nicht zu deuten verstand: heftige Gemüthsbewegung, Ueberraschung, Zärtlichkeit, aber auch tiefer Schmerz. Das Buch zitterte in seinen Händen, und wie der Gegenwart entrückt, blickte er unverwandt auf Reata's Züge.

„Famos schönes Mädchen das! Wer ist sie?" fragte Schweiner nach längerer Pause, wahrnehmend, daß Otto in Ekstase versunken war.

Heftig emporfahrend, wurde dieser nun mit einem Male sich seiner Umgebung bewußt. Erzürnt wandte er sich ab und schloß eilig das Buch, wie um das Bild vor jedem Blicke zu verbergen. „Was thust du hier? Hast du, was du suchtest, noch nicht gefunden?"

„Ist es eine Dame, die du in Mexico kanntest?" fuhr Schweiner, ohne sich durch Otto's Aeußerung stören zu lassen, fort.

„In Mexico! Unsinn, keineswegs!" entgegnete Otto, vor Verdruß erröthend. „Ich machte die Zeichnung vor Jahren, irgendwo in Deutschland; kann mich nicht einmal erinnern, wo es war." Und damit schritt er zu dem Fenster zurück und lehnte sich hinaus wie vorher. Doch wo war die Ruhe hingekommen, die ihn noch vor einer halben Stunde erfüllte? Es war ihm, als sei er von höhnenden Kobolden umringt. Der Frieden des Herbsttages war verschwunden.

Würde Otto's Brief vielleicht anders gelautet haben, hätte er, bevor er ihn schrieb, in das Skizzenbuch geblickt?

„Ich wußte nicht, daß Cactus und Palmen in Deutschland wachsen," sprach, als er nach Hause schlenderte, der kluge Schweiner vor sich hin.

19.

Nach der vorangegangenen Beschreibung von Rzeszólów wird die Nachricht, daß der genannte Ort sich einer freiwilligen Feuerwehr rühmen konnte, vielleicht Staunen erregen. Dieselbe zählte zwar noch wenige Mitglieder, da sie ihr Entstehen erst der jüngsten Zeit zu verdanken hatte, besaß aber nichtsdestoweniger prachtvolle Uniformen, hohe Stiefel und glänzende Helme, welche nach Ansicht ihrer Träger jene sämmtlicher Dragoner-Regimenter bei weitem überstrahlten.

In ihren Reihen standen die achtbarsten Geschäftsleute des Ortes. Da waren der Buchbinder, der Apotheker, der Meßner und der Zimmermann, welche als Vorbilder leuchteten und die aus einem halben Dutzend Lehrlingen und einigen Kellnern bestehende untergeordnete Schaar zu Ruhm und Ehre führten. Diesem System gemäß ließen sämmtliche Handwerker und Gewerbetreibende von Rzeszólów, sobald ein verdächtiger Rauch sich zeigte, ihre jeweilige Arbeit im Stiche und eilten auf den Schauplatz der Gefahr, selbstverständlich nachdem sie vorher ihre prächtigen Uniformen angezogen und sich mit den glänzenden Helmen bedeckt hatten. Der Buchbinder warf das zur Hälfte gebundene Heft, der Apotheker die zur Hälfte gemischten Pulver bei Seite, der Barbier ließ seinen halbrasirten Clienten sitzen, der Meßner legte Rauchfaß und Weihkessel nieder und überließ es dem Geistlichen, seine Todten zu begraben und die Lebenden zu taufen, so gut es ohne seine Assistenz gehen mochte.

Ob diese Einrichtung für die Dauer ersprießlich sein werde, mußte einer spätern Zeit zur Entscheidung vorbehalten bleiben. Das vielversprechende Institut war erst vor einem Monat in's Leben gerufen worden, und hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, seinen Werth zu bethätigen. Inzwischen war Jedermann von den schönsten Hoffnungen beseelt und freute sich seines schmucken Anzuges Auch eine Art von hölzernem Bauwerk war

errichtet worden, um das Erklettern von Mauern und die Rettung gefährdeter Leben zu üben, und an jedem Sonntag-Nachmittag marschirte das junge Corps in voller Uniform — mit dem Apotheker als Anführer und den beiden jüngsten Kellnern als Trommlern — durch das Städtchen. Ueber den eigentlichen Zweck dieser Paraden verlautete nichts Bestimmtes und das Trommeln war für Nichtbetheiligte etwas nervenangreifend. Doch gab es immerhin einen hübschen Aufzug, und unleugbar lag der Reiz des Ungewohnten darin, die heimischen Gewerbsleute, welche man an Wochentagen nur in abgenützter Kleidung hinter Laden- oder Schanktisch zu erblicken pflegte, jetzt so herrlich herausgeputzt und halb erdrückt von der Wucht ihrer unverbrennbaren Schläuche einherstolzieren zu sehen. Für einen kleinen Mann war es keine geringe Aufgabe, dieselben mit Würde zu tragen. Der blasse, schwächliche Buchbinder zum Beispiel machte den Eindruck eines ornamentalen Gegenstandes, der zufällig zum Aufwinden des Schlauches verwendet worden war.

Die Feuerwehr besaß auch zwei Spritzen, welche, bunt bemalt und eben so imposant als jene selbst, zu der Annahme berechtigten, daß sie bei künftigen Feuersgefahren Wunder wirken würden, obgleich der Schuhmacher, unter dessen besonderer Obhut sie standen, mit ihrem System noch nicht vollkommen vertraut war, und sich daher bezüglich des Erfolges noch etwas unsicher fühlte.

All' diese Herrlichkeit war natürlich nicht umsonst zu haben gewesen, und als nun sämmtliche fünfundzwanzig Mitglieder equipirt, das hölzerne Bauwerk vollendet und die erforderlichen Eimer angeschafft waren, zeigte sich eine bedenkliche Ebbe in der Vereinskasse, und mußte über die Mittel, dieselbe wieder zu füllen, ernstlich berathschlagt werden. Die Meinungen liefen hierbei weit auseinander, und die in der Hinterstube des Buchbinderladens gehaltenen Versammlungen nahmen allgemach einen stürmischen Charakter an. Einige der untergeordneten Mitglieder, darunter der Sattler und der Barbier, stimmten dafür, einen Sammelbogen von Thüre zu Thüre zu schicken, um die Beiträge

für das löbliche Unternehmen zu pressen, worauf die Kellner und Lehrjungen sich sofort bereit erklärten, paarweise als Träger des Bogens zu fungiren, in der sichern Voraussetzung, daß der Anblick der Uniformen allein ihre Mitbürger zu freigebigen Spenden bewegen werde. Der Apotheker sowohl als der Buchbinder wollten jedoch von diesem würdelosen Verfahren nichts wissen; ihre Auffassung der Sache war eine viel höhere, und wurde von dem Meßner kräftig unterstützt. Um einen Gegenvorschlag befragt, ergriff der Apotheker das Wort, indem er vorschlug, die Angelegenheit in größerm Stil zu betreiben. Seiner Ansicht nach mußte den Leuten, deren Geld man verlange, auch etwas dafür geboten werden, und als hierauf der Redner von Seiten des Schuhmachers mittels einiger Kraftausdrücke gedrängt wurde, ohne weitere Umschweife zur Sache zu kommen, erklärte er kurzweg, daß eine allgemeine Belustigung das einzig richtige Mittel sei, um die benöthigte Summe zu beschaffen. Für ein ländliches Fest war die Jahreszeit zu weit vorgerückt; zu einem Concert fehlten die musikalischen Kräfte; es blieb daher, wiewohl der Carneval noch fern und die Zeit nicht ganz passend für ein Tanzvergnügen war, dennoch kein anderer Ausweg, als einen Ball zu veranstalten. Lauter Beifall folgte hierauf, und die gesammte Feuerwehr votirte ihrem Führer für diesen klugen, einsichtsvollen Vorschlag lebhaften Dank. Der Meßner allein hegte einige Besorgniß, ob die persönliche Theilnahme an dem Feste mit seiner Stellung vereinbar sei; wenn er auch im Allgemeinen gegen Bälle nichts einzuwenden fand, blieb doch die Möglichkeit, daß der Pfarrer sein Erscheinen in Tanzsaale mißbilligen könne, nicht ausgeschlossen.

Das Unternehmen war nicht so gewagt, als dies den Uneingeweihten scheinen mochte. Es bestand einfach darin, das betreffende Local zu miethen, den Boden säubern und glätten zu lassen, für Beleuchtung und Tanzmusik zu sorgen und schließlich die Einladungskarten zu einundeinhalb bis zwei Florin auszuschicken. Die Sorge für das Souper war in das Programm nicht mit eingeschlossen. Wer danach Verlangen trug und die erforder-

lichen Mittel besaß, sollte es selbst bestreiten; die Uebrigen mochten sich ohne Speise und Trank behelfen.

Während der ganzen dem Balle vorangehenden Woche hatte eine gelinde Aufregung sich des Städtchens bemächtigt und sämmtliche fünfundzwanzig Feuerwehrmänner in gehobene Stimmung versetzt. Niemand konnte den Laden eines Geschäftsmannes betreten, ohne sofort mit der Frage: „Werden Sie unsern Ball besuchen?“ bestürmt und zum Ankaufe möglichst zahlreicher Karten gedrängt zu werden.

Leider war kurz vor dem großen Tage schlechtes Wetter eingetreten und hatte die Wege grundlos gemacht. Es erregte daher allgemeines Erstaunen, als am Morgen des Festtages der Wagen des Grafen Przeszechowski auf dem Platze vor dem Gasthause erschien. Sonst hatte Niemand aus der Umgegend sich eingefunden.

Beim Mittagstisch der Offiziere drehte sich das Gespräch ausschließlich um den Ball.

„Wir werden heute Abend vis-à-vis sein, nicht wahr Bodenbach?“ rief Lieutenant Langenfeld seinem Freunde zu.

„Wer — ich?“ sagte Otto aufblickend. „Ich gehe gar nicht hin.“

„Du kommst nicht?“ erscholl es von allen Seiten der Tafelrunde. „Ja, Bodenbach, was willst du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich nicht auf den Ball gehe.“

Lieutenant Farkas, ein junger Mann, der die unglückliche Gabe besaß, Bemerkungen am unrechten Orte zu machen, schaltete hier ein: „Aber Comtesse Halka Przeszechowska wird anwesend sein; man hat es mir heute Morgen mit Bestimmtheit gesagt.“

Otto zuckte mit den Achseln und murmelte vor sich hin, daß dieser Umstand mit seinen Plänen nichts zu schaffen habe. Seine gleichgültige Miene trug indeß zu sehr den Stempel der Absichtlichkeit, um die Andern zu täuschen; seine Erklärung war auch um so überraschender, als er bis dahin nichts Aehnliches hatte verlauten lassen. Bei vorangegangenen Erwähnungen des Balles

hatte Otto geschwiegen, und ebenso als die Rede auf die muthmaßliche Anwesenheit der Gräfin kam; aber sein Erscheinen war als selbstverständlich vorausgesetzt worden.

Langenfeld schien große Lust zu haben, die Frage noch weiter zu erörtern; da jedoch Otto in unnahbarer Haltung verharrte, gab er klugerweise nach und suchte sich anderwärts ein vis-à-vis zu verschaffen.

Schlag acht Uhr begann der Ball, dessen musikalische Klänge von der Straße aus leise vernehmbar waren. Dieselben drangen auch an Otto's Ohr, als er seine Schritte nach dem Gasthause lenkte, um sein Abendessen einzunehmen. Unwillkürlich blickte er nach den erleuchteten Fenstern des ersten Stockwerks, wo er vergangenen Winter mancher fröhlichen Unterhaltung beigewohnt hatte. Aber die Frage, ob der Ball diesmal zahlreich besucht sein werde, schlich sich nur so nebenher bei ihm ein. Er empfand weder Interesse an der Sache noch das mindeste Bedauern bezüglich des gefaßten Entschlusses. Wäre es thunlich gewesen, an dem Tanze nicht theilzunehmen, so hätte er sich vielleicht noch überreden lassen, hinaufzugehen; doch würde dies jedenfalls mehr Aufsehen erregt haben als sein Fernbleiben. Wie hätte er, ein Verlobter, mit einer Andern als seiner eigenen, herrlichen Braut tanzen können! Schon der Gedanke daran war ihm unleidlich. Auch sollte ja Comtesse Halka, welche er seit seiner Rückkehr von Merico noch nicht gesehen hatte, auf dem Balle sein; diese Begegnung wäre peinlich gewesen, und er wollte sie lieber vermeiden.

Er lenkte in die Einfahrt des Gasthauses ein und begab sich in den unter dem Tanzlocal gelegenen Speisesaal, um da sein Abendessen einsam zu verzehren. Aber wehe dem Unglücklichen, der unter solchen Umständen persönliche Berücksichtigung erwartet! Das gesammte Gasthaus-Personal war aus Rand und Band gekommen, und Niemand entsprach seiner täglichen Bestimmung. Das matt erhellte Speisezimmer war verödet, alle Kellner figurirten in ihrer höhern Eigenschaft als Feuerwehrmänner. Nach viertelstündigen, fruchtlosen Versuchen war Otto endlich einer

Person habhaft geworden, welche ihm nach Verlauf einer weitern Viertelstunde etwas zu essen brachte. Halb verhungert setzte er sich zu seinem spärlichen Mahl, dessen Einsamkeit er nicht ein Mal durch Zeitunglesen erträglicher machen konnte, da in dem allgemeinen Wirrwar sämmtliche Tagesblätter verschwunden waren; Niemand wußte wohin. Der Zufluß der Ballgäste war nun so ziemlich zu Ende gekommen. Otto hatte sie die Treppe nebenan hinaufgehen gehört; Kichern und Plaudern lustiger Mädchenstimmen, untermischt mit schweren Tritten und Säbelgerassel. Oben wurde bereits heftig getanzt, so daß der Boden dröhnte. Die Erschütterung brachte sogar die kleine Hängelampe über Otto's Kopf in's Schwanken, und der angeraucht Glascylinder verursachte ein eintöniges Geklapper. Es war neun Uhr vorüber, als Otto sich von seinem freudlosen Mahle erhob, und eben da er gähnend überlegte, ob es nicht das Vernünftigste wäre, geradenwegs nach Hause und zu Bett zu gehen, betraten die letzten Ankömmlinge den Ballsaal; es waren die hervorragendsten Gäste, deren Erscheinen die ganze Gesellschaft während der letzten halben Stunde mit ängstlicher Spannung erwartet hatte: Comtesse Halka Przeszechowska und deren Mutter.

Comtesse Halka hatte das Stadium, in welchem das Betreten eines Ballsaales Gegenstand des heimlichen Erbebens ist, längst überwunden; sie besaß in hohem Grade jene nachlässig-vornehme Ruhe, welche, wenn ungekünstelt, ihre Trägerinnen so gut kleidet. Heute jedoch war eine Veränderung, eine ganz leichte Veränderung ihrer Haltung bemerkbar; ihre Wangen waren sanft geröthet, und ihre grauen Augen trugen statt der gewohnten Ruhe einen eigenthümlichen Ausdruck, den sie nie vorher gezeigt hatten, selbst nicht an jenem denkwürdigen Abend vor sieben Jahren, nachdem sie den Verlobungsring des Grafen A. zurückgesandt hatte. Es mochte Besorgniß oder Freude sein, die allgemeine Beobachtung der Anwesenden ging nur dahin, daß Comtesse Halka ausnehmend gut aussehe und um eine leise Schattirung lebhafter oder — wie Einige sagten — lebendiger sei als gewöhnlich. Ihr Anzug war, wie immer, von tadellosem Geschmack;

das Seidenkleid mit imposanter Schleppe, welches schon vergangenen Winter in der Hauptstadt gedient hatte, jedoch für Rzeszólów noch tauglich befunden worden, war von zarter Farbe: ein Mittelding zwischen Gelb und Chamois, und harmonirte vortrefflich mit dem matten Blond ihrer Haare. Auch entbehrte dasselbe jeglicher Ausschmückung durch flatternde Bänder und Blumengewinde, welche bei den übrigen Toiletten vorherrschten. Ihr Schmuck bestand aus einem schweren Halsband von antiker Goldarbeit mit entsprechenden langen Ohrgehängen und einigen Theerosen im Haar. Aller Augen waren noch auf sie geheftet, als sie ihren Platz in der Quadrille einnahm. Sie war der Mittelpunkt der Beobachtung und des Interesses, ihre Anwesenheit die höchste Zierde des Balles; die gesammte Feuerwehr als Corporation und jeder Einzelne persönlich fühlte sich geschmeichelt. Der kleine Buchbinder, welcher mit seiner Tänzerin, der Tochter des Friseurs, am Arme unweit von ihr stand und, von den feuerfesten Schläuchen befreit, leichter aufathmete, konnte seine Augen von der blendenden Erscheinung nicht abwenden. Auch der Meßner, der zwar nicht thätigen Antheil an der Belustigung nahm, sondern bescheiden unter der Thüre stehen blieb, fühlte sich durch den allgemeinen Triumph gehoben. Die Gräfin gehörte einer höhern Sphäre an, hatte sich jedoch huldvoll herbeigelassen, an der bescheidenen Unterhaltung von Rzeszólów theilzunehmen, sie, welche an die Feste der Residenz gewöhnt war, und sicherlich dem Tanzvergnügen an sich keinen Werth beimaß. Mit Ausnahme der Familien des Obersten und des Staroſten kannte sie Niemand von den anwesenden Damen; sie war die einzige Vertreterin des Land-Adels, und was sie hier umgab, lag außerhalb ihres Kreises. Dies war auch in ihrem Benehmen zu erkennen, welches in einer Art passiver Nichtbeachtung bestand, dennoch aber nicht hochmüthig genannt werden konnte, da sie in der That ihre Umgebung nicht zu sehen schien. Es gab jüngere und hübschere Gesichter als das ihrige in dem Saale, und auch frischere Toiletten; allein neben Halka's Erscheinung traten Alle mehr oder minder in den Hintergrund. Wie sie in ihrem alten

gelben Kleide durch die Figuren der Quadrille nachlässig dahin schlenderte, konnte man sich der Betrachtung nicht erwehren, daß frische, rothe Wangen pöbelhaft und duftige Toiletten flitterig seien, daß nichts in der Welt Bewunderung verdiene, als jene aristokratische Blässe, und keine Lebhaftigkeit so fesselnd sei, als jene graciös-schläfrigen Bewegungen.

Bevor die erste Figur der Quadrille halb zu Ende kam, hatte Halka, obgleich anscheinend in das Gespräch mit ihrem Tänzer vertieft, doch ausgeforscht, daß Otto Bodenbach nicht im Saale sei, und dem entsprechend ihre eigene Lage in allen Einzelheiten und Consequenzen klar in's Auge gefaßt.

„Sie waren gewiß überrascht, Gräfin, den Ball so zahlreich besucht zu finden," bemerkte ihr Tänzer, ein junger Dragoner-Offizier aus der Equitationsschule. „Für Rzeszólów ist das ganz unerhört — zweiunddreißig tanzende Paare!"

„Ja wohl, und mit all' den verschiedenen Uniformen gibt dies ein besonders hübsches Bild."

„Allerdings, aber wir armen Dragoner kommen dabei zu Schaden. Ich bin heute Abend in steter Angst, für einen Feuerwehrmann gehalten zu werden."

„Nun, und wäre dies ein so großes Unglück für Sie?"

„O, an und für sich gerade nicht; aber es handelt sich nicht um die Feuerwehr allein; man müßte dann nothwendig zu Schuster und Schneider gehören!"

„Sie müssen sich eben mit dem Gedanken trösten, daß Sie dieser Gefahr nicht allein ausgesetzt sind; Sie haben ja viele Kameraden, die Ihnen treu zur Seite stehen."

„Ja, wir sind heute Alle versammelt; ich glaube, es fehlt kein einziger Offizier der Garnison; doch nein – eben entsinne ich mich, daß von einem hier Fehlenden die Rede war: Boden- bach oder Bodenberg — ein ähnlich klingender Name. Wissen Sie nicht, Gräfin, der Oberlieutenant, welcher das schöne Pferd hat? Ich bin erst seit einigen Wochen hier und kann die Namen noch nicht alle behalten."

„Das Pferd kenne ich nicht, aber Baron Bodenbach kenne ich," erwiderte Gräfin Halka so unbefangen, daß der junge Dragoner nicht ahnte, welches gefährliche Thema er berührt habe. „Er ist ein guter Tänzer; aber deren gibt es heute so viele, daß man seine Abwesenheit schwerlich empfinden wird."

Zur selben Zeit hatte Otto das Speisezimmer verlassen und stand in der dunkeln Einfahrt, im Begriffe, seine Cigarre anzuzünden, ehe er sich auf den Heimweg begab. Daß oben die Quadrille im Gange war, erkannte er an der Musik, einem Potpourri aus „Flotte Burschen". Es war ihm seit vergangenem Winter bekannt, da das Repertoire der kleinen Musikkapelle nicht viel Abwechselung bot. „Es schien mir doch recht lustig damals!" sprach er zu sich selbst, indem er sein Taschenfeuerzeug zuklappte.

Da hörte er Schritte und Gespräch auf der Treppe; ein paar der nicht tanzenden Infanterie-Offiziere kamen herab, um etwas frische Luft zu schöpfen und dem überfüllten Saale während der Dauer der Quadrille zu entgehen.

„Recht albern von ihm," sagte der Eine, „seinen Verdruß so deutlich blicken zu lassen!"

„Das finde ich gar nicht," entgegnete der Andere; „es ist das Vernünftigste, was er je gethan hat. Glaubst du, es sei angenehm, sich an der Seite eines glücklichern Nebenbuhlers zu zeigen?"

„Die Leute haben diesen Ausgang der Sache im Laufe des verflossenen Winters prophezeit, indeß ich noch immer geneigt war, auf den Andern zu wetten — oho, Bodenbach! Bist du's?" Der momentane Schreck des Sprechers ließ Otto erkennen, daß er der Gegenstand der Unterhaltung gewesen sei. „Es ist so verdammt finster in diesem Loch! Du kommst also heute nicht auf den Ball? Bedauere, daß du unwohl bist."

„Ich bin nicht unwohl, und ich werde kommen; wollte nur eben nach Hause gehen, um mich umzukleiden!" Mit diesen Worten ging Otto, im höchsten Grade aufgebracht, an den Beiden vorüber, welche sich verblüfft anstarrten, überwältigt von der

Wahrheit des Sprüchwortes: „Wenn man vom Teufel spricht, sieht man seinen Schwanz!“

20.

Bald nach elf Uhr begann der polnische Nationaltanz, die Mazur. Die Paare zogen, einander Front machend, den Saal entlang, wobei die Herren die Fersen geräuschvoll zusammenschlugen und die Damen mit jenen sanft wiegenden Schritten, welche sich zwar im Tact, aber nicht nach bestimmten Gesetzen bewegten, dahinglitten. Nichts erscheint leichter und einfacher als dieser Tanz, dessen hunderterlei kleine graciöse Nuancen gleichwohl nur eine Polin zur Geltung zu bringen versteht. Man könnte die Mazur einen vorzugsweise affectirten Tanz nennen ohne einen gewissen Grad von Ziererei kann dieselbe nicht getanzt werden, und darin mag der Grund liegen, weshalb dieser Tanz bei andern Nationen niemals erfolgreich nachgeahmt wird denn die Affectation der polnischen Damen ist weitaus die anmuthigste.

Unter denjenigen, welche eben jetzt tanzten, befand sich auch Comtesse Halka. Sie tanzte die Mazur in höchster Vollkommenheit; sie und Kreislich waren die besten Tänzer im Saal, und die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft war auf diese Beiden gerichtet. Otto, welcher einige Minuten früher eingetreten und an der Thüre stehen geblieben war, beobachtete sie gleichfalls. Seine Laune hatte sich nicht wesentlich gebessert. Der empfindlichste Punkt seines Wesens, die Eitelkeit, war verletzt worden und die plötzliche Aenderung seines Entschlusses hatte keinen andern Grund gehabt, als den Wunsch, die lächerlichen Gerüchte welche ihm heute zum ersten Mal zu Ohren gekommen waren Lügen zu strafen. Immerhin blieb es recht lästig, des alberne Geschwätzes wegen in seiner Ruhe sich stören lassen zu müssen wenngleich er sich fest vornahm, nicht zu tanzen. Nur ein paar Stunden wollte er im Saal verweilen, um der Menge zu zeigen

daß für ihn keine Veranlassung vorliege, eine Begegnung mit Comtesse Halka und deren Familie zu scheuen oder zu vermeiden. Und nebenbei — obschon er sich dies nicht eingestand — reizte ihn der Gedanke, den Leuten zu beweisen, daß die stolze Gräfin, welche für so unnahbar galt, seine Annäherung jener seines Nebenbuhlers vorziehe. Indem er somit etwas that, was gegen seine persönliche Neigung stritt, glaubte er sehr einsichtsvoll zu handeln. Seine Empfindung war die der gekränkten Unschuld, und in seinem Gesicht stand dies deutlich geschrieben; jeder Zug trug den Stempel des Gekränktseins. Dessen ungeachtet war er, wie er, die Arme verschränkt, da an der Thüre lehnte, unstreitig die schönste männliche Erscheinung im Saal, wenn er auch ausnahmsweise im gegenwärtigen Augenblick sich dessen nicht bewußt war.

Die Mazur dehnte sich in's Unendliche, wie es bei diesem Tanze fast immer der Fall ist, und Comtesse Halka schien heute, gegen ihre Gewohnheit, unermüdlich zu sein. Sonst pflegte sie nur wenige Touren zu machen, und nachdem sie im „Holubiek" einige Mal rundum geschwungen worden war, sich unter dem Vorwand der Ermüdung an ihren Platz zurückgeleiten zu lassen. In der That hatte sie nie zu den leidenschaftlichen Tänzerinnen gezählt. Nicht Jeder konnte eine Walzer-Tour von ihr erlangen; sie trug stets Sorge, sich kostbar zu machen. Die Folge hiervon war, daß, wer immer sie zu einem Rundtanz vermocht hatte, dies als Triumph betrachtete und dementsprechend beneidet wurde. An diesem Abend war es anders; so lange die Mazur andauerte, tanzte sie rastlos weiter. Kreislich befand sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit und konnte nicht aufhören, die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit der Comtesse anzustaunen.

Otto hingegen war ärgerlich und hätte gern wissen mögen, ob Halka ihn bemerkt habe. Beinahe schien es, als wäre dies nicht der Fall gewesen; sie blickte nie nach seiner Seite, wiewohl ihre Schleppe ihn wiederholt beim Vorübertanzen streifte und ein hochgewachsener, im Rahmen der Thüre stehender Husar nicht zu den Dingen gehört, welche leicht übersehen werden.

Bald wurde Otto seiner Lage überdrüssig, und begierig, einen weitern Zug auszuführen, wünschte er das Ende der Mazur herbei. Halka's Erscheinung entsprach heute ganz besonders seinem künstlerischen Geschmack, sowohl durch die harmonische Uebereinstimmung in den Farben des Kleides und der Haare, wie durch die vollendete Anmuth jeder ihrer Bewegungen. Vielleicht hätte er das Schauspiel nicht ungern noch einige Zeit mit angesehen, wäre nicht der Gedanke, seine Position könne nachgerade lächerlich erscheinen, in ihm wach geworden. Aber auch nur einen Schatten von Lächerlichkeit konnte er unter keinerlei Umständen ertragen. Endlich nahte der Schluß der Mazur; noch einige langgezogene Töne, und die athemlosen Tänzer führten die Damen an ihre Plätze zurück.

„Seit langer Zeit habe ich nicht an einer Mazur so viel Vergnügen gefunden, wie heute," sagte Comtesse Halka, gegen Kreislich gewendet, als sie an seinem Arme den Saal durchschritt. Sie gehörte zu jenen Personen, welche nie außer Athem kommen und nie erhitzt aussehen; trotz der Anstrengung, welche die Mehrzahl der anwesenden Damen purpurroth erscheinen ließ, war sie blaß geblieben, vielleicht noch etwas bläßer wie zuvor. Ihr Tänzer konnte sich des gleichen Vorzuges nicht rühmen; seine Gesichtsfarbe war um einige Töne dunkeler, wie sie vor der Mazur gewesen war.

„Ihr Ausspruch entzückt mich, Gräfin!" erwiderte, die Bemerkung als persönliches Compliment auffassend, Kreislich mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Was mich betrifft, so hätte ich gern nur immer so fortgetanzt. . . . Aber die Hitze hier im Saale beginnt unleidlich zu werden. Darf ich Ihnen etwas Kühlung zufächeln?"

„Das ist mein Amt!" fiel Langenfeld ein, sich des Fächers bemächtigend. „Rittmeister Kreislich hat Sie während der letzten Stunde ausschließlich in Anspruch genommen; jetzt sieht er jedoch aus, als bedürfe er selbst der Kühlung. Sein Anblick ist nicht sehr erfrischend; ist es nicht so, Gräfin?"

Der Rittmeister fühlte vielleicht selbst die Wahrheit dieser Bemerkung; möglicherweise waren auch die aus der Ferne winkenden Biergläser der Köder, welcher ihn bestimmte, seine Schritte nach jener Richtung zu lenken. Comtesse Halka bedurfte des Fächelns nicht, ließ aber Langenfeld gewähren, der vor ihr stehen blieb, während sie in ihrem der Eingangsthüre gegenüberstehenden Stuhle sich nachlässig zurücklehnte.

„Ich habe den Leuten vorausgesagt, daß das Local überheizt werden würde," sagte der Lieutenant, indem er mit Halka's zartem Elfenbein-Fächer einen so heftigen Wirbelwind hervorbrachte, daß die kleinen Löckchen ihrer Frisur flatterten und die ihr Haar schmückenden Theerosen nahezu entblättert wurden; allein der Bäcker, dem die Sorge für die Decoration oblag, meinte wohl, alle Menschen seien daran gewöhnt, wie er selbst, in einem Backofen zu leben!"

Comtesse Halka lachte, wohl nur ganz leise; denn niemals lachte sie laut. Langenfeld aber war überzeugt, etwas höchst Witziges gesagt zu haben.

„Wie unvernünftig von ihm!" begann sie, brach aber plötzlich ab; denn Otto stand vor ihr.

„Guten Abend, Gräfin!" War er vielleicht innerlich noch erregt, so wußte er dies doch gut zu verbergen. Seine Haltung war der Inbegriff vornehmen Selbstvertrauens.

„Guten Abend, Baron Bodenbach!" gab sie mit leichtem Nicken zurück. Auch ihre Miene zeigte nichts Außergewöhnliches; nur die ein klein wenig in die Höhe gezogenen Brauen ließen einen Schatten von Ueberraschung errathen.

„Nun, Bodenbach, das nenn' ich vornehm!" rief Langenfeld in scherzhaftem Tone. „Ueberdies, nachdem ich gezwungen war, mir Schweiner als vis-à-vis gefallen zu lassen."

Otto murmelte etwas von zufälliger Verspätung und unerwarteten Hindernissen und sah hochmüthig drein.

„Sie wollten mir noch von dem Bäcker erzählen," sagte Halka, sich wieder gegen Langenfeld wendend; offenbar schien sie in Otto's Verspätung und Hindernissen kein besonderes Interesse

zu nehmen. Langenfeld war durch die dem Bäcker gespendete Theilnahme überrascht, fühlte sich aber persönlich geschmeichelt. Otto war verdrießlich über den Bäcker und gereizt durch die Beiden — Langenfeld und die Gräfin; auch etwas ärgerlich über sich selbst. Was hatte er hier zu suchen gehabt, wenn er keine bessere Aufnahme fand, seine Abwesenheit nicht bedauert, seine Anwesenheit nicht beachtet wurde? An einen Rückzug war, wenn er ihm auch erwünscht erschien, im Augenblick nicht zu denken. Etwas früher, da er noch auf der Schwelle stand, wäre es möglich gewesen, sich unbemerkt zu entfernen; doch nun war es zu spät. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, oder er glaubte dies wenigstens, was in diesem Falle gleichbedeutend galt. Nimmer aber hätte er ertragen, angesichts der Menge so ruhig bei Seite gesetzt zu werden.

Er wendete sich nun der neben ihrer Tochter sitzenden Gräfin Przeszechowska zu und wartete ruhig eine bessere Gelegenheit ab, die sich auch unmittelbar darauf ergab; denn nachdem Comtesse Halka geäußert hatte, daß sie ein Glas Wasser wünsche, stürzte Langenfeld über Hals und Kopf davon, um es zu besorgen.

„Darf ich jetzt das Amt des Fächelns übernehmen?“ fragte Otto, näher herantretend, wobei er den Fächer, welchen sein Vorgänger auf den Stuhl nebenan gelegt hatte, zur Hand nahm.

„Nein, ich danke, ich bin vollkommen erfrischt und war überhaupt nicht besonders erhitzt.“

Trotzdem gab Otto den Fächer nicht zurück. „Vielleicht wird es Ihnen später genehm sein, meine Dienste anzunehmen!“

Diese Bemerkung glich eher einer Behauptung als einer Frage.

„Vielleicht — wenn Sie dann noch dazu geneigt sein sollten.“

„Können Sie daran zweifeln, Gräfin?“ war die durch Galanterie gebotene Antwort. Sie fand es jedoch nicht der Mühe werth, das Thema weiter zu verfolgen.

„Der Ball ist heute wirklich recht hübsch; ich kann mich nicht erinnern, jemals ein so gelungenes Fest in Rzeszów ge-

ehen zu haben. Ich glaube, wir waren zweiunddreißig Paare n der ersten Quadrille?" Sie sagte dies in fragendem Tone, ügte aber sogleich bei: „Ach, Sie waren wohl noch nicht da, nicht wahr?"

„Ich habe mich erst spät entschlossen, hierherzukommen."

„Wie schnell doch heute Abend die Zeit verflogen ist! Ich war ganz überrascht, als Lieutenant Langenfeld mir sagte, wie pät es sei!"

Otto's Stirne verdüsterte sich. So hatte er sich die Sache nicht gedacht. Er hatte gemeint, nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um das Gewünschte zu erlangen; und nun sollte dies hm doch einige Mühe verursachen. Aber erringen mußte er es. Der Platz neben der jungen Gräfin war leer, und er nahm denselben ein, indem er fortfuhr, mit dem Fächer zu spielen.

„Ich war diesen Sommer lange Zeit von hier abwesend," begann er, das Gespräch in eine andere Richtung lenkend.

„Und vermuthlich haben Sie nach Ihrer Rückkehr dieses Land noch unerträglicher gefunden, als früher; ich weiß, daß Sie es niemals liebten."

„Wenn man aus tropischen Ländern kommt, muß jede Gegend durch den Vergleich verlieren."

„Ach ja, Sie waren irgendwo in den Tropen. In Brasilien, nicht wahr — oder in Californien?"

„In Mexico!" gab Otto etwas bestimmter als nöthig zurück.

„In Mexico!" rief Comtesse Halka, welcher dies längst bekannt gewesen war. „Ein höchst interessantes Land! — Sie müssen mir gelegentlich davon erzählen," fügte sie in so vollständig interesselosem Ton hinzu, als wäre Otto's Thun und Lassen in Mexico für sie das Gleichgültigste von der Welt gewesen. „Da ist es wohl begreiflich, daß Sie Galizien unerträglich finden."

„Aber wahrhaftig, Gräfin, ich habe dies nie gesagt."

„Wirklich nicht?" fragte sie gedehnt.

„Verschiedene Dinge hier zu Lande finde ich sogar sehr erträglich. Eine Mazur in höchster Vollendung tanzen zu sehen, ist

zum Beispiel ein Vergnügen, welches man nur hier genießen kann. Ich glaube, ich könnte dieses Anblicks nie müde werden."

„Ja, Sie haben recht geduldig dabei ausgeharrt."

„Sie bemerkte mich also doch!" dachte Otto im Stillen. Laut sagte er dann: „Sie schienen sich an dem Tanze sehr zu erfreuen?"

„Das war in der That der Fall. Kreislich tanzt so gut, und unsere Schritte stimmen vortrefflich überein."

„Wie es scheint, sind Sie leicht zu befriedigen, Gräfin; denn im verflossenen Winter waren Sie so freundlich, in Bezug auf mich denselben Ausspruch zu thun."

„Wirklich? Es ist schon so lange her, daß ich mich Ihrer Tanzweise kaum mehr entsinne; und vielleicht haben Sie selbst das Tanzen vergessen dort drüben in Brasilien — oder Mexico. Bitte, Baron Bodenbach, zerbrechen Sie meinen Fächer nicht; das Elfenbein leistet nur geringen Widerstand."

Die ungestüme Art, mit welcher Otto den zarten Fächer auf und nieder schlug, zeigte einen gewissen Grad von Aufregung an. „Es mag wohl sein, daß ich es vergessen habe," entgegnete er mit etwas stolzer Betonung. „Es läge indessen nicht viel daran, da das Tanzen überhaupt von mir aufgegeben worden ist — zum mindesten für heute Abend."

„Ich kann Ihrem Vorsatz nur beistimmen," sagte Halka mit ungewohntem Eifer. „Es ist so heiß in diesen Räumen; auch ist heute an guten Tänzern kein Mangel. Ihre Mitwirkung wird schwerlich gefordert werden." Bei alledem hatte jedoch die Gräfin in ihrem Innern beschlossen, daß Otto nicht nur tanzen, sondern mit ihr tanzen solle.

„Sie sehen heute alles in rosigem Lichte, Gräfin; die Feuerwehr muß sich sehr geschmeichelt fühlen."

„Sehen Sie dort Herrn T.?" fragte sie, nach der andern Seite des Saales deutend. „Sie wissen, wie leidenschaftlich er zu tanzen pflegte; jetzt hat er es auch aufgegeben, weil er zu dick wird."

Ob das „auch“ sich auf das Tanzen oder auf die zunehmende Körperfülle bezog, blieb zweifelhaft; aber immerhin lag etwas in der Bemerkung, das Otto verdroß. Er hatte zwar die beruhigende Ueberzeugung, daß er selbst nicht zum Dickwerden neige und nach seiner Rückkehr von Mexico womöglich schlanker war, als je zuvor; trotzdem konnte er, so thöricht es auch war, einigen Aerger nicht bemeistern. Einen Augenblick dachte er daran, der Sache ein Ende zu machen, indem er das Feld räumte; dies wäre jedoch mit sich besiegt erklären gleichbedeutend gewesen und würde seinen Ruf in höherm Grade geschädigt haben, als sein Fernbleiben von dem Balle dies gethan haben könnte.

„Haben Sie während Ihres Aufenthaltes in — Mexico gar nicht getanzt?“ Die kaum merkliche Pause vor dem Namen sollte andeuten, daß eine gewisse Anstrengung nöthig sei, um endlich das fragliche Land in Erinnerung zu behalten.

„Nein; seit dem Eis-Ball im vergangenen Winter habe ich keinen Schritt getanzt. Das war in der That ein hübscher Ball!“

„Nicht hübscher als der heutige; jedenfalls ist der Boden dies Mal besser geglättet. Wie ich mich erinnere, mußte ich damals den Ball sehr früh verlassen, da meine Mutter unwohl wurde. Ich glaube sogar, es war noch vor dem Cotillon,“ sagte sie nachdenkend.

„Allerdings war es vor dem Cotillon, und ich sollte das Vergnügen haben, denselben mit Ihnen zu tanzen, Gräfin. Entsinnen Sie sich dessen nicht mehr?“

„Ja, — es dünkt mir so.“

„Und wer wird heute der Glückliche sein?“ Bei diesen Worten öffnete Otto das an den Fächer angehängte kleine Tanzbüchlein. Comtesse Halka war damit beschäftigt, eine ihrer Blumen zurecht zu stecken, und hatte die Frage vielleicht nicht gehört. „Mein Name, Gräfin? Und von mir selbst geschrieben; was soll dies bedeuten?“

„O, steht Ihr Name noch dort? Ich hatte es ganz vergessen.“

„Aber wie kam er dahin?"

„Offenbar durch Ihre eigene Hand."

„Dies sehe ich wohl — aber wann? Ich weiß, daß Sie vergangenen Winter dasselbe Büchlein trugen."

„Nun, dadurch ist die Sache ja aufgeklärt; ich benützte das Buch seit jener Zeit nicht mehr."

„Gewiß haben Sie aber doch in der Zwischenzeit getanzt?"

„O ja; aber ich lasse die Namen meiner Tänzer nur dann einschreiben, wenn ich fürchte, sie zu vergessen. Sie können dies nun gleich ausstreichen."

„Meinen Namen?"

„Ohne Zweifel."

„Und welchen Namen soll ich an seine Stelle setzen? . . . Kreislich?" Die Frage klang etwas unwillig.

„Ja — Kreislich; wahrscheinlich wird er mein Tänzer sein, da er dies meistens zu sein pflegt."

„Ah! da kommt er ja eben," rief Comtesse Halka, als Kreislich zugleich mit Lieutenant Langenfeld in den Saal trat.

Otto warf flüchtige Blicke zuerst auf den Rittmeister, dann auf Halka, und biß die Zähne übereinander.

Was hatte der freudige Ausdruck ihrer Miene zu bedeuten? Es war wohl nur das ersehnte Glas Wasser in Langenfeld's Hand, welches die Veranlassung hierzu bot; aber Otto zog es vor, die Sache in anderm Lichte zu betrachten.

„Und wenn ich mich nun weigere, meinen Namen auszulöschen?" sagte er hastig.

Keine Antwort. Bis zu diesem Augenblicke war entschieden von ihr in dem Gespräche die Oberhand behauptet worden; die weibliche Schlauheit hatte sie so weit erfolgreich geleitet. Jetzt schien es, als wende sich das Blatt.

„Haben Sie Kreislich versprochen, den Cotillon mit ihm zu tanzen?" Von dem Elfenbein-Büchlein aufsehend, heftete er die Augen prüfend auf Halka's Züge. Nur eine Secunde lang trafen die Blicke zusammen; doch genügte dies, ihn die plötzliche

Weichheit, welche in den ihrigen sich spiegelte, erkennen zu lassen; dann schlug sie die Augen nieder.

„Nein, ich habe nicht bestimmt zugesagt."

Ohne jenen flüchtig erhaschten Blick, oder hätte Otto nur das geringste Zögern in ihrer Antwort wahrgenommen, würde er vermuthlich nicht weiter gegangen sein; aber leider wurde das Verfolgen des nun ein Mal eingeschlagenen Weges ihm so leicht, so verhängnißvoll leicht gemacht! Wenn ein Mann den Zauber der eigenen Macht empfindet, müßte er wahrlich große Charakterstärke besitzen, demselben zu widerstehen.

„Mein Name kann somit bleiben?" Seine Augen hafteten noch immer auf Halka's Antlitz. Kreislich war nur mehr wenige Schritte von den Beiden entfernt.

„Aber Sie wollten ja nicht tanzen!" sagte sie leise.

„Ihr Wunsch wäre genügend, meinen Entschluß zu ändern," erwiderte er noch leiser.

„Hier bringe ich das Wasser, Gräfin," rief Langenfeld athemlos. „Sie glauben nicht, wie schwierig es war, dasselbe zu erhalten. Das ganze Haus habe ich vergeblich danach durchsucht, und ich beabsichtigte schon, als letztes Auskunftsmittel Feuerlärm zu schlagen, um zu erfahren, wo die tapfere Feuerwehr ihre Wasservorräthe verborgen hat." Hierbei lachte er herzlich und erwartete ein Gleiches von Seiten der Gräfin, in Erinnerung des Erfolges, welchen ihm kurz vorher seine Bäckergeschichte eingetragen hatte; dies Mal aber fand er sich getäuscht. Halka nippte nur ein wenig an dem Glase und stellte es sodann nieder.

„Was studiren Sie denn so eifrig in diesen Blättchen, Bodenbach?" fragte Kreislich nun. „A propos, Gräfin, darf ich auf günstige Entscheidung bezüglich des Cotillons hoffen? Sie werden doch gewiß Ihre Drohung, den Ball früher zu verlassen, nicht ausführen?"

Halka zögerte; noch war sie mit Otto nicht ganz in's Klare gekommen.

Dieser legte das Büchlein, nachdem er dasselbe scheinbar genau untersucht hatte, bei Seite und sagte in kühlem Tone: „Ich bedauere, Ihre Pläne durchkreuzen zu müssen, Herr Rittmeister; aber ich entdeckte eben, daß die Gräfin mir seit dem letzten Winter noch einen Cotillon schuldet, und habe daher mein Recht geltend gemacht."

Es war ein gewagter Zug, welcher bei geringerer Kenntniß des weiblichen Herzens dem Spieler hätte gefährlich werden können; allein Otto wußte genau, wie weit er gehen dürfe. Mit jenem Einen Blick hatte Halka die Waffen gestreckt. Nun war er überzeugt, daß sie selbst zu viel weitern Zugeständnissen, als er verlangte, bereit gewesen wäre.

„In der That, ich muß Sie um Entschuldigung bitten, Rittmeister Kreislich," sagte sie; „doch Sie sehen wohl — alte Schulden müssen zuerst getilgt werden."

Einige Secunden schwieg der Rittmeister, wie überwältigt durch dieses kühne Manöver; in seinen Zügen war jedoch selten die wechselnde Gemüthsstimmung zu lesen, und wenn auch Otto's scharfes Auge die zunehmende Röthe auf der Stirne seines Gegners gewahrte, hätte doch ein unbefangener Beobachter kein Anzeichen der eben erlittenen Niederlage zu erkennen vermocht.

„Wie Sie befehlen, Gräfin," antwortete er, sich steif verbeugend, in gedehntem Tone; „die Entscheidung einer Dame bleibt immer unanfechtbar." Otto mit geringschätzendem Blicke streifend, fügte er dann gleichgültig hinzu: „Ich werde dadurch arg verkürzt."

„Von »Verkürzen« kann wohl nicht die Rede sein," versetzte Otto, aus dessen Stimme, wie vorher, kühles Triumphiren herausklang. „Sie haben keine Ursache, sich zu beklagen nach dieser endlosen Mazur!"

Das Orchester stimmte eben einen Walzer an. Langenfeld stürzte davon, eine Tänzerin zu suchen, und Kreislich, die Noth zur Tugend machend, begab sich in gleicher Absicht auf den Weg.

„Sie haben nun wohl hinreichend ausgeruht," sagte Otto, indem er sich erhob. „Darf ich um eine Tour bitten?" Und

im nächsten Augenblicke flog er, Halka im Arme, in raschem Walzer-Tempo dahin.

Daß Oesterreich die vorzüglichsten Tänzer der Welt aufzuweisen hat, ist eine anerkannte Thatsache, und Otto konnte in dieser Hinsicht als vollendetes Musterbild seiner Nation gelten. Seine Bewegungen waren sicher und behende, dabei von graziöser Leichtigkeit und frei von jener lächerlichen Uebertreibung, welche oft die besten Tänzer als Carricaturen erscheinen läßt. Ohne, wie es schien, sonderlich darauf Acht zu haben, vermied er jeglichen Zusammenstoß und steuerte siegreich zwischen den manchfachen Klippen des Tanzsaales hindurch. Unter der Thüre, wo Otto früher gestanden hatte, befanden sich jetzt die beiden Infanterie-Offiziere, deren Gespräch auf der Treppe er zufällig belauscht hatte. Als er an den Beiden vorüberwirbelte, warf er ihnen einen vernichtenden Blick zu; was konnte ihm jetzt an ihrem elenden Geschwätz gelegen sein!

Zu welchem Ziele seine unüberlegte Handlungsweise führen werde, bedachte er nicht; kein warnender Gedanke, keine Vorahnung bedrückte ihn. Die Aufregung des Tanzes hatte sich all' seiner Sinne bemächtigt, und unbekümmert um die nächste Stunde überließ er sich dem Genusse des Augenblickes. Daß er kreislich aus dem Felde geschlagen und der Welt von Rzeszów bewiesen hatte, auf welchem Fuße er mit der Gräfin stand, wenn er nur wollte — das war ein Triumph, welcher ihm nicht eben zur Ehre gereichte, auf welchen stolz zu sein er keinen Grund hatte. Das Gefühl der Beschämung lag ihm jedoch fern; nur etwas überrascht war er über sich selbst und das, was er gethan. Ohne vorgezeichneten Plan, ohne sich bestimmte Grenzen zu setzen, hatte er den Ballsaal betreten; nun hatte er sich weiter fortreißen lassen, als dies in seiner Absicht liegen konnte, weiter als die Vernunft gestattete; allein dennoch wünschte er auch jetzt nicht, sich selbst Einhalt zu thun.

Das Gespräch zwischen Otto und der jungen Gräfin war von vielen Personen beobachtet worden. Als er sich erhob und um eine Tour bat, wurde die Neugier rege; und daß Halka

ohne Zögern zustimmte — sie, die sonst so lange sich bitten ließ, erhöhte das Interesse an der Sache bedeutend.

„Sehen Sie die Beiden dort?“ sagte der alte Borabembski, sich vergnügt die Hände reibend, zu der Gemahlin des Obersten. „Die Sache ist in Richtigkeit. Genau wie ich mir's dachte: nichts weiter als ein kleiner Liebeszank. Ein schönes Paar diese Beiden — und ein Paar werden sie, ehe noch das Jahr herum ist!“

Es war der letzte Walzer vor dem Souper, und alles tanzte wie toll darauf los. Langenfeld, der Tollste von Allen, flog in unermüdlichem Eifer von einer Dame zur andern und entwickelte in der Art und Weise seines Tanzens die überraschendste Mannichfaltigkeit. Kaum hatte er nach einer stürmischen Tour die Tochter des Buchbinders mit rascher Wendung auf ihren Platz gesetzt, so bewegte er sich schon wieder mit ruhigem Anstande mit Amalie Fornay, der Tochter seines Obersten, im Kreise; und unmittelbar darauf stürzte er sich, des Notars blondes Töchterlein vertraulich umschlingend, tollkühn wieder mitten in den Strudel hinein. Schweiner, der rothbärtige Lieutenant, war neben dem Meßner an der Eingangsthüre postirt. Er hatte heute seinen blasirten Tag und zog es vor, anstatt zu tanzen, die Gesellschaft mit Zuhülfenahme seines riesigen Monocle's zu mustern und im Stillen zu kritisiren.

Die Walzermusik kam jetzt zu Ende, mußte aber auf Wunsch der Gesellschaft wiederholt werden. Alle diejenigen, welche bis dahin dem Tanze fern geblieben waren, fühlten sich nun unwiderstehlich in den Wirbel hineingezogen.

Der Apotheker, als Hauptmann der Feuerwehr und berühmt durch seine Gelenkigkeit, begann mit Langenfeld im Tanze zu wetteifern; da er jedoch eine kürzere Praxis und längere Beine besaß wie der Lieutenant, trat er den Leuten rechts und links auf die Füße und brachte die ganze Gesellschaft, zumeist aber seine Tänzerin, fortwährend in Gefahr. Schweiner vergaß plötzlich seine angenommene Blasirtheit und warf sich in's Gedränge. Der kleine Buchbinder, von dem Verlangen nach per-

sönlicher Auszeichnung angespornt, wurde einer, den Anblick einer formlosen, hochrothen Seidenmasse darbietenden Dame habhaft, und lootste dieselbe muthig durch den Saal.

Zum zweiten Male schwieg die Musik, und auch die Kräfte der Tanzenden waren erschöpft. Langenfeld, zu einer neuen Tour ansetzend, machte noch einen schwachen Versuch, das Orchester zu abermaliger Wiederholung zu bewegen; aber die menschliche Leistungsfähigkeit hatte den Höhepunkt erreicht, die Reaction trat ein. Die Damen griffen nach ihren Shawls und Mantillen, und alles strömte den Speisesälen zu.

Für die Familie des Obersten war der beste Tisch in Bereitschaft gehalten worden, und Comtesse Halka und deren Mutter schlossen sich jener, als den einzigen anwesenden Bekannten, an. Otto, welcher der jungen Gräfin den Arm geboten hatte, zählte gleichfalls zu der Partie und ließ sich neben Halka nieder.

„Wollen Sie mir jetzt Kühlung zufächeln, Baron Bodenbach?“ sagte die Comtesse. „Die Luft in diesem Zimmer ist erstickend.“ Dabei reichte sie ihm ihren Fächer und blieb mit halb geschlossenen Augen — ein Bild anmuthiger Erschöpfung — in ihrem Stuhle zurückgelehnt, indeß Otto mit galantem Eifer seiner Pflicht oblag. Wenige Minuten reichten hin, Halka zu beleben; sie war in solchen Dingen zu wohlerfahren, um jemals den Fehler zu begehen, einem Manne ein Uebermaß von ritterlichen Diensten aufzubürden. Otto mußte noch bei weitem vorsichtiger behandelt werden als die Mehrzahl ihrer übrigen Bewunderer, und außerdem wußte sie recht wohl, in welcher bedenklichen Stellung sie sich heute Abend ihm gegegenüber befand. Den schwachen Augenblick, welcher zufällig ihren Plänen so günstig gewesen war, hatte sie nun vollkommen überwunden und war seitdem strenge auf ihrer Hut geblieben. Zu heftiges Abwehren konnte Otto entmuthigen, zu große Willfährigkeit hingegen ihn stutzig machen. Dies war aber vor allem zu vermeiden; er durfte nicht entdecken, in welche Strömung er gerathen war.

Einen kleinen Vortheil hatte Halka bereits erlangt: Otto war öffentlich, augenfällig an sie herangetreten. Verletzte Eitelkeit

hatte ihn dazu getrieben; jetzt aber, nachdem dies gewonnen war, mußte auch seine Eitelkeit wieder beschwichtigt und mit zarter Hand zur Ruhe gebracht werden. Immerhin mochte er glauben und sich daran erfreuen, daß sie — nicht er — sich ergeben habe.

Ihr Benehmen während des Soupers war nach dieser Idee geplant. Gleichzeitig darauf bedacht, sich nicht ausschließlich mit Otto zu unterhalten, sprach sie über den Tisch hinüber mit der Frau des Obersten, flocht auch hier und da eine Bemerkung in das allgemeine Gespräch ein, hatte aber inzwischen immer wieder ein Wort für Otto, welches die freundschaftliche Weise, in der sie verkehrten, aber nicht um einen Schatten mehr, erkennen ließ. Kein inniger Blick, wie vorhin im Tanzsaale, wurde ihm zu Theil. Jeder Anspielung auf den Cotillon wich sie behutsam aus; Otto sollte durch nichts daran gemahnt werden, daß er seinem Vorsatze untreu geworden war. Wie viele Frauen verfehlen ihr Ziel, indem sie zu großen Eifer, den Preis zu erringen, an den Tag legen oder sich durch ihre Eitelkeit verleiten lassen, mit ihren Eroberungen zu prunken!

Wie Halka klug vorausgesehen hatte, nahm Otto's Aufmerksamkeit in demselben Maße zu, als dieselbe weniger gefordert wurde. Im letztverflossenen Winter war es stets sein Privilegium gewesen, sie während des Ball-Soupers zu fächeln, und unbemerkt verfiel er nun in die alte Gewohnheit; ja, nach und nach traten sämmtliche alte Gewohnheiten wieder in ihre Rechte. Es war dies so natürlich, so viel bequemer, als ein neues Verfahren einzuleiten. Auch die ganze Umgebung trug dazu bei, jene Zeit mit der Gegenwart zu vermengen. Der Lärm, das überfüllte Zimmer, alles war genau wie damals; dieselben Menschen, dieselbe Tabak-Atmosphäre, dasselbe geschmacklose Tapeten-Muster und die noch geschmacklosern Armleuchter; und unter all' dieser uncultivirten Umgebung Halka — als Inbegriff der Verfeinerung und Anmuth — der einzige Gegenstand, an welchem ein künstlerisches Auge mit Befriedigung haften konnte. Otto vergaß beinahe, daß er in der Zwischenzeit fort gewesen

war, so vollkommen stimmte der gegenwärtige Moment mit ähnlichen früher erlebten überein.

Gegen drei Uhr näherte der Cotillon sich seinem Schlusse; sämmtliche Figuren waren gewissenhaft durchgenommen und die Geduld der Herren in unglaublichster Weise auf die Probe gestellt worden. Wie Rennpferde hatten sie über Hürden, wie dressirte Pudel durch Reifen springen müssen; als Viergespanne waren sie rund um den Saal gejagt, je nach Belieben ungnädig abgewiesen oder huldvoll gewählt worden. Man hatte ihnen die Augen verbunden und lächerliche Papiermützen aufgesetzt, sie als Kegel benützt oder als Schießscheiben, sie wie Fische geangelt, und schließlich waren sie, zum Lohn ihrer Mühe, von schönen Händen mit kleinen Band-Rosetten besteckt worden, welche Artigkeit sie ihrerseits durch Spendung geschmackloser kleiner Sträußchen von vielfarbigen Strohblumen erwiderten.

Der Ball war äußerst animirt; darüber gab es nur Eine Stimme, und der Cotillon hatte alle Erwartungen übertroffen. Derselbe wurde durch eine Galoppade mit Knallbonbons abgeschlossen, an welche die Tänzer ihre letzte Kraft setzten.

Inmitten des betäubenden Tumultes kam der alte Borabembski zu Otto heran, welcher neben Halka's, in diesem Augenblick unbesetztem Stuhl stand.

Die junge Gräfin war eben auf einer Knallerbsen-Tour mit Langenfeld begriffen.

Borabembski hielt die Hände auf dem Rücken.

„Was ist es wohl, was ich da bringe, junger Mann?" fragte er mit muthwilligem Lächeln.

„Wie soll ich dies errathen? Wahrscheinlich ein neuer Vorrath von Knallbonbons; diese nehmen ja heute gar kein Ende."

„O, etwas viel Kostbareres — für Sie wenigstens!"

„Habe ich vielleicht meine Uhr oder Brieftasche verloren," sagte Otto, seine Taschen befühlend.

„Noch viel kostbarer als Gold und Geschmeide," fuhr der alte Herr mit munterm Augenblinzeln fort.

„Dann kann ich's nicht errathen," erwiderte Otto mit der unbestimmten Besorgniß, daß er vielleicht einen von Reata's Briefen bei sich getragen und verloren haben könne.

„Eine Blume!"

„Ach so," sagte Otto erleichtert; „sie geht aber doch mich nichts an."

„Eine Rose!"

„Sehr schön, ohne Zweifel; ich habe jedoch nichts damit zu schaffen."

„Eine Theerose! Da, sehen Sie, junger Mann — werden Sie jetzt noch behaupten, daß Sie nichts damit zu schaffen haben?"

„Ach, die Gräfin hat diese Rose verloren," antwortete Otto ziemlich kühl. „Geben Sie sie mir, ich werde sie ihr zurückstellen; Gräfin Halka wird gleich wieder hier sein."

„Zurückstellen!" rief Borabembski entrüstet aus. „Sie werden doch nicht so toll sein, sie ihr zurückzustellen, nachdem Sie vom Schicksal so hoch begünstigt worden sind! Ich erblicke die Rose, wie sie von den Schleppen der Damen herumgeschleift und unter die Füße getreten wird, und stürze mich mit Lebensgefahr darauf hin, das Kleinod zu retten und Ihnen zu bringen — und Sie können von Zurückstellen sprechen? Zu meiner Zeit wäre ein junger Mann hundert Meilen weit geritten, um einen solchen Preis zu erringen. Nimmer hätten wir uns jedoch einfallen lassen, eine gefundene Blume der Eigenthümerin zurückzuerstatten. Habe ich doch selbst ein Mal ein ganzes Vergißmeinnicht-Bouquet mehrere Monate lang auf der Brust getragen, was noch obendrein recht unbequem war. Ich kann nicht begreifen, aus welchem Stoff die jungen Männer von heutzutage geformt sind; die jetzige Generation hat keine Spur von Energie, kein Blut, kein . . ."

Otto versuchte, ihn zu unterbrechen.

„O, bemühen Sie sich nicht: ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie sind zu schüchtern, Sie fürchten, die Gräfin werde es unpassend finden; aber lassen Sie mich nur machen, seien Sie ganz unbesorgt . . . da kommt sie eben" — und ehe Otto es verhüten konnte, fing Borabembski in gänzlicher Unwissenheit der

kritischen Lage und meinend, Otto einen guten Dienst zu leisten, damit an, in aller Form die Rose für seinen jungen Freund zu erbitten.

„Hier ist Jemand, der es nicht wagt, eine Bitte zu stellen, Gräfin. Er würde für sein Leben gern diese Rose behalten; seien Sie nicht grausam!"

„Ach, diese alte Blume," sagte Halka mit gleichgültiger Miene. „Ich hatte sie gar nicht vermißt, und nun ist sie so zerdrückt, daß ich sie nicht mehr anstecken kann."

„Er darf sie also haben?"

„Wer immer es wünscht, mag sie haben; es verlohnt nicht der Mühe, sie aufzubewahren."

Otto war unschlüssig über das, was er thun solle; am liebsten hätte er die Rose dem alten Herrn an den Kopf geworfen. Sie anzunehmen ging doch zu weit über seine Absicht hinaus, und eine ablehnende Antwort wäre offenbare Beleidigung gewesen. Was sollte in solchem Falle ein Mann beginnen, welcher weder hinreichende Charakterstärke besaß, den äußern Schein zu verachten, noch entsprechende Geistesgegenwart, die Sache in scherzhafter Weise zu erledigen? Otto's oft erprobte Gewandtheit ließ ihn bei diesem Wendepunkt leider ganz im Stich; er erblickte keinen andern Ausweg, als sich zu ergeben.

„Da, mein Sohn," fuhr der unverbesserliche alte Mann fort, „nehmen Sie die Rose hin und sagen Sie mir schönen Dank dafür. Befestigen Sie sie an Ihren Goldschnüren; sie wird sich dort reizend ausnehmen."

Mit stummer Verbeugung gegen die Comtesse nahm Otto die Blume und heftete dieselbe an seinen Attila, sah jedoch nicht sonderlich triumphirend dabei aus, vielmehr wie Jemand, der eine Niederlage erlitten hat.

Vielleicht errieth Halka den geheimen Zusammenhang, und da es nicht in ihrem Plane lag, Otto anscheinend in eine Falle gerathen zu lassen, beeilte sie sich, zu sagen: „Wie ich glaube, habe ich Ihnen noch keinen Cotillon-Orden gegeben, Baron Bodenbach? Nun ist aber mein Vorrath derselben bereits er-

schöpft, daher muß diese zerknitterte Blume — faute de mieux — als Ersatz gelten. . . . Ach, dieses unerträgliche Gekrache, wenn es doch endlich aufhörte!"

Endlich, zu allgemeiner Erlösung, kam der Abschluß des Knallens, zugleich mit dem letzten Geigenstriche. Eine große Pause folgte; der Cotillon war zu Ende.

„Bodenbach geht stramm in's Zeug!" bemerkte während des Nachhausegehens der Oberst gegen seine Gattin. In Rzeszótow pflegte bei solchen Gelegenheiten alles zu Fuß nach Hause zu gehen, da kein Beweggrund vorlag, noch ferner die Toiletten zu schonen, und es zwecklos gewesen wäre, die Pferde, falls Jemand eine eigene Equipage besaß, für unbestimmte Zeit in der Nachtluft warten zu lassen.

„Meinst du, es sei ihm Ernst?" entgegnete Frau von Fornay, welche sich eines scharfen Blickes rühmen konnte.

„Du lieber Himmel, was verlangst du denn noch mehr? Wenn er den ganzen Abend hindurch nicht von ihrer Seite weicht, sie zum Souper führt, den Cotillon mit ihr tanzt, ihre Rose im Knopfloch trägt und zuletzt, wie ich mit eigenen Ohren hörte, verspricht, nächste Woche zur Jagd nach Snyhinice zu kommen, da muß es ihm doch wohl Ernst sein."

Zur selben Zeit hatte Otto — in der nüchternen Morgendämmerung, welche so manche nächtliche Illusion in nichts zerfließen läßt — sein Zimmer erreicht. Ein feiner Sprühregen fiel. Piotr hatte versäumt, das Feuer im Ofen zu erhalten, und das Zimmer war unbehaglich kalt. Die Thüre hinter sich zuwerfend, riß Otto mit einer Geberde tiefen Verdrusses die Rose aus seinem Knopfloch und schleuderte sie zu Boden.

„Du erbärmliches, verwelktes Ding!" rief er aus, indem er die unglückliche Blume mit den Füßen zerstampfte, bis keine Spur ihrer ursprünglichen Gestalt mehr übrig blieb. „Elender Narr, der ich bin!"

In zwei Stunden sollte er in der Reitschule sein. Nur zwei kurze Stunden, um sich von den Freuden oder Plagen der Ballnacht zu erholen!

21.

Während der folgenden Tage dauerte der feine Sprühregen fort, jenes melancholische Wetter, welches zumeist den Wunsch nach Abwechselung, nach Aufregung, nach irgend einer Unterbrechung der grauen, feuchten, frostigen Eintönigkeit dieser unablässig fallenden Tropfen hervorruft. Kein anderes Wetter drückt das menschliche Gemüth so tief nieder als dieses. Das dumpfe Grübeln, die nagende Sorge, die oft ein heiterer Sonnenstrahl verscheucht, gewinnen an solchen Tagen ein unerträgliches Gewicht und drücken den Unglücklichen, der unter ihrer Last keucht, mit bleierner Hand zu Boden.

Sämmtliche Bewohner von Rzeszów fühlten mehr oder minder den niederdrückenden Einfluß dieser trüben Regentage und haben dies, Jeder in seiner besondern Weise, kund. Bei Lieutenant Schweiner äußerte die Niedergeschlagenheit sich darin, daß er seinen besten Schmuck zum Opfer brachte. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jeglicher Wechsel erwünscht und es daher wohlthuend sein müsse, sein eigenes Spiegelbild in veränderter, wenn auch weniger vortheilhafter Gestalt zu erblicken, rasirte er seinen imposanten, goldblonden Backenbart.

Otto beobachtete das Wetter an jedem Morgen von seinem Fenster aus und murrte über dasselbe Tag für Tag, auf seinem Wege nach der Reitschule oder nach dem Gasthause, wenn er durch die Wasserlachen auf dem „Platze" watete und bemüht war, den schweren Dachtropfen, welche ihm in's Genick fielen, auszuweichen. Nach den aufregenden Eindrücken des verflossenen halben Jahres erschien seine jetzige Lebensweise ihm wie eine Art von Versumpfung.

Noch war er in Betreff der Einladung nach Snyhinice zu einem festen Entschlusse gekommen. Halb hoffte, halb fürchtete er, daß ein Hinderniß eintreten, daß ungünstiger Witterung halber die Jagd vielleicht verschoben werden würde. Viel lieber hätte er die Lösung der Frage dem Zufall überlassen, als sie

nach eigenem Ermessen herbeizuführen. Jeden Abend sagte er sich, daß die Sache ihm höchst lästig sei, und verwünschte seine übereilte Zusage, und jeden folgenden Morgen spähte er eifrig nach dem Wetter aus, hoffend, es habe sich genügend gebessert, um die Jagd zu ermöglichen.

„Zuverlässig besuche ich Suyhinice nun zum letzten Male," wiederholte er täglich; „wäre es nur ausführbar, so ginge ich am liebsten gar nicht hin."

Als indeß der Tag der Jagd herankam, fand er keine Entschuldigung für sein Fernbleiben; es wäre ja doch nicht gut thunlich, meinte er, das Wetter zum Vorwand zu nehmen. Somit fuhr er nach Suyhinice hinaus und kehrte unzufriedener mit sich selbst denn jemals von dort zurück.

Immer noch regnete es unaufhörlich, als einige Tage später Lieutenant Farkas, der etwas täppische junge Mann, dessen früher Erwähnung geschah, bei Otto vorsprach. Der besagte Lieutenant befand sich in trauriger Lage und hatte bereits die Runde bei seinen Kameraden gemacht, um von Jedem der Reihe nach ein Körnchen Trost für seinen Kummer einzusammeln. Er kam eben von Langenfeld, dessen muntere Laune seine Hoffnung auf sympathisches Mitgefühl sofort vernichtet hatte. „Der gute Bodenbach wird mich jedenfalls nicht durch Heiterkeit belästigen," dachte er, als er Otto's Thüre öffnete; „er selbst sieht in letzter Zeit niedergeschlagen genug aus." Otto war nicht allein. Zwei seiner Kameraden waren in der Absicht, eine Stunde dieses regnerischen Nachmittags todtzuschlagen, so eben zu ihm gekommen. Diesen drei Zuhörern erzählte Lieutenant Farkas die Geschichte seiner Leiden, welche selbstverständlich finanzieller Natur waren und sowohl momentane Unannehmlichkeiten mit den Geldverleihern, als auch trübe Aussichten für die Zukunft in sich schlossen.

„Das Schlimmste daran ist," sagte Farkas, „daß sie sich mit meinem Wort nicht zufriedenstellen, weil ich schon zu oft mit ihnen zu thun gehabt habe. Und finde ich Niemand, der für mich gutsteht, so wird der Oberst von der Sache Kenntniß erhalten."

„Nur nicht verzagt!“ schaltete Schweiner ein; „du weißt, wir Alle sind bereit, dir zu helfen; doch ist wohl kein Einziger unter uns, dessen Wort schwerer wiegt als das deinige; wir sind eider eben arme Teufel wie du selbst.“

Dieses Gespräch behagte Otto nicht; er stand auf und trat an das Fenster, um zu sehen, von welcher Seite das eben vernehmbare Wagenrollen kam. Lieutenant Farkas folgte ihm mit den Augen. „Ich denke, Bodenbach,“ sagte er ängstlich, „dich zu bitten, für mich zu bürgen, wäre wohl nutzlos. Du scheinst in ziemlich dem gleichen Fahrwasser zu sein wie ich.“

Die beiden Andern blickten Otto erwartungsvoll an; wiewohl in gänzlicher Unkenntniß seiner gegenwärtigen Lage, waren sie doch begierig, seine Antwort zu vernehmen. Otto wendete sich nicht um, da der erwartete Wagen eben in Sicht kam. Es war ein elegantes kleines Fuhrwerk, ein hochräderiger Kutschirwagen, mit zwei feurigen Schimmeln bespannt, welche in raschem Tempo durch den Koth trabten. Die kleine Equipage trug den Stempel der Behaglichkeit, und diese war auch in Rittmeister Kreislich's Miene ausgedrückt, als er nun die Zügel fester anzog, um den Eifer der Pferde etwas zu dämpfen.

„Welch' famose Traber!“ bemerkte Schweiner bewundernd.

„Glücklicher Kerl!“ murmelte der andere Lieutenant.

„Es bleibt mir doch nichts übrig, als mich an ihn zu wenden,“ sagte Farkas, schwer seufzend, „obschon ich eben so gern den Teufel in Person um etwas bitten wollte! Es ist unerträglich, welches Wesen er aus der geringsten Gefälligkeit macht; allein er ist der Einzige unter uns, bei dem ein paar Knöpfe zu finden sind.“

„Nein, du brauchst nicht zu ihm zu gehen,“ entgegnete Otto, sich rasch umwendend. Er sprach leise und hastig, und seine Züge hatten einen feindseligen Ausdruck angenommen. Vielleicht war sein Blick jenem des Rittmeisters begegnet.

„Wie, Bodenbach — willst du damit sagen, daß du selbst auszustehen beabsichtigst?“ riefen alle Drei in höchstem Erstaunen.

„Ich bin bereit, für die Schuld zu bürgen," erwiderte Otto mit einem Anflug von Hochmuth.

„Bist du es denn im Stande?" fragte Farkas athemlos.

„Genügt mein Wort, oder genügt es nicht?" lautete die kurze Antwort. Es war für Otto um so nöthiger, in seiner schroffen Weise zu verharren, als er recht wohl wußte, welche Thorheit er beging. Wären die beiden andern Offiziere nicht Zeugen der Scene gewesen, so hätte er sich nie zu diesem Schritt verleiten lassen.

„Du hast also wirklich in Mexico ein Vermögen erbeutet!" sagte Farkas, in scheuer Verehrung zu seinem Kameraden aufblickend.

Otto schwieg, als er sich jedoch, von seinen drei Gefährten aufmerksam beobachtet, abermals dem Fenster zuwandte, war es, als zöge ein Abglanz der Macht, welche ihm in der Zukunft hätte werden können, traumhaft an seinem geistigen Auge vorüber.

Nebel und Regen wurden durch den Eintritt des Winters verdrängt. Gleichzeitig mit dem Schnee trat Frost ein, wodurch der Straßenkoth in eine steife, widerstandsfähige Masse verwandelt wurde. Dann überzog der See sich mit einer dünnen Eisrinde, welche, mit jedem Tage an Festigkeit zunehmend, zuerst die Ränder und, immer weiter greifend, bald die ganze Wasserfläche mit solidem Eis bedeckte. Die Bäume längs dem Damme waren mit Krystallen überzogen und sahen wie riesige weiße Korallen aus, auf deren glitzernden Zweigen die kleinen Vögel in melancholischen Gruppen beisammen saßen, fest an einander gedrängt, um sich zu erwärmen oder wohl auch gegenseitig aufzumuntern, während die großen Krähen, minder gesellig gesinnt als jene, mit gesenkten Köpfen und matt hängenden Flügeln hier und dort einsam kauerten, jede für sich ihr Leid tragend.

Um diese Zeit bekam Otto neuerdings Nachricht von seinem Bruder, und zwar enthielt dessen Brief eine höchst unwillkommene Mittheilung. Arnold sprach nämlich von einer beabsichtigten

Reise nach Rzeszów, oder kündigte dieselbe vielmehr mit Bestimmtheit für die nächste Zeit an. Daß Arnold vorzugsweise wünschte, von dem Stande der Angelegenheit zwischen Otto und Comtesse Halka sich persönlich zu überzeugen, blieb unerwähnt, obgleich dies nicht zu den unerheblichsten Motiven seines Besuches in Rzeszów zählte.

Noch nie war ein Brief so schnell und ausführlich von Otto beantwortet worden, als Arnold's letzter Brief. Es schien, als wäre die brüderliche Zuneigung plötzlich zu heller Flamme aufgelodert. Die umgehende Post beförderte ein langes Schreiben Otto's, in welchem dieser von der unendlichen Freude sprach, die das Wiedersehen seines Bruders ihm bereiten würde, zugleich aber eine haarsträubende Schilderung von der Strenge des diesjährigen Winters in Galizien entwarf. Bei den Gefahren und großen Unbequemlichkeiten einer Reise in der jetzigen Jahreszeit verweilte er mit abschreckender Genauigkeit, kurz, das Bestreben, den beabsichtigten Besuch abzuwehren, trat in klarster Weise zu Tage. Arnold lachte über den Brief und trat am folgenden Morgen die Reise an; es hätte eines schwerer wiegenden Beweggrundes als Otto's Warnungen bedurft, um seinen Entschluß wankend zu machen. Otto selbst hatte nur geringes Vertrauen bezüglich der Wirksamkeit seiner Beredtsamkeit gehegt; wußte er doch, daß Arnold zu jenen Starrköpfen gehöre, welchen man niemals etwas ein- oder auszureden vermag. Als er daher auf telegraphischem Wege die Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen seines Bruders erhielt, war er mehr ärgerlich als überrascht. Nun war nichts anderes zu thun, als die Sache mit größter Unbefangenheit durchzuführen, das heißt, Arnold in Betreff der Comtesse auf möglichst falscher Fährte zu lassen, allen Erörterungen sorgfältig aus dem Wege zu gehen und den gefürchteten Augenblick der Enthüllung um jeden Preis hintanzuhalten.

Es war eine lange Fahrt von Z . . . nach Rzeszów, eine ermüdend lange Fahrt, wenn dieselbe zu Wagen zurückgelegt werden mußte. Aber an einem klaren Wintertage, wie der

heutige, mit genügenden Schneemassen, um den Schlitten flüchtig dahingleiten zu lassen, und versehen mit genügendem Pelzwerk, um das Blut in den Adern vor dem Erstarren zu behüten, erschien die Fahrt nicht nur kürzer, sondern sie war dies auch in Wirklichkeit. Arnold war höchlichst verwundert, als er in viel kürzerer Zeit, wie er erwartet hatte, über die hartgefrorene Fläche des See's dahinbrauste und die Häuser von Rzeszów, sowie dessen hohe, kahle Pappeln in der winterlichen Dämmerung vor sich liegen sah.

Arnold's erster Ausruf, als die Brüder sich begegneten, war: „Was ist es mit dir, Otto? Du bist ja ganz mager geworden!"

Otto war in der That verändert, seit Arnold ihn zuletzt gesehen hatte. Die Reise, das Fieber, das mexicanische Klima, sowie auch die manchfachen Aufregungen hatten die Veränderung hervorgebracht, und durch seine gegenwärtige Mißstimmung war dieselbe noch verstärkt worden.

Der Unterschied in dem Aeußern der beiden Brüder war in diesem Augenblick viel augenfälliger als damals im „Café Deloni", als der Leser zuerst ihre Bekanntschaft machte. Die Familienähnlichkeit hatte sich vermindert, die charakteristischen Verschiedenheiten traten deutlicher hervor.

Arnold's Erscheinung bildete jetzt, als er aus dem Schlitten sprang, das Gesicht von der kalten Winterluft geröthet und in der Haltung seiner breitschulterigen, hohen Gestalt Kraft und stolzes Selbstvertrauen bekundend, einen auffallenden Gegensatz zu derjenigen Otto's, welcher seinen Bruder in nervöser Hast begrüßte, wobei sein schlecht verhehltes Mißbehagen und sein kummervoller Gesichtsausdruck die erkünstelte Heiterkeit Lügen straften.

„So, da bist du also!" sagte Otto, indem er seinen Bruder, die augenscheinliche Thatsache unnöthigerweise bestätigend, umarmte. Genau genommen waren Otto's Begrüßungsworte nicht um vieles alberner, als dies durchschnittlich bei solchen Gelegenheiten vorkommt. In neun Fällen unter zehn wird die erste Bewillkommnung, welche man einem ankommenden Freunde

spendet, entweder „Da bist du also!“ oder „Bist du es wirklich?“ oder in ähnlicher Art lauten.

„Ja, da bin ich,“ wiederholte Arnold, die brüderliche Umarmung kräftigst erwidernd. „Nach den Schilderungen deines Briefes zu schließen, hast du wohl kaum erwartet, mich bei lebendigem Leibe ankommen zu sehen. Vielleicht bist du durch deinen Aufenthalt in einem tropischen Lande gegen die Kälte empfindlicher geworden; ich hingegen habe mich selten so sehr an etwas erfreut als an dieser Fahrt über den See!“

Noch an demselben Abend, da die Brüder in Otto's Zimmer beisammen saßen, versuchte Arnold, den Gegenstand, der ihm zunächst am Herzen lag, in's Gespräch hereinzuziehen. Es war die erste Stunde ungestörten Alleinseins nach dem Abendessen, bei welchem Arnold von seinen frühern Kameraden auf das wärmste begrüßt worden war. Arnold's schlimmste Befürchtungen waren bereits beschwichtigt; denn der gesprächige Langenfeld hatte Gelegenheit gefunden, ihm sotto voce eine flüchtige Beschreibung des Balles und der Jagd in Snyhinice zu liefern, und aus diesen Berichten war mindestens zu entnehmen gewesen, daß Otto's Verhältniß zur Comtesse vorläufig nicht abgebrochen sei. Arnold besaß kein sonderliches Geschick, das Gespräch nach einem bestimmten Zielpunkte hinzuleiten; nachdem er daher wiederholt auf den Busch geschlagen hatte, wobei Otto jedes Mal mit großer Gewandtheit dem gefährlichen Terrain entschlüpft war, sagte er plötzlich: „Ist Comtesse Halka schon zum Schlittschuhlaufen hierher gekommen? Die Eisfläche scheint in vorzüglichem Stande zu sein.“

„Ich war selbst noch nicht auf dem Eise,“ antwortete Otto ausweichend, unterließ es jedoch, zu erwähnen, daß, wie er wußte, die Gräfin vor einigen Tagen da gewesen, und er aus eben diesem Grunde ferngeblieben sei.

„Du hast wohl keine Zeit dazu gehabt?“ warf Arnold ein.

„Nein, allerdings nicht,“ erwiderte der Andere eifrig und verbreitete sich dann mit großer Umständlichkeit über das Thema des Recruten-Abrichtens. Durch diese Beschäftigung waren, wie

er behauptete, seine Zeit und seine Gedanken während der letzten Wochen vollständig in Anspruch genommen gewesen.

Zwei weitere Tage vergingen, indeß die Kälte stetig zunahm, zum Verdruß der Einen und zur Freude der Andern, zumeist aber zu jener der Schlittschuhläufer.

Die Brüder hatten manche Stunde im Gespräch mit einander zugebracht. Oft war, mit scheinbarer Offenheit von Otto's Seite, von Merico die Rede gewesen; die Tante, Onkel Max und Otto's Krankheit boten abwechselnd den Stoff hierzu. Selbstverständlich gedachte Arnold auch der Vermögensfrage, bemerkte jedoch dabei mit Erstaunen, daß sein Bruder in unerklärbarer Weise vor jeder, selbst der leisesten Berührung dieses Thema's zurückwich.

Wieder saßen die Brüder, wie an dem ersten Abend, nach dem Abendessen in Otto's Zimmer. Beide rauchten und hatten sich behaglich ausgestreckt — namentlich Otto, dessen Beine auf dem Tische ruhten.

„Wir müssen morgen auf das Eis gehen," hob Arnold an; „am Sonntag hast du ja mit deinen Recruten nichts zu thun. Ich sehne mich wahrhaftig nach der herrlichen Eisfläche; denn für den Rest des Winters muß ich mich doch wieder mit dem kleinen Ententeich in Steinbühl begnügen."

„Nun, was mich betrifft, kann ich gerade nicht behaupten, daß mir besonders viel daran gelegen sei; vergangenen Winter habe ich es zum Ueberdruß genossen," erwiderte Otto, anscheinend in seine Zeitung vertieft.

„Comtesse Halka kommt morgen, wie ich glaube."

„A propos," unterbrach ihn Otto, „hast du die Telegramme gelesen? Mit Napoleon scheint es schlimm zu stehen."

„Und dies wäre doch ein Beweggrund . . ." fuhr der Andere fort.

„Meinst du? . . . . Fünf Aerzte sind nach Chislehurst gerufen worden."

„Du kommst doch morgen mit, nicht wahr, Otto?"

„Was soll es nützen?"

„Aber Otto . . ."

„Was soll es nützen, wenn ich hingehe? Was kann mir überhaupt noch nützen?" brach Otto in klaglichem Tone aus; als er aber den Ausdruck der Ueberraschung in den Zügen seines Bruders erblickte, vertiefte er sich sofort wieder in die Zeitung. „Die Vorbereitungen zur Weltausstellung schreiten täglich vorwärts. Wie versichert wird, werden die Baulichkeiten, den Plänen entsprechend, bei weitem alles überstrahlen, was . . ."

„Dummes Zeug, Otto! . . . Du weißt sehr gut, was es nützen soll, und es wäre nur deine Schuld, wenn es dir nicht glückte."

„Du hast wohl gehört, daß die Erzherzogin Gisela verlobt ist? Ich las es schon gestern in der Zeitung," fuhr Otto fort, welcher sich den Anschein gab, Arnold's Worte nicht gehört zu haben.

„Die Vermählung soll am . . ."

„Leg' doch ein Mal das dumme Blatt bei Seite!" rief Arnold, fest entschlossen, endlich das Eis zu brechen, unwillig aus. „Was kümmert mich die Erzherzogin! Deine Angelegenheit ist es, von der ich hören will."

Von seinem Sitze aufspringend, warf Otto die Zeitung ungestüm auf den Tisch. Arnold wartete gelassen, was nun weiter folgen werde. Es folgte jedoch nichts anderes, als daß Otto im Zimmer auf und ab zu schreiten begann. Der gefürchtete Augenblick war da und ferneres Ausweichen unmöglich.

„Du weißt, ich habe dir geschrieben," fing Arnold etwas unbeholfen wieder an.

Otto bejahte es verdrossen.

„Weshalb erhielt ich keine Antwort?"

„Ich beantwortete ja deinen Brief."

„Meinen Brief ja, doch nicht den wesentlichsten Punkt desselben. Du weißt wohl, was ich meine."

„Das ist nicht schwer zu errathen," sagte Otto mürrisch. Er trat an das Fenster und blickte hinaus, obgleich in der zunehmenden Dunkelheit nicht viel zu sehen war. Nur ein schwacher Strahl des Mondes, von der weißen Schneefläche zur bessern

Geltung gebracht, fiel auf die Straße. Dann und wann kam ein Bauernschlitten, geräuschlos über den Schnee gleitend, vorüber; und hier und da tauchte die Gestalt eines Juden aus dem Schatten auf und verschwand um die nächste Ecke. Es war Samstag, und die pflichttreuen Söhne Israels, welche genöthigt gewesen waren, ihren Geschäften für vierundzwanzig Stunden zu entsagen, kehrten nun aus der Synagoge heim.

„Du weißt, mein lieber Otto," fuhr Arnold fort, „ich wünsche nicht, mich gewaltsam in deine Geheimnisse einzudrängen; allein bisher habe ich ja immer dein Vertrauen besessen. Ich sehe wirklich nicht ein, warum ich nun plötzlich davon ausgeschlossen sein sollte. Weshalb lehntest du meine Hülfe so beharrlich ab?"

Otto hatte seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufgenommen; dieses war indessen für Promenaden offenbar nicht geeignet; denn wiewohl die Einrichtung desselben nicht verschwenderisch genannt werden konnte, lagen doch so vielerlei Gegenstände darin zerstreut, daß der Raum dadurch wesentlich beengt wurde.

„Donnerwetter!" rief er aus; nicht als Antwort auf Arnold's wohlgemeinte Bemerkung, sondern weil er in empfindliche Collision mit der Kante eines, die Mitte des Zimmers einnehmenden Tisches gekommen war. Derselbe war ein Mittelding zwischen einem Toilette- und einem Schreibtisch, und in dieser Doppeleigenschaft mit Spiegel, Tintenfaß und einer Menge diesen beiden Kategorieen angehöriger Gegenstände beladen, so daß die auf schwachen Füßen stehende Lampe kaum den nöthigen Platz darauf fand. Dazu war der Tisch selbst von ziemlich wackeliger Beschaffenheit, und Spiegel, Tintenfaß und Lampe geriethen bei Otto's Anprall in bedenkliche Schwankungen. „Mir kann nicht geholfen werden!" fügte er hastig hinzu.

„Unsinn! Du hast dich gewiß in irgend welche krankhafte Einbildung verrannt. Fürchtest du vielleicht, daß Graf Przezechowski dich nicht als Schwiegersohn annehmen werde?"

Otto entgegnete nichts, und Arnold, das Schweigen als Zustimmung auffassend, fuhr fort: „Ich wüßte wahrlich nicht, welche Schwierigkeiten von Seiten der Familie erhoben werden könnten, da jetzt, mit dem Antheil an der Erbschaft unseres Onkels, deine Verhältnisse den ihren zum mindesten gleichkommen. Ist es aber die persönliche Gunst der Comtesse, welche du bezweifelst, so darf ich dir wohl die Versicherung geben, daß du deine eigenen Vorzüge unterschätzest. Vielleicht kann die Sache leichter durch einen Dritten vermittelt werden; in diesem Falle . . ."

„Zum Henker! Ich habe ja niemals gesagt, es sei meine Absicht, sie zu heirathen!" fiel Otto, durch Arnold's weitgehenden Eifer beunruhigt, energisch ein.

In diesem kritischen Moment erhob Arnold sich ebenfalls und fing an, hinter seinem Bruder drein kreuz und quer das Zimmer zu durchschreiten. Schlimm genug war es schon, als Otto allein sich in der engen Stube bewegte; jetzt aber, da zwei hochgewachsene Männer dieselbe mit hastigen Schritten durchmaßen wie ein paar hungerige Löwen den Käfig, trat das Mißverhältniß des Raumes noch viel deutlicher hervor, und der schwanke Tisch schwebte in größter Gefahr.

„Was um des Himmels willen willst du damit sagen, Otto? Wir haben ja erst vergangenen März diesen Gegenstand erörtert, und damals sagtest du ausdrücklich, du wärest mit dir selbst vollkommen im Reinen." Hier brach Arnold mit einem Schmerzensausruf ab; denn er hatte heftig gegen eine der Tischecken gestoßen. Der Spiegel fiel um.

„Ich sage ja auch heute nicht, daß ich die Heirathsgedanken aufgegeben habe," warf Otto nachlässig hin, um fernern unliebsamen Erörterungen seines Bruders vorzubeugen.

Diese leichtsinnig widerspruchsvolle Weise, die Angelegenheit zu behandeln, stand mit Arnold's Grundsätzen in zu großem Widerstreit; der Aerger fing an, bei ihm die Oberhand zu gewinnen. „Was soll diese Wortfechterei?" rief er ungeduldig. „Vor einem Jahre warst du entschlossen, sie zu heirathen, und

nichts ist seitdem vorgefallen, was deinen Sinn hätte ändern können."

„Nein, wahrlich," dachte Otto mit bitterm Spott, „gar nichts ist vorgefallen, als daß ich Herz und Wort an eine Andere vergeben habe." Laut erwiderte er jedoch nichts, sondern nahm Arnold's Bemerkung ruhig hin.

„Die Verbesserung deiner materiellen Lage kannst du doch wohl nicht als Grund deiner Sinnesänderung gelten lassen," fuhr Arnold so leidenschaftlich fort, als widerlege er ein Argument seines Bruders. „Im vergangenen Jahre, da du keinen Heller eigenes Vermögen besaßest, warst du vollkommen bereit ..."

„Habe ich denn gesagt, daß ich die Sache abbrechen will?" fiel Otto ihm in möglichst unbekümmertem Tone in die Rede. Könnte er Arnold jetzt nur zu dem Glauben bringen, er habe seine Absicht auf die Hand der Comtesse nicht aufgegeben, dann, meinte er, wäre alles gewonnen. Später wollte er die Sache schriftlich aufklären, was bei weitem leichter sein werde.

In diesem Augenblick war Otto in eine Ecke gerathen und fand sich, an einer Seite durch den Tisch, an der andern durch Arnold, der sich vor ihn hingestellt hatte, von seinem Wege abgeschnitten.

„Nun, und wenn du an deinem ursprünglichen Plan festhältst, weshalb gehst du so zögernd zu Werke — du, der du fortwährend über die Plackerei deines gegenwärtigen Lebens klagst und doch nur die Hand auszustrecken brauchtest, um dich von derselben zu befreien? Jetzt kann dir doch gewiß nichts mehr daran gelegen sein, dir durch längere Dienstzeit die elende Pension zu sichern. Und was hält dich überhaupt hier zurück, wenn nicht der Wunsch, deine Werbung um die Hand der Comtesse zu beschleunigen? Weshalb also fassest du die Sache nicht energischer an, daß sie endlich erledigt werde? Dann wirst du reich und unabhängig, — und danach ging ja immer dein Streben, Otto; das wußte ich längst."

Bei diesen Worten nahm Arnold's Stimme einen weichen Klang an, und beide Hände auf Otto's Schultern legend, sah

er ihm prüfend in die Augen. Er meinte es wirklich gut mit ihm, ungeachtet der scheinbaren Rauhheit seines Wesens.

Otto war die Kehle wie zugeschnürt. Eine Secunde lang war es ihm, als müsse er seinem Bruder alles gestehen und der Täuschung ein für alle Mal ein Ende machen: hatte Arnold ihm doch bisher aus jeder Noth geholfen. Alsbald aber tauchten auch wieder die unmittelbaren, unvermeidlichen Folgen eines solchen Schrittes vor seinem Geiste auf. Wie hätte er die ihm dann bevorstehenden Vorwürfe, Schlußfolgerungen, Vernunftgründe und Warnungen zu widerlegen vermocht, da dieselben doch mit seiner eigenen innersten Ueberzeugung so genau übereinstimmten! „Nein," dachte er, „für heute ist des Kampfes genug gewesen," und somit schüttelte er die Hände seines Bruders ab und entschlüpfte dem engen Winkel.

Arnold ließ gleichwohl seine Beute nicht so schnell frei, und ohne daß einer der beiden Männer der Lächerlichkeit ihres Vorgehens sich bewußt wurde, ging die Verfolgung wieder an.

„Bevor du nach Mexico gingst . . ."

„Wäre ich doch niemals hingegangen!" brach Otto, sich plötzlich herumwendend, leidenschaftlich aus. Dann hielt er unbeweglich inne. Seine eigenen Worte hatten ihn überrascht. Wider Willen waren sie ihm über die Lippen gekommen; er war sich nicht ein Mal dessen bewußt, daß ein solcher Gedanke in seinem Innern keimte. Was Arnold über seine Zukunfts-Aussichten gesprochen, die Schilderung, welche er von denselben entworfen hatte, war tiefer in sein Herz gedrungen, als er es sich eingestehen mochte.

Einen Augenblick standen die Beiden sich stumm gegenüber. Arnold blickte forschend in das Antlitz seines Bruders; dann wandte er sich ab und ging in sinnendem Schweigen einige Mal auf und nieder. Ein neuer Gedanke war in ihm aufgedämmert, und plötzlich, anscheinend ganz ohne Zusammenhang mit dem bisherigen Gegenstand ihres Gespräches, sagte er: „Du hast mir noch so wenig von deinem Aufenthalt in Mexico und den Menschen, welche du dort kennen lerntest, erzählt."

„Ich habe Niemand dort kennen gelernt!“ entgegnete Otto barsch und ohne zu bemerken, worauf sein Bruder abzielte.

„Hattest du denn gar keinen geselligen Verkehr?“

„Nicht den geringsten!“

„So warst du also ausschließlich auf Tante Olivia und deren Gesellschafterin angewiesen?“

Ein jäher Argwohn blitzte in Otto auf; nun wußte er, was Arnold ergründen wollte. „Ja, ausschließlich auf diese Beiden,“ antwortete er, die Worte schnell hervorstoßend und mit den Achseln zuckend, um seine Befangenheit zu verbergen.

Arnold war im Allgemeinen nicht sehr scharfsinnig; aber dies Mal entdeckte er dennoch etwas Unnatürliches in Otto's Ton und Geberde und wurde dadurch veranlaßt, seine Nachforschungen Schritt für Schritt fortzusetzen.

„Ist die Gesellschafterin schon längere Zeit im Hause der Tante — und wie ist sie denn eigentlich?“

„Welch' sonderbare Fragen du stellst, Arnold! Du weißt doch, daß ich für Personenbeschreibungen nie ein hervorragendes Talent besaß.“

„Wie alt ist sie wohl?“

„Wie kann ich darüber Aufschluß geben? Das Alter einer Mexicanerin zu errathen, ist eine fast unmögliche Sache.“

„O, sie ist Mexicanerin! Immerhin dürftest du aber im Stande sein, zu sagen, ob sie alt oder jung ist.“

„Vor allem müßte ich dann deine Begriffe von Altersverhältnissen kennen.“

„Ist sie ungefähr zwischen Vierzig und Fünfzig?“

Otto warf einen flüchtigen Blick nach dem Schrank, in welchem er sein Skizzenbuch verwahrte. „So beiläufig; vielleicht; ich kann es wirklich nicht genau beurtheilen,“ erwiderte er. Kaum hatte er jedoch das letzte Wort gesprochen, als ein Gefühl tiefinnerster Beschämung sich seiner bemächtigte. Alles, was an seinem Wesen gut und edel war, sträubte sich gegen diese niedrige Lüge; Ehre und Gewissen verlangten stürmisch nach Wahrheit. War es nicht, als habe er seinen Ansprüchen

an Reata entsagt? Noch vor einer Minute hätte er seinem Bruder alles offenbaren und Anspruch an dessen Mitgefühl erheben können; nun hatte er mit eigenen Händen eine Scheidewand errichtet, und es fehlte ihm der Muth, dieselbe eigenhändig wieder niederzureißen. Schnell wandte er sich ab, sein glühendes Antlitz zu verbergen; denn inmitten der Reue und Beschämung trieb der Instinct ihn doch zunächst, die eigene Verwirrung den Blicken seines Bruders zu entziehen. Otto's Bewegung war eine so plötzliche gewesen, und er hatte sie so ganz ohne Rücksicht auf die Umgebung ausgeführt, daß sie einen zweiten heftigen Zusammenstoß mit der Tischkante zur Folge hatte, und da gleichzeitig Arnold an die entgegengesetzte Seite des Tisches anprallte, war es dies Mal um dieses oft bedrohte Einrichtungsstück rettungslos geschehen. Mit argem Gepolter brach es zusammen, Lampe, Tintenfaß und Spiegel in einen Trümmerhaufen ververwandelnd und die Brüder in tiefer Finsterniß zurücklassend.

Bis Licht und Ordnung wiederhergestellt waren, hatte Otto das erste Gefühl der Beschämung glücklich überwunden. So weit war er nun sicher; mit Ausnahme einiger Gereiztheit hatte Arnold an seinem Bruder nichts Auffallendes wahrgenommen.

Nun galt es vor allem, Arnold in dem Glauben, es sei zwischen Otto und Comtesse Halka alles in Richtigkeit, zu befestigen.

Das Gespräch war durch den eingetretenen Zwischenfall abgerissen worden, und Arnold machte keinen Versuch, dasselbe wieder anzuknüpfen. Nur als er sich für diese Nacht von seinem Bruder trennte, sagte er: „Du kommst morgen doch auf den Fisplatz, nicht wahr Otto?" und war von der Willfährigkeit überrascht, mit welcher Otto antwortete:

„Gewiß werde ich kommen; es war immer meine Absicht. Nur ist es mir unerträglich, mir irgend etwas aufdrängen zu lassen."

22.

Am folgenden Tage tummelte die ganze Gesellschaft von Rzeszów sich auf dem Eise. Es war Sonntag, und gar Manche, die an Wochentagen für derlei Beschäftigungen keine Zeit erübrigen konnten, hatten sich heute eingefunden, um das Vergnügen zu genießen. Zudem war es ein herrlicher Wintertag, dessen heiterer Sonnenschein die Schärfe der Luft milderte und alles mit glitzernden Farben übersäete. Selbst die melancholischen Krähen waren durch den über die ganze Landschaft ausgegossenen Schimmer etwas froher gestimmt worden; ab und zu verließen sie ihre gesicherten Posten auf den Bäumen und hüpften, ohne sich durch die Nähe der Schlittschuhläufer im geringsten stören zu lassen, schwerfällig auf dem Eise umher. Der Damm, welcher auf der einen Seite den See begrenzte, war mit einer Franse von Eiszapfen besetzt und das denselben überhängende Gesträuch mit glänzenden Krystallen überzogen. Am jenseitigen Ende des See's wuchsen dichte Rohrbüschel aus dem Eise hervor, untermischt mit einzelnen hohen, federartigen Halmen, welche, durch den Frost mit funkelnden Diamantenkronen geschmückt, sich tief herab beugten -- wie überwältigt von der eigenen Herrlichkeit. Doch dieses entgegengesetzte Ende des See's war weit entfernt, und von der Stelle aus, an welcher die Schlittschuhläufer sich aufhielten, nur undeutlich zu erblicken. Diese waren anscheinend in großer Menge versammelt; kam man jedoch näher heran, so zeigte es sich, daß nur die kleinere Hälfte Schlittschuhläufer, die Uebrigen Zuschauer waren, und von Jenen war es abermals nur die kleinere Hälfte, welche es wirklich verstand, sich auf der glatten Fläche zu bewegen. Das Schlittschuhlaufen der Damen war in jener Gegend erst kürzlich Mode geworden, und die meisten derjenigen, welche heute Schlittschuhe trugen, klammerten sich furchtsam an ihre männlichen Beschützer und thaten ihr Erschrecken vor der stets drohenden Gefahr durch die verschiedenartigsten Ausrufungen, ja mitunter sogar durch

lautes Kreischen kund. Im günstigsten Falle glitten sie behutsam vorwärts, die Bewegungen ihrer Füße mit nervöser Aengstlichkeit überwachend und bemüht, sich mit Hülfe der ausgestreckten Arme im Gleichgewicht zu erhalten. Dies galt für die große Mehrzahl der Damen. Wenige unter diesen hatten eine höhere Stufe der Kunst erklommen; aber thatsächlich konnte nur eine Einzige eine vollendete Schlittschuhläuferin genannt werden.

Eine auffallende Erscheinung unter den Zuschauern bildete Piotr, dem es oblag, die Schlittschuhe seines Herrn nach Hause zu tragen, und der die Wartezeit damit zubrachte, in eigenthümlich zappelnder Weise hin und her zu schleifen, wobei seine balancirenden Bewegungen durch ein großes, unter dem Arme gehaltenes Gebetbuch einigermaßen gehindert wurden. Es gehörte zu den Grundsätzen dieser frommen Seele, an Sonntagen stets ein Gebetbuch bei sich zu tragen, auch wenn keine Zeit zum Kirchenbesuche übrig blieb.

Allein und unbeschützt schwebte eine hohe, in dunkeln Sammt gekleidete Gestalt über die Eisfläche dahin, vorüber an den Gruppen der Zuschauer, an den stolpernden Reihen der Anfänger, an den Schlitten der Bauern, welche, ihre Fahrt über den See unterbrechend, eine Weile innehielten, um sich an dem ungewohnten Schauspiele zu ergötzen. Schon näherte sie sich dem steil aufragenden Damme, so daß es fast den Anschein hatte, als müsse sie, unfähig, ihren blitzschnellen Lauf zu hemmen, an demselben zerschellen; doch nun eine rasche Wendung, eine kaum merkliche Fußbewegung, und hoch aufgerichtet und die Menge mit theilnahmlosem Blicke streifend, stand sie regungslos da. Es war Gräfin Halka, wie wohl nicht erst erwähnt zu werden braucht. Wie sie nun im Schatten des hohen Uferrandes stand, schien ihr Kleid von schwarzer Farbe zu sein; glitt aber ein Sonnenstrahl über die Ränder der Falten, so zeigte es sich, daß es blau war, von tief dunkelm Blau. Der Anzug war reich mit blauem Fuchs verbrämt; Hals und Handgelenke waren davon eng umschlossen und der Rock mit Streifen desselben Pelzwerks eingefaßt.

Während Halka noch in der Nähe des Dammes stand, kam Otto an ihre Seite heran. Er war ihrer Bahn gefolgt und hatte jetzt die gleiche kurze Wendung wie vorher die Comtesse gemacht, wenn auch vielleicht nicht mit eben so vollendeter Meisterschaft. Er hatte Halka schon früher begrüßt, doch nun glaubte er sich von Arnold beobachtet und hoffte dessen Wachsamkeit durch verdoppelte Aufmerksamkeit gegen die Gräfin täuschen zu können. Mit wenigen Worten bot er seine Begleitung an. Halka nickte beistimmend, und gleich darauf flogen die Beiden mitten durch die auseinanderstiebenden Gruppen der andern Läufer hindurch über die glatte Fläche dahin. Einige der Letztern wichen murrend, Andere lachend zur Seite, und halb verblüfft, halb bewundernd folgten alle Blicke der pfeilschnell an ihnen vorüberschießenden hohen, in dunkeln Sammt gehüllten Gestalt.

„Ah, das nenne ich Schlittschuhlaufen!“ rief Schweiner, den Flüchtigen entzückt nachschauend. „Es scheint der Gräfin ganz einerlei zu sein, ob sie nach vorwärts oder rückwärts läuft; wenn man nur dahinter kommen könnte, wie sie es eigentlich bewerkstelligt.“

In diesem Augenblicke hatte Halka Otto's Hand losgelassen und lief, das Gesicht ihm zugewendet, nach rückwärts. Diese Art zu laufen ist für Damen besonders schwierig und im Allgemeinen nicht empfehlenswerth. Der Natur der Sache nach erfordert dieselbe einen größern Kraftaufwand, und jedwede sichtbare Anstrengung pflegt der weiblichen Grazie Eintrag zu thun. Wohl findet man häufig Schlittschuhläuferinnen, die geschickt nach rückwärts laufen.

„Was mag nur der Lärm dort bedeuten?“ fragte Halka, indem sie, den Kopf nach der entsprechenden Seite wendend, plötzlich stehen blieb.

Sie befanden sich ungefähr in der Mitte des See's, von den Uebrigen weit entfernt. Schreien und Gelächter, mit Hundegebell vermengt, klang gedämpft durch die klare Winterluft herüber.

„Vermuthlich ist Jemand niedergerannt worden; ich kann nicht begreifen, was die Leute veranlaßt, sich in einen Klumpen zusammen zu drängen und sich gegenseitig unter die Füße zu laufen, da ihnen doch die ganze offene Fläche zu Gebote steht."

„Der Instinct der Heerde wahrscheinlich," bemerkte Halka mit leisem Zucken ihrer aristokratischen Nasenflügel. „Hier außen ist es viel angenehmer; meinen Sie nicht auch?"

Selbstverständlich meinte er dies und stimmte lebhaft bei. Wie konnte es auch anders sein? In lauschender Stellung, den Kopf etwas seitwärts geneigt, blieb Halka ruhig stehen, indeß Otto einige Schritte von ihr entfernt und betroffen durch den harmonischen Eindruck ihrer Erscheinung sie aufmerksam betrachtete. Die anmuthige Haltung des Kopfes, das zarte Roth der Wangen, welches die Bewegung in der frischen Winterluft bei ihrer sonst fahlen Gesichtsfarbe stets hervorrief, und der eben jetzt aus gleicher oder anderer Ursache vermehrte Glanz der Augen brachten eine höchst vortheilhafte Wirkung hervor. Und so stand sie noch immer, scheinbar bestrebt, die fernen Stimmen zu erlauschen, doch gleichzeitig der bewundernden Blicke Otto's sich vollkommen bewußt, ja sogar genau berechnend, in welcher Weise die Einzelheiten der Scene auf ihn wirkten, wie die zufällige Umgebung, der bleiche winterliche Himmel, die entfernten Schneedämme und die eisbehangenen Bäume im Hintergrunde ihre dunkel gekleidete Gestalt in effectvollster Weise hervortreten ließen — eine Eiskönigin inmitten ihres Gebietes!

„Ich glaube, sie sind Alle wieder aufgelesen worden," sagte sie, sich gegen Otto wendend; „wenigstens sind sie jetzt ruhig. Wie hübsch der Blick dort hinüber ist, wo die Binsen hervorsprossen," fügte sie, nach der andern Seite deutend, bei. „Denken Sie nur, ich bin noch niemals bis dorthin gekommen! Ein Mal muß ich es doch versuchen."

„Warum nicht gleich heute?" fragte Otto eifrig.

„Nein, heute nicht, Baron Bodenbach," entgegnete Halka nach kurzer Unschlüssigkeit, das Für und Wider seines Vorschlages schnell erwägend. „Die Sonne steht schon zu tief, und

ich bin auch etwas ermüdet. Nächsten Sonntag werde ich wieder nach der Stadt kommen, vielleicht können wir es dann unternehmen."

Sie sah in der That ermüdet aus; die Farbe war nun von ihren Wangen gewichen. Dieses vogelgleiche ruhige Dahinschweben ist eben die anstrengendste Art des Schlittschuhlaufens; denn schließlich hat uns ja die Natur nicht Flügel verliehen, und wenn wir dessen ungeachtet eine Zeit lang eine annähernde Nachahmung des Fluges hervorbringen, so rächt sie sich später dafür.

„Sie haben sich für den Anfang der Saison zu viel zugemuthet, Gräfin," sagte Otto. „Die Kraft kommt erst nach längerer Uebung."

„Aber ich habe ja nicht erst heute begonnen; Sie wissen wohl — ich war letzten Montag hier." Ihr Blick war fest auf Otto gerichtet, als wolle sie ihn verhindern, seine Kenntniß hiervon zu leugnen.

Otto versuchte es auch gar nicht, war aber doch etwas befangen.

„Damals blieb ich ungewöhnlich lange auf dem Eise, woran theilweise Kreislich Schuld trug," fuhr die Comtesse fort; „denn er bestand darauf, mich im Schlitten weit in den See hinaus zu führen."

„Dies wird Sie vermuthlich übermüdet haben," sagte Otto heftig, als wäre ihm dadurch eine persönliche Beleidigung von Kreislich zugefügt worden.

„Welcher Einfall! Wie kann es mich übermüden, ruhig im Schlitten zu sitzen? Vielmehr verdiene ich den Vorwurf, ihn zu sehr angestrengt zu haben; denn er verstauchte sich den Fuß dabei und ich fürchte, dies ist der Grund seiner heutigen Abwesenheit."

Hierauf erwiderte Otto nichts, und vielleicht deutete sie sein Schweigen in der richtigen Weise, als sie hinzufügte: „Heute besitze ich aber noch hinreichend Kraft für den Rückweg; wenn

Sie mir nur die Hand reichen wollen, wird es vortrefflich gehen."

„Geben Sie mir beide Hände, so — gekreuzt, dabei ruht man viel besser aus," sagte er, und so segelten die Beiden gemächlich über die Eisfläche den Uebrigen zu.

Arnold, der sie beobachtete und schon längere Zeit beobachtet hatte, war sehr befriedigt von allem, was er im Laufe der letzten halben Stunde gesehen. Die Hand der Gräfin in der seinen haltend, war Otto mit ihr davongefahren; sie waren eine Weile, abgesondert von den Uebrigen, miteinander allein geblieben, und nun kamen sie, an beiden Händen sich haltend, zurück, und zwar kamen sie ganz langsam, nicht in Eile, der Menge sich anzuschließen.

Otto bemerkte schon von weitem das wohlgefällige Lächeln seines Bruders und pries sich glücklich, die Besorgnisse des Letztern mit so gutem Erfolg zur Ruhe gebracht zu haben. Nach alledem waren wohl keine Predigten und guten Rathschläge mehr zu befürchten.

Als sie in Hörweite kamen, rief er Arnold zu, einen der kleinen Handschlitten zu bringen, da die Gräfin ermüdet sei.

Mit Schlittschuhen an den Füßen in ein solches Gefährt einzusteigen, verursacht eine höchst unangenehme Empfindung, und es bedurfte Otto's Arm, um Halka dabei behülflich zu sein.

„Hilf ein wenig mit, Arnold," sagte er zu seinem Bruder, und der leichte hölzerne Schlitten flog, von den beiden kräftigen Männern in Bewegung gesetzt, mit rasender Schnelligkeit dahin; die Gräfin lehnte sich mit anmuthiger Nachlässigkeit zurück.

„Wie schnell wir fahren!" sagte sie, den Kopf nach rückwärts wendend. „Sind wir nicht schon weit genug draußen? Wir haben ja nahezu die Mitte des See's erreicht; Sie machen sich zu große Mühe."

Arnold überließ die Antwort seinem Bruder — offenbar war es an diesem, zu entscheiden. Otto, sein Beruhigungs-System im Auge haltend, betheuerte lebhaft, daß hier durchaus nicht von Mühe, sondern nur von Vergnügen die Rede sein

könne, und daß es ihn entzücken würde, die Gräfin in dieser Weise bis an den Nordpol zu schieben usw., worauf Halka nichts erwiderte.

Nachdem Arnold sich so weit von dem vielversprechenden Stande der Dinge überzeugt hatte, murmelte er etwas Unverständliches von „losgegangenen Riemen an seinem linken Schuh" und blieb zurück. Mit etwas verminderter Kraft flog der Schlitten weiter, und Otto hatte ein zweites tête-à-tête vor sich. Arnold, der sich in knieender Stellung den Anschein gab, als sei er mit seinen Riemen beschäftigt, sah den Beiden nach und dachte, daß dieses kleine Manöver sehr geschickt von ihm ausgeführt worden sei.

„Es geht alles so glatt als möglich," sagte er (nicht in Bezug auf die Schlittenfahrt); „es hat nur einiger Nachhülfe bedurft. Nun kann ich die Dinge ihrem natürlichen Gange überlassen."

„Waren Sie letzthin eben so weit draußen?" fragte Otto, sich etwas niederbeugend.

„O nein, nicht halb so weit," antwortete sie und blickte lächelnd zu ihm auf; doch war es nicht ihr gewöhnliches Lächeln, von dem behauptet wurde, es wäre so kühl. „Sie schieben den Schlitten viel rascher als Rittmeister Kreislich; da Sie mich aber doch nicht bis an den Nordpol führen wollen, denke ich, daß wir jetzt wenden sollten."

Die Sonne sank bereits hinter der purpurnen Hügelreihe hinab. Noch war die Dämmerung nicht eingetreten, aber die winterliche Pracht war vom See verschwunden, Bäume und Gräser erglänzten nicht mehr in Diamantenschimmer, die Eiszapfen längs dem Damme waren nicht mehr leuchtende Krystalle, sondern trübes, mattes Glas. Jetzt, da die wärmenden Sonnenstrahlen fehlten, machte die harte Hand des Winters sich fühlbar. Schwerfällig flatterten die Krähen empor und suchten ihr kaltes Nachtlager zwischen den dürren Aesten auf. In einem Zeitraume von zehn Minuten war der ganze See verödet.

Ohne Zweifel geschah es nur zu Arnold's Beruhigung, daß Otto die Gräfin so sorglich in ihren schweren Pelzmantel einhüllte und, nachdem er sie zu ihrem Schlitten geleitet hatte, mit so zarter Beflissenheit die Decke über ihre Füße legte.

23.

Während der noch übrigen Zeit der Anwesenheit seines Bruders bekam Otto kein ermahnendes Wort mehr zu hören. Auch vermied es Arnold sorgfältig, auf den Gegenstand zurückzukommen, welcher an jenem Abend, als der Unfall mit dem Tische stattfand, erörtert worden war; er schien mit dem Gang der Dinge zufrieden zu sein, und mehr verlangte Otto vorläufig nicht. Arnold fuhr nach Snyhinice, seinen Besuch abzustatten, und Otto begleitete ihn dahin, nicht sehr gern zwar, wie er sich selbst überredete, aber weil es doch gar zu unhöflich geschienen haben würde, zurückzubleiben. Die Polen sind immer gastfreundlich, und Graf Przeszechowski war es bei dieser Gelegenheit in erhöhtem Grade. Die Brüder wurden aufgefordert, über Mittag zu bleiben, und als sie sich eine Stunde nach dem lang andauernden Diner zur Rückfahrt anschicken wollten, wurde eifrigst dagegen protestirt. Ein weiterer Versuch nach Verlauf einiger Stunden blieb ebenso erfolglos; der alte Graf wollte seine Gäste durchaus nicht ziehen lassen, es war ja schon bald die Zeit des Abendessens. So geschah es denn, daß der beabsichtigte Vormittags-Besuch sich über den ganzen Tag ausdehnte und die beiden Brüder erst bei Sternenlicht die Heimfahrt antraten.

Am folgenden Tage reiste Arnold ab. Es war Sonntag, und Otto meinte, daß es nicht thunlich sei, sogleich mit der Einschränkung seiner Aufmerksamkeit gegen die Gräfin anzufangen. Hatte er doch halb und halb mit ihr verabredet, sie an das andere Ende des See's — wo die Rohrbüschel standen — zu führen; bliebe er nun weg, so gewänne dies

den Anschein, als fürchte er, ihr zu begegnen. Nein, in solchen Dingen durfte man nur stufenweise, Schritt vor Schritt vorgehen. Vor allem würde er damit beginnen, immer später als Halka auf dem Eisplatz einzutreffen: an triftigen Entschuldigungen dafür konnte es ja niemals fehlen; dann erst würde er ganz fortbleiben, das Schlittschuhlaufen überhaupt aufgeben. Mittlerweile konnte ja auch Thauwetter eintreten und sein Entrinnen erleichtern. Die Sache war so einfach; das ganze Verfahren lag klar vor seinem Geiste. Und somit ging er an diesem Sonntag auf's Eis, führte Halka über den See und wieder zurück und fand, daß es im Ganzen recht vergnüglich gewesen sei.

Noch lange aber blieb das erhoffte Thauwetter aus. Der Winter in Galizien ist eine rauhe, harte Wirklichkeit, deren eiserne Strenge oft wochen- und monatelang nicht gemildert wird. Dies Mal war der Frost so andauernd, daß Rittmeister Kreislich inzwischen von seiner Fußverstauchung genesen und dem Eis-Vergnügen zugleich mit der Bewerbung um Comtesse Halka's Gunst neuerdings obliegen konnte. Auch Otto gab weder das Schlittschuhlaufen auf, noch fing er an später zu kommen, wenn er die Gräfin auf dem Eisplatz vermuthete. Ob die Ursache hiervon Gleichgültigkeit oder Langeweile, oder anderweitige Neigung oder Abneigung war, läßt sich schwer bestimmen. Vielleicht war es auch nur die Macht der Gewohnheit, welche bekanntlich auf schwache Naturen den stärksten Einfluß übt.

Mächtiger noch als all' diese negativen Gründe war der Sporn der Nebenbuhlerschaft, das stets zunehmende Bewußtsein — welches Halka Sorge trug, hier und da ganz sachte zu nähren —, daß es in seiner Macht liege, den Gegner vollkommen aus dem Felde zu schlagen. Der Haltung des Rittmeisters lag zwar ausschließlich das Bestreben zu Grunde, die eigenen Interessen zu fördern; sie trug jedoch mehr und mehr dazu bei, die Karten in Halka's Hände zu spielen. In den Augen der Zuschauer war es ein ehrlicher Wettkampf der beiden Rivalen; für Otto selbst war es gleichwohl mehr als dies — war es der wilde, unbezähmbare Wunsch, seine Ueberlegenheit zu beweisen, auch

wenn er die Früchte derselben nicht ernten konnte. Kein Endzweck war in dem Kampf zu erreichen; denn nach dem, was er seinem Gegner entreißen wollte, gelüstete es Otto nicht. Von Zeit zu Zeit schreckte er plötzlich auf, von dem Stachel des unleidlichen Gedankens getroffen: sein Feind würde doch zuletzt den Sieg erringen. Mochte der Aufschub noch so lange währen, schließlich mußte das Blatt sich wenden, mußte der Tag kommen, an welchem dieser Scheinkampf aufgegeben und Otto's wahre Stellung bekannt werden würde.

Jener Mann, der, eine einzige theuere Beziehung ausgenommen, in allen Dingen, selbst um den Vorrang der Schönheit, mit ihm wetteiferte, und für den er überdies tödtlichen Groll im Herzen nährte, jener Mann würde endlich den Preis davontragen, um den die Beiden scheinbar mit gleicher Begier gekämpft hatten. Da er in Wirklichkeit denselben nicht anstrebte, wäre es eigentlich keine Niederlage, sagte sich Otto im Stillen; aber selbst den Schein einer solchen konnte er nicht ertragen. Wie sollte er der Welt beweisen, daß ihm dasjenige zugefallen sei, wonach einzig und allein sein Wunsch gerichtet war? Ja, wäre es ihm beschieden gewesen, indem er seine herrliche Reata heimführte, ihr ein Vermögen zu Füßen zu legen, dann wahrlich mußte seine gegenwärtige Lage der Gipfel der Glückseligkeit sein.

Kaum wagte er der Zukunft in's Auge zu sehen, kaum bei dem Gedanken des Glückes zu verweilen, das ihn an der Seite seiner unvergleichlichen Braut erwartete; würde doch eben dieses Glück durch Armuth vergällt werden! In einem Augenblicke des Wahnsinns hatte er seine Lage noch dadurch erschwert, daß er für die Schulden seines Kameraden eintrat, wohl wissend, er werde nie im Stande sein, die Gläubiger zu befriedigen. Das thörichte Verlangen, ein einziges Mal den Zauber des Reichthums zu empfinden, welchem zu entsagen er im Begriffe stand, hatte ihn dazu verleitet. Es war nicht unehrenhaft gehandelt, tröstete er sich, nicht so, als wären die Mittel vollkommen außerhalb seines Bereiches gelegen; doch gelang es ihm nur halb, sich zu überreden. Sein Mißvergnügen an der Zukunft ver-

mochte ihn jedoch, seinen Blick von derselben abzuwenden und sich den Zerstreuungen der Gegenwart mit Begierde hinzugeben.

Allmälig, ohne dessen gewahr zu werden, ließ Otto sich in jene Stellung zurücklenken, welche er im vergangenen Jahre Halka gegenüber eingenommen hatte. Allmälig wich er einen Schritt zurück, und sie rückte einen Schritt vorwärts; das Zurückweichen geschah so unbewußt, das Vorrücken war so geschickt maskirt, daß er nie den Blick erhob, um zu sehen, wohin er ging. Der Rückblick von einem Tage zum andern ließ keinen Unterschied erkennen, doch immer zeigte sich ein solcher von einer Woche zu der andern. Otto dachte aber nicht daran, den Vergleich anzustellen. Die Außenwelt, welche diese Beobachtungen nach ihrer Weise machte, bemerkte natürlich den Fortschritt, und in ihren Augen, insbesondere aber in jenen seiner Kameraden, war Otto ein Gegenstand des Neides, ein ausnahmsweise glücklicher Geselle, der in Allem und Jedem vom Schicksal begünstigt wurde.

Otto sah und fühlte dies, und diese Befriedigung der Eitelkeit war für seine Natur das Wohlthuendste. Wie sehr würde ihr Neid noch verschärft werden, wüßten sie, welches Vermögen er hätte gewinnen können — ja noch immer gewinnen konnte! Dieser Gedanke fuhr ihm oft durch den Sinn, wohl nur, um verlacht und seiner absoluten Unausführbarkeit wegen bei Seite geschoben zu werden, aber dennoch bei jeder Wiederkehr die Spur seines Daseins zurücklassend.

Otto klammerte sich um so fester an seine jetzige falsche Stellung, weil er wußte, daß, so wie der Trug an's Tageslicht käme, der Neid sich in Mitleid verwandeln werde, in mitleidiges Bedauern des armen Thoren, der für ein schönes Gesicht ein verdoppeltes Vermögen in die Schanze schlug. Einige Wenige würden vielleicht begreifen, daß eine solche Braut allein ein unschätzbares Glück sei, und würden ihn ihrer Schönheit willen beneiden; aber auch diese fänden es gewiß unverzeihlich, einen so hohen Preis dafür zu zahlen. Die große Menge aber würde ihn einfach für wahnwitzig erklären.

Wieder kam ein Eislauftag heran, aber ohne winterlichen Glanz. Keine Diamanten waren umhergestreut; Bäume, Sträucher und Dämme, alles in farblosem, mattem Weiß; der Himmel eintöniges Grau, schwer und schneebeladen. Schon hatte es zu schneien begonnen; spärliche kleine Flocken wirbelten durch die Luft und bildeten kleine Sternbilder auf der Eisfläche. Ein scharfer Wind erhob sich und fegte über den See, den Schnee vor sich her treibend. Das Schilf am jenseitigen Ende rauschte hörbar; die Rohrbüschel stießen mit den braunen Köpfen aneinander; aber Niemand lauschte ihren melancholischen Klagen, Niemand als die Wildenten, die in dem Rohrdickicht ihre Verstecke hatten.

Der Tag war für den Eislauf nicht günstig gewählt, aber dennoch hatten sich Läufer eingefunden; vor Allen die jedem Wetter trotzende Straßenjugend, außerdem die Offiziere der Equitation, welche, da sie mit Ausnahme des Sonntags nur einen einzigen freien Nachmittag in der Woche hatten, das spärlich bemessene Vergnügen wegen eines Bißchen Schneefalls nicht aufgeben mochten; ferner Halka, die den Gedanken, daß Schnee und Kälte ihr schaden könnten, mit Hohn von sich wies, und endlich Otto.

Sie Alle kämpften gegen den Wind in Reihen von fünf und sechs, drehten sich bald hierhin, bald dorthin, um dem Gestöber auszuweichen. Sie halfen sich gegenseitig oder hinderten sich, wie die Gelegenheit dies eben mit sich brachte. Aber sie hielten sammt und sonders an der Ueberzeugung fest, sich dabei vortrefflich zu unterhalten.

„Sehen Sie, in dieser Weise geht es am besten," sagte Halka, indem sie, die Hände ihrer beiden Nachbaren loslassend, sich vom Winde drehen und weit in den See hinausführen ließ.

„Es ist wirklich köstlich," rief sie, über die Schulter blickend, den Andern zu. In der nächsten Minute waren Alle ihrem Beispiel gefolgt und wurden, gleich einer Schaar von Wasservögeln, vor dem Winde hergejagt. In der That ist es ein herrliches Gefühl, ohne Anwendung der eigenen Kraft auf dem

Eise dahinzugleiten. Ueber die glatte Fläche leicht dahinfliegend, könnte man beinahe vergessen — daß man den menschlichen Wesen angehört. Aber — o des Jammers, wenn es zum Umkehren kommt; denn umkehren muß man doch endlich und, mit dem Winde im Gesicht, jeden Schritt mühsam erkämpfen. Wie ist man da plötzlich wieder in das elende Menschenthum zurückversetzt!

„Heute sieht der See prächtig aus," sagte Halka, stehen bleibend, um Athem zu schöpfen. „In dieser Beleuchtung gefällt er mir sogar besser als bei Sonnenschein. Durch das Schneetreiben hindurch gesehen, erscheinen die Dämme wie entfernte Gebirge. Wie bedauere ich, nicht zeichnen zu können!"

„Bodenbach ist der rechte Mann dafür," warf Langenfeld ein; „Sie sollten ihn auf der Stelle niedersitzen lassen, um eine Skizze für Sie anzufertigen."

„Mit größtem Vergnügen," erwiderte Otto; „nur bitte ich, mir einen Sitzplatz zu verschaffen und eine Vorrichtung zu erfinden, damit der Wind das Papier nicht forttrage, und der Schnee mir nicht in die Augen fliege."

„Male es aus der Erinnerung," rieth Schweiner; „nichts leichter als dies: eine Portion weißer Farbe nach allen Seiten verschmiert — ich selbst könnte es machen."

„Ein solches Kunstwerk von deiner Hand wäre jedenfalls sehenswerth!" gab Otto hochmüthig zurück.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie Künstler sind, Baron Bodenbach," sagte Halka, an Otto sich wendend.

„Und welch ein Künstler!" entgegnete Schweiner; „besitzt er doch ein Skizzenbuch voll der superbsten Zeichnungen!"

Otto warf einen ängstlichen Blick auf den Sprecher und sah sich besorgt nach Rittmeister Kreislich um, der jedoch glücklicherweise, mit seinen Schlittschuhen beschäftigt, außer Hörweite war. Schweiner, welcher die Bedeutung jenes Blickes sehr wohl verstand, kniff das rechte Auge zu, womit er sagen wollte: „Verlaß dich auf mich, ich weiß, wie weit ich gehen darf." Doch konnte

er der Versuchung, Otto noch ein wenig zu quälen, nicht ganz widerstehen.

„Und wie geheimnißvoll er damit thut," sagte Langenfeld. „Keinen von uns läßt er seine Schätze sehen."

Sie standen in einer dichten Gruppe beisammen — Halka, Otto, Schweiner, Langenfeld und der schwerfällige Lieutenant; die übrige Gesellschaft war weiter voran. Der Schnee fiel in leichten Flocken um sie her und lagerte auf Köpfen und Schultern. Die Bärte der Herren waren krystallisirt, Halka's Haar sah wie gepudert aus, und ihr Sammt-Anzug war mit Schneeflocken übersäet.

„Schweiner ist der Einzige, dem ein Blick in dasselbe vergönnt war," bemerkte der schwerfällige junge Mann, indem er einen scherzenden Ton versuchte, „Er sagt, es sei voll von . . ."

„Bäumen und Häusern," fiel ihm Schweiner in die Rede, „und Landschaften und Schiffen . . ."

„Und Gesichtern," ergänzte Lieutenant Farkas in entschiedenem Verfolg seiner Absicht, dies Mal scherzhaft zu sein.

Schweiner, hinter der Comtesse stehend, machte seinem gesprächigen Kameraden die lebhaftesten Zeichen und schoß wüthende Blicke auf ihn, dies Mal aus beiden Augen zugleich, da das Monocle im Schneegestöber den Dienst versagte.

„Vermuthlich Portraits?" sagte Halka, fragend gegen Otto gewendet, welcher sich die Lippe zerbiß und ungeduldig auf seinen Schlittschuhen herumstampfte. „Ich würde gern Ihre Zeichnungen sehen, Baron Bodenbach."

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, Gräfin; wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen morgen das Buch zusenden," erwiderte Otto bereitwillig, mit dem innerlichen Vorsatze, „das Eine Gesicht" vorher aus demselben verschwinden zu lassen; ein Schnitt mit dem Federmesser genügte ja, die Sache zu ordnen. „Aber ich fürchte, Sie werden sehr enttäuscht sein; es ist wirklich nichts daran zu sehen. Das ganze Buch ist mit Studien vollgekritzelt."

„Diese sind mir lieber als Gemälde," sagte Halka.

„Aber . . .“ begann Farkas wieder.

„Von den Gesichtern sind einige ausgezeichnet,“ unterbrach Schweiner, indem er versuchte, den Eifer des jungen Mannes mit einem wiederholten zornigen Blicke zu dämpfen; „namentlich die Negerköpfe.“

„Aber das schwarzäugige Mädchen ist doch keine Negerin,“ fuhr der Andere fort, weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, und im Gegentheil ganz in der Laune, seinen Scharfsinn an den Tag zu legen.

„Was sagen Sie da von schwarzäugigen Negern?“ fragte Halka, welche, einen Wilden-Zug mit den Augen verfolgend, doch jedes Wort deutlich gehört hatte. „Haben denn nicht alle Neger schwarze Augen?“

Otto war nach der andern Seite gekehrt, seine Lippen zitterten und er sah starr in das immer dichter werdende Schneegestöber.

Schweiner maß seinen jugendlichen Kameraden mit einem Blick, welcher einen empfindlichern Menschen vernichtet haben würde.

Umsonst; er war nicht zum Schweigen zu bringen. „Aber ich spreche ja gar nicht von Negern,“ entgegnete er, ohne sich stören zu lassen; „ich meine das schöne Mädchen mit langem Haar und schwarzen Wimpern, von welchem Schweiner erzählte. Du erinnerst dich wohl, Schweiner?“

„Ich habe gar nichts dergleichen gesagt,“ gab der Gefragte mit bewundernswerther Ruhe zurück. „Du mußt wirklich geträumt haben!“

„Oder du hast es vergessen,“ rief Farkas, dessen verletztes Wahrheitsgefühl nach Aufklärung verlangte, wiewohl er nun zu begreifen anfing, daß etwas bei der Geschichte nicht ganz geheuer sei. Comtesse Halka's Aufmerksamkeit war wieder von den Wasservögeln in Anspruch genommen. Otto blieb abgewendet; er hätte den Schwätzer auf der Stelle erdrosseln mögen, und Schweiner sah aus, als ob er sich nicht ungern an dieser Operation betheiligt haben würde. Langenfeld, welcher schweigend daneben stand, drehte eifrig seinen Schnurrbart; auch er hatte

von dem herrlichen Kopfe in Otto's Skizzenbuch gehört. „Du hast es offenbar vergessen," fuhr Farkas fort; „ich weiß bestimmt, daß du davon sprachst. Erinnere dich doch, wie du sagtest: Ganz das Genre von Frauen, welches mir gefällt; der wahre Gegensatz zu euern verwaschenen Blondinen!"

Tödtliche Stille folgte dieser Bemerkung. Es war ein Moment der dringendsten Gefahr; die drei Männer sahen sich rathlos an. Schweiner wäre am liebsten im Eise versunken, dem unglücklichen jungen Menschen es überlassend, den herausgeforderten Kampf mit der „verwaschenenen Blondine" auszukämpfen.

Comtesse Halka allein blieb gefaßt . . . . „Sehen Sie!" rief sie etwas lebhafter als gewöhnlich, „die Wildenten werden dort drüben einfallen; können Sie es unterscheiden, Baron Bodenbach?" Dabei wies sie auf einen Punkt in der Mitte des See's. Otto war nun gezwungen, sich herumzukehren, ob er wollte oder nicht. Halka, noch immer die Vögel im Auge behaltend, streifte ihn mit dem Blicke; doch war dies genügend, den verstörten Ausdruck seiner Züge, die Unruhe in seinen Augen zu erfassen, und die Bedeutung wurde ihr sofort klar. „Ich will versuchen, mich ihnen zu nähern," fügte sie hinzu, und als sie nun, von den wirbelnden Schneeflocken umringt, flüchtig der angedeuteten Richtung folgte, war ihr Antlitz plötzlich verändert. Ihre Augen leuchteten mit dem eigenthümlich starren Glanze des Glases; die fest geschlossenen Lippen erschienen so dünn, wie sie von Natur geformt, jedoch nie an ihr gesehen worden waren, und im innersten Herzen erwachte von neuem der vor Monaten gefaßte Entschluß, verschärft durch den Stachel der Eifersucht, der sie so schmerzlich verwundete. Nicht das unüberlegte Geschwätz des jungen Lieutenants war es, was sie verletzte, sondern die Offenbarung der Wahrheit in Otto's Zügen. Von dieser Minute an wußte sie, daß sie seine Liebe nicht besaß und nie besitzen werde.

Am folgenden Morgen erhielt die Comtesse das versprochene Skizzenbuch, und zwei Beobachtungen drängten sich ihr beim Durchblättern desselben auf: erstens, daß ein Blatt herausge-

schnitten war, und zweitens, daß unter der Menge von Negerköpfen kein Mädchen-Portrait mit langem Haar und schwarzen Wimpern sich befand.

Weihnachten nahte heran. Seit vielen Jahren pflegte Graf Przeszechowski zu dieser Zeit Frau und Tochter nach der Hauptstadt zu führen, und Niemand zweifelte daran, daß es auch in diesem Jahre bei dem alten Herkommen bleiben werde; doch wurden dies Mal keine Anzeichen baldiger Abreise bemerkbar. Als nur mehr zwei Tage vor dem genannten Termine übrig blieben, verbreitete sich allgemein das Gerücht, die gräfliche Familie werde nicht nach L. gehen, sondern ausnahmsweise das Weihnachtsfest in Snyhinice feiern. Die löbliche Gewohnheit, sich mit dem Thun und Lassen des lieben Nächsten zu beschäftigen, trat auch hier in ihre Rechte, und die Leute zerbrachen sich die Köpfe über den Grund dieser Ausnahme.

Otto allein hatte eines Tages die Lösung des Räthsels gefunden, und zwar auf folgende Weise. Es war auf dem Eise — alle bemerkenswerthen Ereignisse trugen sich zu dieser Zeit auf dem gleichen Schauplatze zu. Halka hatte eine passende Gelegenheit ergriffen, von ihrer bevorstehenden Abreise nach L. zu sprechen. Sie erwähnte einfach die Thatsache, ohne nähere Erklärung. Otto führte sie in jenem Augenblicke im Schlitten entfernt von den Uebrigen.

„Können Sie wirklich so grausam sein, uns zu verlassen, Gräfin? In diesem Falle würde ich das Schlittschuhlaufen sogleich aufgeben," hatte seine Antwort gelautet. Eine sehr alltägliche Phrase; aber Otto's Art zu sprechen verlieh den Worten oft einen besondern Klang.

„Sie werden die Weihnachtszeit gewiß bei Ihrer Familie zubringen; meine Abwesenheit kann Sie daher nicht berühren."

„Ich gehe nicht fort von hier; nicht für einen einzigen Tag!" hatte er entgegnet.

„Es ist wohl nicht leicht, eine Urlaubsbewilligung zu erlangen?"

Die Klugheit würde geboten haben, die Voraussetzung der Gräfin zu bestätigen; Otto that dies jedoch nicht, sondern stellte eine andere Annahme der ihrigen entgegen.

„Vielleicht ist mir nichts daran gelegen, Urlaub zu nehmen," sagte er, sich etwas tiefer über den Schlitten neigend.

Nach Otto's Bemerkung war eine Pause eingetreten; der Schlitten hatte ruhig seine Bahn verfolgt und die Gräfin schweigend vor sich hin geblickt, bis Otto von neuem anhob: „An welchem Tage werden Sie reisen, Gräfin? . . . Ist die Sache schon fest beschlossen?"

„Nicht ganz fest; aber meine Eltern wünschen es sehr."

„Und Sie?" Bei dieser Frage neigte sich Otto noch tiefer herab.

„Ich wünsche es nicht mehr." Das letzte Wort wurde so schwach geflüstert, daß nur die gebückte Stellung Otto's, dessen Wange beinahe Halka's Haar berührte, es möglich machte, dasselbe zu hören. Sie hatte ihn dabei nicht angesehen, er aber konnte ihr Antlitz überblicken und hatte das Zittern ihrer Lippen bemerkt. Welcher Mann bliebe unempfindlich, einer so zarten Schmeichelei gegenüber? Otto war für solche nur zu sehr empfänglich; kein Wunder, daß er antwortete: „Wäre es Ihnen nicht möglich, den Grafen zu überreden, sein Vorhaben aufzugeben?"

„Es sollte mir wohl gelingen, dächte ich – wenn ich den Versuch machte," hatte Halka ruhig erwidert, und seitdem war der Gegenstand nicht weiter erörtert worden.

24.

Am Weihnachts-Abend, als die Kirchenglocken mit hellem Schalle in die kalte Luft, über die schneebedeckten Dächer und die kahlen Bäume hinaus ertönten, erhielt Otto abermals einen Brief von Reata, einen kurzen, hastig geschriebenen Brief, dessen Züge, hie und da mit Tintenklecksen und Fehlern untermischt,

nicht sehr leserlich, aber immerhin deutlich genug waren, um über den Sinn der Worte keinen Zweifel zu gestatten.

In abgerissenen Sätzen begann das Schreiben: „Dein Brief ist mir so eben zugekommen, und ich eile, in derselben Stunde ihn zu beantworten. Ich habe mich nicht lange besonnen; was braucht es da des Denkens und der Ueberlegung! Ich sah es kommen, oder vielmehr: ich las es in deinem Briefe, so sehr ich auch anfangs mein Auge dagegen verschließen wollte. Wir müssen scheiden! Du liebst mich nicht innig genug, um mich allem andern vorzuziehen, und so, nur so allein will ich geliebt werden. Früher schon sagte ich es dir. Gott allein weiß es, wie thöricht ich war, — lange noch werde ich dafür büßen müssen. Aber merke wohl, ich messe dir keine Schuld bei. Jeder Mann an deiner Stelle würde wohl eben so gedacht und gefühlt haben; doch kann ich darüber nicht entscheiden, ich kenne zu wenige Männer. Vielleicht gibt es auf der ganzen Welt keinen Mann, dessen Liebe mir genügt haben würde. Wie kann ich es wissen? Nur dies weiß ich, daß die Liebe, welche du mir zu geben im Stande bist, mir nicht genügt.

„Du glaubst wohl, ich beurtheile dich zu strenge? Es ist nicht so; ich weiß, wie hart die Prüfung war. Otto, höre es nun — ich kenne die Bedingungen im Testament deines Großonkels, ich weiß, daß eine Heirath unter deinem Range den Verlust deines Vermögens nach sich zieht; ich wußte es längst!

„Auch weiß ich, daß du, hätte ich nicht das erste Wort gesprochen, deinem Versprechen treu geblieben sein würdest; aber das Bedauern um den verlorenen, so sehr ersehnten Reichthum wäre nie vollkommen aus deinem Herzen gewichen. Nimmermehr könnte ich es ertragen, als ein Hemmniß auf deinem Lebenswege betrachtet zu werden, — und dies ist der Gedanke, welcher jetzt in deinem Innern zu keimen beginnt.

„Genügt mein Besitz allein dir nicht, dann laß uns scheiden, ich werde mich darein ergeben. Nimm deine Freiheit, ich gebe sie dir zurück; mache künftighin bessern Gebrauch davon — weisern Gebrauch, nach der Ansicht der Welt.

„O, hätte ich doch vor einigen Monaten, da wir auf der Veranda zusammen sprachen, dem Zweifel, der mein Herz beschlich, Gehör geschenkt! Es wäre besser gewesen, weniger schmerzlich als jetzt. Vergib mir das Leid, das ich dir zufüge; vergib mir, Otto! Du hast mir mehr zu vergeben, als du ahnest! Zum letzten Male Reata."

Als Otto den Brief Wort für Wort durchgelesen hatte, brach er zusammen. Kein Stuhl war in der Nähe, und er bedurfte eines solchen; er sank auf die Kniee und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Wie ein brausendes Gewitter stürzten Schmerz und Reue auf seine Seele ein; einer jener Stürme war es, welche kräftige Naturen erschüttern und schwache zu Boden schmettern. All' seine Liebe zu Reata erwachte von neuem; die Liebe, welche seit Wochen ihre erste Frische verloren zu haben, welche mehr und mehr zu verblassen schien, sie sprang nun plötzlich mit erhöhter Lebenskraft empor. Glich es nicht dem letzten Aufflackern der Flamme vor dem Erlöschen, der Schmerz dieses Augenblickes, dessen Heftigkeit sein Herz zu zersprengen drohte? Die tiefe Beschämung, nur um so drückender empfunden, durch das in seinem Innern verborgene heimliche Gefühl der Erleichterung, das er sich nicht eingestehen mochte, das aber trotzdem wuchs und sich immer weiter ausbreitete.

„Ich verdiene es, ich verdiene es, sie zu verlieren!" stöhnte er. Aber inmitten seines Elends überkam ihn ein Gefühl der Erleichterung. Nun war die Sache entschieden. Nimmer hätte er den Muth gehabt, das gewonnene Kleinod von sich zu werfen, immer wäre es ihm möglich gewesen, sein Lebensglück mit eigener Hand zu zerstören — auch um den Preis des ersehnten Reichthums nicht. Jetzt, da es ihm entrissen worden war, mußte er es von dannen ziehen lassen. Der Gedanke, er brauche sich nur aufzuraffen, um das Verlorene wiederzugewinnen, kam ihm nun in den Sinn.

Sechs Monate waren vorübergegangen, seit er ihr zum letzten Mal in's Antlitz gesehen hatte — ein halbes Jahr! Was ist ein halbes Jahr für die Liebe, welche Ausdauer, zu warten, und

Muth, zu ertragen besitzt? Was vermag aber nicht der gleiche Zeitraum über die Liebe so mancher Männer? Wie leicht kann er dieselbe vermindern und verlöschen? Eine halbjährige Trennung mit ihrem Gefolge von Eindrücken, Betrachtungen und Sorgen, und der Wucht der Vernunft und Weltklugheit, welche der Liebe die Waage halten!

Am folgenden Tage schrieb Otto seine Antwort. Er schrieb sie mit zitternder Hand, wie die eigenthümlich geschwungenen Linien am Ende mancher Worte errathen ließen; doch war sein Brief leserlicher und bot im Allgemeinen ein gefälligeres Aussehen, als dies bei dem Reata's der Fall gewesen war. Die Gemüthsbewegungen der Männer, und seien sie noch so heftig, erreichen doch selten jenen Grad, welcher der Rechtschreibung gefährlich wird.

Es war nach dem Mittagessen, als Otto seinen Brief verfaßte, und die Mahlzeit war heute lärmender und heiterer vor sich gegangen als gewöhnlich. Lachen und Geplauder sowohl als der Wein war in mächtigern Strömen geflossen als an andern Tagen, und Otto hatte mehr gelacht und geplaudert und auch dem Glase häufiger zugesprochen, als die Mehrzahl seiner Kameraden. Mit glühenden Wangen setzte er sich an den Schreibtisch, und nach Verlauf von zwei Stunden, da er den Brief zur Post trug, war die Röthe von seinem Gesicht noch immer nicht gewichen, ja vielleicht noch intensiver als vorher.

Der alte Borademski, der ihm unterwegs begegnete und selbst in aufgeweckter Stimmung war, hielt Otto im raschen Vorübergehen durch einen kräftigen Schlag auf die Schulter an. „Ei, Bodenbach, wohin so schnell? Ein lustiges Weihnachts-Diner mitgemacht? So ist's recht! Junges Volk muß immer bei guter Laune sein; das seh' ich gern!"

„Ja wohl, in vortrefflicher Laune," erwiderte Otto mit dem Gefühl, als müsse er vor krampfhafter Aufregung in lautes Gelächter ausbrechen.

Einen Monat später erhielt Reata folgende Antwort auf ihren in Unwillen und bitterer Enttäuschung geschriebenen Brief, über

welchen sie heiße Thränen vergossen, den sie aber jetzt noch nicht bereut hatte.

„Reata, theuere Reata! Vergönne mir, dich noch mit diesem Namen anzurufen, wenn du mir auch das Recht nicht mehr zugestehst, dich die Meine zu nennen; du bist und bleibst ja doch das einzige Weib, das ich zu lieben vermag. Gestern Abend wäre ich nicht fähig gewesen, dir zu schreiben; mein ganzes Denken war in stürmischem Aufruhr. Auch heute bin ich kaum gefaßter, doch darf ich nicht länger zögern, — aber wie viel Zeit wird noch dahingehen, ehe mein Gemüth wieder zur Ruhe gelangt!

„Ich schreibe diese Zeilen am Weihnachtstage; allein die festliche Zeit wird längst vorüber sein, wenn sie dich erreichen. Zwei Monate werden verflossen sein, seit du jene Worte niederschriebst, die mich von dir scheiden. Du hast mich frei gemacht — ja, Reata, aber mein Herz ist darüber gebrochen. Mir ist, als hättest du, indem du das Band zwischen uns zerrissest, den Sonnenstrahl meines Lebens verlöscht, das Licht, welches an jenem Tage aufleuchtete, da ich dich unter Sturm und Regen in meinen Armen hielt! Wie lebhaft steht jenes Bild mit allen seinen Einzelheiten vor mir! Doch darf ich nicht dabei verweilen, es würde mir die Vernunft rauben. Ich muß vergessen lernen; das Licht erlosch gestern durch die erste Zeile deines Briefes.

„Ich kann es nicht in Abrede stellen, daß es der grausame Wille meines Oheims ist, der uns trennt. Thorheit wär's, wollte ich versuchen, dies zu leugnen; und du würdest mir keinen Glauben schenken. Das Geld, welches unser vereintes Leben so schön gestaltet haben würde, steht nun als unübersteigliche Schranke zwischen uns. Du weißt, wie ich über Rang und Geburt denke, daß ich denselben nicht die allergeringste Wichtigkeit beimesse. Doch aber, bestehen solche lächerliche Vorurtheile und sind schon so manchem Lebensglück im Wege gestanden, wie sie jetzt dem unserigen im Wege stehen. Herzzerreißend ist es — unerhört! Als bedürftest du der armseligen Zugabe eines Namens, um unter die Edelsten und Stolzesten deines Geschlechts eingereiht

zu werden! Der Gedanke, daß solche Dinge die Macht besitzen, unsere Herzen zu brechen, unser erhofftes Glück zu vernichten, könnte mich rasend machen.

„Allein, jenen Vorwurf, Reata, hättest du mir ersparen sollen. Grausam, grausam war es, die Kraft meiner Liebe zu bezweifeln! Jenes harte Wort schnitt mir fast noch tiefer in's Herz, als das Weh, dir entsagen zu müssen. Ich will nicht versuchen, dich zu überzeugen, wie tief meine Liebe zu dir ist; ich habe ja nicht mehr das Recht dazu, und besser ist es, du erfährst es nie! So sehr liebe ich dich, daß ich wünsche, ich hätte niemals in dein Antlitz geblickt, und ungeachtet meines Elends einen schwachen Trostesschimmer in dem Gedanken finde, dich nicht länger an mein kümmerliches Schicksal gekettet zu wissen! Du spottest der Armuth, ich weiß es wohl; doch nur, weil du ihre Härte noch nicht erprobt hast. Du kennst weder sie noch ihre Macht, selbst eine warme, innige Liebe, wie die unserige, zu erschüttern. Eher wollte ich unsere Liebe in ihrer vollen Frische begraben, als sie in einem Leben der Sorge und Entbehrung dahinwelken sehen.

„Das Vermögen, welches mir durch das Testament meines Oheims geboten wird, ist werthlos für mich ohne deinen Besitz, doch habe ich nicht das Recht, es von mir zu weisen. Ich würde dies thun, hielte ich nur mein eigenes Wohl im Auge; aber die durch Familienbande erwachsenen Pflichten lasten oft bitter im Leben, und bitter werde nun auch ich ihren Druck empfinden. Unsere Familie hat zu sehr unter dem Joche der Armuth gelitten, und ich würde meines Vaters Herz brechen, wollte ich, dem Testamente entgegen handelnd, mein Vermögen verwirken. Nimmer wird der Reichthum mich beglücken, und ich fühle es nur zu gut: für mich ist keine Freude auf dieser Welt mehr zu erhoffen. Aber gleichfalls weiß ich, daß Lebensglück durch Wohlstand befestigt werden muß — daß es ohne diese Stütze nicht von Dauer sein kann.

„Vergib mir, daß ich deinen Frieden gestört, die Heiterkeit deines jungen Lebens einen Augenblick verdüstert habe. Du wirst noch Glück und Freude in einem reichen Loose finden; von mir

aber ist das Glück auf ewig gewichen. Kein anderes weibliches Wesen kann mir den Frieden wiedergeben, kann mir deinen Verlust ersetzen. Mein Leben bleibt fortan verödet, mein Herz ist erkaltet, und tiefer Schauer umfaßt mich bei dem Gedanken an die lange leere Zukunft.

„Vergib mir Reata, einzig Geliebte meines Herzens — noch ein Mal muß ich dich so nennen. — Vergib und vergiß! Vergiß, daß jemals ein so beklagenswerther Mann gelebt hat wie dein unglücklicher Otto."

Auszug aus Reata's Tagebuch.

Am 28. Januar.

„Mein armer, unglücklicher Otto! Und ich bin's, die ihn unglücklich gemacht — die sein Herz gebrochen hat! Was habe ich gethan? Unser Beider Glückseligkeit habe ich zu untergraben versucht, und es ist mir gelungen! Ehe ich diesen Brief gelesen, ahnte ich nicht, wie tief und innig seine Liebe sei, wie edel und uneigennützig! Um mich nicht der Armuth preiszugeben, opfert er sein eigenes Lebensglück. . . .

„Hätte er nur nicht so ruhig darüber gesprochen, ich würde es sicherlich nicht gethan haben. Oder hätte er nur wenigstens meinen Vorschlag, die Reise allein zu unternehmen, nicht so vornehm zurückgewiesen. »Es sei unpassend« — das war's, was mich wie mit kaltem Wasser überschüttet hat. . . .

„Wie habe ich alles verwickelt und verdorben! — Warum war ich nicht zufrieden mit der Liebe, wie er sie mir bieten konnte? Narren allein streben nach Idealen! So lange spielte ich mit meinem Glück, bis es dahin war; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich um jeden Preis es wieder zurückgewinnen." . . .

„31. Januar. — Ich habe mich entschlossen — es ist nicht zu spät. Noch kann ich die Folgen meiner Thorheit abwenden; es wird aber sehr schwierig sein. Hätte ich doch diese unglückliche Täuschung nie begonnen! Er soll wieder glücklich werden, mein armer, verzweifelnder Otto! Wie sehnt er sich nach mir!

So lange er lebt, wird er mir die Treue bewahren; ich weiß es, ich fühle es.

„Ich könnte ihm ja schreiben. Ein paar Worte — und alles wäre wieder gut; es ist so einfach — weshalb thue ich es nicht! O, daß ich doch keine Mexicanerin wäre! Daß ich nicht so stolzes Blut in den Adern hätte! Er hat darein gewilligt, mich aufzugeben . . . sollte es mir das Leben erkaufen, ich könnte ihm nicht sagen: »Komm zu mir zurück!« — Gibt es wirklich Frauen, die im Stande wären, dies zu thun? Ich kann es nicht. . . . Nein, ich muß es auf andere Weise versuchen. Ich werde selbst nach Europa gehen; ich werde die Reise allein, ohne Begleitung unternehmen. Sollte es wirklich »höchst unpassend« sein? Er meint so. Ich thue es ja um seinetwillen, nur darf er es nicht wissen — alles andere, nur dies nicht. Sollte ich aus Angst vor Schwierigkeiten, welche überwunden werden können, überwunden werden müssen, meine Liebe opfern? . . . Ja, wir werden wieder glücklich sein — glücklicher vielleicht, als hätte nichts uns getrennt!"

25.

Der Winter war in Steinbüht sehr still vorübergegangen; Arnold's Reise nach Galizien ausgenommen, hatte sich nichts Außergewöhnliches begeben. Der Ort selbst zeigte zwar als natürliches Ergebniß des Bodenbach'schen Vermögensaufschwunges, einige Veränderungen; doch waren diese bescheidener Art. Das Lusthaus hatte ein neues Dach bekommen, die Fensterladen waren frisch angestrichen, die manchfachen Mauerschäden reparirt worden, und der alte, gebrechliche Wetterhahn drehte sich in neuen Angeln. Immerhin trugen diese kleinen Zuthaten wesentlich dazu bei, dem Ganzen ein freundlicheres Aussehen zu verleihen. Auch das Innere des Hauses hatte ähnliche Verbesserungen erfahren. Der Salon war neu tapeziert, das Eßzimmer mit

neuen Gardinen versehen worden, und in dem vorzugsweise als Wohnzimmer der Familie geltenden Gemach stand an Stelle des alten, verblichenen Sopha's vergangener Tage eine moderne Chaiselongue mit schwellenden Kissen.

Auf diesem bequemen Ruhebette brachte Gabriele den größten Theil des Tages hin. Während der kalten Winterzeit beständig an's Zimmer gefesselt, war dort ihr ausschließliches Plätzchen gewesen, und auch jetzt verließ sie dasselbe nur selten. Sie war magerer und bleicher als vor sechs Monaten und in gleichem Grade reizbarer und launischer geworden. Vater und Bruder nahmen im täglichen Beisammensein den Unterschied nicht wahr; sie wußten, daß Gabriele von zarter Gesundheit sei. Der Winter hatte sie regelmäßig niedergeworfen, und eben so regelmäßig lebte sie im Frühling von neuem auf.

Der frühe Lenz hatte sich bereits eingestellt, daß heißt Schnee und Eis waren verschwunden; doch erfreute die Erde sich noch nicht der Annehmlichkeiten des Frühlings. Ein rauher Wind schüttelte die während des Winters noch übrig gebliebenen dürren Blätter von den Aesten, trocknete die feuchte Erde und traf alle Vorbereitungen für das Erscheinen der ersten Frühlingsboten. Es war an einem solchen Tag, zu Anfang März — der Wind heulte in dem Schornstein und rüttelte an den Fenstern — als ein nicht unwichtiges Ereigniß den ruhigen Verlauf des Lebens in Steinbühl störte.

Arnold war abwesend; eine geschäftliche Angelegenheit hatte ihn am vorhergehenden Tage in die naheliegende Stadt gerufen. Diesen Abend sollte er zurückkehren, und der alte Baron erwartete mit Ungeduld seine Ankunft. Während des ganzen Tages brachte Baron Walther seine Zeit damit zu, händeringend und laut jammernd im Hause umherzugehen.

„Wäre Arnold doch schon da! Arnold muß Rath schaffen!" rief er zu wiederholten Malen.

Gabriele, deren Stimmung stets den Wiederschein ihrer zufälligen Umgebung bildete, und deren leicht erregbare Nerven der im Kamin heulende Sturm schon merklich erschüttert hatte,

war von dem väterlichen Klagen mit ergriffen worden und weinte still vor sich hin. Ihr Lieblings-Hündchen hatte sich zur Seite der Herrin zitternd in die Kissen gedrückt und winselte, so oft ein neuer Windstoß sich an den Mauern brach.

Schließlich neigte auch dieser stürmische, schmerzensreiche Tag sich zu Ende, und das Räderknirschen auf dem Sande der Einfahrt kündigte Arnold's Heimkehr an. Dieser hatte eine weite Strecke in dem offenen einspännigen Wagen zurückgelegt und brachte einen tüchtigen Appetit mit heim. In der That sah er dem Abendessen mit Ungeduld entgegen und war theils durch den guten Erfolg seiner geschäftlichen Besorgung, theils durch die belebende Wirkung der scharfen Frühlingsluft in ungewöhnlich heitere Stimmung versetzt.

„Guten Abend, Vater — alles wohl zu Hause?" rief Arnold, mit raschen Schritten eintretend, fröhlich aus. „Das Geschäft in G. ist glänzend ausgefallen. Der neue Wagen wird morgen hier eintreffen. . . . Aber um des Himmels willen, was ist denn geschehen?" fragte er, in der Mitte des Zimmers plötzlich stehen bleibend, indem er erschreckt bald auf das verstörte Gesicht des Vaters, bald auf Gabrielens verweinte Augen blickte.

„Ein großes Unglück, mein lieber Sohn," sagte mit gebrochener Stimme, der alte Mann.

„Was ist geschehen?" wiederholte Arnold, sich seinem Vater zuwendend, in beinahe befehlendem Tone. „Ist Jemand gestorben? Sage mir es schnell!"

„Wir müssen es mit christlicher Ergebung tragen," murmelte Baron Walther.

„Wer ist gestorben?" fragte Arnold in peinlichster Erwartung. „Doch nicht Otto, oder Hermine?"

„Olivia," hauchte der alte Baron.

„Ist das alles?" rief Arnold aus. Der Ausdruck qualvoller Ungewißheit schwand aus seinen Zügen, und völlig beruhigt ließ er sich auf seinem Platz an dem zum Abendessen gedeckten Tische nieder.

„Arnold, was willst du damit sagen?“ entgegnete, in die Höhe fahrend, der alte Herr. „Meine Cousine . . .“

„Du mußt wirklich entschuldigen, Vater,“ sagte Arnold, nach der Schüssel mit dem kalten Schinken greifend; „aber nach dem Schrecken, welchen du mir eben verursachtest, war es eine wahre Erleichterung. Selbstverständlich bedauere ich es recht sehr,“ fügte er hinzu; „da ich aber die Tante nie gesehen und bis vor einem Jahre kaum von ihrer Existenz gewußt habe, kannst du nicht erwarten, daß die Nachricht von ihrem Tode mich zu Boden drücke.“

Gabriele, aus Stimme und Benehmen ihres Bruders den Schluß ziehend, daß das Unglück doch kein so unbedingtes sei, als sie vermuthet hatte, trocknete ihre Thränen und rückte näher an den Tisch heran.

„Ach, Arnold, für dich ist es leicht zu tragen,“ sagte der Vater seufzend, indem er sich gleichfalls niederließ, „du magst wohl so sprechen; allein du weißt ja, was die arme Olivia mir einstmals war.“

„Allerdings weiß ich es,“ erwiderte Arnold heiter; „doch hast du sie seit dreißig Jahren nicht gesehen, und ihr Leben am andern Ende der Welt hat dir wenig Nutzen gebracht.“

„Wir wollen darüber nicht streiten,“ sagte kleinlaut der Baron, dem es nie um einen Streit mit seinem Sohne zu thun war. „Was soll nun aber geschehen? Weißt du keinen Rath, Arnold?“

„Was ist da zu rathen, Vater?“ gab Arnold zurück und langte nach den gebratenen Kartoffeln. „Ich glaube, man wird die arme Tante schwerlich in's Leben zurückrufen können.“ Arnold's Stimmung und Appetit standen offenbar nicht im richtigen Verhältniß zu der Größe des Familien-Unglücks.

„Ist es also nicht so entsetzlich?“ fragte Gabriele, durch die einander entgegenlaufenden Anschauungen ihres Vaters und ihres Bruders gänzlich verwirrt.

„Nicht so, daß du darüber zu weinen brauchtest. Willst du mir die Butter herüberreichen, Gabriele? . . . Und warum ißt du nicht? Warum esset ihr Beide nicht?“

„Wie sollte ich denn essen!“ rief der alte Baron. „Wie könnte ich nur an's Essen denken, da . . .“

„Da Tante Olivia gestorben ist?“ ergänzte Arnold mit leichtem Zucken der Mundwinkel. „Für die Dauer würdest du dies wohl unbequem finden. Nein, Vater, ich muß darauf bestehen, daß du etwas zu dir nimmst. Darf ich dir vorlegen, Gabriele?“

Arnold's Beispiel übte erstaunlichen Einfluß; Vater und Tochter gewannen plötzlich die verlorene Eßlust zurück. Baron Walther hatte es, seiner eingebildeten Liebe getreu, für nöthig erachtet, in leidenschaftlichen Klagen sich zu ergehen. Nach mehrstündigem Jammern und Fasten jedoch empfand er es beinahe als Befreiung, zu einer etwas ruhigern Anschauung der Sachlage gedrängt zu werden — wenngleich auf Kosten der Romantik.

„In welcher Form ist die Nachricht hierher gelangt?“ fragte Arnold, nachdem sein Heißhunger einigermaßen gestillt und in den kleinen Familienkreis eine behaglichere Stimmung eingekehrt war.

„Durch einen Brief der Gesellschafterin, mit Beischluß des Beerdigungsscheines,“ erklärte der Vater.

„Ah, die Gesellschafterin — jenes Fräulein Lackenegg! So heißt sie doch?“

„Ja, so heißt sie; die arme Olivia erwähnte dies in einem ihrer Briefe. Sie unterzeichnete aber nur ihren Taufnamen. Ein sehr absonderlicher ist es; ich kann mich desselben nicht genau entsinnen. Ich werde dir den Brief geben; er ist ganz eigenthümlich geschrieben, und ich war in jenem Augenblick so bestürzt, daß ich ihn kaum enträthseln konnte.“

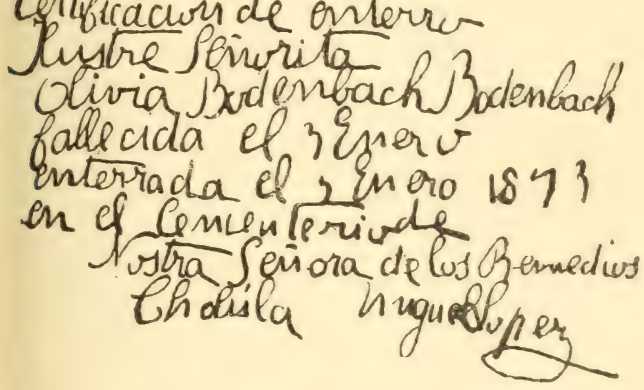
„Und sie will zu uns kommen und bei uns bleiben,“ schaltete Gabriele ein.

„Den Kuckuck auch! Sie sagt das doch nicht so ohne weiteres, wie?“

„Ach nein, die Aermste! Sie spricht es nicht geradezu aus. Sie bittet nur, ein paar Monate bei uns zubringen zu dürfen, und natürlich können wir ihr dies nicht verweigern. Du weißt, Onkel Max hat sie in seinem Testament allen Familien-Mitgliedern warm empfohlen, und nach allem, was ich ihm und meiner theuern Olivia verdanke, wäre es unmöglich . . .“

„Aber, bester Vater," unterbrach ihn Arnold, „ich werde doch gewiß nicht dafür stimmen, Fräulein Lackenegg die Thüre zu weisen. Jedenfalls soll sie bei uns eine Heimath finden, die arme, alte Person. Dieser Gedanke hat mich nur ein wenig überrascht . . . Wo ist der Brief?" fragte er nach einer kleinen Weile, vom Tische sich erhebend.

Sein Vater händigte ihm zwei Blätter ein. Das erste trug die durch Briefe der Tante bereits bekannten weiblichen Schriftzüge, vermuthlich hatte Olivia sich, ihrer schwachen Augen wegen, der Hand ihrer Gesellschafterin zur Correspondenz bedient; das zweite, ein Certificat, war folgendermaßen geschrieben.



(Uebersetzung des Certificats.)
Beerdigungsschein.
Das hochgeborene Fräulein
Olivia Bodenbach-Bodenbach;
Gestorben am 3. Januar;
Begraben am 5. Januar 1873
auf dem Friedhofe von
Nostra Sennora de los Remedios Cholúla
Miguel Lopez.

Der Brief lautete:

„Baron Bodenbach! Ich habe meine Wohlthäterin verloren. Sie wissen vielleicht nicht, wer ich bin; doch dürften Sie möglicherweise von der Gesellschafterin Ihrer Cousine gehört haben.

„Ich schließe den Beerdigungsschein Ihrer Cousine, Baronesse Olivia Bodenbach, bei. Dieselbe starb in Cholúla — am 3. Januar — eines plötzlichen Todes.

„Wollen Sie mich für kurze Zeit in ihren Familienkreis aufnehmen — nur für zwei oder drei Monate? Ich bin genöthigt, nach Europa zu reisen und kann vorläufig kein anderes Unterkommen finden als in Ihrem Hause, vorausgesetzt, Sie wären geneigt, mir Obdach zu gewähren. Binnen kurzem hoffe ich von meinen eigenen Verwandten aufgenommen zu werden.

„Nicht ein Almosen ist es, um das ich bitte, denn ich bin nicht ganz mittellos. Mein Besuch soll Ihnen in materieller Beziehung keine Last auferlegen.

„Es wird wohl am besten sein, den Weg über Hamburg zu nehmen? Man sagte mir, allein zu reisen sei für ein Mädchen höchst unpassend; gleichwohl bleibt mir keine Wahl, und ich bin überzeugt, keines Schutzes zu bedürfen. Wer das zwanzigste Jahr überschritten hat, muß sich selbst zu schützen wissen."

Hier endete der Brief mit der kurzen Unterschrift: „Reata."

Sowohl den Brief als das Certificat las Arnold mit Aufmerksamkeit durch; dann legte er beides bei Seite und schien darüber ernst nachzudenken.

„Findest du dich in dem Briefe zurecht?" fragte der alte Herr; „er ist so sonderbar stilisirt. Und warum sagt sie, sie habe das zwanzigste Jahr überschritten, und nennt sich ein Mädchen?"

„Das Recht, sich so zu nennen, kann man ihr wohl nicht bestreiten, und wenn sie vierzig Jahre zählt, hat sie jedenfalls das zwanzigste überschritten. Diese Thatsache bedurfte übrigens keiner Bestätigung: Otto sagte ja, sie sei beiläufig vierzig Jahre

alt," fügte Arnold, den Blick abermals prüfend auf den Brief geheftet, nachdenklich hinzu. Hierauf nahm er das Certificat wieder zur Hand und unterzog dasselbe einer genauern Untersuchung.

„Hat man jemals ein so wunderliches Gekratze gesehen! Es scheint dort in solchen Dingen nicht sehr methodisch zu Werke gegangen zu werden. Und zu welchem Zwecke mag das Blatt überhaupt geschickt worden sein? Ist sie gestorben, so hat man sie auch begraben; wenigstens steht dies zu hoffen. Etwas gar zu formlos erscheint mir diese Art der Kundmachung; indeß werden wir wohl von Seiten des Gerichtes bald Näheres erfahren."

„Wir werden ihren Tod in der Zeitung lesen," sagte der alte Herr seufzend.

„Daß eine Erwähnung dieses Ereignisses sich in unsere hiesigen Blätter verirren sollte, halte ich nicht für sehr wahrscheinlich," bemerkte Arnold; und nochmals den Brief aufmerksam betrachtend, fuhr er fort: „Sonderbares Frauenzimmer, dieses Fräulein Lackenegg — die Sache will mir nicht recht in den Kopf; eine charakterfeste alte Jungfer scheint sie übrigens zu sein."

Zwei Tage später rief Arnold, der anscheinend in seine Zeitungs-Lecture vertieft gewesen war, plötzlich mit lauter Stimme aus: „Ob sie denn wirklich vierzig Jahre alt ist!"

„Wer ist vierzig Jahre alt? Wovon sprichst du denn?" fragte der aus seinem Nachmittagsschläfchen aufgeschreckte alte Baron.

„Fräulein Lackenegg."

„Sicherlich ist sie so alt; wir erfuhren dies ja durch Otto, und sie selbst sagt, sie zähle über zwanzig Jahre."

„Sie könnte auch im einundzwanzigsten stehen!" meinte Arnold.

„Einundzwanzig!" wiederholte der Vater in maßlosem Erstaunen. „Wie wäre dies möglich, Arnold? Welch eigenthümlicher Gedanke kommt dir in den Sinn?"

Allerdings hatte Arnold seine eigenen Gedanken über die Sache, unterließ es jedoch, sich weiter darüber zu verbreiten, und als der alte Baron den Vorschlag machte, sich schriftlich an Otto zu wenden, um die Altersfrage der Gesellschafterin aufzuklären, sagte Arnold ausweichend: „Nein, dies wird nicht nöthig sein."

Noch an demselben Tage sandte Letzterer einen Brief, die Todesnachricht der Tante enthaltend, an seinen Bruder, doch ohne der Gesellschafterin und deren beabsichtigte Reise nach Europa zu erwähnen.

Im Laufe der letzten Tage war auch ein Brief des alten Borabembski an Arnold eingetroffen. Der Erstere hatte den Auftrag erhalten, sich in zart verblümter Weise um Otto's Vermögensverhältnisse zu erkundigen; er that dies zwar unverblümt, stellte aber nichtsdestoweniger Arnold durch sein Schreiben vollkommen zufrieden.

Dem ausdrücklichen Wunsche des Vaters folgend, hatte Arnold einen höflich stilisirten Brief — in welchem seiner und seiner Angehörigen Theilnahme an dem vorgefallenen Unglück gebührender Ausdruck verliehen war — an Fräulein Lackenegg gerichtet und die Bitte hinzugefügt, dieselbe möge den Wohnsitz der Familie als ihre Heimath betrachten und so lang in ihrer Mitte verweilen, als ihr dies genehm sein werde.

Zu derselben Zeit, als jener Brief den Ort seiner Bestimmung erreichte, traf die Adressatin in Europa ein, und eben da Arnold mit dem Gedanken beschäftigt war, was die nächste Post aus Mexico wohl bringen würde, wurde die Familie durch ein neues Schreiben überrascht, von derselben Hand, jedoch nicht aus Mexico.

26.

Es war am ersten April, dem Tage der Neckereien und Narrenstreiche. Hell schien draußen die Sonne, und Gabriele, die sich in einer ihrer krankhaft-lustigen Stimmungen befand, hatte sich mit Leib und Seele in die Aufgabe, Schrecken und Verwirrung zu verbreiten und ihre Umgebung möglichst mit ihren tollen Einfällen zu belästigen, gestürzt. Ihr Vater und Arnold, als die nächstliegenden Opfer, wurden am reichlichsten mit unliebsamen Ueberraschungen bedacht. Vom frühen Morgen bis zur Mittagszeit konnte Keiner der Beiden sich einer ruhigen Stunde erfreuen. Mystificationen und erschrecktes Auffahren, von Gabrielens triumphirendem Ruf: „Der erste April!“ begleitet, folgten einander in ununterbrochener Reihe. Schon beim Frühstück fand man Salz in der Zuckerdose und ein greuliches Gemisch an Stelle des üblichen Getränkes in der Theekanne; als der Vater, im Begriff, auszugehen, seinen Hut aufsetzte, fiel ein Hagel von leeren Schneckenhäusern ihm auf den Kopf, und da Arnold hastig in seine Reitstiefel fahren wollte, waren die Röhren derselben mit Kleiderbürsten verbarricadirt. Jeden Augenblick kam eine falsche Botschaft, und zahllose an Vater und Sohn adressirte Briefe enthielten nichts als die Worte: „Erster April!“

Bei aller Gutmüthigkeit und der ausgesprochenen Freude, seine Tochter ein Mal in heiterer Laune zu sehen, erwiesen die oft wiederholten Scherze sich doch als etwas zu angreifend für die Nerven des alten Herrn, und als die Mittagszeit herannahte, war seine Langmuth endlich erschöpft. Auch Arnold, nachdem er sich im Fallen über ein Netz von ausgespannten Schnüren beinahe den Fuß gebrochen hätte, bedeutete seiner Schwester in dürren Worten, daß nun der Albernheiten genug gewesen seien. Gabriele mußte sich für den Rest des Tages damit begnügen, eine trügerische Sendung an den alten Hausarzt vorzubereiten.

Als Arnold, gestiefelt und gespornt, sich anschickte, nach N . . . zu reiten, wurde ihm ein mit dem Poststempel „Triest“ versehener

Brief eingehändigt. Er wendete denselben nach allen Seiten hin und her, gleichzeitig einen strengen, fragenden Blick auf seine Schwester werfend; dies Mal jedoch sah Gabriele vollkommen unschuldig aus und fuhr fort, ihr Päckchen an den Arzt zu versiegeln.

„Ist dies wieder so ein April-Brief, oder wie ihr es nennt?“ fragte der alte Baron ärgerlich.

„Kann wohl sein,“ erwiderte sein Sohn, den Brief genau betrachtend. „Die Sache erscheint mir verdächtig, wird aber wohl nicht dringend sein. Um sechs Uhr komme ich zurück, dann können wir darüber berathen. Hier, Vater,“ und das geheimnißvolle Blatt dem alten Herrn überreichend, nahm Arnold Hut und Reitgerte auf und verließ das Zimmer. Bald darauf sah man ihn die Allee entlang traben, indeß Baron Walther und Gabriele die Lösung des Geheimnisses überlassen blieb.

Der Brief lautete:

„Triest, am 31. März.

„Da die Fahrordnung der Hamburger Dampfer meinem Plane nicht entsprach, zog ich es vor, den Weg über Triest zu nehmen. In Folge der Aequinoctial-Stürme — wie man mir sagte — war die Ueberfahrt sehr beschwerlich. Ich fühle mich etwas ermüdet und gedenke zur Erholung hier zu bleiben — etwa zwei oder drei Tage. Sobald ich genügend ausgeruht bin, werde ich die Reise fortsetzen. Vielleicht erwarteten Sie mich nicht so bald, doch hoffe ich durch mein Eintreffen keine Störung zu verursachen. Halten Sie meine Handlungsweise nicht für voreilig; es blieb mir keine Wahl. Wichtige Umstände, welche ich später erklären zu können hoffe, zwangen mich, Mexico zu verlassen. Reata.“

„Nun, was ist's mit dem Brief?“ fragte Arnold, von seinem Ritt heimgekehrt; „habt ihr schon entdeckt, um was es sich handelt?“

Der alte Baron hatte gar nichts zu entdecken vermocht, als daß es wahrscheinlich wieder ein Aprilscherz sei.

„Dies war auch mein erster Eindruck. Laß mich noch ein Mal sehen, dann werde ich mein Urtheil darüber fällen. . . . . Echt, unzweifelhaft echt!“ lautete Arnold's Ausspruch, nach genauer Prüfung der Marke und des Poststempels.

„Du glaubst also, die Gesellschafterin der armen Olivia befinde sich thatsächlich in Europa?“

„Dies ist ja in diesem Briefe deutlich gesagt,“ antwortete Arnold trocken.

„Was kann nur diese Eile zu bedeuten haben?“

„Ja, lieber Vater, darüber läßt sich keine Muthmaßung anstellen; übrigens spricht sie von Umständen, welche in der Folge aufgeklärt werden sollen.“

„Was läßt sich nun aber thun, Arnold?“

„Ein Gastzimmer bereit halten und etwa fehlende Tassen und Teller nachschaffen. Sonst weiß ich keinen Rath.“

„Aber wir haben ja Tassen und Teller im Ueberflusse!“ schaltete Gabriele ein.

„Wolltest du die Sache doch nicht gar so alltäglich behandeln, Arnold!“ rief Baron Walther mit kläglicher Stimme. „Bedenke doch, was ich meiner theuern Olivia schuldig bin! Nach allem, was sie mir einst gewesen ist, könnte ich den Gedanken nicht ertragen, eine Person, welche in irgend welchen Beziehungen zu ihr gestanden hat, mit — mit —“

„Mit Geringschätzung zu behandeln? Nein, gewiß nicht, Vater; aber was wäre in diesem Falle noch vorzuschlagen?“

„Ich will ja nichts vorschlagen; wie soll sie aber hierher kommen?“

„Wir werden ihr den Wagen entgegenschicken; ich denke nicht daran, sie von der Bahnstation zu Fuß gehen zu lassen.“

„Ja, ja, dies ist alles ganz gut; aber in welcher Weise soll sie von Triest nach N. gelangen? Jemand von uns sollte sie abholen.“

„Abholen? Wo denkst du hin, Vater? Das wäre doch wahrlich unnöthig. Ist sie ohne fremden Beistand von Mexico

nach Triest gekommen, kann sie auch den Weg von Triest nach Steinbühl finden."

„Nun ja, Arnold! Vergiß aber nicht, was ich dem Andenken meiner geliebten Olivia schuldig bin! Die arme Person ist vielleicht alt und kränklich . . ."

„Ja, aber möglicherweise auch jung und gesund," fiel Arnold ein; „du weißt, über diesen Punkt sind wir nicht ganz in's Reine gekommen."

Der Familienrath wurde im „Wohnzimmer", dem Hauptaufenthaltort des kleinen Familienkreises, gehalten. Es gab außerdem auch noch einen regelrechten Salon in Steinbühl, der jedoch selten — im Winter niemals — benutzt wurde. Das Wohnzimmer war von nahezu quadratischer Form und nicht hoch, wie die Mehrzahl der Zimmer in Steinbühl. Die Tapeten und Teppiche rührten aus längst vergangener Zeit her, und niemals, auch wenn alles Uebrige im Hause einer Renovirung unterzogen worden war, hatte man daran gedacht, sie durch neue zu ersetzen.

Aus allen Theilen des Hauses war das Mobilar hier zusammengewürfelt. Kaum zwei Stücke gehörten der gleichen Gattung an. In einer Ecke stand der selten benutzte, verstimmte alte Flügel. Nach der ehrwürdige Großvaterstuhl von geschnitztem Nußbaumholz, mit breitem Sitze und hoher, dick gepolsterter Lehne, hatte hier seinen Platz gefunden. Gabrielens Chaiselongue war das einzige moderne Möbel in dem Gemach.

Alte und ausgemusterte Bilder bedeckten die Wände. Kupferstiche, Lithographieen, Handzeichnungen und einige Oelgemälde waren hier bunt durcheinander gemengt. Unter diesen Verbannten befand sich ein kleines, nachgedunkeltes Bild, Maximilian Bodenbach als Jüngling darstellend; ein auffallend schöner Kopf, dessen regelmäßige Züge, ungeachtet der stümperhaften Malerei und des in den Linien des Mundes markirten sinnlich-arroganten Ausdrucks, den Beschauer unwillkürlich fesselten. An der entgegengesetzten Wand des Wohnzimmers führte eine Glasthüre auf den mit Schlinggewächsen umrankten Balcon, über dessen hölzerne, wurmstichige Freitreppe man in den Garten gelangte. Im Som-

mer stand diese Thür meist offen, jetzt aber war sie noch fest verschlossen und mit Teppichen gegen den Luftzug verbarricadirt. Die noch nicht mit frischen Knospen versehenen Schlinggewächse sahen wie ein wirres Flechtwerk von grauen Schnüren aus.

An diesem Abend saßen die drei Mitglieder der Familie Bodenbach beisammen in derselben Weise, wie fast jeden Abend des verflossenen Winters: der alte Baron, mit der Brille auf der Nase und dem Zeitungsblatt auf dem Schooß, in seinen riesigen Großvaterstuhl zurückgelehnt; Arnold gleichfalls in einem Armstuhl, wiewohl von etwas bescheidenern Dimensionen, auch mit einer Zeitung vor sich und eine Virginia-Cigarre rauchend; Gabriele müßig auf dem Sopha ruhend, indeß ihr Hündchen nebenan auf einem der verblichenen gestickten Fußschemel schlummerte.

Es war kurz vor dem Abendessen; die Fensterladen waren geschlossen worden und zwei Lampen verbreiteten eine mäßige Beleuchtung in dem Gemache. Nach längerer Pause sagte Arnold in Erwiderung der letzten Bemerkungen seines Vaters: „Du meinst wohl, es sei an mir, sie abzuholen, Vater? Ist es nicht so?" Die auf feierlichen Empfang des Fräulein Lackenegg gestellten Hoffnungen des alten Herrn wurden durch Arnold's Sprechweise nicht sehr ermuthigt.

„Gabriele oder ich könnten die Reise schwerlich unternehmen," begann er in begütigendem Tone.

„Wer denkt daran!" entgegnete sein Sohn verdrießlich. „Also vorausgesetzt, ich ginge nach Triest; was habe ich, dort angelangt, ferner zu thun? — Couche, Chéri, es gibt nichts zu horchen! Aber, lieber Vater, ich glaube, unsere Discussion ist ganz überflüssig; denn wahrscheinlich haben wir den richtigen Zeitpunkt bereits versäumt. Vorausgesetzt, ich führe morgen fort, so würde ich dem Fräulein vermuthlich unterwegs begegnen. Was ist es nur mit deinem Hund, Gabriele?"

Chéri wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Starr aufgerichtet saß er da; nur die Nüstern zitterten vor Aufregung, während er ein leises, tiefes Geknurr vernehmen ließ.

„Der Brief ist vom gestrigen Tage," fügte Arnold bei; „wenn sie sich beeilt, kann sie übermorgen hier sein, selbst zwei Ruhetage eingerechnet. Die Fahrt von Triest hierher währt ja nur zehn Stunden."

„Uebermorgen!" schrie Gabriele, erschreckt von ihrem Kissen auffahrend. „Das wäre entsetzlich! Es ist noch so viel vorzubereiten, das Zimmer zu ordnen, Geflügel zu schlachten und noch ein Menge anderer Dinge. Ich kann unmöglich fertig werden!"

„Ich dächte doch, es erfordere nicht zwei Tage, ein paar Hühner zu schlachten und ein Bett zu bereiten" sagte ihr Bruder, dessen Widerspruchsgeist heute überwiegend blieb. „Aber dieser Hund ist ja unausstehlich!"

Chéri war von seinem Schemel aufgesprungen und brach in ein lautes, jedes Gespräch übertäubendes Gebell aus.

In diesem Augenblick trat das Dienstmädchen in's Zimmer und meldete, sobald der kleine Hund einigermaßen zur Ruhe gebracht und mit Widerstreben auf seinen Platz zurückgekehrt war, eine Dame sei draußen, welche den Herrn Baron zu sprechen wünsche.

„Deren haben wir heute schon genug gehabt!" sagte der alte Herr gereizt. „Natürlich ist es wieder so eine Dummheit. Man hat mich schon vier Mal hinausgerufen; jetzt rühre ich mich nicht mehr von der Stelle!"

„Ob Ernst oder Scherz, Jemand muß doch dem Rufe folgen," versetzte Arnold; „sonst dauern diese albernen Neckereien noch bis Mitternacht fort."

„Also führe sie herein, in des Himmels Namen," sagte der alte Herr ergeben; „und beeile dich, denn es ist Zeit zum Abendessen."

Unmittelbar darauf öffnete die Thüre sich abermals und ein kleiner weißer Hund kam mit ungenirter Neugier hereingetrabt — geradeswegs auf Chéri's Schemel los. Eine Pause folgte; das Mädchen hielt die Thüre geöffnet, doch konnte man in dem spärlich erleuchteten Hausflur nichts weiter unterscheiden. Der kleine weiße Hund machte zwei Schritte vor Chéri's Polster Halt

und blieb kampfbereit stehen; dann, vorsichtig eine Pfote vor die andere setzend, rückte er näher, die Augen unverwandt auf seinen Gegner geheftet. Dieser saß kerzengerade, an allen Gliedern zitternd, den Kopf halb ängstlich, halb entrüstet abgewendet, als ziehe er es vor, den unverzagten Blick des kleinen Eindringlings zu vermeiden. Plötzlich trat aus dem Halbdunkel eine hohe, in Schwarz gekleidete Gestalt mit schnellen Schritten hervor; hastig, doch nicht mit großer Sicherheit kam sie in das Gemach und blieb unweit der Thüre, schüchtern um sich blickend, stehen.

„Darf ich mir die Frage erlauben, wen zu begrüßen ich die Ehre habe?“ fragte Arnold in seiner höflichsten, kühl vornehmen Weise.

Sie wandte rasch den Kopf nach seiner Seite und sah den Sprecher mit großen, dunkeln, fragenden Augen an. Und da Arnold's Blick dem ihrigen begegnete, fragte er sich sinnend: ‚Wer mag dieses wunderbar schöne Weib sein, und wo habe ich diese Züge schon gesehen?“

„Ich bin — ich bin . . .“ Sie zögerte. „Ich komme von Mexico.“

27.

Ende März hatte der Frühling mit einem Schlage die Fesseln des langen polnischen Winters gesprengt. Ohne Vorbereitung war er in's Land hereingebrochen. Von allen Dächern und Aesten fielen schwere Tropfen nieder, und die Schneehülle auf den Wiesen wurde mit jeder Minute dünner und durchsichtiger. Die weißen Glöckchen unter den Ulmen längs dem Damme hoben die Köpfchen und blickten erstaunt auf die großen, im See schwimmenden Eisschollen. Mit Gekrächze und Flügelschlag begannen die Krähen ihre Nester zu bauen. Buchfinken und Sperlinge flogen jauchzend umher und zwitscherten dem Winter das Abschiedslied, der herrlichen Frühlingszeit ein frohes Willkommen.

Ja, schön und poesievoll ist der Lenz! Wer verweilte nicht gern bei seinen heitern Bildern von Sonnenschein, Blüthen und Vogelgesang? Doch auch er hat seine prosaische Seite — zum mindesten in Galizien. Wenn die Sonne mit aller Macht die Schneemassen schmilzt, dann werden in diesem Lande des reichen, fruchtbaren Bodens und der geringsten Straßencultur alle Wege und Stege überschwemmt und für den Verkehr unbrauchbar. Wer wird da die Scholle seines Heims verlassen, ehe diese Uebergangszeit ihr Ende erreicht? Aber so denkt nur der voreingenommene Fremde, während der mit solchem Ungemach vertraute Einheimische es leicht erträgt. Ist der Weg schlecht, so werden vier Pferde anstatt zwei vor den Wagen gespannt — das ist alles. Schlechter Zustand der Straßen hindert in Galizien kein Geschäft, viel weniger ein Vergnügen.

Der zweite April war der Namenstag einer angesehenen Persönlichkeit: des bei sämmtlichen Bewohnern der Umgegend hochbeliebten alten Borabembski. Zahlreiche Wagen schlugen in den Vormittagsstunden die Richtung nach seinem Landsitze ein, welcher in einer Gruppe von Wirthschaftsgebäuden und einem bescheidenen Wohnhause bestand. Das festliche Begehen der Namenstage gehört zu den Eigenthümlichkeiten des geselligen Lebens in Galizien. Diese Tage bilden die Markſteine des Jahres, die Gelegenheiten, bei welchen man mit Sicherheit darauf rechnen kann, der Mehrzahl seiner Freunde und Bekannten zu begegnen. Die Gäste treffen ungebeten ein und sind stets des herzlichsten Empfanges sicher. Im Gegensatze zu der steifen Etiquette geladener Gesellschaften schwebt über diesen patriarchalischen Zusammenkünften eine anregende Ungewißheit bezüglich der Anzahl der Gäste; die Hausfrau muß ebensowohl darauf vorbereitet sein, fünfzig Personen zu bewirthen als deren nur fünf erscheinen zu sehen. Selbstverständlich darf sich kein zu solcher Feier erschienener Gast vor dem Abend, meist nicht vor dem nächsten Morgen entfernen und in diesen Zeitraum wird eine größere Anzahl von Mahlzeiten aneinandergedrängt, als man im gewöhnlichen Leben binnen drei Tagen zu sich zu nehmen pflegt. Nach dem festlichen Mittag-

essen, dem einzigen regelrechten Mahle, werden in Zwischenräumen von zwei bis drei Stunden Erfrischungen verschiedener Art, größtentheils Reste des Hauptmahles, servirt. Sobald die Lichter angezündet sind, beginnt das junge Volk zu tanzen. Für Tanzmusik wird nicht besonders Sorge getragen; auch hier bleibt dem Zufall freie Hand. Machen die Gäste Miene aufzubrechen, so werden sie vom Hausherrn, ohne Rücksicht auf die vorhandenen Räumlichkeiten, sammt und sonders dringend aufgefordert, die Nacht unter seinem Dache zuzubringen. Der Umfang des Hauses kommt hierbei nicht in Betracht; man behilft sich eben wie man kann. Sämmtliche Betten werden den Damen, sämmtliche Sophas den ältern Herren zur Verfügung gestellt; und was nach dieser Theilung noch unversorgt bleibt, die Schaar der jungen Herren nämlich, muß sich, nach guter mittelalterlicher Sitte, zu einem Strohlager in der geräumigsten Stube des gastlichen Hauses bequemen.

Blotów lag auf einer Anhöhe; eigentlich war es nur eine Erdwelle zu nennen. Aber der Weg, welcher auf seiner letzten Strecke eine rasche Krümmung machte, war steil genug, die Kraft der Pferde auf die Probe zu stellen, und manches ängstliche Gemüth zu beunruhigen. Aber die Ankömmlinge wurden im Augenblicke der Gefahr durch den Anblick des alten Borabembski, welcher mit dem Taschentuche winkend auf dem Balcon stand, getröstet und ermuthigt.

Der gute alte Borabembski! Seit dreißig Jahren lebte er auf diesem Hügel; unzählige Male hatte er diesen gefahrvollen Weg erklommen, und seine Freunde denselben erklimmen gesehen; war eben so wie diese hin und wieder bei der scharfen Biegung umgeworfen worden, ohne doch jemals von der Nothwendigkeit, dem Uebelstande abzuhelfen, durchdrungen zu werden. Seit sechszig Jahren hatte die Straße den gleichen Zug; sie hatte seinen Vorgängern genügt, — weshalb sollte sie ihm nicht genügen?

Nach glücklich überwundenen Fährlichkeiten wurden die Gäste an der Schwelle des Hauses mit warmer Herzlichkeit von

Borabembski begrüßt. Die Freude, die er aussprach, war aufrichtig. Sein Gesicht strahlte noch heiterer, seine Händedrücke waren wo möglich noch kräftiger als gewöhnlich.

„Siehe da, Fedor! Ich wußte, du würdest der Erste sein; freue mich, dich so wohl zu sehen. Dein Brauner hat den Hügel wacker erkämpft. Was sagst du zu diesem prächtigen Wetter? Gerade wie wir es für die Gerste brauchen. Gott grüß' dich, mein Sohn! Schön, daß du es der Mühe werth gefunden hast, zum Namenstage des alten Borabembski von Rzeszólów herüber zu reiten. Ihr gehorsamster Diener, Gräfin; meinen Handkuß! Wie ist Ihnen die Fahrt bei dem herrlichen Wetter bekommen? Der Sonnenschein macht mich wieder ganz jung. — Ah, da kommt Danitzky!" ruft er einem kothbespritzten Wagen entgegen, welcher mühsam die Anhöhe gewinnt. „Ich sagte es ja, der Weg von Glubow hierher ist vortrefflich; nur ein Bißchen weich, wie? Dies wird aber bald besser werden. Ein wenig Anstrengung schadet übrigens den Pferden nicht. — Ei, welche Ueberraschung! Ledinski in leibhaftiger Person. Willkommen unter meinem Dache!"

Ledinski, ein bejahrter Mann, war, ehe er sich von aller Geschäftsthätigkeit zurückzog, Postmeister von Rzeszólów gewesen. Obschon der Gesellschaft des Landadels fernstehend, gehörte er doch zu den besten Freunden Borabembski's, seines ehemaligen Studiengenossen, der in allen Rangklassen Freunde zählte. Ledinski wurde nie anders, als vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet gesehen; Haar und Bart, der Uebereinstimmung wegen, ebenfalls schwarz gefärbt. Von ihm besagte die Fama, er habe sich nie photographiren lassen, niemals ein Telegramm erhalten und nie eine Eisenbahn geschaut, und er selbst pflegte dieser Eigenthümlichkeiten mit Stolz zu gedenken. Der Freundschaft ungeachtet, die ihn mit Borabembski verband, hatte er im Laufe der letzten zwanzig Jahre nie Zeit gefunden, Blotów zu besuchen. Bei seiner weichen Gemüthsbeschaffenheit wirkten Schmerz und Freude gleich mächtig auf ihn ein, und äußerten sich unausbleiblich in der für Männer etwas unpassenden Form eines heftigen

Thränen-Ausbruches. Jetzt, da er, Borabembski's Hand in der seinigen, auf der Thürschwelle steht, rinnen heiße Thräne über seine Wangen herab; er bemüht sich, eine blumenreiche Anrede über alte Freundschaft und Frühlingserwachen zu halten, muß jedoch, von den eigenen Gefühlen überwältigt, in der Mitte abbrechen.

„Schon gut, mein lieber Alter," sagt Borabembski in munterm Tone; „geh' nur in's Haus hinein; meine Iza wird für euch Alle sorgen. Da kommt eben wieder ein Wagen!"

Iza war Borabembski's verheirathete Tochter. Indeß ihr Vater an der Hausthüre der Begrüßung der Ankömmlinge oblag, wiederholt sie diese Ceremonie im Salon, einem niedern Gemache von mittlerer Größe, welches sich für die noch fortwährend zunehmende Zahl der Gäste als etwas eng erweist.

Die meisten der Herren sind im Frack erschienen. Einige der ältern, wie der Hausmeister selbst, tragen die polnische Nationaltracht: hohe Stiefel, verschnürte Röcke, goldgestickte Schärpen und einen kurzen Säbel. Sie stehen, in lebhaftem Gespräche, Gruppen bildend im Salon, oder rauchen und plaudern im Nebenzimmer, doch meist nur untereinander, getrennt von den Damen. Diese geben ein buntes Bild der allerverschiedensten Toiletten: elegante und unelegante, Besuchstoiletten, Gesellschaftstoiletten, Reisekleider — wie es sich eben trifft. Für derlei Feste herrscht keine bestimmte Kleiderordnung. Jedermann nimmt, was ihm gerade paßt, ohne dadurch Anstoß zu erregen. Einige kluge junge Damen haben in Voraussicht eines möglichen Tänzchens alte Ballkleider mitgebracht, und werden nun, bei Lichterschein plötzlich in vollem, wenngleich etwas abgenutztem Ballstaat erscheinend, den Sieg über ihre minder vorsichtigen oder schlichter denkenden Schwestern davontragen.

Gegenwärtig sitzen sie Alle, mit hellfarbigen Glacéhandschuhen, fröhlich plaudernd beisammen; Conversation ist im Augenblick die allein gebotene Unterhaltung. Fünfzig verschiedene Gesprächsströme bewegen sich gleichzeitig. Niemand denkt daran, bei Tageslicht einen anderweitigen Zeitvertreib in Vorschlag zu bringen.

Nach einem Gesellschaftsspiele wird nicht verlangt, und weder illustrirte Werke noch Photographieen liegen auf. Nur zwei Bücher befinden sich auf einem Nebentischchen: eine illustrirte Prachtausgabe der Gedichte Mickiewicz's, und ein gebundenes französisches Modejournal. Der Staub auf den Tischen und den beiden Büchern paßt zu den zahllosen Spinnengeweben in den Ecken des Gemaches und der Schmutzlage auf den Fensterscheiben. Trotzdem durchdringt das Ganze eine Atmosphäre frischen Wohlbehagens, guter Laune, anmuthiger Affectation und leichter Coquetterie — einer harmlosen Coquetterie, die sich nur dann bemerkbar macht, wenn hin und wieder einer der Herren sich in die Phalanx der Damen verirrt. Die Luft ist mit Veilchenduft erfüllt. Die Mehrzahl der Damen trägt frische Veilchen im Haare oder am Kleide. Comtesse Halka hält ein riesiges Bouquet von Veilchen und Schneeglöckchen in der Hand, über welches sie sich häufig beugt, und dem sie große Aufmerksamkeit zuzuwenden scheint.

Eine vorzugsweise polnische Gesellschaft ist es, nur drei Offiziere in Uniform befinden sich in derselben: der Oberst, Lieutenant Langenfeld und Otto. Der vierte Offizier, der sich sonst bei allen ähnlichen Zusammenkünften mit einzufinden pflegte, glänzt dies Mal durch seine Abwesenheit: Rittmeister Kreislich hat es als passend erachtet, eine von anderer Seite an ihn ergangene Einladung vorzuschützen, obgleich er wußte, daß Comtesse Halka zugegen sein würde.

Die Ankunft der Wagen ist zu Ende, und Borabembski hat sich seinen Gästen im Salon beigesellt. Er geht von Einem zum Andern, klopft den jungen Herren vertraulich auf die Schultern, wechselt Händedrücke mit den alten, küßt den Damen, jung und alt, die Hände und findet für Jedermann ein freundliches Wort.

Eine stattliche Versammlung! Da sehen wir eine Dame, deren Profil nicht unähnlich einer Schnepfe ist, Baronin H., die Gemahlin des Doctors von Rzeszów. Ein mildes Lächeln begleitet jedes ihrer Worte, und ihr kunstvoll geordnetes Haar

stellt einen Fasanenschweif vor, wodurch der allgemeine ornithologische Eindruck ihrer Erscheinung noch erhöht wird. Der alte Herr dort drüben, dessen Züge an Napoleon III. erinnern, gehört ebenfalls zu den Notabilitäten. Sein Sohn — mehr dem Vater als Napoleon III. ähnlich —, mit rothem Haar und einem Höcker ausgestattet, ist ein guter Pianist und wird später Gelegenheit finden, sein Talent zu verwerthen. Jene alte Dame mit weißen Locken und frischer Gesichtsfarbe war einstmals ihrer Schönheit wegen berühmt. Ein kleiner Rest derselben ist ihr noch geblieben, nämlich eine tadellos geformte weiße Hand; und wiewohl im Beginn der Sechsziger, hat sie die Gewohnheit, in graciöser Weise mit dem Fächer zu spielen, noch nicht abgelegt. Sie besitzt den dritten Gatten, einen kleinen Gutsbesitzer aus der Umgegend. Ihre Heirathen sind unleugbar bergab gegangen: ihr erster Gemahl war Fürst G., ihr zweiter Graf K. und ihr dritter ist schlechtweg Herr v. L., anscheinend durch nichts berechtigt, vor den Augen der ci-devant-Schönheit Gnade gefunden zu haben — nicht ein Mal durch liebenswürdige Laune.

Lieutenant Langenfeld widmet sich der hübschen blauäugigen Nichte Borabembski's, deren hauptsächlicher Reiz in der anmuthigen Neigung des Köpfchens und den zierlichen Arm- und Schulter-Bewegungen besteht. Herr v. Z., welcher in diesem Augenblicke mit der ci-devant-Schönheit spricht, ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, mit Augengläsern, dicken rothen Lippen und unangenehmem Lächeln, ist von alter Familie, Lebemann und wohlhabend, daher eine begehrte Partie, was er sehr wohl zu wissen scheint.

Die Zeit des Mittagessens naht heran. Mit einem gewichtigen Schlüsselbund versehen, eilt die Hausfrau, welcher ab und zu von kleinen barfüßigen Dienstmädchen allerlei Botschaften geheimnißvoll in's Ohr geflüstert worden sind, geschäftig aus und ein. Der polirte Tisch, um welchen einige der Damen gesessen haben, wird hinausgetragen, vermuthlich, um als Aushülfe im Speisesaal zu dienen. Endlich ist der erwartete Augenblick da. Eine Minute vorher hat der erste Diener (man kann demselben

weder die Bezeichnung eines Kellermeisters noch jene eines Kammerdieners geben) eine große Flasche zu Hause erzeugten Wódki's oder sonstigen geistigen Getränkes in das Zimmer gebracht. Indem er dieselbe auf dem Flügel niedersetzt, auf welchem ein Präsentirbrett mit der erforderlichen Menge kleiner Gläser steht, erwähnt er nur so nebenher, daß die Suppe bereit sei. Er trägt heute seine besten Kleider, keine eigentliche Livrée: der obere Theil besteht aus einer augenscheinlich aus zweiter oder dritter Hand gekauften Offiziersblouse, welche nach Entfernung der militairischen Abzeichen, an der Vorderseite herab mit einer Reihe silberner Livréeknöpfe von verschiedener Größe und Gestalt besetzt worden ist. Alle Herren schaaren sich um den Flügel und Borabembski gießt für jeden seiner Freunde ein Gläschen voll von dem beliebten Getränk. Hierauf bietet er der Gräfin Przeszechowska den Arm; die übrigen Herren bemächtigten sich der Damen — ohne Rücksicht auf Stellung und Vorrang — und Alles strömt dem Speisesaal zu.

Nahe an fünfzig Personen nehmen an der Tafel Platz. Hier wie im Salon bleiben die Geschlechter getrennt. Jeder Herr läßt beim Eintreten den Arm seiner Dame los und begibt sich an die untere Seite des Tisches. Die alte Gräfin nimmt den Ehrenplatz ein; rechts und links von ihr werden die beiden in Rang ihr zunächst stehenden Damen placirt, und in dieser Weise fährt die Eintheilung fort, so zwar, daß nur die allerunbedeutendsten Theilnehmerinnen der Gesellschaft zu der Hoffnung, während des Diners mit einem männlichen Geschöpf sich zu unterhalten, berechtigt sind. Langenfeld hat es so einzurichten gewußt, daß er an das äußerste Ende der Herrenlinie zu sitzen kommt und sein kleines Liebesgeplänkel mit der hübschen Nichte des Hauses fortsetzen kann.

Der einzige Herr, dessen Platz am Tische ohne Rücksicht auf die Etiquette bestimmt wurde, ist Otto; er befindet sich inmitten der Damen, zwischen Comtesse Halka und Baronin H. Wie dies geschah, ob durch Zufall oder freie Wahl, könnte nicht leicht nachgewiesen werden. Letzteres war indeß nicht wohl anzunehmen

)a er schwerlich die Nachbarschaft der Dame aus dem Vogel=
geschlecht gewählt haben würde. Trotzdem richtete er seine Worte
häufiger an diese als an die junge Gräfin. Uebrigens sprach er
m Allgemeinen nicht viel, trank aber desto mehr.

Selbstverständlich wurde Otto's Ausnahmestellung bemerkt
und besprochen, ohne jedoch sonderliches Erstaunen zu erregen.
Man war daran gewöhnt, seinen Namen in Verbindung mit
einem der Comtesse nennen zu hören; vielleicht hatte auch Einer
der der Andere der Gäste beobachtet, wie der alte Borabembski
Otto heimlich an jenen Platz dugsirte.

„Wie bleich Comtesse Halka heute aussieht!" sagt die ge=
wesene Schönheit zu ihrer Nachbarin, ebenfalls einer ältlichen
Dame, die aber auch in ihren besten Tagen nicht schön und nie
verheirathet gewesen war. „Beinahe abgehärmt, und recht gealtert
mit einem Jahre!"

„Ach ja, die Liebe zehrt; wer hätte dies nicht schon an sich
selbst erfahren!" bemerkte die Angeredete scharfsinnig.

Frau von L. lächelt still vor sich hin — ein reizendes,
gegewisses Lächeln, mit welchem sie vor vierzig Jahren Er=
berungen zu machen pflegte; vielleicht denkt sie daran, daß ihre
genen manchfaltigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe
icht all zu sehr an ihrer Schönheit gezehrt haben. „Ich glaube
rum," entgegnet sie, „daß die Comtesse ihren Empfindungen
ie Uebermacht über ihr Aussehen einräumen dürfte; dazu ist
e zu klug."

Als unerläßlich gilt es bei solch' festlichen Gelegenheiten, ein
hr langes Menu vorzuführen. Durch endlose Pausen getrennt,
olgen einander die Gänge; theils tadellos zubereitete nationale
Speisen, an welchen die einheimischen Gäste großes Behagen
nden, die dem Gaumen des Fremden jedoch widerstreben, theils
ißlungene Nachahmungen deutscher oder französischer Kochkunst.
Borabembski's Menu steht offenbar außer Verhältniß zu den
alenten seines Kochs und zu seiner gewöhnlichen Lebensweise;
er der Pole, auch der beste, ist meist von dem geheimen
Wunsche beseelt, reicher und vornehmer zu scheinen, als er ist.

Die Tafel ist aus fünf bis sechs an einander gereihten Tischen von verschiedener Gestalt und Höhe gebildet. Das schön damastene Tafeltuch muß mehrere auf- und abwärts gehende Stufen verdecken, und die Flaschen und Gläser sind in Gefahr von der trügerischen Fläche hinabzugleiten. Trotz einiger un ausgebesserter Schäden ist das Tischtuch der einzige werthvolle Bestandtheil der Tafel ausgenommen etwa zwei oder drei kostbare Porzellanschüsseln, welche mancher Kunstkenner mit Ent in seine Sammlung aufnehmen würde, die aber hier unbeachtet ihren Platz zwischen dem bunten, auch theilweise zersprungenen oder schartigen Tafelservice ausfüllen. Weder Blumen noch Aufsätze, noch niedliche Menu-Karten schmücken den Tisch. Platten mit riesigen Stücken des vorzüglichen Hausbrodes und Teller mit Schafkäse oder Butter stehen vor jedem dritten oder vierten Gedecke. Während der ganzen Mahlzeit wird der Butter fleißig zugesprochen; in den Zwischenpausen streichen sämmtliche Gäste Butter auf das Brod oder mischen dieselbe ohne Unterschied in alle Speisen, wobei Herren und Damen sich des eigenen Messers bedienen. Die Salzfässer entbehren der Löffel und die Diener der Handschuhe.

Einem Ragout folgte eine beliebte heimathliche Speise Ochsenzunge mit Rosinen-Sauce, welche sich allgemeinen Zuspruchs erfreut. Herr v. Z., der sich sehr reichlich versehen hat verzehrt seine Portion mit unverkennbarem Vergnügen.

„Seit langer Zeit habe ich keine so köstliche Zunge gegessen bemerkt er gegen seinen höckerigen Tischnachbar.

„Ei, Bodenbach," ruft der Letztere, über den Tisch geneigt „Sie essen ja gar nicht!"

„Ich bin kein Freund von Süßigkeiten," lautet die lakonische Antwort.

„Seine Laune scheint auch nicht zuckersüß zu sein," flüstert der Kleine; „und er hätte doch allen Grund dazu — der Glückspilz

Z., gemächlich in den Stuhl zurückgelehnt, ist in eifrige Benutzung eines Zahnstochers begriffen. „Ist dies Ihr Ernst Ich bin dessen nicht so gewiß," sagt er gedehnt.

„Wie, Sie nennen es kein Glück? Die beste Partie fünfzig Meilen in der Runde. Er ist doch wahrlich zu beneiden?“ erwidert seufzend der Andere.

„Ja, wenn er sie gewänne, dann könnte man ihm allerdings gratuliren,“ sagt Z. und wirft mit halb zugedrückten Augen einen prüfenden Blick auf Otto hinüber. „Allein, er ist kein Pole und überdies Offizier; dies erschwert die Sache.“

„Unstreitig; doch ist er ein hübscher Mann, von guter Familie und hat Vermögen zu erwarten, wie man behauptet. Die Comtesse ist keine der Jüngsten mehr; sie wird sich nicht lange bedenken. Wie Sie sehen, hat er den Andern vollkommen aus dem Felde geschlagen.“

„Nun, es ist nicht zu leugnen, daß er vor dem ungeschlachten Rittmeister mit den schwarzen Augen manches voraus hat; für eine Przeszechowska wäre es auch gar zu hart gewesen, die Gattin eines Mannes zu werden, der sein Vermögen der väterlichen Seifensiederei verdankt. Diesem hier sieht man doch wenigstens den Cavalier an. Kein übeler Mensch,“ fährt Z. herablassend fort, indem er Otto noch immer augenblinzelnd betrachtet —; „gar nicht übel, nur etwas zu zart für einen Mann. Aber es gibt noch andere schöne Männer von guter Familie, die zudem Polen sind und ihr Vermögen bereits in Händen haben, und die man sehr gern fangen würde — ja, sehr gern!“ wiederholt er lächelnd, mit einem selbstgefälligen Blick auf seine wohlgepflegte, weiße, mit einem funkelnden Smaragd geschmückte Hand. „Aber ohne Frage würde die Comtesse gut daran thun, ihn anzunehmen; man muß zugreifen, wo man kann; ha, ha, ha! Indeß dünkt es mich, daß nicht viel Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist.“

„Verzeihen Sie, mir macht die Sache den ganz entgegengesetzten Eindruck.“

„Wirklich! Wollen wir es auf eine kleine Wette ankommen lassen?“

„Mit Vergnügen.“

„Ein Dutzend Fläschchen Champagner also! Das heißt: ein Dutzend, wenn Bodenbach im Laufe dieses Jahres um die Hand der Comtesse wirbt und ihr Jawort erhält, und zwei Dutzend, wenn die Werbung noch heute Abend stattfindet."

„Einverstanden! Ich hoffe, die zwei Dutzend zu gewinnen."

Mittlerweile hatte die Laune des ahnungslosen Gegenstandes der Wette sich zusehends gebessert. Die Stimmung desjenigen, der, jede feste Nahrung verschmähend, ausschließlich sich an geistige Getränke hält, pflegt sich für den Augenblick zu heben. Otto konnte in dieser Art viel vertragen; sein Kopf blieb völlig klar, indeß seine Haltung und Conversation nach und nach belebter wurden.

Eben schenkt er Halka ein Glas Wasser ein und bittet um Erlaubniß, etwas Wein darunter mischen zu dürfen, was sie mit anmuthiger Bestimmtheit ablehnt. Polnische Damen trinken in der Regel keinen Wein; dies gilt als unzart und unweiblich. Nun wendet Otto sich an seine zweite Nachbarin, hoffend, deren nationales Vorurtheil zu besiegen.

„O, bitte, nein!" ruft diese Dame mit einem Blick des Entsetzens, indem sie ihr Glas mit der Hand bedeckt. „Ich würde krank werden, nähme ich auch nur einen einzigen Tropfen, und müßte mich für den Rest des Tages auf's Sopha legen."

So von beiden Seiten abgewiesen, schenkt Otto sein eigenes Glas voll und leert es auf Einen Zug, worauf er sich zu der Baronin neigt und derselben einige Artigkeiten über ihre kleidsame Frisur sagt. Frau von H. ist überrascht, aber mehr noch geschmeichelt.

„Was hören Sie von Ihren Verwandten, von Ihrem Bruder?" fragt sie mit süßer Stimme.

„O, nicht viel; meine Familie zählt nicht zu den eifrigen Correspondenten. Ich glaube übrigens, sie sind Alle wohl."

„Aber mit Ihrem Bruder sollten Sie doch in ununterbrochenem Briefwechsel bleiben," entgegnet Frau von H.; „er ist ein so hervorragender Mann. Im Allgemeinen ist es auch

edauerlich, wenn Brüder sich in Folge von längerer Trennung llmälig entfremden."

„Vielleicht; allein wir können unmöglich wie ein Paar Gesellschaftsvögel immer in Einem Käfig beisammensitzen," versetzt Otto scherzend. „Und worüber sollte er mir schreiben? In Steinbühl ereignet sich ja nie etwas von besonderm Interesse."

Die Dame mit dem Schnepfengesicht wußte hierauf nichts u erwidern, und das Gespräch war zu Ende.

Unterdessen ging das Mahl seinen geregelten Gang fort. Den Ragouts und kalten Zwischenspeisen folgten die süßen Gerichte und diesen die Braten. Borabembski macht die Runde m den Tisch, seine Gäste freundlich zum Essen nöthigend und ie leeren Gläser füllend. Hinter dem Stuhle der einstigen Schönheit verweilt er eine Minute und flüstert ihr einige artige Bemerkungen zu, welche sie lächelnd entgegennimmt; dann bewegt r sich weiter, streichelt seiner Nichte die Wange und droht Langenfeld mit dem Finger. „So ist's Recht, Zygmunt, immer alant gegen die Damen!" ruft er mit beifälligem Nicken einem Herrn zu, der eben eine große Schnitte Schinken von dem eigenen Teller auf den einer durch zwei Personen von ihm getrennten Dame übertragen hat, welche bei dem Serviren übergangen worden war. Bitte, Herr Oberst, erlauben Sie mir, Ihnen on diesem Wein einzuschenken. Echter Tokayer, auf mein Wort; abe ihn von einem guten Freunde" — und ehe der Oberst im Stande ist, es zu verhindern, ist sein Glas mit Borabembski's echtem Tokayer" gefüllt, der, wie fast ausnahmslos aller in Galizien vorkommende, einen starken Zusatz von Branntwein erräth. „Sie werden ihn ausgezeichnet finden," fügt der ebenswürdige Wirth voll Zuversicht bei; „ich weiß, Sie sind Kenner!"

„Bravo, H.!" ruft er, an der entgegengesetzten Seite des Tisches angelangt, wo der vornehm aussehende junge Mann ine lebhafte französische Conversation mit seinem Nachbar nterhält. „In meiner Jugend war ich auch stets bei gutem Appetit."

Der Stern der Herrenschaar ordnet die abgenagten Hühnerbeinchen in einem zierlichen Kreis, außerhalb seines Tellers, auf dem schönen Damasttuch, um für eine weitere Portion des vorzüglichen Bratens, der eben in seine Nähe kommt, Platz zu schaffen. Zu seiner Entschuldigung muß erwähnt werden, daß man sich bei polnischen Diners sehr reichlich zu bedienen pflegt; da jedoch kein Teller die Knochen von anderthalb Hühnchen zu fassen vermag, und nicht immer ein Hund zur Hand ist, bleibt kein anderer Ausweg, als die Beinchen auf das Tischtuch zu legen.

Vierzehn Gänge sind vorüber, und das Ende ist noch nicht abzusehen. Die Luft im Zimmer ist drückend geworden, wie es bei dem Zusammenwirken von fünfzig Personen, vierzehn Schüsseln und einer zahllosen Menge duftender Veilchen nicht anders möglich ist. Die Damen setzen ihre Fächer in Bewegung oder suchen sich an dem Himbeer-Eis zu erfrischen. Noch fehlt der krönende Abschluß des Diners -- die Toaste. Diese alte Sitte gehört zu Borabembski's besondern Liebhabereien. Der alte Herr mit dem Napoleonskopf erhebt sich, um dem Hausherrn ein Lebehoch zu bringen.

„Verehrte Gesellschaft!" beginnt Herr von D. mit tönender Stimme „Wir sind heute aus frohem Anlaß hier versammelt; aus gleichem Anlaß haben oft vorher die Meisten von uns sich hier zusammengefunden." Borabembski lauscht mit gespannter Aufmerksamkeit; der Ausdruck unverhohlener Freude zeigt sich auf seinem ehrlichen alten Gesicht.

„Einige aus unserer Mitte erfreuen sich seit ihrer frühesten Kindheit der Zuneigung unseres vielgeliebten Wirthes. Andere sind erst in neuerer Zeit in den Kreis seiner Freunde getreten, doch deshalb nicht minder warm von ihm begrüßt. Wir Alle, ob jung oder alt, ob seine Landsleute oder Fremde, sind ihm in treuer Freundschaft ergeben, und der gleiche Zweck hat uns hierhergeführt. Der tapfere Oberst hat seine Soldaten verlassen, und unser geehrter Freund, der Postmeister, sich seit zwanzig Jahren zum ersten Male von seiner Vaterstadt getrennt."

Bei Erwähnung der Fremden richten sich Aller Blicke auf Otto, als den hervorragendsten derselben. Die Hindeutung auf das Verlassen der Soldaten ruft bei dem Obersten ein unwillkürliches Stirnrunzeln hervor, und als des Postmeisters gedacht wird, läßt sich von dessen Platz her ein leises Schluchzen vernehmen.

„Wäre es nicht eben so nutzlos als unmöglich, die mannichfachen Wohlthaten und Freundschaftsbeweise aufzuzählen, die wir Alle von unserm theuern Wirthe empfingen? Hat er nicht unsere Ehebündnisse schließen geholfen, unsere Kinder über die Taufe gehalten, uns getröstet im Kummer, im Streit versöhnt? Ist das Fest, welches wir heute feiern, nicht ein Familienfest? Ist er nicht unser Freund, unser Bruder, unser Wohlthäter, unser — unser . . . .“ Nach einer höhern Steigerung suchend, hält der Redner inne — „unser Vater?“ ruft er endlich mit ausdrucksvollem Fragetone, und Alles bricht in lauten Jubel aus. Der alte Borabembski thut, als hielte er sich die Ohren zu, ist aber in Wirklichkeit entzückt. „Ja, meine Freunde, ich habe Ihre Gefühle richtig verdolmetscht und fordere Sie nun auf, Ihre Gläser auf das Wohl unseres allverehrten Wirthes zu leeren.“

Fröhliches Gläserklirren tönt im Kreise, und selbst die Damen thun zum Scheine Bescheid. Borabembski ist freudigst bewegt. Sobald die Ruhe wieder hergestellt ist, ergreift er das Wort; er dankt den Freunden. Seine Stimme ist ruhig, doch vielleicht um ein Geringes gedämpfter als gewöhnlich. Er spricht nicht so fließend wie Herr von T.; allein, was er sagen will, ist klar und verständlich ausgedrückt. Er bringt allen seinen Freunden seinen Dank dar und richtet denselben noch besonders an den Obersten Fornay, dessen Anwesenheit bei dem Feste als ein Beweis guten Einvernehmens zwischen Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich und dessen polnischen Unterthanen zu betrachten sei.

Hierauf ist es für Oberst Fornay geboten, die polnische Nation leben zu lassen, die er mit seinem Tact als eine Nation bezeichnet, welche sich zahlreicher Krieger von glänzender Tapferkeit zu rühmen hat. Bei diesem Compliment glätten sich die Stirnen

einiger Herren, deren Mienen durch die von Borabembski zuletzt gesprochenen Worte verdüstert worden waren. Oberst Fornay's Rede ruft eine entsprechende Erwiderung hervor, in welcher die österreichische Armee gepriesen wird, worauf der Oberst sich mit stiller Resignation erhebt, um einen zweiten Toast vom Stapel zu lassen: das Gelingen der Ernte.

Die Ernte führt zufällig zu einem Gespräch über die bevorstehende Wiener Weltausstellung, und diese lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen unglücklichen jungen Mann, von welchem bekannt ist, daß er einige Gattungen auf seinem Gute erzeugten Branntweins zur Ausstellung eingesendet hat. Der junge Mann, durch Ellbogenstöße angespornt, ergreift schreckensbleich sein Glas. Sein Blick irrt suchend die Reihe der Gäste entlang und haftet endlich auf dem Postmeister, der ihn mit feuchten Augen betrachtet. Wie ein Ertrinkender, der sich an einen Strohhalm klammert, rafft er seine Kräfte zusammen und bringt die Gesundheit des Postmeisters aus.

Der alte Herr erhebt sich, murmelt einige Worte und sinkt, das Gesicht mit Thränen überströmt, auf seinen Stuhl zurück. Die Personen am andern Ende des Tisches haben keine Silbe verstanden; aber seine nächsten Nachbaren rufen laut: „Die Damen!“, und auf das Wohl des schönen Geschlechtes wird getrunken. Als sei es selbstverständlich und komme ihm von Rechts wegen zu, im Namen der Frauen zu denken, springt der junge Mann mit dem Pariser Accent empor und läßt sich in einer wohlgesetzten Rede vernehmen, im besten Polnisch vorgetragen und mit französischen Phrasen glücklich untermischt.

Diesem Toast folgte ein anderer, diesem wieder andere. Fast eine Stunde hindurch sind die Herren fortwährend in Bewegung, und jedem Toast widerfährt, das Leeren der Gläser betreffend, volle Gerechtigkeit. Die Polen pflegen im täglichen Leben außerordentlich mäßig zu sein; indeß muß zugegeben werden, daß bei festlichen Gelegenheiten der Verbrauch geistiger Getränke ganz außer Verhältniß zu der sonst üblichen Mäßigkeit steht.

Endlich ist keine Veranlassung zu einem weitern Toaste mehr aufzufinden. Die Herren haben ermüdet ihre Plätze wieder eingenommen, und die Damen beginnen auf Erlösung aus der zu unerträglicher Hitze gestiegenen Temperatur des Speisesaales zu hoffen. Einige Damen sehen fragend die Hausfrau an; allein diese spricht eifrig mit ihrem Nachbar und bemerkt es nicht. Andere blicken gegen Borabembski hin; doch sein Platz ist leer. Er steht am obern Ende des Tisches und flüstert, zu der alten Gräfin niedergebeugt, dieser einige Worte in's Ohr. Gräfin Przeszechowska nickt zögernd und wechselt mit ihrem Gemahl einen bedeutsamen Blick. Eine Minute später ist Borabembski zu seinem Platze zurückgekehrt; aber er läßt sich nicht nieder, sondern füllt stehend sein Glas bis an den Rand.

„Geehrte Freunde!" hebt er mit lauter Stimme an, und alles wendet sich ihm zu — überrascht, vielleicht auch halb unwillig. Die alte Gräfin hält plötzlich ihr Taschentuch vor's Gesicht, und ihre beiden Nachbarinnen, meinend, sie sei von Nasenbluten befallen, sehen sie mitleidsvoll an. Otto, der sich mit verschränkten Armen zurücklehnt, zeigt eine völlig unbewegte Miene, und Halka, über ihre Blumen geneigt, zerpflückt mit ihren schlanken Fingern ein ihrem Bouquet entfallenes Schneeglöckchen, welches sie mit so gespanntem Interesse in's Auge faßt, als sei sie in der Untersuchung seiner Zusammensetzung begriffen.

„Geehrte Freunde!" wiederholt Borabembski, sobald er der allgemeinen Aufmerksamkeit versichert ist. „Bevor wir unsere Tafelrunde aufheben, muß ich Sie bitten, noch ein Glas mit mir zu leeren. Ein »Glückauf!« will ich bringen, welches, ich bin dessen gewiß, bei ihnen den wärmsten Anklang finden wird. Sie haben mir heute viel Freundliches gesagt, und es ist mein sehnlicher Wunsch, mich Ihrer guten Meinung werth zu zeigen, indem ich Ihnen einen neuen Beweis der aufrichtigen Theilnahme gebe, die ich für Sie Alle empfinde. Niemand unter Ihnen, meine theuern Freunde, bedarf heute, dem Himmel sei Dank, meines Trostes. Kein Streit ist zu schlichten, noch er-

fordert irgend Jemand der Anwesenden meine Pathendienste.“ Alles bricht in Lachen aus; nach einem reichlichen Mahle verfehlt auch der bescheidenste Scherz nicht seine Wirkung. „Doch eine andere Aufgabe gilt es zu lösen, eine über alles erfreuliche. Wir haben heute sowohl der polnischen als der deutschen Nation unsere Huldigung dargebracht, und nun fordere ich Sie auf, Ihre Gläser auf das Wohl zweier Personen zu erheben, einer Tochter unseres Landes und eines Sohnes Oesterreichs, welche im Begriffe sind, ihre Geschicke zu vereinen. Mein bescheidenes Bemühen, zu diesem erwünschten Beschlusse beizutragen, ist reich belohnt durch die Genugthuung, die es mir gewährt, das glückverheißende Ereigniß unter meinem Dache verkünden zu dürfen. Langes Leben, Zufriedenheit und Wohlergehen“ ruft er mit erhöhter Stimme, „dem glücklichen Brautpaare, Comtesse Halka Przeszechowska und Baron Otto Bodenbach — sie leben hoch!“

„Hoch! Hoch!“ schallt es donnernd im Kreise. Alles drängt sich an Otto heran. Dieser ist durch die von allen Seiten auf ihn einstürmenden Glückwünsche betäubt, überwältigt; immer wieder von neuem füllt er sein Glas, um allen Gästen Bescheid zu thun.

Der alte Postmeister vergießt Ströme von Thränen. Gräfin Przeszechowska läßt jetzt, da die Krisis glücklich vorüber ist, das ihr Gesicht bedeckende Taschentuch sinken und blickt lächelnd auf ihre Tochter. Halka's Augen aber sind nicht der Mutter zugewendet. Sie neigt sich tief über ihr Bouquet, und ihre Wangen sind bleich wie die Schneeglöckchen — bleich, wie das Antlitz einer Frau oft in dem Augenblick des höchsten Triumphes ist.

„Das hätte ich nimmermehr erwartet,“ sagt Z. zu seinem Nachbar. „Ich muß gestehen, daß ich überrascht bin. Meinen Champagner jedoch behalte ich bei alledem; die Wette blieb unentschieden.“

„Ja,“ gibt mit einem tiefen Seufzer der Angeredete zurück „Ihren Champagner behalten Sie; denn jenes Hinterthürchen hatte ich nicht bedacht.“

28.

Sobald die erste Ueberraschung, welche Reata's plötzliches Erscheinen hervorrief, überwunden war, hatte das junge Mädchen ein freundliches Willkommen in Steinbühl gefunden. Arnold war der Erste, der an jenem denkwürdigen Abend seine Geistesgegenwart wiedererlangte. Dies also war das Fräulein Lackenegg! Man hatte sich halb und halb mit dem Gedanken, die Gesellschafterin könne vielleicht in noch jugendlichem Alter stehen, vertraut gemacht; allein auf Schönheit, auf so ungewöhnliche Schönheit war man nicht gefaßt gewesen.

Das Gastzimmer wurde eilends geordnet, die nothwendigen Vorkehrungen im Haushalt wurden provisorisch getroffen. Blieb auch keine Zeit übrig, Geflügel in die Küche zu schaffen, so wurde doch durch einige Zuthaten zum Nacht-Imbiß für dessen Vervollständigung gesorgt.

Der Wunsch des alten Barons, als er endlich die Situation erfaßt hatte, war zunächst darauf gerichtet, einen authentischen Bericht über die letzten Lebensstunden seiner theuern Cousine Olivia zu erlangen. Dem Ausdrucke dieses Verlangens hatte Arnold jedoch vorzubeugen gewußt. „Um des Himmels willen, Vater," flüsterte er diesem zu, „warte doch bis morgen. Du siehst ja, wie angegriffen und ermüdet sie ist; sie finge wohl an zu weinen, wie alle Frauen in solchen Fällen thun, und dies gäbe eine peinliche Scene."

„Ja, ja, Arnold, ich will sie gewiß nicht weinen machen, das arme Ding; nur wünschte ich zu erfahren, ob die gute Olivia mir keine Botschaft sandte, ehe sie die Augen schloß."

Aber Arnold wollte davon nichts hören, und so mußte der alte Herr sich bequemen, sein Examen für den folgenden Tag zu verschieben. Die erste passende Gelegenheit eines tête-à-tête mit Reata wahrnehmend, fand er sich jedoch nicht ganz befriedigt. Bei den ersten Worten des Barons wendete Jene sich ab und

sagte mit nervösem, ängstlichem Ausdruck: „Bitte, fragen Sie mich nicht, Baron Bodenbach; ich war zu jener Zeit nicht in der Nähe Ihrer Cousine und kann keinerlei Aufschlüsse geben."

„Ach ja, meine Liebe, ich will Sie nicht quälen; sagen Sie mir nur das Eine — war es ein plötzlicher Tod?"

„Ja, ganz plötzlich," erwiderte sie mit leiser Stimme, ohne den alten Mann anzusehen.

Baron Walther stellte keine weitern Fragen, und Reata schien dies als eine wesentliche Erleichterung zu empfinden.

Der erste Tag ihres Aufenthaltes in Steinbühl verfloß ruhig und ereignißlos; gleichwohl war ihr alles, was sie sah und hörte, durch den Effect der Neuheit an und für sich ein Ereigniß. Der alte Baron blieb auf seinem Zimmer, und Arnold war fortgeritten; Gabriele unternahm daher allein die Aufgabe, die Angekommene zu unterhalten. Sie ließ für diesen Tag ihre Krankengewohnheiten bei Seite, und entzückt, die Rolle des Fremdenführers spielen zu können, sprang sie fröhlich neben Reata her, während sie dieser die Herrlichkeiten Steinbühl's, den Meierhof, den Froschsumpf, die Ställe und das Hühnerhaus zeigte. Die Besichtigung des Gartens sollte zuletzt stattfinden, und diesem lenkten die beiden Mädchen nun, von Chéri und Ficha begleitet, nach mehr als zweistündiger Wanderung ihre Schritte zu. Als sie die eiserne Gitterthüre in der alten wetterharten Mauer durchschritten hatten und die schattigen, altmodischen Anlagen mit ihren knospenden Fliederbüschen vor ihnen lagen, rief Gabriele, indem sie auf das am Ende schmaler Gartenwege in einiger Entfernung sichtbare Lusthaus wies: „Dort ist unsere alte Burg, von welcher ich Ihnen erzählte. Versuchen wir, wer von uns Beiden rascher dahin gelangt; ich kann sehr schnell laufen!" Beide nach dieser Richtung führende Wege waren zu eng, um zwei Wettläufern Raum zu gewähren. Ohne Reata's Antwort abzuwarten, bog Gabriele in den nähern ein und lief, in der freudigen Aufregung des kindischen Spiels laut aufjauchzend, leicht und schnell dem Ziele zu. Reata aber, mit ihren flüchtigen, an die Bewegungen der Indianer mahnenden Schritten,

bedurfte keiner sonderlichen Kraftanstrengung, um Gabriele im Laufe zu überholen, und als diese keuchend und hustend das Lusthaus erreichte, stand jene bereits mit Ficha auf der ersten Treppenstufe. Ihr Athem war kaum merklich beschleunigt, die Lippen nur leicht geöffnet; ihr Antlitz mit lebhaftem Roth übergossen und helles Leuchten in ihren Augen, sah sie so reizend, frisch und ungezwungen aus, so ganz verschieden von allen weiblichen Erscheinungen, welche Gabriele bisher gesehen hatte, daß diese, wiewohl sie ermüdet auf die Bank niedersank, den Ausruf nicht unterdrücken konnte: „Wie schön sind Sie, Fräulein Lackenegg! Wie herrlich ist die Farbe Ihrer Wangen!"

„Wie ermattet sind Sie!" sagte Reata, sich über Gabriele beugend, deren Gesicht nach der vorübergehenden Röthe der Anstrengung plötzlich bleich geworden war. Sanft streichelte sie die Wangen des jungen Mädchens. „Ich hätte Ihnen nicht gestatten sollen, so schnell zu laufen," fügte sie, unwillkürlich den Ton der Beschützerin annehmend, bei.

Gabriele sprang empor und schlang die Arme um Reata's Nacken. „Sie gefallen mir so sehr, Fräulein Lackenegg! Wir werden Freundinnen sein, nicht wahr? Wie glücklich wird es mich machen, eine Freundin zu haben, die mit mir im selben Hause wohnt, nicht nur hin und wieder zu Besuch kommt, wie Hermine. Sie müssen immer bei uns bleiben!"

Reata hatte sich nie der Gesellschaft einer Altersgenossin zu erfreuen gehabt, und der Freundschafts-Antrag, wenngleich in kindischer Weise vorgebracht, klang ihr äußerst lieblich. Lächelnd küßte sie Gabriele; aber plötzlich zog ein ernster Schatten über ihre Züge, und sie entwand sich sachte der Umarmung. „Ja, gern will ich hier bleiben, so lange meine Anwesenheit Ihnen erwünscht ist — wer weiß, wie lange das sein wird!" erwiderte sie, indem ihre Augen eigenthümlich aufblitzten. „Aber, bitte, nennen Sie mich nicht Fräulein Lackenegg," und sich abwendend, brach sie einen kleinen Zweig vom nahen Gebüsch, „nennen Sie mich Reata, und ich will Sie Gabriele nennen." Der Vorschlag fand freudigste Zustimmung.

„Wie groß die Fliederknospen schon sind!“ sagte Gabriele nach einer Weile; „längstens in vierzehn Tagen werden sie aufbrechen.“

„Dies also ist Flieder?“ fragte Reata, den Zweig in ihrer Hand mit erhöhtem Interesse betrachtend. „Ich hörte wiederholt von Ihrem Flieder sprechen, allein niemals habe ich solchen gesehen.“

„Ist es möglich! Sie sahen niemals Fliederblüthen? Wie drollig! Kommen sie denn in Mexico nicht vor? Welche Gattungen von Blumen gibt es dort wohl?“

Mexico! Der Name ihrer Heimath, in diesem Augenblick genannt, lenkte Reata's Gedanken zu der Herrlichkeit ihres geliebten Waldes zurück, und sich an Gabrielens Seite niederlassend, begann sie eine glühende Schilderung der tropischen Naturschönheiten. Gabriele hörte staunend zu; mit weit geöffneten Augen starrte sie die Sprecherin an, als sei diese eine märchenhafte Prinzessin, gewohnt, unter Palmen zu wandeln, und mit Kolibri's und Affen so vertraut, als sie selbst mit den Fröschen des Steinbühler Sumpfes.

Noch am Abend desselben Tages war Gabriele zu dem Schlusse gelangt, daß Fräulein Lackenegg ihr eben so lieb als Hermine Schwerendorf, dazu bei weitem hübscher und anregender sei, und daß sie ihre beste Freundin werden würde.

Als Reata in Steinbühl zum zweiten Male ihre Augen dem Tageslicht erschloß, schien die Sonne hell und freundlich. Das frische Grün der Bäume und Rasenplätze und die traulichen engen Gartenwege schienen ihr, die am Fenster stand, einladend zu winken. Sie beschloß, der Lockung nachzugeben und nach dem Frühstück allein hinauszuwandeln. Arnold fehlte an diesem Tage beim Frühstückstisch; überhaupt hatte sie ihn bisher wenig gesehen; ihre Bekanntschaft beschränkte sich auf das Gegenübersitzen bei den Mahlzeiten, wobei Reata sich bemühte, den Aehnlichkeiten zwischen ihm und Otto nachzuspüren.

„Wohin gehen Sie?“ rief Gabriele, als Reata, von Ficha gefolgt, das Zimmer verließ.

„In den Garten."

„So früh am Morgen? Was wollen Sie dort thun?"

„Oh, nichts Besonderes, nur ein wenig frische Luft schöpfen." Hiermit schloß Reata die Thüre auf und lief eilig den Corridor entlang und die Treppe hinab in's Freie.

Reata hatte Gabriele zwar gesagt, sie habe nichts Besonderes vor; dennoch aber trug sie sich mit einem bestimmten Plan. Sie wollte die Wege aufsuchen, welche Gabriele sie gestern führte, abermals, und zwar allein, um auf der steinernen, von Fliederzweigen überhangenen Bank zu ruhen und von Otto zu träumen.

Wie immer zu dieser Stunde, war der Garten verödet. Erst in den späten Vormittagsstunden pflegte der alte Baron, zwischen den Beeten lustwandelnd, sich zu sonnen. Im Augenblick war nur am jenseitigen Ende des Gartens ein junger Bursche zu sehen, welcher, das doppelte Amt eines Stalljungen und Gartenarbeiters bekleidend, eben die Kieswege säuberte.

Ja, da war die steinerne Bank und der Fliederstrauch und alle erforderliche Umgebung — alles, mit Ausnahme der Hauptperson dieser Scene. Wann wird er kommen? Gabriele hatte gesagt, der Flieder werde in vierzehn Tagen blühen. „Aber so lange werde ich Otto doch nicht erwarten müssen; gewiß wird er früher kommen!"

In den Zweigen hüpfen die Vögel, der Morgensonne entgegenzwitschernd, lustig umher. Von einem Wipfel herab hört man ein heftiges Gezänke — offenbar ein häuslicher Streit. Eine Amsel, wohl das Familien-Oberhaupt, fliegt mit einem dicken rothen Wurm im Schnabel an Reata vorüber. Ficha will Jagd auf sie machen, muß aber das eitele Beginnen bald aufgeben und sucht sich ein behagliches Plätzchen in der Sonne, mitten in einem Crocusbeet. Reata's Träumerei wird hierdurch unterbrochen, und das „unbescheidene Kameel", wie sie das Thierchen nennt, von seinem Lager vertreibend, bemüht sie sich einige Minuten lang, wiewohl mit geringem Erfolg, die zerdrückten Blumen wieder aufzurichten; dann, zu ihrer Bank zurückgekehrt, knüpft sie den unterbrochenen Traum wieder an.

Plötzlich sprang sie von ihrem Sitze auf und wandte den Kopf nach der andern Seite, sank aber sogleich wieder enttäuscht zurück. Es war nur Arnold, der, am untern Ende des Gartens gegen den Stall gehend, dem an der Arbeit befindlichen Burschen einen Befehl zurief. Wie ähnlich klangen doch die beiden Stimmen! Aber wie verschieden war Arnold von dem Bilde, welches ihre Phantasie von ihm entworfen hatte! Sein Gesicht gefiel ihr, trotz des vorherrschend strengen Ausdrucks. Wie konnte es auch anders sein! Die Aehnlichkeit mit Otto brachte dies ja mit sich. Zu Anfang fiel diese Aehnlichkeit ihr stark in's Auge; der Eindruck verminderte sich aber zusehends. Ja, Arnold war anders, alles war anders: das Haus, der Garten, die Pflanzen, die Vögel. Natürlich wie hätte ihre Vorstellung von all' dem die richtige sein können? Dieselbe beruhte ja nur auf Vermuthung; das einzige nicht auf Vermuthung Beruhende war Otto. Er konnte wohl nicht verändert sein — nein, gewiß nicht!

Wieder folgte eine halbe Stunde glückseligen Träumens — zu Ficha's unendlichem Mißbehagen. In den ersten Tagen des April auf einer Steinbank zu sitzen in einem nicht tropischen Klima, noch dazu, wenn man eben aus den Tropen kommt, kann auf die Dauer nicht genußreich sein, selbst bei holden Träumen nicht. Reata erwachte plötzlich mit innerlichem Frösteln zu dem Bewußtsein, Ficha habe Recht, und es sei vernünftiger, nach Hause zu gehen. Wie kalt war es doch! Sie war an Kälte nicht gewöhnt; alles war so verschieden von ihren Erwartungen.

Als sie die Thüre des Wohnzimmers öffnete, fand sie Gabriele in knieender Stellung auf dem Sopha, ein zerknittertes Papier in den Händen haltend.

„Ach, Fräulein Lackenegg! Ach, Reata, ich habe Ihnen etwas Entzückendes mitzutheilen, eine so außerordentliche Neuigkeit!"

Wohlthuend wirkte die Wärme des Zimmers nach der kalten Luft im Garten, und Reata zog einen Stuhl nahe an den Ofen heran. „Lassen Sie mich nicht lange rathen," sagte sie, indem sie ihren Hut abnahm und auf den nächststehenden Tisch warf; „ich bin so ungeübt darin."

„Ich will Ihnen beim Rathen helfen," fuhr Gabriele fort. „Es betrifft meinen Bruder."

„Wie kann ich es denn finden? Ich weiß ja so wenig von ihm."

„Er wird . . ." — Gabriele hielt inne und erhob sich, das zerdrückte Blatt schwenkend — „er wird heirathen! . . . Nun, was sagen Sie jetzt?" platzte sie heraus, fröhlich in die Hände schlagend. „Und ich muß Brautjungfer sein — ich will es; Papa sagt, ich darf, wenn ich wohl genug bin; und," fügte sie wie auf plötzliche Eingebung hinzu, „würde es Ihnen nicht Spaß machen, auch Brautjungfer zu sein? Wäre das nicht köstlich? Freuen Sie sich nicht?"

„Gewiß freut es mich, wenn Sie Alle so froh darüber sind," erwiderte Reata, Gabriele freundlich zunickend, indem sie die Hände an den warmen Ofen hielt. „Aber ich dächte, die Ueberraschung wäre nicht so groß. Wann soll die Hochzeit sein?"

„O, sehr bald!" rief die Andere in freudiger Aufregung.

„Dann wird Otto bald kommen," dachte Reata im Stillen mit stürmischem Herzklopfen. „Ich hörte von Ihrer künftigen Schwägerin sprechen, kann mich aber ihres Namens nicht mehr entsinnen," fügte sie laut bei. „Sie ist blond, nicht wahr?"

„Ja, wer hat es Ihnen denn gesagt? Oder haben Sie es errathen?"

„Ihr Bruder Otto sagte es mir," antwortete Reata, sich etwas abwendend. Da sie Otto's Namen zum ersten Mal seit ihrer Ankunft nannte, bemühte sie sich, denselben in gleichgültigem Tone auszusprechen; doch fühlte sie, daß eine verrätherische Röthe ihre Wangen übergoß.

„Ach, wie komisch! Ich hatte ganz vergessen, daß Sie Otto kennen. Er hat Ihnen also von ihr erzählt, als er in Mexico war. Was sagte er sonst noch?"

„Daß sie sehr schön sei."

„Wirklich? Und was noch?"

„Daß sie Hermine heiße, glaube ich; den zweiten Namen habe ich vergessen."

„Nein, nicht Hermine; Sie denken wohl an Hermine Schwerendorf. Ihr Name ist Halka; sie ist eine Polin. Klingt Halka nicht hübsch? Es heißt Helene."

„Eine Polin? Wie kam Ihr Bruder dazu, eine Polin kennen zu lernen?"

„Sein Regiment liegt ja in Galizien, ganz in der Nähe von Halka's Gut. Papa sagt, es sei ein großes Glück für ihn."

„Aber ich dachte, er habe bereits die Armee verlassen?"

„Nein, er ist noch immer Offizier," sagte Gabriele, ihre neue Freundin erstaunt betrachtend. „Jetzt aber wird er wohl austreten; ich freue mich so sehr darüber. Es gibt immer viel mehr Spaß, wenn er hier ist."

„Warum trägt er denn aber keine Uniform?"

„Er trägt sie ja stets; nur zur Reise hat er sie abgelegt."

„Sonderbar! Ich glaubte bestimmt, er habe den Militairdienst verlassen und werde jene Hermine Schwerendorf heirathen."

„Ach, du lieber Himmel, welche drollige Verwechselung! Arnold soll ja Hermine heirathen!"

„Ja, sprechen Sie denn nicht von Ihrem Bruder Arnold?" Reata zog die Hände vom Ofen zurück und sah verwundert auf Gabriele.

„Von Arnold?" rief diese im Tone gesteigerter Ueberraschung. „Ei, wie wäre dies möglich! Mein anderer Bruder ist es."

„Ja, haben Sie denn noch einen andern Bruder? Ich dachte doch, Sie hätten nur diese Beiden."

Gabriele, welche in der Aufregung des Gespräches ihre knieende Stellung verlassen hatte, saß nun am Rande des Sopha's mit auf den Tisch gestützten Ellbogen und hatte das ausgebreitete Papier vor sich liegen. „Allerdings habe ich nur zwei Brüder; wußten Sie dies nicht?"

„Ich wußte es!" Reata war aufgestanden und sah Gabriele mit verwirrten Blicken an. „Ich verstehe Sie nicht," sagte sie endlich. „Wenn Baron Arnold nicht derjenige ist, von dem Sie sprechen, wer ist es denn?"

„Nun, Otto, selbstverständlich!"

„Otto? . . .“ Sie wiederholte mechanisch den Namen, und er klang ihr fremd in den Ohren; aber noch immer konnte sie die Wahrheit nicht erfassen. Tausenderlei wilde Gedanken jagten ihr durch's Gehirn. Konnte Otto geschrieben und auf diese Weise seine Liebe zu ihr seinen Angehörigen bekannt gemacht haben? Diese Lösung des Räthsels schien ihr im Augenblick nicht ganz unwahrscheinlich. Waren sie denn nicht verlobt, ungeachtet jener gewechselten Abschiedsworte? Konnte denn das todte, geschriebene Wort zwei lebende, liebende Herzen trennen? Otto sollte sich verheirathen?

„Freilich! Und Sie meinten die ganze Zeit über, es handele sich um Arnold — wie spaßhaft!“ Und Gabriele brach in helles Lachen aus.

„Und mit wem?“ fragte Reata, einen Schritt näher kommend; dann stand sie still, da die gespannte Erwartung jeden Zug ihres Gesichtes, jede Linie ihrer Gestalt in starre Unbeweglichkeit bannte.

„Nun, natürlich mit Comtesse Halka Przeszechowska,“ sagte Gabriele etwas ungeduldig; „ich kann nicht begreifen, was Sie so in Erstaunen setzt.“

„Das ist ein Irrthum — das muß ein Irrthum sein!“ entgegnete Reata mit abweisender Geberde. Ihre Stimme klang hell und deutlich, aber der Ausdruck des Schreckens lag in ihren Augen.

„Es ist kein Irrthum!“ beharrte Gabriele, die Stimme erhebend.

Reata stand vor ihr; sie legte die Hände auf Gabrielens Schultern und sah ihr so streng und forschend in's Gesicht, daß Jene darüber erschrak. „Warum sagen Sie das? Sprechen Sie — ich muß es wissen.“

„Was soll ich denn noch sagen?“ rief Gabriele in weinerlichem Tone. „Warum starren Sie mich so an? Noch nie hat Jemand mich in dieser Weise angeblickt — ich kann es nicht ertragen.“

Reata's Blick und Stimme entsetzten sie; der weiche, klangvolle Ton war verschwunden und hatte einer schneidenden Härte Platz gemacht.

„Durch wen erfuhren Sie es?" fragte Reata weiter.

„Da liegt das Telegramm; lesen Sie selbst, wenn Sie wollen! Es kam vor einer halben Stunde."

Das Telegramm berichtete in klaren Ausdrücken die Verlobung Otto's mit Comtesse Halka Przeszechowska von Przeszechowice zu Snyhinice in Ost-Galizien, welche Tags vorher in Bloton öffentlich verkündigt worden war.

Zwei Mal las Reata die Zeilen von Anfang bis zu Ende — das erste Mal war sie kaum im Stande, den Sinn derselben zu fassen. Jetzt, plötzlich, wurde ihr alles klar, so klar, daß ihre vorhergegangene Aufregung augenblicklich der verzweifelnden Ruhe der Gewißheit wich, jener unnatürlichen Ruhe, die nicht von Dauer sein kann.

Der erste Impuls jedes lebenden Geschöpfes, wenn es durch einen plötzlichen Schlag verwundet wird, ist, seine Wunde zu verbergen. Reata fühlte ihre Kniee wanken; noch nie im Leben hatte sie dies empfunden, — aber sie war nicht zu Ohnmachten geneigt. Wäre sie schwach und kränklich gewesen, und hätte ihr Stolz sie nicht unterstützt, so würde sie in diesem Augenblick vielleicht die Besinnung verloren haben oder in Thränen ausgebrochen sein; ihr körperlich und geistig gesunder, kräftiger Organismus gab dies jedoch nicht zu. Um zu verbergen, daß sie nur mühsam aufrecht stehen konnte, ließ sie sich auf den nächsten Stuhl nieder.

„Kannte Ihr Bruder jene Comtesse Halka seit längerer Zeit?"

„Jawohl, schon seit lange!" Von dem unmittelbaren Drucke, dieser forschenden dunkeln Augen befreit, ließ Gabriele die weitern Fragen ruhig über sich ergehen.

„Noch ehe er nach Mexico ging?"

„Freilich; und Papa wünschte schon vor einem Jahre, daß er sich mit ihr vermähle. Er sehnt sich so sehr danach, beide Brüder verheirathet zu sehen."

„Weshalb ist Ihr Vater auf die Heirath mit dieser Dame so erpicht?"

„O, weil sie reich und von alter Familie ist."

„Ich verstehe; und vermuthlich ist sie auch sehr schön?"

„Das gerade nicht — so sagt wenigstens Arnold; aber sehr vornehm aussehend und fesselnd, oder wie er dies nennt."

„Reich und adelig und vornehm aussehend," summirte Reata in Gedanken; „und gewiß auch jung?"

„Jung? o nein, im Gegentheil! Beiläufig siebenundzwanzig Jahre, glaube ich; gerade in Otto's Alter."

„Und Sie meinen, er sei schon seit einem Jahre mit ihr verlobt?"

„Nein, wirklich verlobt ist er erst seit gestern. Aber die Sache war kein Geheimniß; nur wußten wir nicht mit Bestimmtheit, ob er sie bekommen werde. Ein reicher Rittmeister bewarb sich ebenfalls um ihre Hand, wie Arnold sagt. Ich bin so froh, daß sie Otto den Vorzug gab!"

„Wie lange ist es her, daß sie sich für Ihren Bruder entschied?" fragte Reata in etwas strengerm Tone.

„O, schon lange Zeit! Den ganzen Winter hindurch hat er immer mit ihr getanzt und sie im Schlitten geführt."

„Diesen ganzen Winter?"

„Ja, diesen ganzen Winter."

„Sie meinen wohl seit Weihnachten?"

„Nicht doch. Arnold war ja zu Ende November dort, und die Offiziere erzählten ihm, Otto habe auf einem mehrere Wochen vorher stattgehabten Ball fast ausschließlich mit der Comtesse getanzt. Und Arnold sagt auch, er habe noch keine Dame so graciös Schlittschuh laufen gesehen. Ach, ich wollte, ich wäre kräftig genug dazu; es muß ein herrliches Vergnügen sein! . . . Glauben Sie nicht?"

„Nein! Ich hasse das Eis — ich hasse alles Kalte — ich hasse dieses Land!" Die unnatürliche Ruhe schien allmälig zu weichen.

„Es ist aber nicht immer so kalt wie heute," sagte Gabriele, welche zu verstehen begann, daß ihre neue Freundin nicht in bester

Laune sei. „Warten Sie nur bis zu Ende dieses Monats, bis der Flieder blüht, da wird es ganz anders sein."

„Ich mag den Flieder nicht leiden" — und Reata schauderte sichtlich —; „ich mag gar keine Blumen leiden . . . nur Cactusblüthen."

„Wie gern würde ich Ihnen welche geben; aber leider haben wir hier keine," erwiderte Gabriele kleinlaut.

„Ich weiß es. Niemand kann mir geben, was ich wünsche!" Nach Luft ringend, bückte Reata sich, um ihren zu Boden geglittenen Hut aufzunehmen.

„Aber Sie fänden doch sicherlich Vergnügen daran, mit mir Brautjungfer zu sein? Nur, denke ich, die gleiche Farbe würde uns nicht kleiden."

„Zuverlässig nicht," entgegnete Reata unwirsch, selbst in diesem schrecklichen Moment das Lächerliche des Gedankens empfindend. Die Pein solcher Augenblicke wird oft durch die Erkenntniß der lächerlichen Seite der jeweiligen Situation noch verschärft. Reata erhob sich; sie konnte nun wieder auf den Füßen stehen. Eben noch war sie wie erstarrt gewesen; jetzt glühten ihre Wangen, und nun erst fing der eigentliche Sturm von Schmerz und Kränkung in ihrem Innern zu toben an. Sie hatte sich in der Absicht, das Zimmer zu verlassen, erhoben. Ganz langsam und ruhig wollte sie zur Thüre gehen, sagte sie zu sich selbst; dann aber, so wie sie draußen wäre, laufen, so schnell ihre Füße sie trügen — weit, weit hinaus, aus dem Bereich der Fenster, dorthin, wo Niemand sie sehen, Niemand ihr trauriges Geheimniß erspähen könne.

Als sie der Thüre zuschritt, wurde diese geöffnet, und Arnold trat ein. Reata blieb stehen; jetzt wollte sie nicht das Zimmer verlassen: es sähe ja aus, als liefe sie vor ihm davon. Otto's Bruder sollte nichts von ihrer tiefen Beschämung ahnen; und sie meinte, als sie da stand, die Hutbänder mit krampfhafter Hand drehend, daß, weil sie stehen könne, nicht ohnmächtig würde und nicht in Thränen ausbreche, auch ihr Geheimniß nicht in ihren Augen und auf den zitternden Lippen sich offenbare.

„Wir könnten ja verschiedene Farben wählen," warf Gabriele ein, zum dritten Mal auf das ihr so wichtig scheinende Thema der Brautjungfer-Toiletten zurückkommend. „Das ginge vortrefflich! Im vergangenen Jahre sah ich eine Trauung in Graz, wobei eine der Brautjungfern in blaue, die andere in rosa Seide gekleidet war. Es wird herrlich sein, meinst du nicht auch, Arnold?" wandte sich Gabriele an ihren Bruder, hoffend, sein Interesse für ihren Plan zu erwecken.

Arnold streifte mit einem Blick das auf dem Tische liegende Papier und dann Reata's Gesicht. Aus den gegenwärtigen Symptomen und den zu gewissen Berechnungen Anlaß bietenden vorhergegangenen Momenten konnte es ihm nicht schwer werden, eine Gesammtsumme zu construiren, welche dem wahren Stande der Dinge ziemlich nahe kam.

„Die Köchin sucht im ganzen Hause nach dir, Gabriele; du hast wohl, wie es vorzukommen pflegt, vergessen, die nöthigen Befehle für das Mittagessen zu ertheilen," sagte er streng.

Für alle Fälle war es angezeigt, Gabriele, welche bis jetzt noch nichts zu ahnen schien, aus dem Wege zu bringen.

Hierauf ging er zum Fenster, wo er, Reata den Rücken kehrend, sich etwas an den Gardinen zu schaffen machte. Frauen sind unter solchen Verhältnissen gewiß am liebsten allein, dachte er; was hätte er auch thun oder sagen sollen?

Schon hatte er die Hand an der Thürklinke, als Reata ihn zurückhielt. Sie war ganz nahe an ihn herangetreten, und seinen Arm mit den Fingerspitzen berührend sagte sie: „Ich möchte mit Ihnen sprechen, Baron Bodenbach."

Innerlich widerstrebend ließ Arnold die Thürklinke los und deutete mittels einer steifen Verbeugung an, daß er Fräulein Lackenegg zu Diensten stehe.

„Ich wollte Sie bitten, mir zu sagen, wann der nächste Dampfer abfährt!"

„Der nächste Dampfer? In welcher Richtung, wenn ich fragen darf?"

„Nach Mexico," erwiderte sie, ungeduldig den Kopf schüttelnd.

„Sie wollen doch nicht abreisen?“

„Ja, das will ich. Ich — ich kann nicht länger hier bleiben. Besser wäre es, ich hätte die Reise gar nicht unternommen; ich kann das Klima nicht vertragen. Bitte, sagen Sie mir, wann der Dampfer abgeht. Ich könnte es auch selbst ausfindig machen, — so aber ersparen Sie mir die Mühe.“

Arnold's dichte Brauen zogen sich finster zusammen. „Ich werde Ihnen Aufschluß darüber verschaffen, wenn es in der That Ihr Wunsch ist; aber ich hoffe, Sie werden bei näherer Prüfung Ihres Entschlusses von demselben zurückkommen. Es würde wahrlich sonderbar erscheinen: die Leute müßten glauben, wir hätten Ihnen die Gastfreundschaft verweigert. Und auch um Ihrer selbst willen . . . glauben Sie nicht, daß es“ — er konnte nicht sogleich das richtige Wort finden — „daß es unüberlegt scheinen würde?“ Dies sagte er mit einer gewissen Betonung, welche seine Auffassung theilweise verrieth.

Rasch erhob Reata den Kopf, als wolle sie die wechselnde Farbe ihrer Wangen Lügen strafen; ihre Augen blitzten, und sie biß die Zähne fest über einander. Zwischen Schmerz und Verdruß kämpfend, war ihr Antlitz herrlich zu schauen; in dieser Minute überwog der Verdruß den Schmerz. Arnold war gerührt von der Qual, welche er in ihren Zügen las; es schien ihm großmüthiger, sie jetzt nicht anzusehen, und abermals wandte er sich dem Fenster zu.

„Unüberlegt?“ wiederholte sie. „Und wen kümmert dies? Niemand hat das Recht, mich zu tadeln.“

„Ich habe nicht gewagt, Sie zu tadeln,“ entgegnete Arnold, ohne sich umzuwenden; „es war nur eine Vermuthung, die ich aussprach.“ In milderm Tone fügte er dann bei: „Ich denke, Sie sollten noch etwas länger verweilen; in einem Monat werden Sie besser beurtheilen können, ob unser Klima Ihnen behagt und ob Sie es nicht doch vorziehen, hier zu bleiben.“

Trotz der heftigen Erschütterung und Aufregung mußte Reata sich eingestehen, daß seine Worte vernünftigen Sinnes nicht entbehrten. Sie war ihrer Natur nach nicht leicht fügsam, gleich-

wohl widersprach sie dies Mal nicht; stumm blickte sie vor sich hin.

Auch Arnold schwieg, nach einer schicklichen Gesprächswendung suchend, mit welcher er andeuten könnte, daß Otto von ihrer Anwesenheit in Europa bis jetzt nicht unterrichtet sei.

„Wenn sie von der Reise angegriffen sind," sagte er, noch immer mit den Gardinen-Schnüren beschäftigt, „wäre es besser, einige Wochen hier auszuruhen. Sie werden ganz ungestört sein, Niemand weiß, daß Sie hier sind ... nicht ein Mal mein Bruder."

Bei diesen Worten konnte Arnold nur mit Mühe dem Verlangen widerstehen, nach ihr hinzublicken, um den Ausdruck ihrer Züge zu belauschen; ein eigenthümlicher Reiz lag in diesem schnellen Wechsel der Farbe, diesen auflodernden Blitzen der umwölkten Augen. Aber das Mitleid trug den Sieg über die Neugier davon, und er sah das Erstaunen in ihren Blicken nicht. Die Ueberraschung hatte sie überwältigt; eine Minute lang war sie nicht fähig, zu antworten.

„Wissen Sie dies bestimmt?" fragte sie endlich, nach Athem ringend.

„Ganz bestimmt."

Sie faßte einen raschen Entschluß; ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, sagte sie hastig: „Baron Bodenbach, wollen Sie mir versprechen, Ihrem Bruder nicht von meinem Hiersein Mittheilung zu machen? Wir haben uns — nicht sehr gut vertragen — in Mexico — und — und ich glaube, es würde ihm nicht lieb sein, mich hier zu wissen."

Fast hätte Arnold lächeln mögen über diese Worte, über diesen armseligen, hinkenden Vorwand, der Niemand zu täuschen vermocht haben würde, den sie selbst jedoch in ihrer Einfalt und Aufregung für glaubwürdig hielt. Nun mußte er sich wohl herumwenden; es wäre nicht thunlich gewesen, ihr den Rücken zukehrend diese Anrede zu beantworten. „O gewiß," sagte er, seine Verlegenheit mühsam verbergend; „es liegt ja kein Grund vor, ihn davon in Kenntniß zu setzen, und überdies schreibe ich ihm höchst selten."

„Danke!“ gab sie kurz zurück. Der Aerger war aus ihren Zügen gewichen; noch lagen keine Thränen auf ihren Wangen, aber die zitternde Stimme und der eigenthümliche Glanz der Augen verriethen das Herannahen derselben.

„Jetzt wäre der richtige Moment, eine alltägliche Bemerkung zu machen,“ dachte Arnold; aber gerade jetzt fühlte er sich dessen unfähig. Ehe er Zeit gewann, ein weiteres Wort zu sprechen, war Reata aus dem Zimmer verschwunden.

Sobald sie das Haus verlassen hatte und allein war, löste sich alle unnatürliche Ruhe und aller Verdruß in rechtmäßige Thränen auf, welche nur um so gewaltsamer hervorbrachen, weil sie lange zurückgedämmt worden waren. Die meisten Frauen würden in solchen Fällen, ihrem ersten Impuls folgend, in ihr Zimmer sich einschließen und auf ihr Lager werfen. Reata hingegen sehnte sich vor allem nach frischer Luft; zwischen Bäumen und Büschen konnte sie ungehört sprechen und Niemand ihr die Gedanken von der Stirne lesen.

„Mein Herz ist gebrochen!“ seufzte sie, nachdem der erste Schwall erleichternder Thränen versiecht war. Sie befand sich zwischen den Obstbäumen am Ende der hinter dem Hause sich erstreckenden Wiese. Hier blieb sie, abwechselnd sitzend oder zwischen den Bäumen hinwandelnd; der heiße Unwille und das Leid in ihrem Innern machten sie unempfindlich gegen den frostigen Hauch des April.

Es war der bitterste Tag in Reata's jungem Leben. Doch auch der Sturm kommt irgend wem zu gute! Diesen ganzen Tag lag Ficha ungestraft unter dem Ofen im Wohnzimmer. Niemand dachte daran, sie von diesem beneidenswerthen Plätzchen zu vertreiben, obgleich die Hitze ihr wolliges Vließ beinahe versengte und ihre kleine schwarze Nase zu Pergament eintrocknete.

29.

Als die verwirrende Bestürzung der neuen Lage, in welcher Reata sich befand, ruhigern Gedanken wich, sagte sie sich: bei alledem sei ihr der für ein Weib bitterste Stachel erspart geblieben, derjenige, verschmäht worden zu sein. Freiwillig hatte sie ihr Glück verschenkt, und nun, da sie es zurückbegehrte, da sie es wieder ergreifen wollte, war es entschwunden. Otto hatte ihr die Treue, in des Wortes strenger Bedeutung, nicht gebrochen; Jedermann hätte ihr dies sagen müssen, sagte ihr es doch ihr eigenes Gefühl. Wie mochte sie nur voraussetzen, daß ein Mann die Liebe dem Reichthum vorziehen könnte! In ihrer neugeborenen Weisheit hätte sie sich fast selbst verspotten mögen ob ihrer Einfalt. Ihr Stolz aber war noch nicht gebrochen; lieber wollte sie gar nicht geliebt sein, sagte sie sich, als geringer denn Reichthum geschätzt zu werden. Hätte ihr Geschick noch ein Mal in ihrer Hand gelegen, und wäre der Treulose zu ihr zurückgekehrt, sie würde ihn nun zurückgewiesen haben.

Nach den ersten Stunden verbarg sie sich nicht mehr; sie hielt den Schein aufrecht. Niemand, Arnold ausgenommen, konnte die Wahrheit errathen. Ruhige Ueberlegung machte ihr vollends klar, Arnold habe Recht gehabt, ihrem Einfall einer augenblicklichen Abreise zu widerstreben. Sobald es ausführbar wäre, ohne Aufsehen zu erregen, wollte sie allerdings gehen. Aber Niemand sollte ahnen, daß sie ein gebrochenes Herz in der Brust trage. Ihr Stolz, ihr mexicanisches Blut würden ihr zu Hülfe kommen, wiederholte sie sich immer wieder; und seltsam genug: ihr Stolz, ihr mexicanisches Blut, oder die Natur, oder alle drei im Verein kamen ihr thatsächlich zu Hülfe, und dies in so wirksamer Weise, daß sie trotz ihres Kummers fähig war, zu essen und zu schlafen und ihre Rolle in dem kleinen Familienkreise ganz leidlich auszufüllen. Und sie that noch mehr als das; in ihrem Innern regte sich eine Sehnsucht nach Bewegung und Thätigkeit, welche sie antrieb, jegliche in ihren Bereich kom-

mende Beschäftigung zu ergreifen, mochte diese praktisch oder unpraktisch, weise oder thöricht sein. Nicht der Wunsch, nützlich zu sein, war es, was sie anspornte; es war das rein physische Bedürfniß nach Bewegung, welches sie eben so leicht dazu gebracht haben würde, Armenschulen zu errichten, wie Tarantella zu tanzen — je nach der Gelegenheit. Nur nicht still sitzen und ihren Gedanken überlassen bleiben! Die Augenblicke schwerster Prüfung waren jene, in welchen der alte Baron sein Entzücken über die Brautschaft seines Sohnes kundthat. Nicht selten richtete er seine Freuden-Ergüsse ganz besonders an Reata; und dann geschah es wohl, daß sie eilig das Zimmer verließ, um in freier Luft Kühlung zu suchen und in der Einsamkeit ihre Thränen niederzukämpfen.

Zehn Tagen waren vorübergegangen. Immer schöner wurde das Wetter, die Sonne immer wärmer. Täglich bedeckten sich andere Zweige mit neu erschlossenen Blüthen. Auf den sonnenbeschienenen Flächen der Wasserlachen, zwischen den Sumpfgräsern, schwammen dichte Massen von Froschlaich wie milchweißes Glas, mit Myriaden von schwarzen Punkten besäet, jeder Punkt ein künftiger Frosch. Die wilden Reben auf dem Balcon entblößten behutsam ihre ersten kleinen Blattröllchen; die gelben Crocus-Blüthen hatten nun ihre gebleichten Kelche weit geöffnet, zu weit, um noch schön zu sein, und die Flieder-Knospen, übergossen von zartem, röthlichem Hauch, schwollen mehr und mehr an mit jedem Tage. All' diese Veränderungen hatte Reata bemerkt und verfolgt, alle, bis auf den Fortschritt der Flieder-Blüthen; denn der Flieder wuchs nur im Garten, und seit jenem verhängnißvollen Morgen war sie nicht mehr dort gewesen. Wie konnte sie jemals wieder ihre Schritte dahin lenken? Schon der Gedanke an die Steinbank, das Lusthaus und die knarrende Gitterthüre war ihr verhaßt; all' diese Dinge würden ja die Erinnerung an jenen Tag in ihr wachrufen.

„In welches Kloster ich wohl gehen werde?" sprach Reata eines Morgens vor sich hin nach einem langen Hinträumen, das sie für Nachdenken hielt. Sie lehnte an dem offenen Fenster

ihres Schlafzimmers. „Am liebsten würde ich Barmherzige Schwester werden."

Da aber hierzu vorläufig die Gelegenheit fehlte, verfiel Reata auf den Wunsch, ein Kartoffelfeld zu bearbeiten oder eine Wiese zu mähen."

„Man würde mir hier wohl nicht erlauben, Bäume zu fällen," sagte sie zweifelnd; „möglicherweise würde auch meine Kraft nicht dafür ausreichen. Vielleicht könnte ich aber die Tarushecken zu Pfauen und Füchsen gestalten, gleich Jenen, von welchen wir letzthin in der Biographie der Königin Marie Antoinette lasen. Dort hinter den Heuschobern befindet sich ein Stückchen Tarushecke; mit einiger Bemühung sollte es mir wohl gelingen, ein Paar Pfauen und einen Fuchs daraus zu schneiden. Ich werde es heute versuchen."

Der alte Baron war etwas verblüfft gewesen, da Reata ihn fragte: „Darf ich die Hecke hinter dem Meierhofe zustutzen?"

„Alles, was ihnen beliebt!" antwortete der alte Herr, ohne recht zu verstehen, was eigentlich mit der Hecke vorgenommen werden solle. „Thun Sie, was immer Ihnen Vergnügen macht. Ich wünsche, daß Sie diesen Ort als Ihre Heimath betrachten — nach allem, was ich meiner theuern Cousine Olivia schulde."

Ohne weitere Betrachtungen über Cousine Olivia abzuwarten, war Reata wie ein Blitz aus dem Zimmer verschwunden.

„Was mir Vergnügen macht!" dachte sie mit bitterm Gefühl; „als ob mich jemals noch irgend etwas erfreuen könnte!"

Und nun begann sie sämmtliche Scheeren, welche sie in ihrem und Gabrielens Arbeitstäschchen finden konnte, fünf an der Zahl, zu sammeln.

Nach beinahe zweistündiger Arbeit, als drei ihrer Scheeren zerbrochen waren und ihre Finger sie schmerzten, gelangte sie nach und nach zu der Ueberzeugung, daß Hecken-Beschneiden leichter in der Theorie als in der Praxis sei. Sie setzte sich, um auszuruhren, auf einen alten Mühlstein, welcher hier zwecklos lag. Ihre Pulse pochten von der Anstrengung, und sie athmete schwer. Aber Ermüdung war gerade, was sie verlangte.

Es war spät am Nachmittag. Die mißhandelte Hecke begann einen langen Schatten über das Gras zu werfen; noch längere warfen die halb verbrauchten Heuschober, und an der nahe gelegenen Meierei dehnten sich die längsten und breitesten Schatten hin.

Die Gitterthüre des Meierhofes war halb geöffnet, und ein großer Cochinchina-Hahn stolzirte gravitätisch heraus, schüchtern gefolgt von zwei oder drei Hennen. Die drei Kühe des Bodenbach'schen Haushaltes mit großen Metallglocken am Halse kamen über die Wiese heimwärts, von einem kleinen Burschen nachlässig gelenkt, hier und da zögernd, um noch ein Büschel des saftigen Wiesengrases zu naschen.

„Was er jetzt wohl thun mag? Selbstverständlich denkt er nicht an mich — er hat ohne Zweifel mein Dasein vergessen! O, Otto, wie sehr würde ich dich geliebt haben, hättest du treu an mir festgehalten!" Und einen kleinen Taxuszweig, den sie in der Hand hielt, von sich schleudernd, strich Reata mit den Fingern über ihre feucht gewordenen Augen. Dann begann sie im Geiste Bilder der polnischen Gräfin zu entwerfen, des Weibes, das ihre Nebenbuhlerin gewesen und nun ihre Stelle einnahm.

„Alles schien damals so wahr, und doch ist es nur Komödie gewesen! Aber nun bin ich klug geworden, — sehr klug," und bei diesen Worten nickte Reata der gefleckten Kuh zu, welche sich seitwärts gewendet hatte, nach dem süßen Grase unter der Hecke spürend. „Wie viel besser wird es im Kloster sein, wo man nie in die Lage kommt, mit einem Manne zu reden, und nur mit freundlichen stillen Nonnen verkehrt!"

Eben da Reata zu diesem Schlusse gelangt war, bemerkte sie einen Mann, der, den gleichen Pfad verfolgend, welchen vorhin die Kühe wandelten, über die Wiese kam. Der Mann war Arnold, von einem der entfernt liegenden Felder heimkehrend. Arnold hatte ein sehr scharfes Auge; aber jetzt war er von der untergehenden Sonne geblendet, und bevor die Gebäude des Meierhofes zwischen ihn und die glänzenden Strahlen traten, wurde er nicht gewahr, daß Jemand sich am Ende der Wiese

befinde. Dann erst blickte er auf und sah Reata. Es überraschte ihn nicht sonderlich, sie da zu finden; denn im Laufe der letzten Woche hatte er sie bei seinen täglichen Rundgängen zu den verschiedensten Stunden und bei jeglichem Wetter an ungewöhnlichen Plätzen angetroffen; so z. B. auf der Mauer am Ende des Hofes, in dem alten Schuppen, wo die Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt wurden. Einmal war er sogar auf dem Heuboden über sie gestolpert, als sie, mit Ficha an ihrer Seite, halb begraben im Heu saß. In den meisten Fällen hatte Arnold es vorgezogen, bescheiden vorüber zu gehen, ohne ihre Betrachtungen zu stören; damals auf dem Heuboden jedoch war er selbst über die unerwartete Begegnung so betreten gewesen, daß er nicht umhin konnte, seiner Ueberraschung Worte zu leihen. Durch den Ton derselben aber verrieth er, wie unpassend er die Sache fände — denn offenbar konnte sie diesen Ort nur mittels einer Leiter erreicht haben.

Als Reata Arnold den Wiesenpfad entlang auf sich zukommen sah, fühlte sie einigen Verdruß über diese Störung. Sie hatte Arnold den tadelnden Ton von letzthin noch nicht verziehen, und noch immer seit dem Augenblicke, in welchem er Zeuge ihrer Aufregung gewesen — daß ihr Geheimniß ihm offenkundig sei, ahnte sie nicht —, empfand sie ein Gefühl der Beschämung in seiner Gegenwart.

Arnold wollte grüßend vorübergehen, als sein Auge durch einen im Grase liegenden Gegenstand, etwas Glänzendes, worauf ein Strahl der untergehenden Sonne fiel, gefesselt wurde. Er bückte sich, es aufzuheben — eine Scheere war es, wahrscheinlich Fräulein Lackenegg's Arbeitsscheere.

„Sie ließen Ihre Scheere fallen," sagte er, und als er ihr dieselbe reichte, sah er, daß ihre Wimpern feucht waren.

„Danke," erwiderte sie kühl. Sie war sich bewußt, daß noch vier andere Scheeren verstreut umher lagen; doch hoffte sie, er werde dieselben nicht entdecken.

„Es ist zu kalt, um hier zu sitzen, Fräulein Lackenegg," sagte er, ihr blasses Aussehen bemerkend, in demselben entschiedenen

gebieterischen Tone, welchen er Gabriele gegenüber gewöhnlich annahm. „Sie sind an den Wechsel unseres Klima's nicht gewöhnt."

„Danke; mir ist ganz warm," entgegnete Reata, obschon sie zu fröstеln anfing; denn die Sonne wärmte nicht mehr.

„Wie es Ihnen beliebt," sagte Arnold im Tone eines Mannes, welcher einem kindischen Eigensinn gegenüber es nicht der Mühe werth erachtet, denselben zu bekämpfen, und sich abwendend, würde er Reata ihrer thörichten Laune überlassen haben, wäre nicht sein Fuß an einen spitzen metallenen Gegenstand gestoßen. Er beugte sich herab und fand eine zweite Scheere, diesmal eine starke Nagelscheere, welche zwischen den üppigen Schößlingen einer jungen Nessel verborgen lag. Reata sah, wie seine Brauen sich zusammenzogen, und glaubte den Ausdruck verwunderter Belustigung in seinen Augen zu erspähen; sie richtete sich daher noch höher empor und nahm die Nagelscheere mit ruhiger Würde in Empfang.

Mittlerweile waren die Hennen und der Hahn näher herangekommen. Während Reata die Nagelscheere aus Arnold's Hand entgegennahm und dieselbe auf den Mühlstein neben die kleine Arbeitsscheere legte, erhob sich plötzlich ein lärmender Zank zwischen den beiden Hennen, hervorgerufen durch einen wichtigen Fund. Da tritt ihr Herr und Gebieter dazwischen. Die Streitenden weichen bei Seite und kommen bereitwillig überein, sich seiner Entscheidung zu fügen. Aber den Stand der Angelegenheit erblickend, geräth er ausnahmsweise in Verlegenheit. Was kann er mit diesem Stück harten, glänzenden Stahles beginnen? Da plötzlich wird die Frage gelöst, und seine schiedsrichterliche Würde in höchst unerwarteter Weise gerettet: der unweit stehende zweibeinige Riese schreitet einher und trägt den Zankapfel davon.

Reata beobachtete Arnold, als er vortrat, sich bückte und wieder zurücktrat; sie wußte, was nun folgen werde. „Er wird mich verlachen, und dies dulde ich nicht; ich will nicht zum Gespött dienen!" Gegen jeglichen Angriff gewaffnet, streckte sie

die Hand nach der Scheere aus, welche er ihr ernst, doch mit unverkennbarer Neigung zur Heiterkeit darbot. Als sie, um diese Wahrnehmung zu vermeiden, den Kopf seitwärts wandte, fiel ihr Blick gerade auf die Hälfte einer andern Scheere, die nahe bei der Hecke lag; und in der Besorgniß, sein scharfes Auge könnte sie gleichfalls entdecken und möglicherweise noch die andern halben und ganzen Scheeren, sprang sie rasch auf und stellte sich geschickt zwischen Arnold und die Hecke, um den Gegenstand ihrer Befürchtung vor ihm zu schützen. Zugleich kündigte sie ihre Absicht an, nach Hause zu gehen.

„Nicht, weil ich es hier zu kalt finde," fügte sie bei; „nur weil Gabriele nach mir verlangen wird."

Arnold, der den Mühlstein, von dem sie sich erhoben hatte, aufmerksam betrachtete, ließ ihre Bemerkung unerwidert. „Glauben Sie, Sie wären im Stande, Ihre Scheeren auf diesem alten Ding da zu schleifen? Sie würden es ziemlich schwierig finden," sagte er, einen geringschätzenden Blick auf den moosbewachsenen Stein werfend. „Unten im Dorfe ist ein Bursche, der Ihnen all' Ihre Scheeren um ein Geringes zurechtrichten wird."

„Sie irren sehr, wenn Sie glauben, meinen Scheeren bedürften der Ausbesserung."

„Nicht? Ich dachte, dies sei Ihre Absicht, nach der ungewöhnlichen Anzahl derselben zu schließen, welche sich ringsum zu befinden scheint."

„Ich war nicht beschäftigt, meine Scheeren zu schleifen," versetzte Reata stolz, „sondern die Hecke zu beschneiden."

„Ei, wirklich?"

„Sie haben wohl nichts dagegen einzuwenden? Ihr Vater ertheilte mir die Erlaubniß."

„Nicht das Mindeste!" sagte Arnold, die Hecke von oben herab betrachtend. „Es ist nicht vorauszusetzen, daß ein großer Schaden dabei geschehen könne."

„O, noch ist nichts zu sehen; ich hatte eben erst begonnen — warten Sie, bis es vollendet ist!"

„Und wie wird es dann aussehen?"

„Ein Fuchs und zwei Pfauen sollen daraus werden."

„O, im Ernst?" Das verrätherische Zucken der Brauen trat wieder hervor. „Ich glaube, die drei Thiere dürften in dieser, wenige Fuß messenden Hecke geringen Spielraum haben, wenn sie annähernd in Lebensgröße dargestellt sein sollen."

„Sie sollen über lebensgroß werden — kolossal!" war die selbstbewußte Antwort. „Sie werden genügenden Raum finden; ich habe es genau bemessen. Vielleicht wird der Schwanz des Fuchses etwas kürzer werden müssen, als ich es wünschte; doch das hat nichts zu bedeuten."

„Wird er in diesem Falle nicht eher einem Dachshund gleichen?" warf Arnold ernsthaft ein; aber wieder gewahrte sie einen heimlichen Spott in seinen Zügen.

„Ich mag mich nicht wie ein Kind behandeln lassen," sagte sie sich. . . . „Keineswegs einem Dachshund!" begann sie — als plötzlich ihre bis dahin sorglich gewahrte Würde wich, und sie, von der Unsinnigkeit der ganzen Sache unwiderstehlich erfaßt, in ein langes, klingendes Lachen ausbrach, das erste seit jenem verhängnißvollen Tage der letzten Woche, das erste, welches Arnold überhaupt von ihr zu hören bekam.

Arnold lachte und lauschte, und eine neue Erkenntniß schien in seinem Innern aufzudämmern. Welch ein Kind war sie doch ungeachtet ihrer zweiundzwanzig Jahre, ein Kind in ihrem Ernste, ein Kind in ihrer Heiterkeit! Aber Reata sammelte sich plötzlich, bedenkend, wie wenig es ihr zieme, zu lachen, da ihr Herz gebrochen sei. „Nun, ich will heimgehen . . . die arme Gabriele erwartet mich gewiß schon seit langer Zeit!"

Nach jenem Lachen aber konnte sie nicht den gleichen Grad der Würde, welchen sie vorher behauptet, wiedergewinnen, und so gingen die Beiden in ziemlich freundschaftlichem Gespräche dem Hause zu.

„Vielleicht werde ich ein stärkeres Instrument als meine Arbeitsscheeren brauchen," bemerkte Reata nachdenklich, da sie sich dem Hause näherten. „Man bekommt wohl Baumscheeren in dem

nächsten Städtchen? ... Können Sie mir morgen Ihr Cabriolet leihen?"

„Mein Cabriolet!" wiederholte Arnold erstaunt; „zu welchem Zwecke?"

„Um nach G. zu fahren, wo ich eine Baumscheere besorgen will."

„Sie wollen selbst die Pferde lenken?"

„Ei gewiß."

„Sie würden sich überzeugen, daß es viel schwieriger ist, mit einem Cabriolet zu fahren, als mit jenen Fuhrwerken, an welche Sie gewöhnt sind."

„Ich bin an keinerlei Fuhrwerk gewöhnt. Noch nie in meinem Leben habe ich selbst gefahren. Trotzdem denke ich, es könne keine besondere Schwierigkeit darin liegen, ein Pferd auf ebener Straße zu lenken, wenn man die Zügel zu halten versteht; und dies verstehe ich gewiß, weil ich reiten kann."

„Und Sie glauben wirklich, Sie könnten ganz allein von hier nach G. und wieder zurückkommen?"

„Weshalb nicht? Bin ich doch von Mexico ganz allein hierhergekommen!"

„Daß Sie ein Mal eine Thorheit begingen, ist kein Grund dafür, es ein zweites Mal zu thun; zumal wenn Jemand da ist, in dessen Hand es liegt, zu verhindern, daß Sie sich lächerlich machen."

„Das heißt wohl mit andern Worten, Baron Bodenbach, Sie finden es angemessen, mir Ihren Wagen zu verweigern?" sagte sie aufbrausend.

„Deuten Sie meine Worte nach Ihrem Belieben," erwiderte er eben so hitzig; „aber für solch einen Zweck leihe ich meinen Wagen bestimmt nicht." Und hierauf trennten sie sich schnell, ohne Abschiedsgruß — er mit seinem schwingenden militairischen Gange der Hinterthüre zuschreitend, sie über die vordere Treppe des Hauses hinaufeilend.

„Nun, wie steht es mit der Hecke?" fragte Gabriele, als Reata etwas verstört das Wohnzimmer betrat.

„Nicht sehr gut; ich zerbrach die Scheeren, und dann wünschte ich morgen nach G. zu fahren, um eine Baumscheere zu kaufen; aber Ihr Bruder lehnte es ab, mir seinen Wagen zu leihen.“ Dabei warf Reata die dritthalb Scheeren vor sich auf den Tisch. „Es ist abscheulich; denn gewiß würde ich diese Woche noch einen Pfau fertig gebracht haben.“

„Hatten Sie in der That die Absicht, allein zu fahren?“

„Gewiß!“

„O, dann ist es dies, worüber Arnold böse wurde. Ich hörte ihn letzthin zu Papa sagen, er wäre entsetzt darüber, daß Sie allein von Mexico kamen, und fände es höchst unpassend.“

„Genau dasselbe, was sein Bruder sagte!“ murmelte Reata zwischen den Zähnen. „Wie lächerlich sie Alle sind! . . . Lächerlich!“ wiederholte sie laut, den Kopf trotzig zurückwerfend.

„Ach, Arnold ist immer so fürchterlich streng; nie läßt er mich thun, was mir beliebt,“ sagte Gabriele. „Otto ist viel liebenswürdiger — finden Sie nicht auch?“

„O, viel liebenswürdiger!“ dachte Reata mit erneutem Kummer; doch antwortete sie nicht und begab sich an das andere Ende des Zimmers. Otto würde nicht gesagt haben, sie sei lächerlich, noch ihr überhaupt in so rauher Weise begegnet sein. Wohl hatte er Recht gehabt, als er sagte, sein Bruder sei ihm so unähnlich, seine Brauen wären so buschig und er trüge ganz das Gepräge eines schweren Cuirassiers. Reata hatte nie in ihrem Leben einen solchen gesehen, dies that jedoch nichts zur Sache. — Ach ja! Otto war so höflich, so klug, so unterhaltend, so hübsch, alles, was ein Mann sein sollte — alles, nur nicht treu!

„Aber vielleicht wird Arnold die Scheere für sie besorgen,“ sagte Gabriele, da keine Antwort auf ihre letzte Bemerkung erfolgte. „Er muß bald wieder zur Stadt fahren.“

„Danke! Gerade jetzt werde ich schwerlich eine andere Gefälligkeit von Ihrem Bruder beanspruchen,“ erwiderte Reata trocken.

30.

„Wollen Sie Ihren Angehörigen nach Mexico schreiben, so müssen Sie dies heute thun; nur wenn die Briefe morgen aufgegeben werden, können sie rechtzeitig für die überseeische Post eintreffen," sagte Arnold eines Morgens am Frühstückstische zu Reata. Sie stutzte ein wenig, und mit der Kaffeebereitung innehaltend blickte sie auf und erwiderte: „Ja, ich will schreiben; fast hätte ich es vergessen."

Der Fuchs und die Pfauen waren, in richtiger Erkenntniß der ihnen bevorstehenden geringen Aufmunterung, in das Nichts zurückgesunken. Zwischen Arnold und Reata war dieses Gegenstandes nicht weiter Erwähnung geschehen. Doch hatte Letztere eines Tages drei halbe und eine ganze verrostete Scheere neben ihrem Arbeitskörbchen liegend gefunden und errathen, daß dies Arnold's Werk war.

„Die überseeische Post geht am Samstag ab," sagte Arnold seinem Vater, als er ihm nach dem Frühstück in sein Schreibzimmer folgte; „beinahe hätte auch ich es vergessen."

„Reata wird ihre Briefe wohl noch fertig bringen," versetzte der alte Baron. „Sie kann deren nicht viele zu schreiben haben; denn wie sie mir sagte, lebt in Mexico kein Glied ihrer Familie mehr."

„Ich dachte nicht an Fräulein Lackenegg, sondern an unsere eigenen Angelegenheiten," gab Arnold mit ernster Miene zurück.

„Was haben wir denn noch mit Mexico zu schaffen, jetzt, da die arme Olivia . . ."

„Noch immer sehr viel," unterbrach ihn sein Sohn; „du weißt, Vater, ich habe dir zu verschiedenen Malen davon gesprochen. Sechs Wochen sind verstrichen, seit wir die erste Kunde vom Tode der Tante erhielten, und nun wäre es an der Zeit, etwas Näheres durch den Advocaten zu erfahren."

„Ach, wir werden es wohl früh genug hören, Arnold — nur zu früh!" sagte der alte Herr seufzend.

„Ich begreife nicht," fuhr Arnold in lautem Selbstgespräche fort, „weshalb dieser Le Vendeur uns nicht schon früher Nachricht gab, da doch die Sache unser Interesse so nahe berührt. Es muß ein Testament da sein, und wenn auch Tante Olivia's Vermögen nicht uns zufallen konnte, muß sie über einen erheblichen persönlichen Besitz zu verfügen gehabt haben, und wir sind die nächsten Angehörigen. Wie ärgerlich, daß es so viel Zeit erfordert, Antwort zu erhalten! Ich wollte, ich hätte früher geschrieben; allein, ich glaubte bestimmt, diese letzte Post werde uns Nachricht bringen."

„Es kommen so mancherlei Zufälle vor, Arnold! Bedenke nur, wie leicht der Brief verloren gegangen sein mag. Ich erinnere mich eines Schreibens, vor etwa zwanzig Jahren, das abhanden kam und nie mehr aufgefunden werden konnte."

„Ohne Zweifel; doch ist der Postverkehr seit zwanzig Jahren einigermaßen vervollkommnet worden — und sollte wirklich ein Brief verloren gegangen sein, so ist dies für mich ein Grund mehr, zu schreiben."

„O, schreibe auf alle Fälle, wenn du es für gut hältst; und was mich betrifft, wäre es mir gewiß sehr lieb, nähere Angaben über die letzten Augenblicke der armen Olivia zu erhalten. Ein paar Mal erwähnte ich dessen gegen Reata; aber es bringt sie immer aus der Fassung, das arme Ding, wenn ich den Gegenstand berühre. Wie du weißt, sagt sie auch, sie sei zu jener Zeit nicht bei Olivia gewesen."

„Ja, Fräulein Lackenegg zieht es im Allgemeinen vor, diesen Gegenstand zu vermeiden," bemerkte Arnold nachdenklich; „die Erwähnung desselben scheint sie stets zu beunruhigen."

„Das ist auch ganz begreiflich; sie war meiner armen Cousine gewiß sehr zugethan."

„Vielleicht," sagte Arnold zweifelnd; nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Unstreitig ist es seltsam, daß jener Brief von Fräulein Lackenegg mit dem beigeschlossenen Begräbnißschein die einzige Mittheilung über das Ableben der Tante bleiben sollte."

„Nun," sagte Arnold am nächsten Vormittag, indem er einen langen, auf feinem schwarzgeränderten Papier geschriebenen Brief siegelte, „wir stehen jetzt in der Mitte des April. Mitte Juni muß ich die Antwort haben."

Während Arnold in seines Vaters Schreibzimmer seinen Brief zusammenfaltete, saßen Reata und Gabriele arbeitend und plaudernd im Wohnzimmer. Reata ließ ihre Arbeit häufig in den Schooß sinken, indeß ihre Augen nach dem geöffneten Fenster und zuweilen auf die Bilder an der Wand gerichtet waren.

„Wer ist jene Dame mit dem blauen Brocatkleide und gekräuselten Haar?" fragte sie Gabriele.

„Es ist eine unserer Vorfahren — ich weiß nicht genau, wann sie gelebt hat — auch eine Olivia Bodenbach."

„O, noch eine Olivia!" sagte Reata, mit der Spitze ihrer Nadel auf den Tisch tippend. „Wie erschreckend streng sie aussieht; hätte man ein schlechtes Gewissen, so müßte man vor diesem Blick erbeben."

„Du hast aber wohl kein schlechtes Gewissen, und jene Olivia Bodenbach war, glaube ich, in Wirklichkeit eine sehr gute Frau."

„Dann sind es vermuthlich nur die scharf gezeichneten Brauen, welche ihr ein so strenges Aussehen verleihen. Sie soll gut gewesen sein, sagst du?"

„So hörte ich; ihr Mann aber hat sie sehr unglücklich gemacht und sie zu Tode gequält. Zuweilen pflegte er sie an den Haaren zum Fenster hinauszuhängen; ein Mal wenigstens that er dies in einem Wuthanfalle."

„Dann ist sicherlich das Bild gemacht worden, nachdem sie zum Fenster hinausgehangen worden war. Und wo ist ihr Gemahl?"

„Der befindet sich im Salon; er ist bei weitem besser erhalten und viel zu gut für dieses Zimmer."

„Du mußt mich ihn nachher sehen lassen; er scheint einen gewissen Grad von Charakterstärke besessen zu haben."

„Ja, ich werde ihn dir zeigen. Sein Vater ist ebenfalls dort. Du mußt wissen, daß dieser es ist, der unsern Wahlspruch ersann. Er that ein Mal irgend etwas ganz Besonderes in einer Schlacht; dabei wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und den Wahlspruch erhielten seine Nachkommen als Belohnung."

„Nun, das nenn' ich eine Belohnung!" entgegnete Reata trocken, und die Arme auf den Tisch stützend, sprach sie sinnend: „Sangre pur ne puys faillir."

„Ach, du kennst ihn! . . . Reines Blut verleugnet sich nicht — er ist hübsch, nicht wahr? . . . Wie wunderlich, daß du dort drüben davon hörtest! Wahrscheinlich durch Tante Olivia? Dieser dort ist Onkel Max." Dabei deutete Gabriele auf das kleine dunkele Bild Maximilian Bodenbach's, welches neben der Dame in blauem Brocat hing.

Reata wandte sich rasch vom Fenster ab, dem Bilde zu. „Wie — wirklich Herr Boden?" Ihre Arbeit zu Boden fallen lassend, erhob sie sich und trat nahe an das Gemälde heran, um es genauer zu betrachten.

„Ist es ähnlich?" fragte Gabriele.

„Ja . . . nein . . . ich denke, es hat einige Aehnlichkeit," erwiderte Reata hastig, indem sie den Kopf noch mehr von Gabriele abwandte. „Er war ja viel älter, als . . . als ich ihn sah." Während sie noch vor dem Bilde stand, trat Arnold in das Zimmer.

„Papa wollte einen neuen Rahmen dazu bestellen, es firnissen und das Loch am linken Ohr ausbessern lassen; aber Arnold meinte, das sei zu nichts nütze."

„Meinten Sie das?" fragte Reata, sich mit blitzenden Augen plötzlich herumwendend.

„Ja wohl," antwortete er gelassen. „Die Malerei ist in der That eine so stümperhafte, daß es sich nicht lohnt, auch nur einen Groschen an den Aufputz zu wenden."

„Und das ist es, was Sie Dankbarkeit nennen!" Reata war an ihren Platz zurückgekehrt und nahm ihre Arbeit wieder auf.

„Ich gab nie vor, es so zu nennen. Unleugbar war es uns Allen sehr lieb, jene Summe zu erhalten; aber in Berücksichtigung des nahen Verwandtschaftsgrades lag nichts sonderlich Ueberraschendes darin. Allein was hat dies mit der Sentimentalität zu thun, die in der neuen Einrahmung eines schlechten Bildes liegt?"

Reata stickte schweigend fort; dann plötzlich die Hände in den Schooß sinken lassend, erhob sie den Kopf und sagte: „Vielleicht grollen Sie ihm wegen der Bedingungen des Testaments?"

Arnold blickte sie erstaunt an. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, Fräulein Lackenegg könne irgend welche Kenntniß von den Bedingungen des Testaments haben. Wie konnte sie sonst so überaus einfältig gewesen sein, zu glauben, Otto werde sie heirathen! In dieser Annahme gipfelten alle Wahrnehmungen, die Arnold gemacht zu haben glaubte.

„Die Bedingungen des Testaments?" wiederholte er mit einem leichten Anflug von Hochmuth. „Ich bin wirklich in Verlegenheit, die Bedeutung ihrer Worte zu erfassen."

„Ich meinte, die Lehre über die Reinerhaltung des Blutes, welche Ihnen darin ertheilt wird, hätte Sie vielleicht verdrossen."

„Was mich betrifft, so war dieselbe durchaus überflüssig." Der leise Nachdruck auf dem Worte „mich" reizte Reata über die Maßen. „Ich stimme jedoch vollkommen den Grundsätzen zu, auf welche jene Bedingungen gegründet sind."

„Zweifellos! Nun entsinne ich mich auch, gehört zu haben, Sie wären . . ." Lebhafte Röthe ergoß sich über ihre Wangen, und sie brach plötzlich ab, bedenkend, daß er wissen müsse, von wem ihre Belehrung herrühre.

„Was entsinnen Sie sich gehört zu haben?" fragte Arnold mit beginnender Ungeduld.

„Sie wären . . . Sie hätten . . . nein, Sie wären sehr altmodisch und aristokratisch in Ihrer Denkungsweise."

Diese Worte beruhigten Arnold sofort. Ein altmodischer Aristokrat genannt zu werden, erschien ihm eher als eine Schmei-

chelei, denn als das Gegentheil, auch wenn es nicht als solche gemeint war.

„Gewiß, Fräulein Lackenegg," sagte er, sich höher aufrichtend; „so wie es nicht erstaunlich ist, daß Ihnen die Sache anders erscheint." Wieder lag auf dem Fürworte ein leicht gehauchter Nachdruck, welcher Reata wie ein feiner Stachel traf. Arnold bedauerte seine Worte, da er die dunkele Röthe sah, welche ihre Wangen überzog. Sie biß sich in die Lippe, und zu ihm aufblickend, erwiderte sie rasch: „Dann meinen Sie offenbar, alles müsse der Geburt und dem Reichthum zum Opfer gebracht werden?"

„Dem Reichthum nicht, wohl aber der Geburt."

„Sonderbar!" sagte Reata in bitterer Betrachtung. „Wie bereitwillig doch die Männer alles ihren Lieblingsgötzen opfern!" Und noch bitterer fügte sie für sich selbst hinzu: „Ich möchte wohl wissen, ob jemals die Liebe eine ähnliche Macht ausübt."

„Das Gleiche gilt für die Frauen," entgegnete Arnold, wider Willen lächelnd. „Sie meinen doch nicht, daß die Frauen auf Geburt und Reichthum weniger Werth legen als wir. Dies ist vielleicht nur der Fall, wenn sie beides besitzen; dann können sie sich leicht den Anschein geben, dagegen gleichgültig zu sein."

„O nein, nein, Sie irren!" begann sie heftig, doch faßte sie sich und unterbrach sich rasch.

„Was also ist es, das die Frauen hochhalten," fragte er, die Hände in den Taschen, an der Fensterbrüstung lehnend, mit erheitertem Blicke.

Sie ließ das Köpfchen hängen; denn ihren innersten Gedanken konnte sie nicht wohl offenbaren. „O, andere Dinge!" sagte sie endlich ausweichend.

Vor sich hinlächelnd, strich Arnold seinen Schnurrbart.

„Worüber streitet Ihr denn?" warf Gabriele ein, welche dieses Gespräch zu langweilen begann. „Handelt es sich immer noch um Onkel Maximilian's Testament? Es ist so drollig; ich versuchte es zu lesen, konnte aber kein Wort davon verstehen.

Ich bin begierig, ob Tante Olivia's Testament ebenso ist. Wißt Ihr es nicht?"

„Mir wäre es ganz unmöglich, eine Vermuthung darüber aufzustellen," sagte Arnold, „da wir uns bis jetzt in vollkommener Unwissenheit darüber befinden, ob sie überhaupt ihren letzten Willen niedergeschrieben hat." Dabei blickte er auf Reata, als erwarte er einen Aufschluß.

Ihr Kopf blieb über die Stickerei geneigt.

„Jedenfalls ist es seltsam," rief Arnold, nach kurzer Pause einen zweiten Angriff versuchend, „sehr seltsam, daß wir von Fräulein Bodenbach's Advocaten nichts zu hören bekamen! Dieser Herr Le Vendeur hätte längst schreiben müssen."

„Zu welchem Zweck sollte er Ihnen denn schreiben? Verlangen Sie nochmals zu hören, daß Ihre Tante gestorben sei?"

Obwohl sie den Kopf nicht erhob, konnte Arnold bemerken, daß sie verdrießlich, ja sogar beunruhigt aussehe.

„Herr Le Vendeur sollte in der That geschrieben haben," wiederholte er.

„Meinen Sie?" warf sie mit erkünstelter Gleichgültigkeit hin.

„Ganz entschieden! Es ist wirklich Mangel an Achtung gegen uns, die wir die ältere Linie der Familie vertreten, die formelle Anzeige des Ereignisses zu unterlassen."

Reata ließ ihre Stickerei in den Schooß sinken und hob den Kopf in die Höhe.

„Weshalb also machen Sie die Rechte der ältern Linie der Familie Bodenbach nicht geltend — Sie, der Sie sich, wie es scheint, als deren Oberhaupt betrachten?"

„Dies ist es, was ich so eben that," sagte Arnold, den zweiten Theil ihrer Rede nicht beachtend, indem er seine Rocktasche, aus welcher die schwarzgeränderte Ecke eines Briefes hervorsah, leicht berührte. „Ich schrieb an Herrn Le Vendeur und werde heute Nachmittag in das Dorf hinabgehen, um den Brief auf die Post zu geben. Dies ist der Grund, welcher mich hierherführte Ich wollte fragen, ob Ihre Briefe bereit sind; dieselben könnten gleichzeitig befördert werden."

„Danke, sie sollen bis zur Mittagszeit fertig sein."

Als die Familie bei Tische saß, wurde ein Telegramm gebracht. Reata konnte sich eines leichten Schauders nicht erwehren. Niemals, dachte sie, würde sie wieder ein Telegramm erblicken können, ohne zu schaudern.

„Das Pferd trifft schon heute Nachmittag ein," sagte Arnold. „Der Bursche ist abergläubisch, wie es scheint, und hatte nicht daran gedacht, daß morgen Freitag sei. Zu albern!" fügte er bei.

„Zu welcher Stunde wird es ankommen?" fragte der alte Baron.

„Gegen drei Uhr. . . Ach, das erinnert mich, — ich wollte ja in das Dorf hinabgehen, meinen Brief aufzugeben, und gerade um drei Uhr gedachte ich dort zu sein. Der Aberglaube dieses Menschen kommt mir doch in die Quere. Nun weiß ich nicht, was da zu thun ist; denn bei der Ankunft des Pferdes muß ich hier sein, und meinen Brief dem Boten anzuvertrauen, paßt mir nicht recht."

„Ich will Ihnen helfen!" rief Reata. „Könnten nicht Gabriele und ich die Briefe zur Post bringen? Das Wetter ist so herrlich und wir beabsichtigten ohnedies einen Spaziergang."

„Ach ja, laß uns gehen!" rief Gabriele, fröhlich in die Hände schlagend. „Zugleich könnte ich auch die blaue Wolle für Chéri's Decke besorgen."

„Für Gabriele ist der Weg etwas weit," sagte Arnold unschlüssig.

„O nein — sei nicht unfreundlich, Arnold! Ich befinde mich heute ganz ganz wohl, und wir wollen recht langsam gehen."

„Ich denke wirklich, Arnold, du solltest es gestatten," sagte jetzt der alte Herr. „Ich möchte das Thier nicht unter meiner Obsorge haben," schloß er ängstlich.

„Wohlan, es sei," erwiderte Arnold mit jenem innerlichen Widerstreben, welches immer in ihm durch Abänderung eines ein Mal gefaßten Planes hervorgerufen wurde.

„Dann wollen wir uns schnell zurecht machen!" rief Reata, aufspringend. „Nun bitte ich um den Brief," sagte sie, wenige

Minuten später herabkommend, noch athemlos von der Hast, mit welcher sie sich umgekleidet hatte.

Arnold zog das schwarzgeränderte Couvert aus der Tasche und händigte es seiner Schwester ein, ohne Reata's halb ausgestreckte Hand zu bemerken oder bemerken zu wollen.

Fliegende Röthe zog über Reata's Züge, als Arnold an ihr vorbei den Brief in Gabrielens Hand legte. „Komm, gehen wir!" rief Reata, der Thüre zuschreitend.

Was lag doch in ihren Augen, das in Arnold ein plötzliches, wenngleich unbestimmtes Mißtrauen wachrief?

Er rief den Fortgehenden nach: „Vergiß nicht, Gabriele, mir einen Empfangsschein mitzubringen; der Brief muß eingeschrieben werden. Verstehst du mich?"

Der Weg zum Dorfe ging bergab durch einen langen, sich schlängelnden Hohlweg mit hohen Lehnen zu beiden Seiten, begleitet von Hagedorn-Hecken. Zu anderer Zeit würde Reata hier gern verweilt haben, um eine Hand voll Schlüsselblumen zu pflücken, welche hoch oben an den Hecken wuchsen. Heute schritt sie unbeirrt weiter, uneingedenk ihres Versprechens, aus Rücksicht für Gabriele den Schritt zu mäßigen; doch so sanft, frisch und belebend war die Luft, so klar und mit tausend Reizen geschmückt der Tag, daß Gabriele selbst nicht daran dachte, während des Ganges auszuruhen. Ficha und Chéri, überglücklich im Sonnenschein und in ihrer gegenseitigen Gesellschaft, fühlten sich durch den Anblick der zahllosen kleinen Oeffnungen in der röthlichbraunen Erde der Lehnen, jener Oeffnungen, welche sie durch Instinct und Erfahrung als die Behausungen der Feldmäuse, ihrer natürlichen Feinde und rechtmäßigen Opfer, kannten, zu lustigen Abenteuern angespornt. In tollem Eifer rennen sie den steil abfallenden Hang auf und nieder, beschnuppern jedes Erdloch mit blutdürstiger Begier, vor welcher all' die kleinen Einwohner in zitterndem Schrecken die innersten Schlupfwinkel aufsuchen.

Indeß haben die jungen Mädchen einen weiten Vorsprung gewonnen. Reata's Stimme schallt durch den Hohlweg: „Ficha!

Ficha! Ficha!" Die Hündchen stutzen, horchen, geben ihre Hoffnung auf den Mäusefang auf und springen den Hang herab, lockere Erdklumpen mit sich reißend; hierauf ihre volle Kraft einsetzend, jagen sie pfeilschnell dahin und, unfähig, plötzlich einzuhalten, in ungestümem Laufe an ihren Herrinnen vorüber.

„Wie wunderlich ist dein Bruder Arnold doch zuweilen!" sagte Reata jetzt.

„Er ist manchmal erschrecklich streng; dies meinst du wohl?"

„Ach nein; mir gegenüber könnte er wohl kaum streng sein," entgegnete Reata. „Ich glaube schon, er möchte es, wenn er es könnte; allein glücklicherweise besitzt er kein Recht dazu. Nicht dies meinte ich, sondern daß er so ungleich in seinem Benehmen ist. Mitunter läßt sich's ganz angenehm mit ihm plaudern, aber plötzlich, Niemand weiß warum, ist er durch eine lächerliche Kleinigkeit verletzt und hält sein Haupt bis in die Wolken hinauf. Dann könnte man eben so leicht versuchen, mit einem Eisberg ein Gespräch anzuknüpfen."

„Gefällt dir Arnold nicht?" fragte Gabriele.

„Doch . . . er gefällt mir ganz gut, das heißt . . . er mißfällt mir durchaus nicht. Trotz seiner übertriebenen Ideen liegt etwas Edeles in seinem Wesen."

„Aber Otto ist viel liebenswürdiger, nicht wahr?" sagte Gabriele; welche nie die Gelegenheit vorübergehen ließ, ihrer Vorliebe für den jüngern Bruder Ausdruck zu geben. „Jedermann zieht ihn vor, — Jedermann, Hermine ausgenommen, die hierin nie mit mir übereinstimmte."

„Ficha, du herzloses Geschöpf, wie kannst du ein neugeborenes Lamm anbellen!" rief Reata, vorwärts eilend. „Wie gefiele es dir, angebellt zu werden, wenn du erst eine Stunde alt wärest?"

Sie hatten das Ende des Hohlweges erreicht und kreuzten nun die weite Wiese, jenseits deren das Dorf lag. Im Vordergrunde, dem Fußpfade ganz nahe, stand neben seiner besorgten Mutter ein winziges Lämmchen, Ficha und Chéri dabei, die ganze Kraft ihrer Lungen an dieser Familiengruppe erprobend. Das Mutterschaf schüttelte unwillig den Kopf, das Neugeborene

schaute belustigt drein und führte — zu jung, um Furcht zu kennen — schwache, ungeschickte Stöße gegen seine Bedroher.

„Wir kommen noch bequem zurecht," sagte Reata, als sie die Dorfstraße hinschritten; „es fehlen noch zwanzig Minuten zu drei Uhr. Wir brauchen uns nicht zu beeilen."

Ein Dorf, wie die Mehrzahl der steiermärkischen Dörfer — rein getünchte Häuser, mit quadratischen, tief liegenden Fenstern; etwas abseits von der Straße, inmitten eines grasbewachsenen Friedhofes die Kirche, weiß getüncht wie die Häuser, doch mit ihrer in der Sonne blinkenden schlanken Thurmspitze hoch über die Wohnstätten emporragend. Zunächst fällt die Dorfschenke in die Augen, mit der Bezeichnung: „Gasthaus zum wilden Mann" überschrieben. Auf der weißen Wand nächst der Thüre befindet sich die Darstellung eines übergroßen und abschreckenden Individuums, gemalt in der Farbe der Rothhäute, mit den Zügen eines Gorilla, mit unglaublichen Glieder-Verrenkungen eine entwurzelte junge Tanne über seinem Haupte schwingend. Neben dem Hause ein halbes Dutzend großer Kastanienbäume, deren Knospen eben erst gelb und klebrig zu werden beginnen, und eine Reihe in den Boden befestigter, roh gezimmerter Tische und Bänke; da und dort ein gefülltes Bierglas auf dem Tische und ein Kärrner dabei, seinen Nachmittagstrunk haltend. Allein jetzt ist nicht die Zeit der müßigen Ruhe; die Schenke ist leer und still. Die ganze Straße liegt ruhig da; die Leute sind im Felde beschäftigt. Aber später, wenn das Tagewerk beendet ist, wird es in der Straße und auf den Bänken unter den Kastanien gedrängt und lärmend werden. Die Kellnerin mit der weißen Schürze lehnt, die Arme verschränkt, im Thorwege des Gasthauses. „Küss' die Hand, Baroneß!" ruft sie, da die beiden jungen Mädchen vorüber gehen. Der Brunnen mitten in der Straße sprudelt sein krystallhelles Wasser lustig in den großen, hölzernen Trog, liebliches Murmeln in die stille Luft sendend. Sie kommen an der Dorfschule vorbei, durch deren offene Fenster ein näselndes Summen in monotoner Einförmigkeit herausdringt. Der Pfarrer, mit einem großen Buch unter dem Arme, öffnet

eben die Thüre des Schulhauses. Er zieht höflich seinen Hut vor den Damen und geht hinein.

Nun gelangen sie an das letzte Haus der Zeile — Postamt und Tabakladen zugleich —, bezeichnet und geschmückt mit dem österreichischen schwarzen Doppeladler auf leuchtendem gelbem Grunde.

Gabriele ging langsam und in augenfälliger Müdigkeit. Auch Reata hatte ihre Eile gemäßigt; sie blickte nicht um sich, sie sprach nicht, kaum antwortete sie auf Gabrielens Bemerkungen.

„Du bist ermüdet," sagte sie zu Gabriele, wenige Schritte vor dem Postamte plötzlich stehen bleibend, wobei sie ihre Freundin nicht ansah, sondern ihre Augen seitwärts richtete nach einer Drossel in einem Käfig von grobem Weidengeflecht, der an einem Fenster jenseits der Straße hing.

„Ja, ich bin müde," erwiderte die Angeredete etwas kleinlaut.

„Setze dich hier auf die Bank," sagte Reata mit einer gebieterischen Geberde, „und gib mir den Brief; ich werde ihn besorgen."

Gabriele ließ sich, der Aufforderung ohne Zögern Folge leistend, auf die hölzerne Bank nieder. Gewöhnlich that sie, wie ihr geheißen wurde, und sie hatte sich vorzugsweise daran gewöhnt, Reata's Vorschlägen unbedingt zu folgen. Tief aufathmend, griff sie in die Tasche und holte Arnold's Brief hervor. „Hier ist er; du weißt, Arnold sagte, er müsse eingeschrieben werden."

„Ja, ich weiß es," antwortete Reata, das schwarzgeränderte Couvert entgegennehmend, wobei lebhafte Röthe ihr Antlitz überflog. „Wir sind zu rasch gegangen, Gabriele, und durch meine Schuld. Wie unrecht war es von mir, dich so anzutreiben!" Sich niederbeugend, drückte sie einen flüchtigen Kuß auf Gabrielens Stirne.

Reata trat über die Schwelle, dann hielt sie zögernd inne, einen Blick auf Gabriele und einen auf den Brief in ihrer Hand werfend. „Laß die Hunde nicht hereinkommen; sie würden hier

m Wege sein," sagte sie, und ohne Gabriele noch ein Mal an-
usehen, wandte sie sich rasch und schritt vorwärts.

Abgespannt lehnte Gabriele sich in der Bank zurück. Sie
achte an den Heimweg mit seinem langwierigen Anstieg zwischen
en Hecken. Sie wünschte, sie wäre schon zu Hause, und sagte
ich, daß sie nicht so bald wieder Verlangen tragen würde, nach
em Dorfe zu gehen. Ficha und Chéri hatten sich unterdessen
emüht, die Begegnung mit den Schulkindern zu ihrer Unter-
altung auszunützen, indem sie ohne Wahl alle anbellten; und
i der That gelang ihnen der Spaß, insofern sie einen kleinen
ungen dazu brachten, auf seine Schiefertafel niederzustürzen und
or Schreck ein klägliches Geheul anzustimmen. Gabriele macht
nen schwachen Versuch, die Hunde zu sich zu rufen, wird aber
icht beachtet; da hört sie die innere Thüre sich öffnen und wieder
hließen. Reata tritt aus dem Hause; ihr Gesicht ist roth und
ühend, und auf die Bank sich niederlassend, hält sie die Hände
ie zur Kühlung an die Wangen.

„Wie erhitzt siehst du aus!" ruft Gabriele. Es fiel ihr auf,
ß das Antlitz ihrer Freundin einen ungewöhnlichen Ausdruck
ug.

„Es war so erstickend in der kleinen Stube; ich konnte kaum
hmen."

Als die Beiden, heimkehrend, die Steinbühler Allee erreichten,
itzte sich Gabriele, von dem Gange erschöpft, matt auf Reata's
m. Arnold war ihnen bis zur Hälfte der Allee entgegen-
kommen. „Da seid ihr endlich!" rief er ihnen zu. „Ihr seid
ge fort gewesen. Hast du meinen Brief gut besorgt, Gabriele?
o ist der Empfangsschein?"

„Reata hat ihn; es ist alles in Ordnung." Arnold wendete
), die Hand ausstreckend, Reata zu. Schon suchte diese vor-
tig in ihrer Tasche und förderte nach einigen Augenblicken
i gewünschten Empfangsschein zu Tage.

„Le Vendeur, Mexico," las Arnold; dann faltete er das
ättchen zusammen und legte es in sein Taschenbuch. Reata
te sich abgewendet, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Kommt nun, mein Pferd anzusehen; es ist vor einer halben Stunde eingetroffen."

„Ach, Arnold, ich bin sehr ermüdet; ich kann nicht weiter gehen. Der Weg in das Dorf erschien mir heute viel länger als sonst."

„Wahrhaftig, du siehst todtmüde aus!" sagte Arnold, jetzt erst seine Schwester aufmerksamer betrachtend; und mit einem vorwurfsvollen Blick auf Reata fuhr er fort: „Ihr seid zu rasch gegangen. Geh' in's Haus und lege dich gleich nieder! Das Pferd sollst du morgen sehen."

Reata's Antlitz färbte sich dunkeler, doch erwiderte sie nichts.

„Reata aber soll mit dir gehen; sie liebt die Pferde so sehr, und eben sagte sie, sie freue sich, das neue Pferd zu sehen. Nicht wahr, Reata?"

Arnold war nur zu froh, Jemand gefunden zu haben, der geneigt schien, an seinem neu erworbenen Besitz Interesse zu nehmen, und als Gabriele in das Haus ging, wanderten die beiden Andern den Ställen zu. Durch den Garten führte der nächste Weg, und diesen schlugen sie ein, ohne daß Reata, welche sichtlich zerstreut war, es bemerkt hätte.

„Als Mexicanerin verstehen Sie sich wohl einigermaßen auf Pferde?" hob Arnold an.

„Ja wohl, sehr . . .," antwortete sie, in Gedanken verloren. Dann fuhr sie plötzlich zusammen; denn sie hatte die Gartenthüre erreicht, und Arnold hielt diese, um Reata vorangehen zu lassen, offen. Seit jenem in Träumen verbrachten Morgen war sie nicht mehr durch den Garten gegangen.

„Ach, ich hatte nicht die Absicht, hier einzutreten," begann sie stotternd, verstummte jedoch sofort, da sie Arnold's überraschtem Blicke begegnete. „Himmel! wie kraftvoll und unnachgiebig er aussieht, und wie seine dichten Brauen dräuen!" dachte sie. Heute aber fühlte sie sich unfähig, seinem Willen zu widerstreben — vielleicht lastete etwas auf ihrem Gewissen. Sie beugte sich der Nothwendigkeit, und mit ziemlich trüber Miene trat sie ein. Nicht ihr gewohnter elastischer Schritt trug sie jetzt

sie schlich vielmehr über den Mittelpfad und seufzte erleichtert auf, als das Gitterthor am andern Ende des Gartens sich hinter ihr schloß.

„Nun, hat es Ihren Beifall?“ fragte Arnold, als Reata in den Pferdestand trat, den Hals des Thieres zu streicheln, welches, gierig kauend, kaum seine Nüstern erhob, um sich zu präsentiren.

„Ja, es gefällt mir; ich habe eine große Vorliebe für Pferde.“

„Es ist das beste, welches seit meinem Austritt aus der Armee mein Eigenthum wurde; und ich kam sehr billig dazu. Welch ein Genuß wird es sein, wieder ein Mal ein gutes Pferd zu reiten statt jenes elenden Kleppers!“

„Weshalb aber haben Sie nicht längst ein gutes Pferd sich angeschafft?“ fragte sie ohne Ueberlegung, während ihre Hand über die Mähne des Braunen strich.

„Weil ich die Mittel hierzu nicht besaß,“ versetzte Arnold kurz.

„O, verzeihen Sie, ich vergaß . . .“ und sie wandte sich verlegen ab.

Es entstand eine minutenlange Pause. Arnold trat zu Häupten des Pferdes und schickte sich an, ihm die Decke wieder über den Rücken zu legen. Reata ging aus dem Stand und setzte sich auf eine leere Packkiste, welche umgestürzt im Stroh lag.

„Entspricht das Pferd Ihrem Gewicht?“ fragte sie.

„Das sollte ich wohl meinen,“ entgegnete er, über den Rücken des Pferdes heiter nach ihr hinsehend. „Da, sehen Sie ein Mal“ — und er legte die Hand auf die kräftigen Schultern des Braunen —, „das trüge auch einen Mann, der um einen halben Centner schwerer wäre wie ich. Es ist ein prächtiger Rücken; finden Sie dies nicht auch?“

„Darüber habe ich kein Urtheil; ich sehe nicht, was an diesem Rücken prächtig sein soll. Mir erscheinen alle Pferde-Rücken gleich.“

Arnold brach in helles Lachen aus.

„Ich fragte nur deshalb,“ sagte Reata, durch sein Lachen nicht sonderlich aus der Fassung gebracht, „weil Sie so groß

und stark aussehen. Ich meinte, Sie benöthigten ein größeres Thier."

„Ich bin nicht so schwer, wie ich aussehe; mein Bart ist es, der mich so erscheinen läßt, und Bärte haben kein Gewicht. Uebrigens ist das Pferd nicht klein; fünfzehn drei ist alles, was ich brauche."

„Dies ist gerade »Maraquita's« Größe, so viel ich mich entsinne."

„Ja, ich glaube; aber was hat das damit zu schaffen?"

„O, ich dachte nur, »Maraquita« wäre zu leicht für Sie."

„Was in aller Welt führt Sie nur auf diesen Gedanken?"

„Mit der Fußspitze im Stroh wühlend, blickte Reata zu Boden; unmöglich konnte sie ihm mittheilen, von wem sie jenen Ausspruch gehört hatte.

„Ich fürchte, mein Pferd mißfällt Ihnen," sagte Arnold, da auf seine letzte Frage keine Antwort erfolgte. „Sie scheinen geneigt, manches an ihm zu tadeln."

„Durchaus nicht! Ich verstehe nur nichts von Rücken und Füßen. Lediglich die Schönheit eines Pferdes kann ich beurtheilen, und Sie müssen wohl zugestehen, daß dieses hier nicht so hübsch ist als »Maraquita«".

„Maraquita!" wiederholte Arnold überrascht. „Ei, diese gehört in eine ganz andere Kategorie! Mein Brauner ist wohl in seiner Art ein ganz gutes Pferd, hat aber nicht den vierten Theil von »Maraquita's« Werth. Ein solches Pferd hätte ich jetzt nicht anstreben können, und Otto eben so wenig, würde es ihm nicht ein glücklicher Zufall gebracht haben."

„Es hätte Ihnen also Vergnügen gemacht, »Maraquita« zu besitzen, und Sie glauben, Sie wären nicht zu schwer für sie gewesen?" fragte Reata hastig. „Sie war Ihnen bestimmt; es war bereits festgesetzt. Sagte Ihr Bruder es Ihnen nicht?" Unbedachter Weise kamen die Worte über ihre Lippen; sie hatte die Absicht gehegt, niemals aus eigenem Antriebe von Otto zu sprechen.

Arnold's Hand glitt von des Braunen Schulter herab und vergrub sich in eine Tasche seines Rockes. Erstaunt blickte er Reata an. „Mir gesagt, was denn?" fragte er mit fast finsterer Miene, und wieder fühlte sie jenen Druck auf ihrem Gewissen und jenes Etwas in ihrer Tasche; und, wie einem Zwange folgend, antwortete sie: „Ihre Tante wollte Ihnen Maraquita senden, als Entschädigung für die aufgegebene Reise nach Mexico; allein Ihr Bruder meinte, Sie würden keinen Werth darauf legen, oder könnten das Pferd nicht gebrauchen, oder Aehnliches." Sie sprach zögernd, erröthend und blickte auf das Stroh zu ihren Füßen. Da keine Antwort kam, dachte sie: „Er ist böse und wird es seiner Tante verargen, daß sie nicht auch ihm ein Pferd geschenkt hat."

„Bitte, seien Sie nicht böse," sagte sie schüchtern. „Ihre Tante hätte Ihnen herzlich gern auch etwas geschickt, aber im letzten Augenblicke konnte sie nichts mehr ersinnen." Dann erhob Reata die Augen und sah ihm in's Gesicht.

„Böse . . . über eine alte Frau, die ich niemals sah, und die nun todt ist! Gewiß nicht; wie aber konnte Otto . . . Er hätte wissen können, daß ich ihm das Pferd überlassen haben würde, wenn . . . ." Hier brach er, sich stolz aufrichtend, plötzlich ab. Keine Spur von Aerger war an ihm bemerkbar; allein in Zug tiefster Verachtung lag in seinen Augen und auf dem ganzen Antlitz, dessen Färbung noch um einen Schatten dunkeler wurde.

Mit einem einzigen Blick nahm Reata diese Anzeichen wahr und sah dann wieder zu Boden. All' jene glaubwürdigen, schön gefärbten, zart gewendeten Entschuldigungen und Gründe Otto's erklangen in ihren Ohren — nun nicht mehr glaubwürdig und zart, wohl aber in der ganzen Nacktheit erbärmlichster Selbstsucht — und machte sie an seiner Statt erröthen. „Wie schrecklich müßte es sein, diese Augen mit solcher Mißachtung auf sich gerichtet zu sehen!" dachte sie, indem sie einen verstohlenen Blick auf Arnold's hohe Gestalt warf.

„Hätte ich es Ihnen doch nicht gesagt!" sprach sie kummervoll.

„Es ist von keiner Bedeutung," lautete die ziemlich kühle Antwort; und Arnold wandte sich ab, anscheinend zur genauen Untersuchung des Hafers in der Krippe. „Vielleicht hatte Otto Recht; es ist für ihn von viel größerer Wichtigkeit, ein edles Pferd zu besitzen, als für mich; und ohne Zweifel wäre »Maraquita« hier nicht an ihrem Platze gewesen." Sein Ton trug den Stempel der Gleichgültigkeit. Aber die menschliche Natur läßt sich denn doch nicht vollkommen verleugnen, und so konnte Arnold nicht umhin, einen etwas mißfälligen Blick über das ruhig fressende Thier zu werfen, während er dasselbe im Geiste mit der herrlichen „Maraquita" verglich.

„Er ist von edeler Denkungsart," dachte Reata; „er will seinen Bruder vertheidigen!" Seine letzte Bemerkung aber ließ sie unerwidert.

Als sie an der offenen Thüre des Wohnzimmers vorüberkam, rief Gabriele ihr zu: „Komm doch herein, Reata, und erzähle mir von dem neuen Pferde!"

„In wenigen Minuten bin ich bei dir!" rief sie zurück und eilte über die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Dort schloß sie die Thüre, versperrte sie, schob den Riegel vor, flog zum Fenster, und den Vorhang hastig zuziehend, verdunkelte sie den Raum. All' dies geschah in fieberhafter Eile. Sie zündete ein Licht an, aber so sehr zitterte ihre Hand, daß sie kaum im Stande war, das Zündhölzchen an den Docht zu halten. Hierauf zog sie rasch einen großen, schwarzgeränderten Brief aus der Tasche, und ohne denselben anzusehen, näherte sie ihn der Kerze, bis die kleine flackernde Flamme das Papier erfaßte und, hell auflodernd, es mit gieriger Zunge verzehrte. Mit abgewendetem Antlitz, als scheue sie, das gelblich-blaue Licht zu gewahren, stand sie unbeweglich, bis das brennende Papier ihre Fingerspitzen sengte; dann schleuderte sie den sich kräuselnden Ueberrest zu Boden und beobachtete ihn, bis er vor ihren Augen in ein Nichts zerfiel.

31.

Otto's Hochzeitstag nahte heran. Noch nicht vier Wochen war die Verlobung alt, doch mit der Vermählung sollte nicht lange gezögert werden; im Maimonat sollte sie stattfinden, also ungefähr in weitern vier Wochen. Briefe in großer Zahl waren zwischen den beiden Familien hin und her gegangen, alle herkömmlichen Artigkeiten gewechselt worden; Beglückwünschungen strömten aus allen Richtungen zu. Auch Photographieen waren ausgetauscht worden, und zwei derselben, in Cabinet-Format, Otto und seine Braut darstellend, waren in Steinbühl eine besondere Quelle freudiger Anregung. Graf Przeszechowski hatte bei den Stipulationen des Heirathş-Contractes eine höchst liberale Handlungsweise an den Tag gelegt. Otto war in der That glücklich zu preisen. Täglich wurde der alte Baron beredter über dieses Thema. Kein Tag verstrich, ohne daß Reata von den fortwährend wiederkehrenden Darlegungen dieser Gefühle tief verwundet wurde.

Anfangs hatte Baron Walther beabsichtigt, mit seiner Familie zur Hochzeit nach Galizien zu reisen; doch war dieser in dem ersten Ueberquellen der Freude gefaßte Plan bald wieder aufgegeben worden. Nach kurzer Zeit brach die Ueberzeugung sich Bahn, daß Gabriele den Anstrengungen der Reise nicht gewachsen sei. Zwar war sie weniger ruhelos, da sie nun Reata stets um sich hatte; aber ihre Kräfte nahmen nicht zu. Ihr Husten verschlimmerte sich, und selbst bei dem herrlichsten Wetter sehnte sie sich niemals nach einem Spaziergang. Immer bereit, sich an ihre Umgebung anzuschließen, hatte sie für Reata eine leidenschaftliche Zärtlichkeit gefaßt; sie blickte zu ihr auf, sie lehnte sich an sie. Und Reata gewöhnte sich bald an diese offen dargelegte Bewunderung.

Musik hatte besänftigenden Einfluß auf die Kranke. Reata war keine vorzügliche Pianistin; niemals hatte sie diese Kunst regelrecht betrieben. Doch fluthete eine Fülle von nationalen

Weisen in ihrer Erinnerung, welche zuweilen wie melancholische Anklänge an die Vergangenheit zu Tage traten, insbesondere wenn sie in trüber und träumerischer Stimmung war. Dann sang sie in sanften Tönen, die zum Herzen gingen, wie der süße Gesang irgend eines scheuen Waldvögelchens, sich in einfachen Accorden auf dem alten Flügel begleitend; zu andern Zeiten jedoch konnte sie weder singen noch spielen, wie sehr auch Gabriele sich nach Musik sehnte.

Die Zuneigung und Bewunderung eines so viel schwächern Wesens, als sie selbst, rief in Reata's Seele bald ein Echo wach. Fast erstaunte sie darüber, sich noch einer so warmen Empfindung für irgend ein Wesen fähig zu finden. Die kleinen Zänkereien mit Arnold waren versiecht, obschon sie ihm oft, jetzt öfter als früher, auf ihren einsamen Wanderungen begegnete.

Unter den Besuchern, welche in Steinbühl sich eingefunden hatten, ihre Glückwünsche darzubringen, befanden Schwerendorfs sich nicht. Diese hatten die letzten Wochen bei Verwandten zugebracht und waren eben erst heimgekehrt, wie ein Brief berichtete, der zugleich ihr Erscheinen für den kommenden Tag ankündigte.

„Hoffentlich treffen sie schon zu Tische ein," sagte am Vorabend Gabriele zu Reata.

Sie saßen im Wohnzimmer, und schon dämmerte es. Die hölzerne Freitreppe knarrte unter nahenden Schritten, und Arnold trat vom Balcon herein.

„O Arnold, bist du es?" sagte Gabriele, als ihres Bruders dunkele Gestalt sich in der Thüre von dem Zwielicht draußen abhob. „Eben sehnte ich mich nach dir. Ich wollte dich bitten mir die Photographieen zu geben, welche gestern ankamen: die Bilder von Otto und Halka."

„Ich habe jetzt keine Zeit. Du hast sie ja gestern lange genug betrachtet."

„Ich möchte sie aber Reata zeigen."

Arnold richtete seinen Blick auf Reata. Sie saß zurückgelehnt in einem niedern Armstuhl, unbeschäftigt. Er konnte die anmuthigen Umrisse ihrer Gestalt unterscheiden, aber nicht ihr

Züge. „Die Photographieen können für Fräulein Reata doch kaum von Interesse sein.“

„Ach ja, Arnold, gib mir sie doch! Halka's Photographie ist so hübsch, und ich sah sie nur flüchtig. Auch du wünschest sie zu sehen, Reata, nicht wahr?“

„Es ist viel zu dunkel, um irgend etwas ansehen zu können,“ begann Arnold.

Aber Reata unterbrach ihn: „Ich möchte die Photographieen sehr gern sehen, und für mich ist es noch hell genug; meine Augen sind vortrefflich.“ Ihre Stimme klang ruhig, obwohl etwas trotzig. In letzterer Zeit glaubte sie aus gewissen Anzeichen zu entnehmen, Arnold habe ihr Geheimniß entdeckt; auch schien es ihr hin und wieder, als wäre er bemüht, ihr unangenehme Empfindungen zu ersparen. Sie wollte aber nicht bemitleidet werden.

Wieder blickte Arnold nach ihr — umsonst, tiefer Schatten lag auf ihrem Gesicht. So ging er denn, schloß ein Schränkchen auf und holte eine große Photographie heraus. Er sah sie rasch an, dann legte er sie zurück und nahm eine andere auf.

„Weshalb legen Sie dieses Bild weg?“ fragte Reata, welche seinen Bewegungen gefolgt war.

„Es ist nicht Comtesse Halka's Photographie,“ erwiderte er, den Schrank schließend, „nur die meines Bruders.“

„Ich möchte sie ebenfalls sehen,“ sagte Reata mit festem Blick und noch festerer Stimme. Er brachte nun beide und legte sie in ihre Hand. Sie hatte sich aufgerichtet und die Hand Arnold entgegengestreckt. Zu dunkel war's indeß im Zimmer doch; so stand sie denn auf und ging zur offenen Balconthüre. Allein auch da schien es nicht hell genug zu sein; denn sie trat hinaus und lehnte sich über die hölzerne Balustrade. Halka's Bild betrachtete sie zuerst; begierig suchte sie die Linien des Antlitzes, von dem ihre Phantasie ihr so viele Bilder entworfen, und über welches sie nachgedacht hatte, bis sie des Nachdenkens müde geworden war. Ihr erster Eindruck war: „Wie hübsch!“, ihr zweiter: „Doch nicht so sehr, wenn man die ein-

zelnen Theile prüft." Reata aber prüfte die einzelnen Theile, und zwar gründlich.

Volle fünf Minuten blieb Reata in den Anblick von Halka's Photographie versunken; dann wendete sie sich mit leisem Beben Otto's Bilde zu. Kein eingehendes Studium war hier nöthig; kannte sie doch jeden seiner Züge, jeden Blick, jeden Ausdruck. Ein schöner Kopf; der echte Typus männlicher Schönheit. Während Reata sich über das Bild neigte, war sie sich bewußt, jene Züge zum ersten Male mit kritischem Auge zu prüfen: kein Mangel war zu finden, wie scharf sie auch nach einem solchen forschte.

„Reata!" rief Gabriele vom Zimmer aus, „kommst du nicht herein? Es wird so kalt hier, und ich bin ganz allein."

„Ja," rief Reata zurück, „ich komme!" — Da bemerkte sie, daß ein schwerer Tropfen auf das Papier gefallen war. „Kann ich so thöricht gewesen sein, zu weinen?" dachte sie, die feuchte Stelle mit ihrem Taschentuche trocknend. „Meine Augen sind wohl der Thränen schon so gewöhnt, daß ich weine, ohne es zu wissen." Sie irrte sich; denn ihre Augen hatten keine Schuld daran. Ein großer Thautropfen hatte sich von den Blättern der Schlinggewächse losgelöst.

Arnold war nicht mehr im Zimmer. Gabriele war allein und, wie immer, auf ihrem Sopha. Reata schloß die Balconthüre; es begann kühl zu werden.

„Nun, wie gefallen dir die Photographieen? Findest du Halka nicht allerliebst? Wie zierlich sie ihr Haar geordnet hat! Wüßte ich nur, wie dies gemacht wird; ich möchte es gern nachahmen."

Reata hatte sich zu Gabrielens Füßen auf dem Sopha niedergelassen.

„Darf ich es an deinem Haar versuchen?" fragte Gabriele und fing an, Reata's schwere Flechten loszumachen. „Setze dich hier auf den Fußschemel; so kann ich es besser erreichen. Wie lange das währt, diese Flechte aufzulösen; ihr Ende erreicht den

Boden, da du sitzest! Dein Haar ist so lang wie das Herminens und noch ein Mal so dicht."

„Warum ist dein Bruder fortgegangen?" fragte Reata. „Ich hätte ihm die Photographieen zurückstellen sollen."

„Ich weiß es nicht. Ah, da kommt endlich das Licht; nun werde ich dich besser sehen können."

Als die Lampe auf den Tisch gestellt war, fluthete ihr volles Licht herunter auf Reata. „Ach, wie herrlich!" rief Gabriele aus, da sie die Flechte vollends aufgelöst hatte und nun das Haar in die Höhe hielt, um es wie ein Regen über Reata's Schultern fallen zu lassen.

„Ich fürchte, ich werde dein Haar nicht so ordnen können wie dasjenige Halka's," fuhr Gabriele fort, indem sie mit ihren niedlichen Fingern die schweren Strähne emporzuraffen begann. „Welch' guten Geschmack sie zu haben scheint! Gefällt dir die Façon ihres Kleides nicht?"

„Das Kleid sah ich gar nicht an," erwiderte Reata kurz. „Ich betrachtete nur ihr Gesicht."

„Ich bin so begierig, sie zu sehen; wie schade, daß ich nicht zur Hochzeit gehen kann! Es wäre so unterhaltend gewesen. Meinst du nicht auch?"

„Ich habe niemals eine Trauung gesehen und hoffe auch niemals eine solche zu sehen," sagte Reata mit dem Ausdrucke voller Ueberzeugung.

„Wie komisch du bist! . . . Ach, Arnold, wie du mich erschreckt hast! Ich hörte dich gar nicht eintreten."

Auch Reata blickte empor, leicht betroffen darüber, in einer Stellung so baar an Würde überrascht zu werden. Arnold stand am Tische, die beiden Photographieen in der Hand haltend, doch ohne dieselben anzusehen. Sein Auge war starr auf Reata gerichtet. Verwundert begegnete sie seinem Blicke; dann aber erinnerte sie sich plötzlich, wie sie da saß, die aufgelösten Haare über Arme und Schultern zu Boden hängend, und schnell sprang sie auf. Kein Wunder, daß er sie staunend betrachtete. Als Reata nun dastand, die herabwallenden Massen zurückschüttelnd,

fielen diese gleich einer weichen schwarzen Wolke bis zu ihren Knieen herab, ihre Gestalt wie in einen Mantel hüllend, auf welchem da und dort die Strahlen der Lampe sich brachen, wie auf schimmernder Seide.

„Ich muß in mein Zimmer gehen, um vor dem Abendessen mein Haar zurecht zu machen," sagte sie fast heftig zu Gabriele, und eilig lief sie hinaus, ohne Arnold anzusehen, doch im Gefühle, daß seine Blicke ihr zur Thüre folgten. Auf der obersten Treppenstufe hielt sie an und sagte laut zu sich selbst: „Nicht annähernd so hübsch wie sein Bruder ist er — nein, nein, nicht annähernd!" In ihrem Zimmer angelangt, stellte sie zwei Kerzen neben den Spiegel und betrachtete sich prüfenden Blickes — beinahe so streng prüfend, als sie Comtesse Halka's Bild betrachtet hatte. . . . „Nicht zu verwundern, daß er mich in dieser Weise anstarrte," dachte sie, „ich sehe ja geradezu wie eine Wilde aus. Gewiß meinte er, es sei nicht passend. . . . Möchte doch wissen," fügte sie nach einer Weile hinzu, ob er es unpassend fand?"

Sie ließ sich nieder und begann ihr Haar lose zu flechten, dabei sich immer noch in ihr Spiegelbild vertiefend. „Wie sonderbar, daß noch keine grauen Haare sichtbar sind! Nach einem Kummer, wie der meinige, soll ja das Haar oft über Nacht erbleichen, aber oft auch nur allmälig . . . . Gabriele sagt, mein Haar sei so lang, wie das Hermines," träumte sie, die zweite Flechte beginnend, weiter. „Sie hat also langes, gelbes Haar — eine Frau, gerade wie sie für ihn paßt, sagte Otto, und genau das Gegentheil von mir. Morgen werde ich sie ja sehen." Dann, als sie, ihre Zöpfe um den Kopf windend, einen letzten Blick in den Spiegel warf, fügte sie zum Schlusse bei. „Ob es wohl auch Nonnen-Orden gibt, in welchen man sein Haar nicht abzuschneiden braucht?"

32.

Am folgenden Tage traf Hermine mit ihrer Mutter ein, eine halbe Stunde vor der Essenszeit. Herr von Schwerendorf, welcher Geschäfte halber zu Hause bleiben mußte, sandte durch Frau und Tochter seine Entschuldigungen und Glückwünsche.

„O, wie froh bin ich," sagte Gabriele zu Reata, als sie auf dem Balcon standen, während die Ankömmlinge aus dem Wagen stiegen; „Hermine ist mit ihrer Mutter allein." Reata sah gleichfalls hinab und erblickte zuerst eine starke alte Dame, deren Antlitz von einer Fülle zierlicher Löckchen umrahmt war; ihr folgte ein hochgewachsenes junges Mädchen, stattlich und blondhaarig. Arnold küßte der ältern Dame die Hand und schüttelte dann diejenige der jüngern sehr herzlich.

„All' dies ist in vollkommener Ordnung," dachte Reata; „er küßt sie nicht, weil sie nicht allein sind."

Die Schönheit hatte Hermine nicht von der Mutter geerbt. Frau von Schwerendorf war nicht so groß wie ihre Tochter und viel weniger stattlich; ihr Haar, zu drei Theilen grau und zum vierten noch gelb, war (nach dem Princip der Concentrirung) gekämmt und sonders nach vorwärts gekämmt, um üppiger zu erscheinen, und zu jeder Seite der Gesichtes in ein Lockenbüschel geordnet, indeß den leeren Raum am Hinterkopfe, ein nestartiger Aufbau von Spitzen und Bändern ausfüllte. Sie war, gleich ihrer Tochter, von sanftem Charakter, doch weit lebhafter als diese, und sie besaß einige kleine Eigenthümlichkeiten im Benehmen und in der Redeweise, deren Hermine sich durchaus nicht schuldig machte. Wollte sie zärtlich sein, oder besondern Eindruck hervorbringen, so winkte sie mit dem Kinn und schüttelte ihre Löckchen den Zuhörern in absonderlicher Weise entgegen; auch führte sie zwei Lieblings-Ausrufe im Munde, welche ohne Unterschied auf alles, was vorkommen mochte, angewendet wurden: „Pour l'amour de Dieu!" und „Quelle idée!"

Während des Mittagessens wurde beschlossen, daß Hermine einen Tag länger in Steinbühl verweilen und ihre Mutter diesen Nachmittag allein nach Hause zurückkehren solle.

Nach Tisch trennte die Gesellschaft sich, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, in zwei Altersklassen. Die beiden alten Leute blieben zu einem ruhigen Plauder-Stündchen im Hause, und die vier jungen gingen in den Garten hinab. Reata hatte Gabriele unter dem Versprechen, so langsam mit ihr zu gehen, als sie dies wünschen würde, überredet, sie zu begleiten; an dem Gedanken, das glückliche Duo in ein unharmonisches Trio zu verwandeln, fand sie keinen besondern Geschmack.

„Wie wenig Ihre kleine Gabriele zu Mittag aß!" bemerkte Frau von Schwerendorf, als sie mit Baron Walther allein war. „Sie sollten sie auffüttern, mein lieber Freund!"

„Wie läßt sich dies aber bewerkstelligen?" fragte kläglich der alte Herr. „Sie ist launisch; niemals kann man auf ihren Appetit zählen. Der Arzt hat ihr Eisen verordnet; er meint, ihr Unwohlsein käme nur vom Wachsen."

„Vom Wachsen! Eisen! Quelle idée! Geben Sie ihr Leberthran. Hermine war nie sehr zart; dennoch ließ ich sie aus Besorgniß, sie könnte schwächlich werden, in ihrer Kindheit regelmäßig Leberthran nehmen, und Sie sehen, wie prächtig es ihr bekommen ist."

Baron Walther seufzte abermals schwer. Frau von Schwerendorf, die Niemand betrübt sehen konnte, ging sofort auf ein anderes Gesprächs-Thema über. „Ja, es ist wirklich eine Ewigkeit, seit ich zuletzt Jemand aus Ihrem Hause sah, fast zwei Monate. Ich kann mich nicht erinnern, daß jemals in unserm Verkehr eine so lange Pause entstanden wäre."

„Ach ja; in diesen zwei Monaten hat sich manches geändert — sehr traurig geändert; ich habe, wie Sie wissen, meine arme Cousine Olivia verloren, und nach allem, was zwischen uns vorging. . . . Sie wissen, was Olivia mir einstmals war."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," unterbrach ihn die alte Dame; ihre Löckchen in nervöser Unruhe bewegend. „Sie war

ja Ihre Cousine, und Sie hatten das Recht, Ihrer zu gedenken." Frau von Schwerendorf ließ den Gegenstand fallen und stellte eine Reata betreffende Frage.

„Ei, ich hoffe, sie wird für immer bei uns bleiben," sagte Baron Walther. „Gabriele hat eine herzliche Zuneigung für sie gefaßt; auch weiß sie alles so vortrefflich zu leiten. Zuweilen spricht sie wohl davon, nach Mexico zurückkehren zu wollen; allein ich hoffe, es wird uns gelingen, sie zum Bleiben zu bewegen. Nach allem, was ich meiner armen . . ."

„Nach Mexico zurückkehren! Quelle idée! Das müssen Sie nicht zugeben. Indeß glaube ich nicht, daß Sie im Stande sein werden, sie lange festzuhalten. Ein so liebreizendes Gesichtchen — gewiß wird sie sich bald verheirathen."

„Das wäre mir sehr unlieb; ich wüßte nicht, was Gabriele ohne sie anfinge. Auch macht sie jeden Abend ein Damenspiel mit mir."

„Welches Glück, daß unser lieber Otto aus dem Wege ist, da er doch immer für jeden Eindruck so sehr empfänglich war. Es ist recht zu verwundern, wie er in Mexico der Gefahr, in sie sich zu verlieben, entgehen konnte. Denken Sie nur, wie schrecklich dies gewesen wäre! Wie viel Vermögen hätte es ihn gekostet! Denn sie ist ja nicht von Familie. Sagten Sie nicht so?"

„Nein, ganz und gar nicht von Familie; ihr Name ist Lackenegg. Allein Niemand, der sie sieht, könnte dies errathen. Man würde meinen, sie gehöre zu den ältesten Familien Deutschlands. Freilich wohl kann sie nicht gut für eine Deutsche gelten mit diesen dunkeln Augen; ihre Mutter war Mexicanerin."

Nun wendete das Gespräch sich Otto's Verlobung zu. Um auch seinerseits freundschaftliche Theilnahme kundzugeben, erkundigte Baron Walther sich hierauf, in welcher Weise Frau von Schwerendorf und Hermine die Zeit ihrer Abwesenheit von Hause zugebracht hätten. Hier nahm die alte Dame eine geheimnißvolle Miene an und ließ — nach einem kleinen Scheingefecht — eine dunkele Andeutung fallen, aus welcher zu entnehmen war,

Hermine sei der Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeiten von Seiten eines sehr wünschenswerthen Bewerbers gewesen. Es sei dies ein Graf . . . ., reich, in passendem Alter, nicht über vierzig Jahre, und Besitzer eines sehr schönen Familiengutes in Böhmen. Im weitern Verfolg stellte es sich heraus, daß dieser begehrenswerthe Prätendent die Absicht geäußert hätte, binnen kurzem die Steiermark zu besuchen.

„Und wie nahm die liebe Hermine seine Huldigung entgegen?“ forschte etwas unruhig der alte Herr.

„Nun, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ziemlich kühl. Nie würde ich daran denken, sie in solch einer Sache zu drängen, wäre die Partie auch eine so vortheilhafte, als eine Mutter dies nur immer wünschen könnte. Hermine soll bei ihrer Wahl von ihrem Herzen sich leiten lassen; und nach allem dünkt es mir doch, als zöge sie die alten Freunde allen Andern vor.“

„Das hoffe ich zuversichtlich; es wäre sehr hart für uns, Hermine zu verlieren.“ Und im Stillen dachte der alte Baron: „Wenn dieser kostbare böhmische Graf nur nicht vor Ende Juni im Lande auftaucht!“ Arnold bewegen zu wollen, früher zu sprechen, wäre vergebliche Mühe — das wußte er, es würde ihn nur noch starrsinniger machen.

Frau von Schwerendorf aber blickte ihn sanft mit feucht gewordenen Augen an und wiederholte dann einige Mal: „Quelle idée, quelle idée!“

Sie verstanden sich so gut, diese beiden alten Leutchen.

Mittlerweile wurden im Garten Gespräche anderer Natur geführt. Reata schlenderte mit Gabriele den Mittelpfad auf und nieder. Arnold und Hermine saßen auf der Steinbank. „Wie unvernünftig, auf dieser kalten Steinbank zu sitzen!“ dachte Reata, als ihr Blick wieder ein Mal auf die beiden Gestalten fiel. Eben lächelte Hermine Arnold entgegen, und ihre weißen Zähne erglänzten dabei. Reata vergaß wohl, daß sie selbst bei kühlerm Wetter — mehrere Wochen vorher — an derselben Stelle gesessen hatte.

„Laß uns in das Lusthaus gehen und ein wenig sitzen," sagte Gabriele. „Ich war lange nicht mehr dort. Erinnerst du dich noch des Tages nach deiner Ankunft, als wir um die Wette liefen? Ob ich das wohl jetzt noch könnte?"

„Versuche es lieber nicht!" erwiderte Reata; „aber komm, wir wollen im Lusthaus ausruhen; das Umhergehen ist so ermüdend."

So stiegen sie denn die Stufen hinan und konnten von hier aus Arnold und Hermine sehen, welche thörichterweise noch immer auf der Steinbank verweilten. Eben brach Arnold ein Zweiglein ab, das äußerste Ende jenes großen, die Bank überhängenden Astes, dieselbe Blüthe, welche Reata an dem Morgen vor vier Wochen im Geiste als diejenige bezeichnet hatte, welche Otto ihr geben und die sie bis an ihr Lebensende aufbewahren sollte.

Was war aus all' den Hoffnungen geworden, die in Erfüllung gehen sollten, noch bevor der Flieder erblüht war! „Er wird sie wohl Hermine geben," sagte sich Reata, als sie sah, wie er sich näher zu Jener beugte, „und gewiß wird sie die Blüthe bewahren bis zu dem Tage ihres Todes." Doch nein — Arnold steckte das Reis in sein eigenes Kopfloch, und nach einem Wörtchen an Hermine standen Beide auf und schritten dem Lusthause zu. „Es beweist einen richtigen Tact, in Gegenwart Anderer sich nicht mit Sentimentalitäten zu befassen," dachte zustimmend Reata; „und er that vollkommen recht daran, nicht länger auf dieser kalten Steinbank sitzen zu wollen."

„Nun, was sagst du zu den hier vorgenommenen Veränderungen, Hermine?" fragte Arnold. „Bist du nicht überrascht, ein neues Dach und neue Bänke zu finden? Es war hohe Zeit, das alles zu erneuern."

„Die alten Bänke waren mir sehr lieb," entgegnete Hermine. „Erinnerst du dich nicht mehr daran, wie viele glückliche Stunden wir als Kinder hier zubrachten?"

„Weshalb könnte man mit neuen Bänken nicht eben so glücklich sein?" wendete Arnold prosaisch ein. „Gewiß sind sie im

Gebrauche weit behaglicher; an den alten war keine Latte mehr übrig, die mein Gewicht zu tragen vermochte."

„Riefen sie dir aber nicht unsere Spiele in's Gedächtniß, Arnold?" fuhr Hermine vorwurfsvoll fort. „Gedenkst du nicht mehr derjenigen, welche unsern Thron vorstellte, wenn wir König und Königin waren? Otto hatte dabei immer die Rolle des Gesandten fremder Höfe."

„Welch' albernes Spiel!" dachte Reata im Stillen; laut aber sagte sie: „Und was pflegte Gabriele darzustellen?"

„O, ich war entweder der Hofnarr oder der erste Minister," erwiderte diese.

„Und das liebe alte Dach ist auch dahin!" fuhr Hermine empfindsam fort. „Alle unsere Namen waren darin eingeschnitten. Ich erinnere mich noch so gut der Stunde, da ich den meinigen einschnitt; es war an meinem zehnten Geburtstage."

„Ganz richtig. Arnold, der besorgt war, du könntest von Schwindel erfaßt werden, hielt dich auf der obersten Sprosse der Leiter," fiel Gabriele ein.

„Wie einfältig, auf eine Leiter zu steigen, wenn man sich vor Schwindel fürchtet!" dachte Reata.

„Das Dach war durch Alter und Feuchtigkeit ganz vermodert; unmöglich hätte es noch einen Winter überdauern können," bemerkte Arnold, der entschieden geneigt schien, die Sache nur von der praktischen Seite zu betrachten. „In letzter Zeit drang der Regen in Strömen herein."

„Ich habe das alte Dach so lieb gehabt!" seufzte Hermine.

„Sicherlich ist es weitaus angenehmer, ein trocken haltendes Dach über dem Kopfe zu haben," sagte nun Reata, und Hermine stimmte gefügig bei, erklärte aber trotzdem, daß sie das liebe alte Dach vorzöge.

Hermine hatte sich wieder ein Mal in eine Folge von Erinnerungen vertieft und war nicht leicht von denselben abzulenken. So lange die kleine Gesellschaft in dem Lusthause beisammen blieb, gab es ein unaufhörliches Fragen: „Erinnerst du dich noch jener Zeit, oder jenes Ereignisses, Arnold?"

Reata lauschte schweigend den Worten der Andern, bis allmälig ein Gefühl der Verlassenheit sie beschlich.

Endlich wurde das Gartenhaus verlassen und — dies Mal in veränderter Ordnung — der Spaziergang fortgesetzt. Gabriele schloß sich Hermine an, und Arnold, etwas zurück, blieb an Reata's Seite.

„Wenn er nur nicht auch Erinnerungen herauf zu beschwören beginnt!" dachte Reata. „Warum sprechen die Menschen nicht lieber von der Gegenwart als von der Vergangenheit? Es ist doch viel anziehender."

Arnold aber sprach während einiger Minuten gar nicht, sondern ging sinnend neben Reata hin. Als sie ein Mal aufblickte, glaubte sie zu bemerken, daß seine Augen Hermine an das jenseitige Ende des Gartens folgten. „Wünscht er so sehr sie einzuholen, weshalb geht er dann nicht rascher?" dachte sie und trat seitwärts vom Wege ab, um eine weiße Fliederblüthe zu brechen. Gleichwohl ging er nicht weiter, sondern er blieb, ihr Zurückkommen erwartend, ihr zugewendet stehen.

„Sie ziehen, wie es scheint, den weißen Flieder vor?" fragte er. „Leider haben wir nicht viel von dieser Gattung!"

„Nein, ich liebe ihn gar nicht — aller Flieder ist mir verhaßt; ich finde alle Ihre europäischen Blumen abscheulich!" Damit warf sie die Blüthe nach einer großen vorüberfliegenden Hummel, das schwerfällige Insect damit auf den Boden hinschleudernd.

Ihre Worte waren nicht nur unfreundlich, sondern auch unwahr — augenfällig unwahr; denn oft hatte sie ihrem Wohlgefallen an den Blumen des Steinbühler Gartens Ausdruck gegeben. Alsdann schämte sie sich ihrer Rede, und so neigte sie sich theilnahmvoll über das niedergeworfene Thierchen und nahm es sorglich mit den Fingern auf.

„Wird die Hummel Sie nicht stechen?"

„Sie stechen nie, wenn man sie anzufassen versteht," entgegnete Reata, indem sie die Finger öffnete, um der Gefangenen die Freiheit wiederzugeben. „Es kommt nur auf die Uebung

an und ist sehr leicht zu erlernen, glauben Sie es mir. In Mexico nahm ich häufig Hornisse und Scorpione in die Hand."

Arnold's Züge gaben einiges Entsetzen kund; denn solche Talente erschienen ihm für eine Dame gänzlich unpassend. Reata hingegen fühlte sich nur um so mehr aufgestachelt, noch schreckenerregendere Beispiele von Dingen, die sie in Mexico gesehen und gethan hatte, hervorzuholen. Erst als sie mit der Aufzählung ihrer Heldenthaten zu Ende gekommen war, sahen sich die Beiden im Garten allein, während die Andern sich in das Haus begeben hatten.

Eine ausgemachte Sache war es im Laufe der Zeit geworden, daß Reata jeden Abend nach dem Thee mit dem alten Baron ein Spielchen auf dem Damenbrett zu machen habe. Wie immer, wurde auch an diesem Abend gespielt. Baron Walther und Reata saßen an der offenen Balconthüre, das Damenbrett auf einem kleinen Tischchen zwischen sich. Gegenüber, an der andern Seite des Zimmers, saß Hermine bei Arnold. Hermine, in den Armstuhl zurückgelehnt, sah anmuthig und zufrieden aus; sie lächelte oft, und oft blickte sie zu Arnold empor.

Das Gespräch war weder laut, noch besonders heiter und lebhaft; aber es war traulich. Nur hin und wieder erreichte ein deutlich verständliches Wort das Ohr der beiden Spieler, und mitunter schaltete Gabriele ihre kleinen Bemerkungen ein.

Reata fand es viel schwieriger, dem Spiel zu folgen, da, wie heute, am andern Ende des Zimmers ein anziehenderes Gespräch im Gange war, als wenn Gabriele ruhig auf ihrem Ruhebett lag, und Arnold, die Zeitung lesend, in seinem Armstuhl saß.

Nachdem nun endlich der letzte Stein aus dem Felde geschlagen und der alte Herr Sieger geblieben war, wie Reata ihm dies gewöhnlich jeden zweiten Abend gestattete, wurden die Lichter auf dem kleinen Tischchen ausgelöscht, und in seinen Stuhl zurücksinkend, bereitete Baron Walther sich behaglich vor, einzunicken. Reata verweilte noch einen Augenblick, die Steine ordnend, an dem Tisch; dann stand sie sachte auf und glitt zur offenen Balconthüre hinaus.

Es war eine schwarze Nacht — kein Mondschein, kein Sternenlicht. Ueber dem Sumpf hing ein Kranz von bleichem Nebeldunst; trübe und gespensterhaft hob er sich aus der Dunkelheit rings umher. Dicht war die Finsterniß, doch nicht frostig, mild und regungslos die Luft; nicht das leiseste Rauschen des Schilfrohrs war vernehmbar. Reata schob einige der wilden Weinranken bei Seite und lehnte sich über die Brüstung. Nicht lange blieb sie allein; sie hörte jetzt die sich nähernden Stimmen Arnold's und Herminens; auch die Beiden kamen, die Stille des Abends zu genießen.

„Morgen früh wollen wir hingehen," sagte Arnold, als sie aus der Thüre traten, und Herminens sanfte Stimme antwortete: „Ja, Arnold, ich freue mich darauf."

Sie schrak leicht zusammen, da sie die Blätter an dem Gitterwerk rauschen hörte und im Dunkel eine an dem Geländer lehnende Gestalt erblickte.

„Ah, Fräulein Lackenegg — ich wußte nicht, daß Sie hier wären; ich sah Sie nicht hinausgehen."

Arnold sah überrascht nach ihr; auch ihm war ihr Hinausgehen unbemerkt geblieben. „Unnatürlich warm ist die Atmosphäre heute Abend," sagte er.

„Es ist beinahe wie ein Abend in Mexico," erwiderte Reata.

„Wie schade aber, daß wir kein Mondlicht haben!" bemerkte Hermine.

„Mir ist es so lieber; denn bei Mondschein würde ich die Bäume sehen, und erkennen, ich sei nicht daheim."

Ei, Sie wissen doch in jedem Falle, daß Sie nicht in Mexico sind!" rief Hermine verwundert.

„Doch hindert mich nichts, mich im Geiste dahin zu versetzen, bei dieser milden Luft, von Schlinggewächsen umgeben und tiefes Dunkel rund um mich her."

Indessen fand es Gabriele nicht sehr ergötzlich, nur in Gesellschaft ihres schlummernden Vaters zu bleiben, und so kam sie denn heraus, sich zu den Andern zu gesellen.

„Für dich ist es hier viel zu kühl Gabriele," sagte Arnold in verweisendem Tone.

„Es ist aber gar nicht kühl," entgegnete Gabriele schmollend; „hier ist es eben so warm wie im Zimmer, und ich will nicht ganz allein sein."

„Vielleicht würden wir am besten thun, Alle hinein zu gehen," rieth freundlich Hermine.

„Nein, nein, es ist so angenehm hier draußen; ich will lieber hier bleiben — nicht wahr, Arnold, ich darf es, wenn ich mir ein Umschlagetuch hole?"

„Nun gut, wenn du dich recht sorgfältig einhüllst, magst du ein Bißchen hier verweilen," willigte Arnold mit Widerstreben ein.

Gabriele kam, ihr Tuch dicht um die Schultern gelegt, nach wenigen Augenblicken wieder heraus und lehnte sich neben Reata über die Balustrade. In ihrer Anwesenheit gab es niemals ein langes Schweigen.

„Wie konntest du nur sagen, es wäre kalt, Arnold! Die Luft ist warm wie im Sommer. . . . Ob in Galizien das Wetter wohl eben so herrlich ist; glaubst du es?"

„Ich bin außer Stande, mir darüber ein Urtheil zu bilden," gab Arnold zurück.

„Wie unfreundlich bist du doch!" klagte sie verdrießlich. Gabriele war jetzt viel reizbarer und leichter verstimmt als in früherer Zeit. „Ich möchte wohl wissen," hob sie wieder an, „was Halka von Otto zum Geschenk erhalten hat. Wäre es nicht drollig, wenn auch er ihr, so wie Papa, eine Uhr gegeben hätte?"

Arnold aber hörte ihre Worte nicht oder wollte sie nicht hören. Er neigte sich herab, um eine Bemerkung Herminens zu erwidern. Reata, etwas entfernt von den Uebrigen, an Gabrielens anderer Seite stehend, blieb stumm. Sie hatte geschwiegen, seit Gabriele zu sprechen begann, und ihr Kopf war etwas zur Seite gewendet. Es war ihr nicht entgangen, daß Arnold's Blick sie streifte, als er mit sichtlicher Ungeduld die Frage seiner

Schwester beantwortete, und es verdroß sie, denken zu müssen, daß er aus Mitleid für sie so abweisend gewesen sei.

„Was kann er ihr wohl gegeben haben, Arnold?“ wiederholte Gabriele beharrlich.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der Gefragte mit zunehmender Ungeduld.

„Irgend etwas muß er ihr doch gegeben haben, nicht wahr? Bekommt nicht jede Braut Geschenke von ihrem Verlobten?“

„Unsinn!“ rief Arnold in rauhem Tone, heftig gegen seine Schwester sich wendend. „Kannst du nicht schweigen, du thörichtes Kind? Fortwährend machst du dich lästig mit deinen unnützen Fragen; die Geduld eines Heiligen ginge darüber in Brüche!“ Arnold sprach laut und zornerregt. Hermine sah bestürzt auf. Oft war sie gegenwärtig gewesen, wenn Arnold Gabriele schroff begegnete, doch nie hatte er es so wie heute gethan. Gabriele starrte ihren Bruder einen Augenblick fassungslos an und ergriff dann den einzigen Ausweg, welcher ihr im Momente offen stand — sie brach in Thränen aus.

„O, Arnold, wie furcht—furcht—bar lieblos bist du! Wie ab—ab—scheulich von dir!“ schluchzte sie krampfhaft. Ohne einen Blick auf die Andern zu werfen, stürzte sie dann durch die offene Thüre und an dem schlafenden alten Herrn vorbei, welcher erschreckt die Augen öffnete, aber sogleich wieder in glückliche Bewußtlosigkeit versank.

Reata hatte sich aus ihrer gebeugten Stellung aufgerichtet und einen Schritt vorwärts gethan, als ob sie Gabriele folgen wollte. An der Thüre hielt sie jedoch plötzlich an, und rasch sich umwendend, trat sie unwillig, trotzig, mit hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen vor Arnold hin. „Wie können Sie es wagen, Gabriele in solcher Weise zu behandeln, Baron Bodenbach? Wie können Sie es verantworten, mit einem zarten, schwächlichen Mädchen so rauh und hart zu verfahren?“

Reata stand gerade an einer Stelle, auf welche aus dem Zimmer heraus das volle Lampenlicht sich ergoß, so daß Arnold ihre Züge deutlich sehen konnte, während die seinigen für

sie nicht erkennbar waren. Er hatte sich hoch aufgerichtet und sah starr in ihr Antlitz. Hermine war an seiner Seite; unwillkürlich hatte sie sich bei Reata's ersten Worten ihm genähert. Ihr erster Eindruck war, Reata müsse wahnsinnig geworden sein; denn niemals noch hatte sie es erlebt, daß irgend Jemand gewagt hätte, ihren Helden zu tadeln oder anzugreifen. Was immer er that, konnte nur das Rechte sein, auch wenn der Schein gegen ihn war. Vielleicht war Arnold ebenso überrascht als Hermine; denn er sprach nicht. Er machte auch nicht den Versuch einer Entgegnung.

„Wie können Gabrielens harmlose Fragen Sie unangenehm berühren?" fuhr Reata ungestüm fort. „Sie ist kaum den Kinderschuhen entwachsen, und Sie, der Sie ein großer, starker Mann sind, sollten wohl die Kraft haben, ihr gegenüber sich zu beherrschen. Lächerlich!" rief sie, zürnend den Kopf zurückwerfend. Sie befand sich eben jetzt in der Stimmung, Arnold — oder irgend Jemand — harte Worte zu sagen; sie selbst wußte nicht, weshalb. In der That hatte sein Benehmen gegen Gabriele sie aufgebracht; doch ahnte sie nicht, daß noch etwas anderes als dieser Unwille aus ihr sprach und ihre Stimme in heftiger Erregung erbeben ließ.

Ein halb erstickter Ausruf kam über Herminens Lippen. Niemals früher hatte sie Arnold „einen großen, starken Mann" nennen gehört, und so war sie jetzt wahrhaft entsetzt.

„Ah!" rief Hermine und öffnete ihre blauen Augen zu dem weitesten Ausdruck der Verwunderung; doch fand sie keine Worte. Arnold stand, den Blick auf Reata geheftet, noch immer unbeweglich.

„Ich dachte, es wäre jedes Mannes, jedes edeldenkenden Mannes Pflicht, gegen Frauen rücksichtsvoll zu sein. Wissen Sie wohl, wie sehr Sie dem armen Kinde schaden mit Ihren rauhen Worten und Ihren unfreundlichen Mienen?"

„Sicherlich war es niemals Arnold's Absicht, Böses zu thun oder lieblos zu sein," warf, endlich wieder der Sprache mächtig, Hermine ein.

„Das glauben Sie ohne Zweifel!“ fuhr Reata fort, ohne die Sprecherin anzusehen. „Aber Schrecken und Verdruß werden Gabriele krank machen; sie wird weinen, bis sie matt und elend ist. Das wissen Sie eben so gut als ich selbst; sie besitzt ohnedies nicht mehr viel Kraft.“

„Denken Sie so?“ sagte nach längerm Stillschweigen Arnold, indem er in den Bereich des Lichtes trat. Kein Aerger sprach im Ton seiner Stimme sich aus, nur Ernst und Besorgniß; und unruhig auf Reata's Antwort harrend, fragte er: „Ist sie wirklich krank?“

„Sehen Sie denn nicht, daß . . . daß . . .,“ entgegnete sie, noch immer erzürnt; dann versagte ihr die Stimme, und sie brach plötzlich ab.

„Was?“ fragte Arnold ohne die mindeste Heftigkeit. Es war, als habe ihn mit einem Mal Angst überkommen; in höchster Spannung erwartete er Reata's Erwiderung.

„Ihre Mutter erlag einem Lungenleiden,“ versetzte Reata schmerzlich bewegt, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Arnold blickte bestürzt auf. Sie hatte sich abgewandt, beinahe ihre Worte bereuend, durch diese fast selbst erschreckt. Jetzt erst, da die ihrem Geiste vorschwebende Befürchtung in Worte gekleidet war, schien dieselbe Gestalt zu gewinnen; und an den heißen Thränen in ihren Augen fühlte Reata, wie lieb das schwache, thörichte Mädchen ihr schon geworden war.

„Gebe der Himmel, daß Sie sich täuschen!“ gab Arnold in verändertem Ton zurück; dann, ohne ein ferneres Wort, trat er in's Zimmer und schritt hindurch.

Die beiden Mädchen waren allein: Reata kummervoll, beunruhigt, am meisten mit sich selbst unzufrieden — Hermine verwirrt, verletzt, mitleidend unter den gegen Arnold gerichteten harten Worten. Keinen Augenblick hatte sie ihre Augen von Reata abgewendet; noch immer sah sie tief vorwurfsvoll nach ihr hin.

„Was haben Sie gethan!“ sagte sie. „Wie bekümmert wird er jetzt sein!“

Reata hatte Herminens Anwesenheit fast vergessen gehabt. Nun wandte sie sich zu ihr. „Sie lieben ihn wohl sehr?“ sprach sie, forschend in ihr Antlitz blickend.

Es war keine statthafte Frage, keine Frage, welche eine Frau unbedacht an eine andere richten sollte. Hermine war niemals gefragt worden, ob sie Arnold liebe, selbst von ihrer Mutter nicht. Sie hatte sich kaum selbst darum befragt; so völlig war dieses Gefühl mit ihrem Sein verwoben, daß es ihr nicht zum Bewußtsein kam. Ruhig stand sie Reata gegenüber und blickte diese, ohne die geringste Empfindlichkeit, nur mit mildem Staunen an.

„Antworten Sie nicht . . . . es war unrecht von mir, diese Frage an Sie zu stellen,“ sagte Reata hastig. Herminens Augen aber, in hellem Glanze aufleuchtend, hatten schon Antwort gegeben; die blauen Sterne, sonst so eintönig in ihrer Sanftheit, waren plötzlich tief und ausdrucksvoll geworden.

„Ja!“ sprach sie leise; dann wandte sie sich erröthend ab, und neigte sich über die Balustrade.

Aber der Klang jenes einzigen Wortes und die Tiefe, welche sich in ihren Augen malte, als sie es aussprach, erschlossen Reata das Verständniß für die stille, demüthige Verehrung, mit welcher Hermine an jedem Worte, an jedem Blicke Arnold's hing — diese ruhige Empfindung von Bewunderung und Vertrauen, welche mit Leidenschaft nichts gemein zu haben scheint, aber eben so wahr ist als Leidenschaft, ja oft wahrer und tiefer, denn sie wächst mit dem Herzen selbst empor.

Noch einen Blick warf Reata auf die in der Dunkelheit an der Brüstung lehnende Hermine, und geräuschlos, wie um diese nicht zu stören, verließ sie den Balcon. Sie ging die Treppe hinauf, um nach Gabriele zu sehen, und sie, die schluchzend in ihren Kissen lag, zu trösten.

33.

Hermine blieb bis zum nächsten Nachmittag in Steinbühl. Arnold jedoch war nicht daheim. Früh am Morgen, ehe noch Jemand ihn gesehen oder gesprochen hatte, war er fortgefahren und hatte nur die Botschaft hinterlassen, er werde im Laufe des Nachmittags zurückkommen: kein Wort über das ihn abrufende Geschäft. Die Familie war daran gewöhnt, ihn zuweilen verschwinden zu sehen. Es pflegte sich hin und wieder zu ereignen, daß er ohne vorherige Ankündigung nach G . . . fuhr. Auch jetzt dachte also Niemand darüber weiter nach — Hermine vielleicht ausgenommen, die erwartungsvoll am Fenster stand und sann, ob Arnold wohl vor ihrem Weggehen zurück sein werde. Allein er war nicht heimgekehrt, als der Schwerendorf'sche Wagen vorfuhr, um sie abzuholen.

„Du mußt recht bald wiederkommen," sagte Gabriele, welche, von dem krampfhaften Weinen am Abend vorher erschöpft, den ganzen Tag auf dem Sopha gelegen hatte. „Du mußt recht bald wiederkommen und lange bleiben, zum mindesten eine Woche oder zehn Tage. Dies Mal konnte ich deinen Besuch gar nicht genießen, und daran trug nur Arnold Schuld."

„Still, still!" unterbrach Hermine, Gabriele mit einem Kuß den Mund verschließend.

Reata saß schreibend im Wohnzimmer. Vor ihr lag ein schon mehrere Tage vorher begonnener Brief. Sie liebte es, in kurzen Abrissen zu schreiben, hier und da einen Satz beifügend, wie ihr gerade die Laune kam. Jetzt schrieb sie an einer langen Epistel; eben nahm sie das zweite Blatt zur Hand, nachdem sie das vorhergehende mit einer genauen Schilderung der Frau von Schwerendorf geschlossen hatte.

„Die Tochter gleicht der Mutter nicht im geringsten," setzte sie fort. „Erstere hat blondes Haar und große blaue Augen, die meist schläfrig aussehen; gestern jedoch sah ich dieselben in einem Moment des Erwachens, und da waren sie hinreißend.

Sie ist ein sehr schönes Mädchen, aber zu groß und stark. Ich denke, selbst wenn sie es wollte, könnte sie ihre Gemüthsruhe nicht verlieren. Ich möchte wohl wissen, ob allen Männern so große Sanftmuth gefällt? Bei Arnold Bodenbach muß dies der Fall sein; denn er ist mit ihr verlobt. Es wird nicht viel über die Verlobung gesprochen, und es scheint, daß auch die Zeit der Vermählung noch nicht festgesetzt ist. Ich glaube, man zögert noch eine Weile, weil sie so jung ist — kaum neunzehn Jahre. Baron Arnold selbst ist nicht immer besonders sanftmüthig — so sind es vielleicht die Gegensätze, welche hier anziehend wirken. Schreibe mir doch häufiger, über was es auch sei; aber schelte mich nicht und vergiß nicht, immer nur so zu adressiren, wie ich es dir sagte. Hoffentlich wird es dir möglich sein, wie du versprachst, im Laufe des Sommers herüberzukommen. Vielleicht entschließest auch du dich, Nonne zu werden und gehst mit mir in dasselbe Kloster. Denn selbstverständlich werde ich mich in ein Kloster zurückziehen, wie ich dir in meinem letzten Brief mittheilte, sobald nur erst die Hochzeit vorüber ist und Gabriele sich etwas besser befindet. In diesem Augenblick könnte ich sie nicht verlassen."

An dieser Stelle des Briefes angelangt, legte Reata die Feder nieder und sann. „Wird Gabriele mich wohl besuchen dürfen? Ich denke, Besuche sind gestattet. Otto und seine Frau werden niemals kommen; aber der alte Baron und vielleicht auch Arnold. Als Nonne werde ich gewiß keinen Zank mehr mit ihm haben. Und Hermine — ob Hermine ihn wohl begleiten wird?" Reata zog die Stirne in Falten und biß an dem Federstiel. „Ich weiß nicht, ob Herminens Besuche mir sehr erwünscht sein würden; sie ist so ermüdend."

Es war sehr warm, der erste heiße Tag des Frühsommers. Alle Fenster des Wohnzimmers standen offen und alle die grünen Jalousieen waren geschlossen; ein milder grüner Schimmer lag über dem Gemach. Alle Vasen waren mit mächtigen Fliedersträußen gefüllt. Reata hatte sie am Morgen gepflückt.

Zum ersten Mal trug Reata heute eines ihrer leichten, weißen mexicanischen Kleider. Schlicht und schmucklos, entsprach dasselbe durchaus nicht den Vorschriften der Mode, hob aber eben durch seine kunstlose Einfachheit das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt nur um so deutlicher hervor, sowie es auch durch den Contrast die Schatten in ihrem Haar und ihren dunkeln Augen vertiefte. Auch ihren breitrandigen Palmhut hatte sie hervorgesucht und denselben neben sich auf den Tisch gelegt. Sie fühlte sich fast wie daheim in Mexico. Gabriele war in laute Bewunderungsrufe ausgebrochen, als die Freundin am Morgen in dieser Kleidung vor ihr erschien. Jetzt, am Nachmittag, ruhte Gabriele in ihrem Zimmer, wie dies in letzter Zeit ihr zur täglichen Gewohnheit geworden war.

Reata befand sich im Erdgeschoß allein; der alte Baron hatte sich in sein Schreibzimmer zurückgezogen. Arnold war noch nicht heimgekehrt. Wieder nahm sie die Feder auf und fuhr fort zu schreiben: „Wie sehr wünschte ich, die Hochzeit wäre vorüber! Es sind nur noch vierzehn Tage bis dahin. Welches Glück für mich, daß er so weit entfernt ist und ich nicht Gefahr laufe, ihn wiederzusehen. Bis er hierher kommt, werde ich für immer abgeschlossen haben mit der Welt und all' meinen Geheimnissen. Sie werden es kaum glauben können, wenn sie erfahren, daß —"

Plötzlich horchte Reata auf; ein entferntes Geräusch, das Rollen eines die Allee entlang kommenden Wagens, war an ihr Ohr gedrungen. „Es wird wohl Arnold sein," dachte sie, nahm ihren Hut und erhob sich, um auf den Balcon hinaus zu gehen. Seit er am Abend vorher den Balcon verlassen, hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Sie war nun begierig, zu wissen, wie er aussehen und was er sagen werde.

Hastiger als sonst sprang Arnold vom Wagen, worauf das Gefährt zu Reata's Erstaunen, anstatt nach den Ställen hin, in die Allee zurückgelenkt wurde. Reata auf dem Balcon erblickend, kam Arnold eilenden Schrittes die Stufen herauf und stand nach wenigen Augenblicken an ihrer Seite. Schon hatte

sie eine Veränderung in seinem Antlitz entdeckt, einen besondern, Besorgniß verrathenden Ausdruck.

„Bitte, kommen Sie recht still herein und sprechen Sie nicht laut, Gabriele schläft," sagte sie, unter dem Schatten ihres breitrandigen Hutes hervorblickend.

„Sie ist doch nicht übeler?" fragte er besorgt.

„Nein, nein, ganz wie gewöhnlich; sie war nur sehr ermüdet."

Arnold schien erleichtert aufzuathmen, aber jener ängstliche Zug war nicht vollkommen aus seinem Antlitz gewichen. Sie traten in's Zimmer. „Er fragt gar nicht, ob Hermine schon fort sei," dachte sie im Stillen.

„Ich war heute in G . . .," sagte er jetzt, „um Gabrielens wegen mit Professor K . . . zu sprechen; er kommt morgen hierher. In Folge der Aeußerung, die Sie gestern thaten, hielt ich es für geboten, das Gutachten eines kundigern Arztes einzuholen."

Reata empfand ob ihres Ausbruches vom Abend vorher einige Beschämung. Still und betreten saß sie da. Arnold wartete nicht auf Antwort; er selbst hatte noch etwas zu sagen. Die Hände auf den Rücken gelegt und die Augen auf den Boden geheftet, schritt er, in Gedanken versunken, im Zimmer auf und nieder. Dann plötzlich vor ihr stehen bleibend, sprach er, ohne sie anzusehen, in abgerissenen, beinahe unfreundlich klingenden Sätzen: „Ich war gestern rauh gegen Gabriele; ich wußte nicht, daß sie leidend sei. Es thut mir leid, daß Sie eine so schlimme Meinung von mir haben."

Reata stammelte einige unzusammenhängende Worte. Arnold hatte inzwischen seinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen. „Es war recht freundlich von Ihnen, den Arzt sogleich zu rufen," brachte sie endlich hervor. „Ist dies der Grund, weshalb Sie den Wagen zurückschickten?"

„Nein nicht deshalb," erwiderte er, indem er wieder vor ihr stehen blieb. Jetzt war es ein seltsamer Blick, den er auf sie richtete, ein Blick, der ebensowohl Verdruß als Vorwurf aus-

sprechen konnte. Streng und forschend hafteten seine Augen auf ihr.

Ein dunkeles Gefühl des Unbehagens beschlich sie. „Ach ja . . . ich vergaß . . . Sie sagten, der Arzt käme erst morgen," bemerkte sie und erhob sich, um die Fliederblüthen in einer Vase zu ordnen.

„Ich kam herauf, um Ihnen mitzutheilen . . .," begann Arnold und hielt dann zögernd inne. Ein Stocken Arnold's mitten in einem Satze war etwas so Ungewöhnliches, daß Reata sich verwundert nach ihm umwandte.

„Ich fühle mich verpflichtet, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß mein Bruder kommt; der Wagen fuhr zurück, ihn vom Bahnhofe abzuholen . . . Er wird alsbald hier eintreffen."

„Alsbald!" wiederholte Reata bestürzt, indem ihre Hände herabsanken. „Er wird alsbald hier eintreffen?" Ihr Antlitz war erbleicht; sie fühlte, wie das Blut aus ihren Wangen schwand und im nächsten Augenblicke wieder mächtig dahin zurückströmte.

„Weshalb sagten Sie mir nicht früher davon?"

„Ich wußte es selbst nicht; erst vor einer Stunde, auf dem Heimwege, erhielt ich das Telegramm."

Verworrene Fluchtgedanken jagten ihr durch den Sinn, und rathlos blickte sie um sich; bald aber kehrte ihre Fassung wieder. Nimmer durfte sie der Furcht solche Herrschaft über sich einräumen, insbesondere nicht in Gegenwart Arnold's und vor seinen hochmüthigen Blicken. Sie erhob die Augen und sah mit Festigkeit zu ihm auf. So sehr hochmüthig sah er nun doch nicht aus.

„Ich wüßte nicht, weshalb die Ankunft Ihres Bruders mich im mindesten berühren sollte," entgegnete sie stolz. „Auch sehe ich keinen Grund, mir dieselbe in so feierlicher Weise anzukündigen."

Einen Augenblick vorher hatte sie sich darüber beklagt, nicht früher davon benachrichtigt worden zu sein; doch war dies unter dem Einflusse momentaner Fassungslosigkeit geschehen. Sie ent-

sann sich nun ihrer eigenen Worte nicht mehr; auch Arnold hob den Widerspruch nicht hervor, obschon er ihm nicht entging.

„Und was ist die Ursache dieses plötzlichen Erscheinens?" fragte sie.

„Sie hörten wohl, daß Otto nach Wien reiste, um für diesen Sommer eine Villa zu miethen. Vermuthlich waren seine Geschäfte schneller beendet, als er dies erwartete, und er will nun die gewonnene Zeit benutzen, um einige Stunden im Vaterhause zuzubringen. Seit seiner Rückkehr von Mexico hat, wie sie wissen, mein Vater ihn nicht gesehen. Von Ihrem Hiersein ist er nicht unterrichtet."

„Natürlich nicht . . . wie sollte er?" Reata wandte sich abermals der Blumenvase zu. Nach kurzer Pause fuhr sie fort: „Es wäre am besten, Sie sagten es ihm, ehe er das Haus betritt. Es wird eine unliebsame Ueberraschung für ihn sein, und ich wünsche komödienhafte Scenen zu vermeiden," schloß sie mit wegwerfendem Achselzucken.

„Ganz wie Sie wünschen!" Ohne noch einen Blick auf sie zu werfen, schritt Arnold langsam und sinnend durch die Thüre und die hölzerne Treppe hinab.

Volle drei Viertelstunden verflossen, ehe das Cabriolet endlich die Allee heraufkam. Während all dieser Zeit schritt Arnold, seinen Bruder erwartend, den Fahrweg auf und ab. Reata drinnen im Hause zählte in fieberhafter Ungeduld die Minuten.

Wieder nahm sie ihren Brief vor und schrieb einige Zeilen. Umsonst! Nach jedem Worte erhob sie lauschend den Kopf, obwohl kein anderes Geräusch, als von der Gartenmauer herüber das Zwitschern der Sperlinge sich vernehmen ließ. Selbst den begonnenen Satz war sie nicht im Stande, zu vollenden. Wozu auch? Kam doch der Wagen mit jeder Secunde näher und näher! Wo konnte er jetzt sein? An der Biegung der Landstraße vielleicht, wo die Haselnußbüsche stehen — vielleicht sogar schon in Sicht des Hauses? Und er ahnte ihre Nähe nicht; gedachte er ihrer überhaupt, so wähnte er sie in weiter Ferne, jenseits des Meeres, in fremdem Lande. Sie schob das Papier

bei Seite und sprang ungeduldig auf. Sie drückte ihr glühendes Antlitz in den frischen, duftenden Flieder. Ihre Lippen waren heiß und trocken; sie brach einen Blüthenzweig und hielt ihn, Kühlung suchend, an Lippen und Wangen. „Hätte ich nur Gewißheit darüber, ob er augenblicklich hier eintreten wird!" Sie näherte sich der Balconthüre und sah nur Arnold, der in der Kastanien-Allee noch immer auf und nieder schritt. Sie trat an's Fenster und blickte durch die grünen Jalousieen hinaus. Da war noch weniger zu sehen — nichts als die Gartenmauer und die Sperlinge, welche ihre Possen trieben.

„Lächerliche kleine Geschöpfe!" sagte Reata, nachdem sie das Treiben eine Weile beobachtet hatte. „Ich wollte, sie wären nicht so munter; es stimmt nicht zu meiner gegenwärtigen Empfindung. Ah! nun flüchten sie sich — es erschreckte sie irgend etwas. Ah!" rief sie nochmals und wandte sich rasch vom Fenster ab. Der Schall, den sie so lange erwartet hatte, war es, der sie zusammenschrecken ließ — Räderknirschen im Sande. Und nun kamen zwei, drei Augenblicke heftiger Spannung. In ihrer nächsten Nähe befand er sich jetzt, nur durch einige Treppenstufen von ihr getrennt; sie hätte ihn sehen können — nur einen Blick brauchte sie durch das Fenster zu werfen. Doch dazu fehlte ihr der Muth. Zwei Stimmen wurden laut; sie konnte dieselben deutlich unterscheiden, als draußen leise und hastig einige Worte gewechselt wurden. Seine Stimme — ja, er sprach jetzt, und Arnold antwortete in gedämpftem, tiefem Tone.

„Vielleicht kommt er nicht herauf," flüsterte sie mit zurückgehaltenem Athem, als die Stimmen vor dem Hause verstummten und ein Augenblick der Stille eintrat. Sie preßte ihre Hände in einander, bis die Blüthen, welche sie umklammert hielten, zerdrückt waren und ihre Finger sich blutroth färbten; die todte Blüthe aber hauchte noch süßern Duft aus als die lebende.

Dann hörte sie wieder Schritte — eines einzigen Mannes Schritte — über die knarrenden Stufen nahen. Festgebannt stand sie, in athemloser Erwartung, bald erbleichend, bald er-

glühend, die Augen starr und durchdringend auf die Balconthüre geheftet. Sie lauschte — nicht Arnold's Schritt war es — sie wußte, daß Otto kam.

34.

Das weiche, grüne Licht, welches das Gemach dämmernd umschleierte, erschien demjenigen, der aus des Tages Helle eintrat, wie tiefes Dunkel. Otto hielt auf der Schwelle an, und seine Augen mit der Hand beschattend, starrte er in das Düster, in welchem die weiße Gestalt vor ihm stand. Rasch war er die Treppe heraufgekommen; sein Gesicht war bleich, sein Blick wirr und erregt. Stumm blickten einen Augenblick die Beiden einander an. Reata stand bebend da, und rang mit rasch fliegendem Athem nach Fassung. Ficha kam von dem sonnigen Fleckchen, auf dem sie gelegen hatte, heran und beschnupperte vorsichtig den Eindringling; dann aber sprang sie an ihm empor und wedelte freudig zum Zeichen des Wiedererkennens. Allein Otto achtete ihrer nicht. Er ließ seine Hand sinken, und Reata konnte jetzt seine Züge deutlich erkennen.

„Warum kamst du hierher?" rief er im Tone der Herzensangst aus.

Da kam mit einem Mal eine große Wandelung über sie; all' ihre Aufregung, all' ihr Bangen des Augenblicks schwand wie mit einem Zauberschlag. Ruhig war sie, kühl, fast besonnen; sie bebte nicht mehr, sie konnte ihm fest in's Antlitz blicken.

Sie wußte nun, sie liebe ihn nicht, ganz sicher wußte sie dies.

Nicht minder gefällig als in ihrer Erinnerung stand er jetzt vor ihrem Auge. Er hatte nicht ein Atom seiner männlichen Anmuth und Schönheit eingebüßt. Seitdem sie ihn zuletzt gesehen hatte, war die letzte Spur der Knabenhaftigkeit, die ihm länger als Andern angehaftet, von ihm gewichen; er hatte die erste Stufe vollendeter Männlichkeit erreicht. Seine Züge trugen deren Gepräge, seine Augen leuchten tiefer und ernster; noch

schöner ist er als vor zehn Monaten. Selbst seine Uniform, des Husaren herausforderndes Costume, welches erfunden zu sein scheint, die Mängel des Wuchses hervorzuheben, diente nur dazu, das Ebenmaß seiner Gestalt zur Geltung zu bringen; und niemals zuvor hatte Reata ihn in der Uniform gesehen. Sie sah dies alles, sie wurde seiner Schönheit sich bewußt; aber — sie liebte ihn nicht. Sie haßte Otto nicht, ihre Liebe hatte sich nicht in Abscheu verwandelt; sie hätte für ihn thun können, was sie für jeden andern Mitmenschen zu thun fähig war. Aber lieben, wie sie einst geglaubt hatte, ihn zu lieben, das konnte sie nicht.

„Warum bist du gekommen?" rief er nochmals, und mit einem schneidenden Schmerzenston klang seine Stimme durch das Gemach. Er trat einen halben Schritt zurück, um an einem Tisch sich zu stützen. Seine Gesichtszüge arbeiteten sichtlich unter dem Sturm eines innerlichen Ringens. Starr heftete er seine weit geöffneten Augen auf sie, jede Linie ihrer Gestalt mit gierigem Blicke einsaugend.

Noch gab sie ihm keine Antwort; nur um ihn zu verwunden, hätte sie sprechen gekonnt, und sie war ruhig genug, um Mitleid zu fühlen.

„Reata, kamst du hierher, mich zum Wahnsinn zu treiben? Wozu bist du hier? Weshalb stehst du so regungslos?"

„Sie hätten doch nicht gewollt, daß Ihre Familie mir die Gastfreundschaft verweigere?" sagte sie. „Sie wissen, ich habe kein anderes Heim, in welchem ich Aufnahme finden konnte." Daß sie nur um seinetwillen gekommen war, durfte er nie erfahren.

„Weshalb wurde dein Kommen mir verheimlicht? Ich hätte davon unterrichtet werden müssen. Es ward nicht ehrlich an mir gehandelt. Nie wieder solltest du mich dein Antlitz sehen lassen; es wird mich wahnsinnig machen!" Immerfort starrte er sie an, und er fühlte, wie die Macht ihrer Schönheit neue Fesseln um ihn schlang. Er hatte geglaubt, es würde ihm möglich sein, ihr

Bild in seiner Erinnerung zu verlöschen, und nun erkannte er, daß er ein Thor gewesen, dies zu glauben.

„Niemals hätten Sie mich wiedergesehen, wären Sie nicht so unerwartet hierhergekommen. Mein Hiersein geheim zu halten erbat ich nur, um Sie zu schonen."

„Wissen meine Angehörigen . . .?" fragte er in beinahe erschrecktem Tone.

„Beruhigen Sie sich!" entgegnete sie, und spöttisch verzogen sich ihre Lippen. „Sie wissen nichts — Ihr Vater wenigstens. Ihr Bruder, glaube ich, hat manches errathen."

„Mich beruhigen!" stöhnte er laut. „Nicht Ruhe, noch Glück und Frieden gibt's jetzt für mich! Ich wähnte, ich könne ohne dich leben; und vielleicht hätte ich es gekonnt, wärest du mir nie wieder erschienen. Soll die Erinnerung mich toll machen, da ich dich in diesem weißen Kleide vor mir sehe, als hättest du Merico nie verlassen? Nicht um mich zu schonen, hieltest du dich verborgen, — nein, um mich zu martern! Du hast mich hintergangen, du hintergehst mich noch! O, herzlos, herzlos!"

Seine Stimme wuchs mit seiner Leidenschaft; scharf und schärfer wurde sie, bitter und erbitterter. Die Blässe seines Antlitzes war geschwunden, und eine dunkele Röthe hatte sich wie ein Zornesstreifen über seine Stirne gelagert.

„Es war, um dich zu schonen," versetzte sie. „Mehr als du verdientest, schonte ich dich. Unehrlich wurde an mir gehandelt. Weshalb scheutest du dich, unser Verlöbniß bekannt zu machen? Du hattest gegen deine Familie nicht einmal meines Namens Erwähnung gethan; kaum wußten sie von meiner Existenz! Du ließest sie in dem Glauben, ich sei eine alte Frau von fünfzig Jahren und mehr. Meinst du, ich wisse dies alles nicht? Du weißt nicht, was du sprichst!" rief sie, immer heftiger werdend und noch einen Schritt weiter vor ihm zurückweichend. „Sobald du ruhiger bist, wirst du dich deiner Worte schämen; zu Vorwürfen hast du kein Recht!"

„Vergib mir, Reata! Gewiß, ich weiß nicht, was ich spreche. Mein Sinn ist verwirrt . . . ." Er bedeckte sein Gesicht mit

der Hand; in der That war er tief beschämt. „Warum wurde ich gezwungen, zwischen dir und einem Vermögen zu wählen?"

„Ach ja, warum!" sagte sie. „Beides wolltest du fassen; allein du vermochtest es nicht. Deine Wahl ist getroffen — worüber klagst du noch?"

„Meine Wahl! Glaubst du, diese Wahl habe mich glücklich gemacht? Oede liegt die Zukunft vor mir, traurig und düster, von keinem Lichte erhellt."

„So sagtest du mir in deinem Briefe," — Reata's Stimme zitterte vor Hohn — „doch bald hast du Trost gefunden."

„Spotte nicht! Ich war nicht Herr meiner Handlungen — du weißt es. Alles mußte ich den Wünschen meiner Familie, meinen Pflichten gegen diese zum Opfer bringen."

„Davon kein Wort! Sprich nicht von Opfern; ich weiß, wie schwer sie wiegen. Fordert deine Familie, daß du innerhalb sechs Monaten deine Treue zwei Mal verpfändest?"

„Ich konnte nicht wie ich wollte," murmelte er.

„Du hattest das Recht, nach Belieben von deiner Freiheit Gebrauch zu machen," sagte sie stolz. „Sie war dir von mir zurückgegeben worden. Nicht Mangel an Treue mache ich dir zum Vorwurf. Du hast mich nicht verrathen" — und ein bitteres Lachen begleitete ihre Worte. „Aber begehre nicht mehr, ich solle an die Gefühle glauben, von welchen du so viel sprachst. Ich war ein Kind, als deine Worte mich bethörten; doch heute bin ich ein Weib und kenne ihren Werth."

„Nein, nein, du kennst ihn nicht!" rief er, einen Schritt näher tretend. „Du mußt mir glauben, du mußt mich hören, Reata; tödte mich nicht mit deiner Kälte! Ich liebe dich mehr als alles in der Welt, mehr als mein Leben, mehr als jemals zuvor. Um jeden Preis will ich meine Freiheit zurückgewinnen, und du mußt wieder mein eigen sein."

„Nimmermehr!" entgegnete sie leidenschaftlich.

„Ja, du liebst mich, wie kalt du auch scheinen magst. Du liebtest mich, Reata, vor wenigen kurzen Monaten noch; un-

möglich ist es, daß du mich nicht mehr liebst!" Er faltete die Hände und sah sie flehend an.

„Nein, ich liebe dich nicht," sagte sie, seinen Blick voll erwidernd; dann aber senkten sich ihre Wimpern und sie neigte das Haupt. Ihre Liebe war erloschen, allein nicht in so stolzem Tone durfte sie es verkünden. Mußte sie sich ihrer Veränderlichkeit nicht schämen, statt sich ihrer zu rühmen? Sollte sie ihre Schwäche nicht tief im Herzen begraben, anstatt ihr mit Stolz Ausdruck zu geben?

„Ja, du liebst mich noch — leugne es nicht!" Er sprang auf sie zu und wollte ihre Hände fassen; doch entriß sie ihm dieselben, da er kaum ihre Fingerspitzen berührt hatte.

„Rühre mich nicht an! Komm mir nicht nahe!" schrie sie mit schriller Stimme und schnellte zurück. Ihre stolzen Augen erweiterten sich zornfunkelnd, ihre stolzen Lippen bebten in leidenschaftlicher Herausforderung. „Nein, ich liebe Sie nicht, Baron Otto Bodenbach! Ich schäme mich, Sie je geliebt zu haben. Sie sind mir nichts als eine peinliche Erinnerung. Wie können Sie es wagen, mir in dieser Weise zu nahen — Sie, der Bräutigam der Gräfin Halka Przeszechowska!"

Otto schauerte, als ob ein eisiger Hauch durch die warme Frühlingsluft gegangen wäre. Er taumelte zurück und faßte sich an den Schläfen.

„Nenne ihren Namen nicht — ich will ihn nicht hören! Alles will ich wagen, dich wieder zu gewinnen. Den Reichthum will ich von mir werfen!" rief er, und stöhnend schlug er, wie im Fieberwahn, an seine Stirne.

„Sie werden Ihr Vermögen nicht preisgeben," antwortete sie mit vor Erregung zitternder Stimme. „Sie legen zu hohen Werth darauf. Und thäten Sie es dennoch — mich würden Sie niemals zurückgewinnen . . . niemals! Die letzte Erinnerung daran, daß ich Sie je geliebt, will ich getilgt wissen." So sprechend, eilte sie zu ihrem auf dem Tische stehenden Schreibpulte, öffnete es mit fieberisch hastenden Händen und nahm mehrere Briefe und Otto's längst von dem Platze in ihrem Tage-

buch gerissene Photographie heraus. Mit unterdrücktem Zorn beobachtete er ihr Thun. Vom Gipfel leidenschaftlicher Raserei war er zu dumpfer Ruhe herabgestimmt. Jetzt endlich glaubte er, daß sie ihn nicht mehr liebe.

„Da — da — da!" rief sie und schleuderte die Blätter auf den Boden zu seinen Füßen. Nieder flatterte das weiße Papier. „Nichts mehr hab' ich mit diesen Briefen zu schaffen, und die meinigen werden Sie mir zurücksenden. In eines verheiratheten Mannes Händen dürfen sie nicht bleiben."

„Ah, Sie wollen mich stacheln mit dieser verhaßten Heirath. Glauben Sie, ich könne etwas anderes als Elend davon erwarten? Grenzenlos unglücklich werde ich in meiner Ehe sein. . . . Sie aber liebe ich," sagte er mit einem Seufzer, der fast ein Schluchzen war. Wieder sah er sie mit verstörtem Blicke an, in der Erkenntniß, daß seine Hoffnung dahin, sein Werben vergeblich sei.

„Und ich bin für Sie verloren," ergänzte sie, ohne Stolz, fast mit Trauer; dann wendete sie sich aus Mitleid für ihn der Thüre zu.

„Gehen Sie nicht fort, ohne mir ein Wort der Vergebung gesagt zu haben! Können Sie mir vergeben, Reata?"

„Ja, ich vergebe Ihnen," sprach sie langsam, indem sie an der Schwelle innehielt und ein letztes Mal zurücksah. „Nicht Ihre Schuld ist es, daß die Probe stärker war als Ihre Kraft!" Und leiser, halb zu sich selbst, fügte sie bei: „Habe ich doch mir selbst nicht vergeben, daß ich jemals wähnte, Sie zu lieben."

Als sie, ihr Haar von der erhitzten Stirne zurückstreichend, mit flüchtigen Schritten die hölzerne Treppe hinabeilte, erblickte sie Arnold in geringer Entfernung. Er schritt dem Hause zu. Während der letzten zehn Minuten war er auf und ab gegangen, theils wartend, theils um Wache zu halten, und noch hatte er seinen Vater nicht von Otto's unerwarteter Ankunft in Kenntniß gesetzt. Reata eilte an ihm vorüber, mit abgewendetem Antlitz, damit er ihre Verwirrung nicht erkenne; er aber warf einen prüfenden Blick auf sie und stand einen Augenblick still, die

fliehende Gestalt mit den Augen verfolgend, bis sie zwischen den Bäumen verschwand. Was drinnen im Wohnzimmer vorgegangen war, wußte er nicht; doch konnte er sich im Geiste die Umrisse davon entwerfen.

Der warme Maitag erstarb in der Kühle des Abends. Nur auf den Wipfeln der Kastanien glänzten die Blüthendolden noch in den goldenen Strahlen der scheidenden Sonne. Nicht ein einziger kleiner Sperling hüpfte umher; die Gartenmauer lag still und verödet. Alle Vögel hatten ihre Schlafwinkel aufgesucht und ihre Köpfchen unter den braunen Flügeln geborgen. Früh mußten sie zur Ruhe gehen, um am nächsten Morgen rechtzeitig wach und auf den Beinchen zu sein, bereit, den ersten Schimmer der Sonne zu begrüßen, wenn diese über die fernen Hügel heraufglitt, wieder nach der Welt zu sehen.

Arnold fand seinen Bruder im Wohnzimmer, in der Nähe des Tisches stehend, bemüht, einen Gegenstand, der wie zerdrücktes Papier knisterte, in einer Tasche seines Attila's zu verbergen.

„Höre, Arnold," hob Otto, noch mit tief erregter Stimme, an, „du mußt mir einen Dienst erweisen. Sogleich nach meiner Rückkehr werde ich dir von Rzeszów aus ein versiegeltes Päckchen schicken. Willst du es — ihr — ihr übergeben?" stotterte er.

„Fräulein Lackenegg?" vervollständigte Arnold. „Gut, ich verstehe."

„Ja, ihr — und ohne es sonst Jemand sehen zu lassen; es wäre nicht angezeigt."

„Beruhige dich," sagte Arnold ziemlich im gleichen Tone wie Reata wenige Minuten vorher; „Niemand soll es sehen."

„Danke," erwiderte Otto mit heiserer Stimme; und nach einer kurzen Pause zu Arnold aufsehend, sagte er: „Ich glaube, für mich ist wohl jede Hoffnung dahin."

Er hatte Arnold in dieser Sache sein Vertrauen nicht geschenkt; wie die Andern, hatte er auch ihn zu täuschen versucht und ihm nahezu Märchen aufgebunden; gerade jetzt aber er

wachte in ihm ein alter Instinct aus der Knabenzeit wieder. Damals suchte er in jeder Klemme den Rath seines ältern Bruders; mitunter wohl erst im letzten Augenblick, da es zu spät war, um zu helfen. Es lag in Otto's Wesen, die Andern zu vernachlässigen und bei Seite liegen zu lassen, so lange er ihrer nicht bedurfte; dann aber, wenn die Noth kam, sich zu ihnen zurück zu wenden und mit gläubigem Vertrauen auf ihre Großmuth sich ihnen in die Arme zu werfen. Bat Otto dann um Hülfe, in so gänzlicher Verleugnung seines Stolzes und Eigensinnes, dann wurde dieselbe ihm fast immer, auch von Jenen, die er am tiefsten verletzt hatte, gewährt. Diesmal konnte Arnold ihm nicht beistehen; da er aber nun den jüngern Bruder vor sich sah — jeder Zoll ein Mann, und doch so kindlich rathlos zu ihm aufblickend, da fühlte der Aeltere und Stärkere sich von tiefer brüderlicher Zuneigung bewegt und von innigem Mitleid, daß der Geringschätzung keinen Raum ließ.

„Ich kann nichts für dich thun, Otto. Du begehrst wohl nicht, ich solle dir rathen, deine Verlobung rückgängig zu machen? Sicherlich hat *sie* nicht dieses Ansinnen an dich gestellt?"

„Nein, nein — obschon ich es gethan haben würde; ich sagte es ihr. Ich war ja vorher mit ihr verlobt."

„Ich ahnte dies; deine erneute Werbung wies sie aber zurück?"

„Sie sagt, sie liebe mich nicht mehr; allein ich kann es nicht glauben — ich will es nicht glauben. Sie liebte mich und sagte es mir oft. Nur ihr Stolz läßt sie jetzt ihre Neigung verhehlen. Arnold, was soll ich beginnen?"

„Umsonst fragst du mich," sagte dieser, dessen Züge sich verfinsterten. „Wärest du ehedem aufrichtig gegen mich gewesen, so hätte ich dich nimmer zu jener Heirath gedrängt, wie sehr ich auch bedauert haben würde, dich durch eine Mesalliance dein Vermögen verlieren zu sehen. Längst hättest du sprechen müssen, Otto!"

Otto widersprach nicht. Wie bittend sah er seinen Bruder an, als wollte er sagen: „Schilt mich nicht!"

Es erschien Arnold unnütz, auch nur zu versuchen, sein Herz gegen ihn zu verhärten. „Gern würde ich dir helfen, läge es in meiner Macht," fügte er hinzu; „ich kann dir aber nicht rathen, dein Wort ein zweites Mal zu brechen."

„Noch eines muß ich dir sagen," begann Otto von neuem. „Ich bin nicht so schlecht, als du denkst; ich habe ihr mein Wort nicht gebrochen; sie selbst gab es mir zurück, der Bedingungen des Testamentes wegen."

„Sie that vollkommen recht daran," erwiderte Arnold ernst.

„Und war ich nicht ein Narr, sie beim Worte zu nehmen?"

„Das weiß ich nicht!" sagte Arnold und wandte sich zum Gehen.

35.

Die Entdeckung, daß ihr Herz nicht gebrochen, ihr Leben nicht verdorben sei und sie aufgehört hatte, Otto zu lieben, erschütterte Reata tief. Doch kam sie darüber hinweg, wie man im Leben eben auch über tiefere Erschütterungen hinüberkommt. Sie war sich selbst ein Räthsel und erschrak vor sich selbst. Wie in den frühern Schmerzenstagen, wanderte sie stundenlang einsam umher, und ihr Tagebuch wurde häufig durch neue Aufzeichnungen bereichert. Einige derselben lauten wie folgt.

„Im Juli trifft sie hier ein, wie ich hoffe, und dann ist ja alles wieder gut."

„Es wäre nutzlos, zu leugnen, daß ich noch an manchen Dingen Freude finde: an dem Gesange der Vögel, an den Blumen, die ich pflücke, und daß ich oft lache und vergnügt bin — ja, recht von Herzen vergnügt."

„Wie ist es nur möglich, daß über »gebrochene Herzen« und »lebenslanges Elend« so viel gesprochen und geschrieben wird? Es ist doch im Ganzen recht leicht, eine Täuschung zu verschmerzen! Weshalb auch sollte, weil ein einziger Mann sich als treulos erwies, alles andere seinen Werth verlieren?"

Eine zwei Tage später hinzugekommene Aufzeichnung gab iner neuen, von der frühern verschiedenen Gemüthsstimmung lusdruck.

„Es ist kaum möglich, zu glauben, daß ich dieselbe bin, die ch noch vor sechs Wochen so unglücklich fühlte. Ob andere rauen an meiner Stelle wohl eben so schnell getröstet gewesen ären? Herminens Herz fühlt warm, ich bin dessen gewiß, ihre ugen sagen es mir; ihr Herz würde brechen, wenn, was sie ebt, ihr genommen würde. Das aber wird nicht geschehen; sie ird Arnold nicht verlieren. Liebt er sie wahrhaft, so bleibt : auch seiner Liebe treu. Und er liebt sie wohl, ist er auch mmer recht ernst und ruhig; liebte er sie nicht, würde er sie ewiß nicht heirathen."

„Wie gern wäre ich schwerfällig und einfältig wie Hermine - denn einfältig ist sie — hätte ich nur ein warmes Herz wie is ihre!"

„Diese letzten Zeilen waren am 20. Mai eingetragen worden, ehr als vierzehn Tage nach Otto's Besuch. Es war ein nur rzer Besuch gewesen, denn Otto hatte schon früh am Morgen ach seiner Ankunft Steinbühl wieder verlassen, anstatt, wie er erst beabsichtigte, noch diesen Tag dort zu verweilen. Reata itte er nicht wiedergesehen, seit sie durch die Balconthüre ge- ichtet war, während er mit den um ihn her zerstreuten Briefen i Wohnzimmer stand. Mit ihr unter Einem Dache gab es nen Frieden für ihn. Selbst vor seinem Vater und seiner chwester war er außer Stande, seine Erregung zu verbergen, id Arnold mußte seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um ihm er die Stunden des Beisammenseins hinüberzuhelfen, und eine lbwegs wahrscheinlich klingende Entschuldigung für seine plötz- he Abreise zu erfinden.

Bald darauf war eines Morgens ein an Arnold adressirtes icket angelangt, und einige Stunden später, als Reata sich n allein im Wohnzimmer befand, kam er zu ihr herein, legte i in weißes Papier gehülltes, versiegeltes, aber keine Adresse

tragendes Päckchen vor sie hin und wandte sich dann wieder der Thüre zu, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was ist das?“ fragte, von ihrem Buche aufsehend, Reata.

„Ihr Eigenthum, wie ich glaube,“ antwortete Arnold, indem er mit erfolglosem Bemühen, unbefangen zu scheinen, seine Schritte zu ihr zurücklenkte. „Sie werden sich davon überzeugen, sobald Sie den Umschlag entfernen.“

Reata hatte inzwischen an einer Ecke des Päckchens das Papier durchgerissen und dabei ihre eigene Handschrift erblickt; nun wußte sie, daß ihre von Otto zurückgesandten Briefe vor ihr lagen. Daß es durch Arnold's Vermittelung geschehen könne, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen. Es war ein peinliches Bewußtsein, daß all' ihre an Otto gerichteten warmen Liebesworte in Arnold's Händen gewesen, seit mehrern Stunden in seine Macht gegeben waren. Wohl war das Päckchen versiegelt, und wäre es auch unverschlossen gewesen, sie hätte unbedingt auf Arnold's Ehrenhaftigkeit vertraut; allein immerhin berührte die Sache sie unangenehm, und immer heißer stieg ihr das Blut in die Wangen. Hätte Feuer im Kamin gebrannt, würde sie das Päckchen vor Arnold's Augen in die Flammen geworfen haben; doch es war ein warmer Maitag, und so konnte sie nur die nächstbeste Vertilgungsart wählen: sie nahm die Briefe aus ihrer Umhüllung und zerriß sie, einen nach dem andern.

„Sie wissen, was es ist?“ fragte sie, mit halb unbewußtem Trotz zu Arnold aufblickend.

„Ich habe das Packet nicht geöffnet,“ erwiderte er, indem er leicht die Stirne runzelte.

„Das ist selbstverständlich; aber ist Ihnen bekannt, was es enthält?“

„Ich kann es nicht in Abrede stellen.“

„Sie betrachten es wohl als ein großes Glück, daß — daß — alles zu nichte wurde?“ fuhr Reata fort, während sie immer eifriger die Papiere zerriß, und ihr Antlitz sich mehr und mehr mit flammender Röthe bedeckte.

Es war nicht leicht, diese Frage zu beantworten, und auch Arnold schien dies zu finden, denn er schwieg.

„Und ohne Zweifel geht Ihre Ansicht dahin, daß es schade — daß es ein Unglück gewesen wäre, wenn Ihr Bruder . . . es . . . es gethan haben würde?"

Sie entsetzte sich über ihre Kühnheit; es war jedoch ein Etwas in ihrem Innern, das sie zum Sprechen zwang — eine Mahnung an das einstige Weh vielleicht. Sie sagte nicht: „Wenn Ihr Bruder sich mit mir verheirathet hätte." Arnold aber faßte ihre Worte in diesem Sinne auf.

„Allerdings würde ich es sehr bedauert haben, wenn Otto in Folge einer den Bestimmungen des bekannten Testaments zuwiderlaufenden Handlung seines Vermögens verlustig geworden wäre."

„Nicht das Vermögen ist es, worauf Sie das größte Gewicht legen, es ist der — der . . ."

„Der Familien-Name; ja, auch diesen berücksichtige ich."

„Und Sie denken, daß unter allen Umständen dem Namen alles geopfert werden müsse. Sie sagten dies einst."

„Ja, das sagte ich." Arnold war jetzt in seinem Fahrwasser. „Wer immer den Namen Bodenbach trägt, darf kein Opfer scheuen, denselben makellos zu erhalten. Sie wissen vielleicht nicht, daß unsere Familie zu den ältesten Deutschlands zählt und unser Blut zu dem reinsten gehört, oder vielmehr bis zu den letzten dreißig Jahren dazu gehörte," fügte er, die Brauen zusammenziehend, hinzu. Dann hielt er inne; denn dies war kein Gegenstand, den er einer Fremden gegenüber erörtern durfte. Durch seine Mutter war das erste plebejische Blut in die Familie gekommen, und trotz seines aristokratischen Stolzes war es ihm doch nicht möglich, auch nur mit einem einzigen Wort dem Andenken seiner Mutter zu nahe zu treten. Obschon nie von seiner Mutter bevorzugt, hatte er diese doch innig geliebt, war er ihr ehedem mit kindlicher Ehrerbietung begegnet und hatte ihren Tod tief empfunden, wenn er über denselben auch nicht so viele Thränen vergoß wie sein Bruder. Nie war ihm der Gedanke

gekommen, daß eine andere Mutter ihm erwünschter gewesen wäre; aber das Bewußtsein, daß seine Mutter die Tochter eines Banquiers, er selbst der Enkel eines Parvenu sei, und das Blut in seinen Adern nicht mehr das unverfälschte blaue Blut seiner Ahnen, nagte empfindlich an seinem Herzen und kettete ihn um so fester an die Traditionen des Adels.

Reata fand unverzüglich die richtige Erklärung für sein Abbrechen des begonnenen Satzes und errieth den Gedanken, der darunter sich verbarg.

„Und wie hätten Sie ihren Bruder für etwas tadeln gekonnt, worin er doch nur dem Beispiel seines Vaters folgte?" fragte sie. Es lag nicht in ihrer Absicht, Arnold zu verwunden; allein sie wurde durch den Wunsch vorwärts getrieben, zu ergründen, in wie fern seine Anschauungen von denjenigen Otto's sich unterschieden, oder eigentlich die Anschauungen Otto's von denjenigen anderer Männer.

„Vielleicht hätte ich nicht das Recht gehabt, ihn zu tadeln," gab Arnold ernst zurück; doch werden Sie wohl zugeben, daß einiger Unterschied darin liegt, unter seinem Range sich zu vermählen, um dadurch ein Vermögen zu gewinnen, oder dies zu zu thun, wenn dadurch ein Vermögen verloren geht."

Dies war kein geringes Zugeständniß für Arnold; denn nicht um das größte Vermögen der Welt würde er seinen Familienstolz geopfert haben. Reata aber schien sein Argument nicht ganz ungereimt zu finden; denn sie verzichtete auf fernern Widerspruch, wenigstens für den Augenblick.

Etwas vor der Zeit, in welcher der erwähnte Brief-Austausch stattfand, war die Familie Bodenbach durch den von Arnold in plötzlich erwachter Neumüthigkeit aus der Stadt herbeigerufenen Arzt veranlaßt worden, ihre für den Sommer gefaßten Pläne abzuändern. Der Städter schien Gabrielens Zustand ernster zu beurtheilen, als der Landarzt dies gethan hatte, und verordnete demgemäß einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in D . . . bad,

einem wenige Stunden von Steinbühl entfernten Badeorte. Er betonte die Nothwendigkeit, der Kranken in allem möglichst zu willfahren und jede unnöthige Aufregung von ihr fernzuhalten. Ihre nervöse Reizbarkeit hatte einen hohen Grad erreicht, und sie bedurfte der größten Schonung.

Otto's Vermählung war für den 25. Mai festgesetzt; das nächste Vorkommniß von Bedeutung war daher Arnold's Reise nach Galizien, um Zeuge des Trauungsactes zu sein. Nur fünf Tage dauerte seine Abwesenheit; doch wurde dieselbe allen Bewohnern des Hauses sehr fühlbar.

„Wie öde ist doch das Haus, wenn Arnold fort ist!" sagte Gabriele zu Reata am Tage nach der Abreise ihres Bruders; „ich wollte, er wäre wieder hier."

Reata saß am Flügel. Hier und da eine Taste berührend, ließ sie, mehr mit ihren eigenen Gedanken als mit den Noten beschäftigt, lässig die leisen Molltöne einer Begleitung erklingen. Plötzlich unterbrach sie sich mit einer Bemerkung, die Gabriele den Eindruck machte, jedes Zusammenhanges mit dem vorangegangenen Gespräche zu entbehren.

„Weshalb vermählen sich deine Brüder nicht an demselben Tage?"

„O, ich denke, es ist nicht Arnold's Wunsch, sich schon jetzt zu verheirathen. Es wäre Papa sehr lieb, wenn er es wollte; er drängt ihn immer dazu."

„Wozu aber dieses Zögern?" fragte Reata weiter, indem sie heftig einen neuen Accord griff. „Hermine ist doch gewiß nicht zu jung, um zu heirathen, und sieht überdies um mindestens zwei Jahre älter aus, als sie wirklich ist."

„Sie sind ja noch nicht ein Mal verlobt," entgegnete Gabriele, „und dies müssen sie doch einige Zeit gewesen sein, bevor sie sich vermählen."

„Nicht verlobt?" Die über die Tasten wandernden Hände fielen in einem mächtigen, wie ein Aufschrei tönender Accord auf die Tasten nieder. „Ei, ich dachte, sie wären es längst!" warf Reata ein.

„Weshalb glaubteſt du dies?“

„O, man ſagte es mir, und außerdem — außerdem . . .“ Reata dachte an jenen Abend bei den Fliederbüſchen und an den Abend auf dem Balcon.

„Aber ich will dir etwas ſagen,“ fuhr Gabriele, ſich in ihren Kiſſen aufrichtend, fort; „es iſt ein großes Geheimniß und du mußt es ſtrenge bewahren.“ Reata nickte; die Töne verſtummten — ſie lauſchte. „Arnold hat Papa das Verſprechen gegeben — es war ſchon im verfloſſenen Jahre — im kommenden Juni um Hermine zu werben. Der Juni iſt nun nahe. Hermine kommt morgen, wie du weißt, und da ſie längere Zeit bei uns bleibt, iſt es wohl möglich, daß es jetzt bald geſchieht. Wie herrlich wird das ſein! Abweiſen kann ſie ihn doch nicht; ſie war ihm ja immer beſonders zugethan.“

„Nein, das kann ſie nicht — das wird ſie nicht!“ antwortete Reata mit Entſchiedenheit, und wieder glitten ihre Finger achtlos über die Taſten und kehrten dann zu der früher angeſtimmten ſanften Melodie zurück.

Wie Gabriele geſagt, kam Hermine andern Tages für unbeſtimmte Zeit nach Steinbühl zu Beſuch. Zwei Tage ſpäter traf Arnold in früher Morgenſtunde zu Hauſe ein. Während des Frühſtücks wurde er von Gabriele mit unzähligen, die Hochzeit betreffenden Fragen beſtürmt; ihre Neugier war noch nicht halb befriedigt, als er ſich erhob, um ſeinen Geſchäften nachzugehen.

„Hier ſieht es gut aus!“ rief er, als er von ſeiner Runde durch Wirthſchafts-Gebäude und Stallungen zurückkehrte. „Es iſt ja alles in Grund und Boden verdorben!“ Und Arnold warf ſeinen Hut auf den Tiſch, ſich ſelbſt aber in den nächſten Stuhl.

„Was iſt denn geſchehen?“ klang es mit verſchiedenem Tonfall von den Lippen der drei Mädchen.

Wie ſich herausſtellte, beſtand das bejammerte Verderben einzig in der Vernichtung von fünf Hühnern und des ſchönen Cochinchina-Hahnes, welcher der Stolz des Hühnerhofes geweſen war, durch einen blutdürſtigen Fuchs.

„So ist es immer, wenn ich nicht zu Hause bin. Dann geht sogleich alles schief."

„Sie meinen also, der Fuchs würde die Hühner nicht erwürgt haben, wenn er Sie zu Hause gewußt hätte?" fragte Reata.

„O, sicherlich nicht," antwortete anstatt ihres Bruders Gabriele, und Herminens Augen sagten dasselbe. „Alles fürchtet sich vor Arnold."

„Die Füchse nicht und nicht — alles " flüsterte Reata, und beugte sich über ihre Arbeit.

Arnold zog nur die Stirne etwas kraus und sagte, er wolle gegen Abend sein Gewehr nehmen und auf den Uebelthäter fahnden.

Es war ein Tag voll Regenschauern, wie solche der Hitze oft auf dem Fuße folgen; abwechselnd goß es und hellte sich wieder auf, doch ohne daß die Sonne, so wie es bei Aprilwetter vorzukommen pflegt, in der Zwischenzeit ihre trügerischen Strahlen ausgesendet hätte. Erst am späten Nachmittag barst die graue Wölbung und ließ blaue Streifen sichtbar werden, die immer mehr an Ausdehnung gewannen, je dichter die Wolken sich aneinander drängten, um dann in getrennten Massen sachte fortzurücken, immer mehr Himmelsbläue enthüllend. Endlich blickte auch die Sonne aus dem zerrissenen flockigen Vorhang heraus und lächelte, bevor sie zur Ruhe ging, ihren Scheidegruß herab auf die Erde.

Gabriele hielt ihre gewöhnliche Nachmittagsruhe in ihrer Stube oben, während Hermine und Reata sich im Wohnzimmer Gesellschaft leisteten.

„Was meinen Sie," sagte Reata, sich erhebend, als die ersten Sonnenstrahlen durch die Scheiben in's Gemach drangen, die alten Rahmen der Familienbilder in frischer Vergoldung leuchten ließen, und glänzende Streifen auf den Estrich zeichneten, „es wird jetzt ganz schön; wollen wir nicht einen Spaziergang machen?"

Wirklich lechzte Reata nach Luft, und zudem hatte sie gefunden, daß eine Conversation mit Hermine etwas schwer zu

führen sei, fast so, als ob man eine Last bergauf zöge. Im Freien würde ihr das Sprechen leichter werden, dachte sie, und wenn nicht, seien dann doch Bäume und Vögel zur Gesellschaft da.

„Der Boden wird recht naß und aufgeweicht sein."

„Nur herrlich frisch und thauig."

„Wie werden unsere Kleider aussehen!" seufzte Hermine, einen kläglichen Blick auf ihre Musselinfalbeln werfend.

„Wir können sie aufnehmen," entgegnete Reata lachend und dachte im Stillen: „Wie kann ein so umfangreiches Geschopf so viele kleinliche Einwendungen finden!" Laut aber fügte sie hinzu: „Kommen Sie, Hermine, wir wollen Baron Arnold entgegengehen und sehen, ob er den Fuchs geschossen hat."

Augenblicklich verwandelte sich Herminens klägliche Miene, und ihre Arbeit weglegend, stand sie bereitwillig auf.

Alles im Freien war vom Regen gebadet und erfrischt. Die Grashalme beugten sich unter der Last großer, leuchtender Tropfen. Jedes Fliederblatt war in einen winzigen, bis an den Rand mit flüssigem Krystall gefüllten Becher verwandelt. Der Kies auf den Wegen war dunkel und glänzend, und aus den Dachrinnen flossen noch kleine Wassertraufen zur Erde nieder. Mannichfache Wohlgerüche durchzogen die Luft. In all' die Lüfte verwob sich der Geruch von frischer Erde, welcher Vielen so köstlich erscheint, Manchen aber widerwärtig ist. Unter den Hecken hervor kam er, aus den Blumenbeeten und von dem feuchten Wege stieg er auf, dem die Mädchen nach der Meierei hin folgten, und über welchen Hunderte von Schnecken glitten, welche in der für sie so herrlichen Feuchtigkeit schwelgten. Die Vögel aber sangen wieder, fast wie im Beginn des Frühlings.

„Ob der Fuchs wohl erlegt sein wird?" bemerkte Reata, als sie das hinter der Meierei liegende alte Birkenwäldchen durchschritten.

„Ohne Zweifel hat Arnold ihn erlegt," antwortete Hermine und richtete ihre Augen so tadelnd und in so ernster Verwunderung auf ihre Begleiterin, daß diese ihren Unglauben nieder

kämpfte und sich fast beschämt fühlte, der Annahme, der schuldbeladene Fuchs könne entkommen sein, Raum gegeben zu haben.

Die Wiese jenseits der Birken war geschlossen durch einen Lattenzaun, in dessen Mitte ein Tritt zum Uebersteigen angebracht war. Hier ließen Reata und Hermine sich nieder, um Arnold zu erwarten.

Nach wenigen Minuten schon tauchte Arnold's Gestalt aus dem Fichtengebüsch am jenseitigen Ende der Wiese auf. Pfeifend kam er daher, das Gewehr auf der Schulter: aber ach! ohne Fuchs. Schon von weitem konnten die Mädchen dies deutlich wahrnehmen.

„Vielleicht hat er den Fuchs im Walde zurückgelassen," meinte, an die letzte Hoffnung sich klammernd, Hermine; „er konnte ihn doch nicht gut selbst tragen."

„Wenigstens den Schwanz würde er heimbringen," lautete die skeptische Antwort. „Wenn er nichts aufzuweisen hat, können wir dann glauben, daß der Fuchs wirklich todt sei?"

Als Arnold die beiden Mädchen erblickte, lehnte er das Gewehr an die Einfriedigung und lief durch das lange nasse Gras auf sie zu.

„Hast du den Fuchs geschossen?" rief Hermine ihm entgegen.

„Nein, ich habe ihn mit keinem Auge gesehen."

„Das war zu erwarten," schaltete Reata ein, ärgerlich über Herminens unerschütterlichen Glauben an Arnold's Unfehlbarkeit.

„Es ist viel zu feucht, um hier zu sitzen," sagte Arnold, herankommend.

„Ach, so sprechen Sie immer: es ist viel zu kalt, oder viel zu feucht, oder viel zu spät," entgegnete Reata, seine Sprechweise nachahmend. „Aber hier ist es doch gar nicht feucht, nicht wahr, Hermine?"

Es war grausam, nach dem vorangegangenen Ausspruch Arnold's diese Frage zu stellen; denn Reata wußte wohl, daß Hermine eben so wenig wagen würde, Arnold nicht beizustimmen, als ihr selbst geradezu zu widersprechen.

„Es ist sehr feucht," wiederholte Arnold; „noch hängen die Regentropfen allenthalben."

„Ja, auch mir scheint es so," sagte schüchtern Hermine, indem sie zuerst Arnold und dann Reata flehend anblickte.

„Ich gehe nicht," gab diese ungeduldig zurück, und mit verschränkten Armen sich zurücklehnend, sah sie, den Kopf an ein Querholz gelehnt, ruhig zum Himmel auf. Sie war sich ihres unfreundlichen Benehmens vollkommen bewußt, fand jedoch ein eigenthümliches Vergnügen daran, die Beiden zu reizen. Niemand hatte das Recht, ihr Befehle zu ertheilen.

„Komm, Hermine, gehen wir!" warf Arnold mit unterdrücktem Aerger kurz ein.

„Ob sie mich ganz allein zurücklassen?" dachte Reata, während, etwas inconsequent, ein Gefühl des Bedauerns in ihr erwachte.

„Ich muß noch mein Gewehr holen; ich will es abfeuern, ehe wir in die Nähe des Hauses kommen. Wollen Sie uns wirklich nicht begleiten?" fragte Arnold, sich noch ein Mal an Reata wendend.

„Ich gehe mit, wenn Sie mich das Gewehr abfeuern lassen." Erröthend blickte sie zu ihm empor, schwankend zwischen dem Wunsche, sich zu fügen, und der Besorgniß, ihrer Würde etwas zu vergeben.

„Mein Gewehr abfeuern? Keineswegs! Nicht ein Mal berühren sollen Sie es; es ist scharf geladen."

„Wenn es mein Wille ist, werde ich es thun," sagte Reata, indem sie sich aufrichtete und Arnold mit blitzenden Augen ansah.

„Sie könnten es nicht, auch wenn Sie es wollten. Sie verstehen nicht, das Gewehr zu halten, und es würde Sie zu Boden reißen."

„Sie können mich nicht daran hindern," entgegnete Reata, und schon war sie mit einer plötzlichen Bewegung in die Höhe geschnellt, sprang in das hohe Gras hinab und lief gegen die Stelle der Verpfählung zu, an welcher das Gewehr lehnte.

Einen Augenblick seiner Geistesgegenwart beraubt, hatte Arnold versäumt, Reata zurückzuhalten. Er war nicht nur überrascht, sondern auch sehr aufgebracht, und mit Zornesröthe auf den Wangen folgte er ihr eilig. Indessen hatte er kaum zwei Schritte gethan, als er einsah, daß er zu spät komme.

„Schießen Sie nicht — ich verbiete es!" rief er herrisch und hemmte seinen Schritt.

„Den Vogel dort oben werde ich schießen," gab sie zurück, gezwungen lachend, da sie selbst nicht frei von Furcht war. Sie hob das Gewehr und legte es an die Schulter; niemals hatte sie eine Feuerwaffe in der Hand gehabt und war nicht darauf vorbereitet gewesen, dieselbe so gewichtig zu finden.

Der Lauf blitzte in der Abendbeleuchtung. Reata zielte auf einen ihr gegenüber über den Bäumen hinstreichenden Vogel, aber von dem purpurnen Licht geblendet, konnte sie nur undeutlich sehen. Sie biß die Zähne übereinander und drückte los.

„Geben Sie Acht!" schrie Arnold, indem er Hermine am Arme ergriff und sie bei Seite riß.

Der stählerne Drücker quetschte Reata's Finger; wieder senkte sich der Lauf, und zugleich erkrachte der Schuß. Fast gleichzeitig ertönte ein Schrei, und für einen Augenblick war Reata blind von dem Pulverdampf und der grellen Röthe des Himmels. Der Geruch des Pulvers benahm ihr den Athem, die Explosion hallte fort in ihren Ohren, und mitten hinein tönte das Echo eines Aufschreies, der sie mit überwältigendem Schrecken erfüllte. Zitternd stand Reata still; das Gewehr entfiel ihrer Hand, jede Spur von Farbe wich von ihren Wangen und Lippen, und ihre tiefen, kurzen Athemzüge schienen sie bis in's innerste Herz zu erschüttern.

„Sie haben ihn getödtet!" schrie Hermine, ihre Arme emporwerfend, nochmals verzweiflungsvoll auf. Wie sie jetzt dastand, halb eingehüllt in den sich um sie ziehenden weißen Rauch, ihre Gesichtszüge von leidenschaftlichem Schmerz verzerrt, glich sie einer auf dem Schlachtfelde ihren Sohn beweinenden beseelten Statue der Germania. In dem Tone ihrer Stimme lag ein

so tiefer Jammer, daß Reata schaudernd ihr Antlitz in den Händen barg, um das Entsetzliche von sich auszuschließen.

O, Arnold, Arnold! Was hatte sie gethan?

Eine Secunde lang hielt Reata das Gesicht fest in die Hände gepreßt, dann ließ sie diese mit einem gewaltsamen Ruck herabsinken. Sie mußte sehen; alles war eher zu ertragen, als diese furchtbare Ungewißheit.

Und nun kam ein leiser Freudenschrei über ihre Lippen. Arnold stand vor ihr, lebend und aufrecht.

„Ich habe Sie also nicht getödtet!" sagte sie, ihrer Erregung ungeachtet sehr leise sprechend. Arnold hielt den Blick ernst auf sie gerichtet. Er drückte sein Taschentuch an sein rechtes Handgelenk und war um einen Schatten bleicher als sonst, doch nicht allein in Folge des physischen Schmerzes.

„Nein, ich bin nicht getödtet," erwiderte er ruhig, „und dieser kleine Riß an meinem Handgelenk hat nicht viel zu bedeuten. Sie waren aber nahe daran, ein großes Unglück anzurichten und dürfen etwas Aehnliches nie wieder thun." Noch immer blickte er sie an, doch nicht zürnend, wie vorher, da sie nach dem Gewehr lief. Sie sah, daß sein Taschentuch mit Blut getränkt war; einige Tropfen flossen an den Fingern herab und fielen auf das Gras zu seinen Füßen. Der Schuß hatte sein Gelenk gestreift, als er die Hand ausstreckte, um Hermine zurückzureißen.

„Es thut mir leid," stammelte sie, den Kopf tief niederbeugend. Sie war unfähig, mehr zu sagen, obwohl ihr Herz unter der Last des Schmerzes und der Freude zu zerspringen drohte. Sie hätte vor ihm auf die Kniee sinken und mit Thränen seine Vergebung erflehen mögen; allein sie drängte jedes Zeichen innerer Bewegung mit Macht zurück. Bemüht, unbekümmert zu scheinen, sah sie wieder zu ihm auf, und als er nun sagte: „Sie müssen mir versprechen, dies nie wieder zu thun," antwortete sie mit leichtem Achselzucken: „Ja, ich verspreche, nie mehr auf Sie zu schießen, wenn es Ihnen nicht angenehm ist."

„Noch auf jemand Andern, wie ich hoffe," erwiderte Arnold lachend, doch war sein Antlitz immer noch bleich.

Hermine, welche längst von ihrer sublimen Pose abgelassen hatte und, von den Beiden vergessen, weinend auf dem Tritte saß, blickte erstaunt empor, als sie Arnold und Reata friedlich zusammen sprechen und sogar lachen hörte. Wie war es nur möglich, zu lachen, nachdem so Schreckliches sich ereignet hatte! Während die Beiden langsam auf sie zuschritten, konnte sie Reata's Worte vernehmen.

„Es war wirklich Ihre eigene Schuld, Baron Bodenbach; hätten Sie mich ungestört das Gewehr abfeuern lassen, würde nichts geschehen sein."

„Ihr gilt es gleich," dachte das schluchzende Mädchen. „Wäre Arnold getödtet worden, hätte sie nichts verloren, aber das Glück meines Lebens wäre dahin. Reata hat kein Herz."

Hermine aber sah Reata's Augen nicht; sonst müßte sie erkannt haben, wie sehr sie sich irrte.

36.

Der Juni war gekommen mit seinem Glanz und seinem Staub, seinem Licht und seinem Schatten, seiner drückenden Schwüle und seinen duftenden Rosen, wie sie einzig der Juni bringen kann. Er sollte für Baron Walther die nahe Erfüllung eines lange gehegten Wunsches bringen.

Der Mai hatte ihm Freude in reichem Maße gegeben — denn Otto's Zukunft hatte ihn seit Jahren mit Bangen erfüllt. Nun kam der Juni, seinen zweiten Wunsch zu krönen. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß Arnold sich mit Hermine verbinden werde, und hartnäckig hielt er an der Verwirklichung dieses Planes fest. Nun mußte das Ersehnte nahe sein, in unmittelbarer Nähe. Die Abreise nach D—bad sollte in zwei Tagen stattfinden, und noch vorher hoffte er, die Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, zur Entscheidung gebracht zu sehen.

Es war nach dem Mittagessen, als der alte Baron, mit Arnold beim Kaffee sitzend, sich anschickte, eine Annäherung an das

schwierige Thema anzubahnen. Von außen herein aber klang von Zeit zu Zeit das scharfe Klippen und Klappen einer Gartenscheere, mit welcher Reata erbarmungslos in den Rosen schaltete, obgleich eine Ueberfülle derselben schon im Hause in allen Vasen und Gläsern prangte. Es war die heißeste Stunde eines unerträglich heißen Tages. Auch Ficha mußte tropisches Blut in den Adern haben; denn willig folgte sie ihrer Herrin, ohne Scheu vor dem Sonnenbrand, den sie sogar dem Schatten vorzuziehen schien.

„Mein lieber Arnold," begann, bemüht, nicht zu feierlich zu sprechen, der alte Baron, indem er, seine Rede vorzubereiten, erst den Kaffeerest in seiner Tasse mit nervöser Hast aufrührte, dann seine Brille zurechtrückte, sich räusperte und endlich seine Zeitung zusammenfaltete.

„Ja, Vater," sagte Arnold, von seinem Zeitungsblatt aufsehend, aber mit seinen Gedanken noch bei dem Artikel, welchen er eben gelesen hatte. Arnold's rechtes Handgelenk war noch verbunden, obschon seit dem kleinen Unfall, der leicht ein großer hätte werden können, volle zehn Tage verflossen waren.

„Wir sind nun im Juni; und es ist Zeit, daran zu denken, was du thun willst, und in welcher Weise es geschehen soll." So weit ging alles glatt ab; die Phrase war seit Monaten vorbereitet gewesen, zugeschnitten und hergerichtet für den Gebrauch. Der alte Herr lehnte sich in seinen Armstuhl zurück und seufzte erleichtert auf. Er sah mit Befriedigung, daß Arnold's Gesicht keine unangenehme Ueberraschung verrieth. Die Antwort aber war eine unvorhergesehene.

„O, es ist bereits alles angeordnet; früher als zu Ende dieser Woche kann nicht angefangen werden, und für diese Zeit habe ich doppelt so viele Leute angenommen, wie wir im letzten Jahre beschäftigten."

„Aber, Arnold, wovon sprichst du denn?" stieß der alte Baron ganz verdutzt heraus.

„Ei, von der untern Wiese! Bezog deine Frage sich nicht auf die Heu-Ernte?"

„Nein, durchaus nicht.“

„Worauf denn, Vater?“

Baron Walther blickte in das unbefangene Antlitz seines Sohnes und wagte sich dann kopfüber vorwärts.

„Auf Hermine, wie sich von selbst versteht.“

Der Uebergang von der Wiese zu Hermine war ein zu gewaltsamer, als daß Arnold im Stande gewesen wäre, sogleich zu antworten.

Aus diesem Schweigen Vertrauen schöpfend, fuhr der alte Herr fort: „Du weißt, Arnold, ich habe dich bezüglich dieser Sache nicht gedrängt, da wir übereingekommen waren, bis zum Juni zu warten. Ein fernerer Aufschub wäre aber durch nichts gerechtfertigt. Hermine ist neunzehn Jahre alt, und dein zweiter Einwand, der Mangel an Vermögen, ist behoben. Du sagtest, du würdest im Juni um sie werben, und jetzt sind wir im Juni.“

Noch immer fand Arnold keine Erwiderung. In seinen Stuhl zurückgelehnt, blickte er, seinen Schnurrbart streichend, zur Zimmerdecke empor. Was der alte Herr sagte, war ganz richtig. Hermine hatte ein passendes Alter erreicht, jedes Hinderniß war beseitigt; er hatte versprochen, daß er bis zum Juni sich entscheiden wolle, und der Juni war da. Alles das hatte er nicht vergessen; die Erinnerung daran war in letzter Zeit nur etwas verblaßt.

„Weshalb antwortest du nicht, Arnold?“ fragte etwas unruhig der alte Baron. „Du hast ja so oft gesagt, Hermine sei die Einzige, die zu heirathen du dich jemals entschließen könntest.“

„Ja, wenn ich mich überhaupt jemals vermählte,“ gab Arnold zurück.

„Arnold!“ rief Baron Walther bestürzt. „Im verflossenen Jahre warst du ja mit dir selbst völlig im Reinen; damals sagtest du, es sei nicht deine Gewohnheit, von einem gefaßten Entschlusse zurückzukommen.“

„Ich glaube nicht, daß ich dies jemals sagte — wenigstens erinnere ich mich dessen nicht. Jedermann ändert seine Entschlüsse bisweilen!“ fügte er hastig hinzu.

„Aber, Arnold!“ rief der alte Baron im höchsten Erstaunen. Daß Arnold, der jede geringe Inconsequenz streng zu rügen pflegte, die Möglichkeit andeute, er selbst könne seinen Sinn geändert haben, schien ihm unmöglich. „Es ist ja gar nichts vorgefallen, wodurch eine Aenderung herbeigeführt werden konnte.“

Arnold hatte, seine Aeußerung schon bereuend, sich aufgerichtet. „Nein, nichts ist vorgefallen,“ sagte er langsam; und dann entsann er sich plötzlich eines dem jetzigen sehr ähnlichen Gespräches zwischen Otto und ihm selbst; und mit Macht kam die Erkenntniß über ihn, daß es weit weniger angenehm sei, die Rolle des zu Ueberzeugenden als die des Ueberredenden zu spielen. Jetzt erkannte er, wie schwer Jener gerungen haben mußte; nie hatte er so inniges Mitleid mit seinem Bruder gefühlt, als in diesem Augenblick. Die beiden Fälle waren sich ähnlich und doch sehr von einander verschieden; denn Otto's Wort war einer andern Frau verpfändet gewesen, indeß er, Arnold, frei war, frei von jeder Fessel. „Völlig frei und fesselos,“ wiederholte er bei sich selbst; und in dem Bewußtsein dieser Freiheit schien ihm die nun gebotene Gelegenheit, dieselbe aufzugeben, eben nicht sehr verlockend. Gleichwohl konnte er nicht umhin, anzuerkennen, daß seines Vaters Anschauung unanfechtbar sei. Daß er um Hermine werben m ü s s e, stand außer Zweifel Er war jetzt doppelt dazu verpflichtet; denn im vergangenen Jahre, da er arm war, hatte es seinem Vater zugesagt, und nun, reich geworden, durfte er nicht davon zurückkommen. Dieser letzte Gedanke, ein Mal erweckt — Baron Walther hatte dies mit großer Geschicklichkeit zu bewerkstelligen gewußt —, wirkte auf sein Ehrgefühl, so daß, als der alte Herr nun sagte: „Du wirst es morgen thun, Arnold, nicht wahr?“ er mit erstaunlicher Fügsamkeit antwortete: „Heute Vater; gleich, wenn du es wünschest.“

Der Baron war entzückt. Während er nun seinem Sohne noch für seine Willfährigkeit dankte, öffnete sich die Thüre, und Hermine trat ein, ahnungslos und unbefangen, gerade im rechten Augenblick. Sie war, gegen ihren Willen von Reata hinaus-

gelockt, im Garten gewesen; nachdem sie jedoch zehn Minuten lang von der Sonne gesengt worden war und kein Zeichen verrieth, daß Arnold folgen würde, suchte sie den Schutz des Hauses wieder auf. Athemlos und erhitzt sank sie in einen Stuhl.

„Es ist mir unbegreiflich, wie Reata diese heiße Sonne ertragen kann; gewiß wird sie den Sonnenstich bekommen!“ Hermine nahm ein Zeitungsblatt auf, nicht um zu lesen, sondern um sich damit zu fächeln.

„Mexicanisches Blut,“ sagte der alte Baron in seinem munterſten Tone. In der Meinung, er habe lange genug gewartet, um den Anstand zu wahren, erhob er sich gemächlich und verließ das Zimmer, indem er seinem Sohne einen bedeutsamen Blick zuwarf, welchen derselbe aber nicht erwiderte.

Die Beiden waren nun allein — Arnold entschlossen, aber unbehaglich, Hermine in heiterer Seelenruhe. Niemals gab es eine günstigere Gelegenheit für eine Werbung und ungestörtere Ruhe; nichts ließ sich vernehmen, als die um die Zuckerdose summenden Wespen, ein thörichter Schmetterling, der vergebens mit den Flügeln an die Scheiben schlug und das wie früher von außen hereindringende Klipp-Klapp der Scheere Reata's.

Als die Thüre sich hinter dem alten Herrn schloß, ließ Arnold von der Betrachtung des Falzbeins ab, welches er in der Hand hielt, und blickte zu Hermine hinüber. Er war sich bewußt, daß er sie ganz anders, mit kritischerm Auge ansah, als je zuvor. Noch immer fächelte sie sich mit dem Zeitungsblatt und glühten ihre Wangen — mehr als es sie vortheilhaft kleidete, dachte Arnold. Denn, wie es bei Blondinen häufig der Fall ist, verbreitete ihre Farbe, wenn sie erhitzt war, sich über die gewöhnliche Grenze hinaus, über Stirne und Schläfen. Abgesehen hiervon, war sie entschieden schön — und das Leben fließt ja nicht immer bei so hohen Temperaturen dahin; nicht immer ist es Juni.

Arnold's kritische Betrachtung und die aus derselben entspringende Folgerung währte eine halbe Minute, dann fühlte er, daß die Zeit zum Sprechen gekommen sei. Aber es fuhr ihm

durch den Sinn, wie er nie überlegt habe, in welche Worte er seinen Antrag fassen solle. Mindestens fünfzig verschiedene Arten müsse es ja zur Formulirung einer Werbung geben, dachte er, aber nicht eine einzige fiel ihm jetzt ein. Er meinte, es würde leichter und passender sein, die Sache nicht sitzend, sondern aufrecht stehend zu besorgen. Er erhob sich daher, schritt langsam zu Hermine hin und blieb schweigend an ihrer Seite stehen. Lächelnd und indem sie unausgesetzt sich fächelte, sah sie zu ihm auf. Ein Lächeln hatte Hermine gewöhnlich, wenn sie Arnold anblickte; jetzt aber trug dieses Lächeln dazu bei, ihn noch mehr aus der Fassung zu bringen: das Lächeln war so ruhig und vertrauend. Sein Auge streifte die halb geschlossene Jalousie des Fensters, und er erblickte das zwischen den Gebüschen hervorschimmernde weiße Kleid Reata's. In Augenblicken der Unentschlossenheit läßt man sich gern durch irgend ein, wenn auch selbstgeschaffenes äußeres Zeichen bestimmen. Und so wenig Arnold im Allgemeinen zu Unschlüssigkeit hinneigte, mußte er jetzt doch Aehnliches fühlen; denn im Stillen entschied er sich dafür, daß das Wiedererscheinen des weißen Kleides in der nächsten Lichtung der Büsche das Signal für sein Sprechen werden solle. Einige Secunden hindurch spähte er in Ruhe, und bei dem ersten Auftauchen seines Zeichens wendete er sich Hermine zu.

„Mein Vater sagte mir eben . . . ," begann er, ohne eine Ahnung dessen, was er zunächst folgen lassen werde.

„Nun?" erwiderte Hermine in ihrer freundlich sanften Weise.

„Er wünscht, daß ich heute mit dir spreche . . . ."

Hermine senkte die Lider, und ihr Lächeln erstarb. Es lag nichts Auffallendes in Arnold's Worten, doch lag es in seinem Aussehen. Sie war nie sehr geschickt im Errathen, aber die Liebe schärft wunderbar den Blick, und sie errieth sofort, was er meinte. Er war im Begriffe, sie zur Gattin zu verlangen, und sie würde „Ja" sagen — o, so gern, so freudig! Es war ihr plötzlich klar, daß dies der Augenblick sei, nach welchem sie sich gesehnt, für welchen sie gelebt hatte. Es nahte, es kam jetzt,

was sie mit unaussprechlicher Freude und Befriedigung erfüllen würde, denn sie liebte ihn ja so wahr. Ihr Herz pochte heftig; dann schien es still zu stehen wie in Furcht vor übergroßer Freude. Ihre ohnedies sehr gerötheten Wangen wurden scharlachroth und ebenso Stirne und Schläfen. Sie blickte zur Erde; das Lächeln war vollends geschwunden. Dann streckte sie die Hand aus, griff nach ihrer glücklicherweise auf dem Tische liegenden Arbeit und beugte sich übereifrig über dieselbe. Es war eine Stickerei, welche, so viel aus den halb ausgefüllten Umrissen zu entnehmen war, eine Burg-Ruine von unclassificirbarer Architektur vorstellen sollte: gothische Fenster und griechische Säulen, erleuchtet durch einen runden Mond, dessen schräge citronengelbe Strahlen eine erschreckende, unbegreifliche Wirkung auf die Bäume und Gräser der Umgebungen hervorbrachten. Seit zehn Tagen hatte Arnold die Fortschritte dieser Burg und dieses Mondlichtes beobachtet. Jetzt blickte er auf die gothischen Fenster hin, auf die schrägen Strahlen des Mondes, und dann abermals durch's Fenster.

Da fiel sein Auge auf eine andere Erscheinung — keine neue, denn seit Wochen konnte er sie täglich sehen, und er hatte sie gesehen — noch auch eine überraschende. Nichts besonders Ueberraschendes lag in dem Anblick eines Mädchens in einfachem weißen Kleide, von dem ein Strauß rother Rosen, den sie trug, sich abhob. So schwül war es draußen im Garten; unter den heißen Küssen der Sonne senkten die Rosen matt ihre Kelche — nicht ein Grashalm bewegte sich. Reata aber erschien unter ihrem breiten Palmhute frisch und kühl, so frisch und unberührt von all der sengenden Hitze, die selbst in Arnold's Adern alle Energie erschlaffte, so erquickend und lebendig in der Schönheit jedes Ausdrucks und der Anmuth jeder Bewegung. Sie hatte ihre Rosen-Ernte beendet und stand jetzt dicht unter dem Fenster. Sie erhob die Augen, doch konnte sie nicht wahrnehmen, ob Jemand durch die grünen Latten der Jalousie hinausblicke. Flüchtig nur hatte ihr Auge das Fenster gestreift, dann schritt sie vorüber.

Auch Arnold wendete sich ab, als ob er jedes störende Element ausschließen wollte. Er dachte, es sei am Ende doch besser, von keinem Zeichen sich bestimmen zu lassen. Hier saß Hermine, ihre Wangen in Uebereinstimmung mit der Temperatur und ihrer innern Erregung, und stickte violette Stiche in den runden Mond hinein, und immer noch summten die Wespen um die Zuckerdose und schlug der Falter eintönig seine Flügel gegen die Scheiben.

„Wir waren unser ganzes Leben lang befreundet, nicht wahr, Hermine?"

Wie seltsam geistesarm werden selbst verständige Männer in solchen Augenblicken!

„Ja, Arnold," stammelte Hermine, ohne die Lider aufzuschlagen, und die violetten Stiche mehrten sich.

„Mein Vater wünscht, daß ich dich heute frage —"

Eine Stimme klang herein aus dem Garten, ein heller, mädchenhafter Ton, die Luft durchdringend, und bei dem offenen Fenster herein, im stillen Raume widerhallend.

„Ficha, Ficha, komm zu mir! Laß ab, den armen Frosch im Grase zu jagen, und ich will dir ein Rosenknöspchen in's Halsband stecken."

Eine Pause trat ein, innen und außen; es war ungewiß, ob Ficha das Anerbieten angenommen habe, ob sie eine Knospe im Halsband dem Frosche im Grase vorziehe. Mitten in seiner Phrase hielt Arnold inne. Die Umgebung war doch nicht so ruhig, als sie es hätte sein sollen; diese Stimme im Garten und der an die Scheibe tippende Schmetterling!

Plötzlich erwachte in Arnold tiefes Mitgefühl für den Falter, der sich so sehr um seine Freiheit mühte. Eine heftige Sehnsucht nach Freiheit regte sich in Arnold, eine Abneigung, sich zu binden, wie er sie nie zuvor empfunden hatte! Noch eine Minute, noch ein Wort, und seine Freiheit war dahin! Hastig ging er die Worte, welche er gesprochen hatte, im Geiste durch. War er nicht zu weit gegangen, hatte er nicht vielleicht sich schon verpflichtet? Doch sein Gedächtniß antwortete mit einem freudi-

gen „Nein!“ Nichts war gesagt worden, als: „Mein Vater wünscht, daß ich dich heute frage —“ und dann hatte er abgebrochen. Wie konnte sie errathen, was folgen sollte? Schon daß sie sich so tief in ihre Stickerei versenkte, war ein Beweis dafür, daß sie nichts errathen hatte. Wohl war sie erröthet; aber Hermine erröthete leicht, und der Tag war so heiß. Er brauchte nur dem begonnenen Satz einen neuen Schluß zu geben.

„Mein Vater wünscht, daß ich dich frage, ob . . . Er hofft — ich hoffe — wir Alle hoffen — es werde dir möglich sein, uns nach D—bad zu begleiten.“

„O, es ist ja festgesetzt, daß . . . Mama und ich mitkommen,“ erwiderte Hermine, verwundert emporblickend.

„Ja, ich weiß . . . ich glaube,“ stotterte Arnold in einer seiner gewöhnlichen Entschiedenheit sehr unähnlichen Weise. „Ich wußte nicht, daß es fest bestimmt sei; es wird für Gabriele so ungleich erheiternder sein.“

„Ich hoffe es,“ sagte Hermine bestürzt, indem sie die violetten Stiche aus dem Mond zu entfernen begann.

„Gedenkt deine Mutter die Bäder zu gebrauchen?“ fuhr er hastig fort, fühlend, daß er nie in seinem Leben eine so schlechte Figur gespielt habe. „Gewiß würden sie ihr sehr gut thun.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Hermine, mit vor Verwunderung weit geöffneten Augen. Arnold's plötzliches Interesse an der Gesundheit ihrer Mutter war ihr durchaus unverständlich. „Mama ist vollkommen wohl; ich glaube nicht, daß sie der Bäder bedarf.“

„Ach nein; ohne Zweifel . . . sicherlich nicht,“ sagte Arnold mit einem tiefen Blick, als ob Frau von Schwerendorf's Befinden das Studium seines Lebens gewesen wäre.

Wieder ein Geräusch unter dem Fenster. Reata rief: „Sind Sie hier, Hermine?“ Dann fiel eine Rose durch die Jalousie herein, eine voll aufgeblühte rothe Rose. Sie fiel auf den Estrich, und da lag sie nun, mit ihrem leuchtenden, tiefdunkeln Kelche. „Wollen Sie nicht herauskommen? Es ist hier so schön!“

Hermine aber antwortete nicht und hob die Rose nicht auf. Ein Gefühl der Enttäuschung lastete auf ihr.

Mit zerstreutem Wesen nahm Arnold die Rose vom Boden; doch auch er antwortete nicht. Reata, meinend, es sei Niemand im Zimmer, verschwand neuerdings in den Büschen.

Eine Stunde später, nachdem Reata den Sonnenbrand nach Herzenslust genossen und jede ihr geeignet dünkende Rose gepflückt hatte, trat sie in's Wohnzimmer, die Hände voll von ihren purpurnen Schätzen. Arnold saß allein da, aber weder lesend noch rauchend; seine Beschäftigung bestand einzig darin, den Stengel einer Rose durch die Finger gleiten zu lassen, einer Rose, welche denjenigen, die Reata brachte, vollkommen glich. Als das junge Mädchen eintrat, legte er, zusammenschreckend, wie bei einem Unrecht ertappt, die Blume nieder. Gleichzeitig ließ sich draußen Baron Walther's Stimme hören: „Arnold! Arnold!"

Arnold folgte dem Rufe, und Reata begann ihre Rosen in Vasen zu ordnen. Als sie sämmtlich untergebracht waren und sie die abgefallenen Blätter von ihrem Kleide geschüttelt hatte, ging sie zu dem Tische hin und nahm die einzelne rothe Rose auf. Diese hatte schon ihre erste Frische verloren, und ihre sammetnen Blätter waren welk und schwärzlich angehaucht. Sie war nicht mehr geeignet, ihren schönern, frischern Schwestern beigesellt zu werden. Darum vielleicht stellte sie Reata nicht zu den andern Rosen in's Wasser; aber es war kein Grund dafür, daß sie selbe so sorgfältig aufnahm und eine Minute lang betrachtete, sowie es auch gewiß nicht als Erklärung dafür gelten konnte, daß sie die Rose in ihr Zimmer hinauf trug und in ihrem Arbeitskästchen verschloß.

Zur selben Zeit fand in einem der untern Räume zwischen dem alten Baron und Arnold eine zweite Unterredung statt. Der alte Herr hatte berechnet, daß eine Stunde Zeit zur Werbung mehr als hinreiche.

„Nun, Arnold, mein Junge, darf ich dir Glück wünschen?" fragte er mit ungeduldiger Zuversicht.

„Nein," gab Arnold kurz zurück.

„Wie? Du willst doch nicht sagen, daß sie dich abgewiesen hat!“ Arnold's ernstes Aussehen erschreckte Baron Walther noch mehr, als die kurze Verneinung.

„Es ist umsonst, Vater; ich kann es nicht über mich gewinnen. Ich versprach dir, es heute zu thun und wollte mein Wort halten. Ich versuchte es, aber es war mir nicht möglich.“ Arnold sprach sehr hastig, und in seinem Benehmen und Aussehen lag eine Unruhe, als wäre er mit sich selbst nicht ganz zufrieden; doch sah er seinem Vater fest in's Gesicht.

„Arnold!“ rief der alte Baron in höchster Bestürzung.

„Gib mir mein Versprechen zurück, Vater! Ich kann es nicht thun; jetzt keinesfalls und höchst wahrscheinlich niemals. Ich kann mich zu nichts verpflichten; ich war ein Thor, daß ich es jemals that.“

„So hast du also deinen Sinn geändert?“ Der alte Herr sah aus, als wäre er auf dem Punkte, vor Verdruß zu weinen.

„Ja, ich habe meinen Sinn geändert,“ erwiderte Arnold rasch und ingrimmig. Dieses Zugeständniß war ein bitteres für ihn. Zum ersten Male mußte er sich eingestehen, daß seine Festigkeit nicht so unerschütterlich sei, als er dies immer anzunehmen liebte. „Doch ist ja hierdurch kein Unrecht geschehen, denn ich bin gewiß, daß Hermine nichts ahnt.“

„Wie kommt es nur, daß du gegen die arme Hermine solche Abneigung gefaßt hast?“

„Das nicht; sie gefällt mir sonst recht gut; aber ich bin nicht geneigt, mein Leben mit ihr hinzubringen.“

„Es ist eine große Enttäuschung für mich, Arnold; ich hatte so sicher darauf gerechnet.“

„Es thut mir leid, Vater; aber, nicht wahr, du gibst mir mein Versprechen zurück? Wenn du darauf bestehst, fühle ich mich verpflichtet, mein Wort zu halten. Allein ich kann dir nicht verschweigen, daß es mich unglücklich machen würde. Und wahrscheinlich würde ich auch ihr das Leben verbittern,“ schloß er düster.

„Du sollst nicht unglücklich werden, Arnold. Selbstverständlich verzichte ich auf die Erfüllung deines Versprechens, mein lieber Junge; es ist ja einzig mein Wunsch, dich froh und zufrieden zu sehen, und ich hoffte, du würdest beides durch diese Heirath werden.“ Der alte Baron seufzte ergebungsvoll. „Da du aber dieses eine Mal deinen Sinn geändert hast, kann sich dies vielleicht nochmals ereignen, und du könntest schließlich doch wünschen, Hermine zu erlangen; dann aber kann es zu spät sein, und zu spät werden könnte es bald, sei dessen versichert — jener böhmische Graf kann sie uns jeden Augenblick nehmen.“

„Oh, ist ein Graf in Aussicht?“ rief Arnold, dessen Stirne sich entwölkte. Wohlgefällig lauschte er, als sein Vater ihm nun Frau von Schwerendorf's Mittheilung in der Hauptsache wiederholte, und sagte dann freundlich: „Ei, das klingt ja recht befriedigend; gern würde ich Hermine glücklich verheirathet sehen.“

Der alte Herr hatte seine letzte Karte ausgespielt und sah, daß es vergeblich geschehen war.

Nach diesem Tage, als der Thau der Nacht die Rosen netzte, die Frösche im Sumpfe ihr Gequake durch die Nachtluft sandten und die meisten der Bewohner von Steinbühl schon in tiefem Schlafe lagen, stand Reata am Fenster ihres Stübchens, eine halbverwelkte Rose in den Händen. Sie seufzte wiederholt; doch gähnte sie doppelt so oft, denn der Tag war heiß gewesen und sie nun recht müde. Ihre Stimmung war eine gedrückte, und ihre Abspannung machte dieselbe noch tiefer sinken.

„Ich weiß nicht, weshalb ich wie eine Thörin hier stehe,“ rief sie plötzlich mit lauter Stimme, indem sie ihren Kopf schüttelte und die schweren Augenlider hob, „und warum ich dieses welke Ding bewahre?“

„Zur Erinnerung!“ antwortete es in ihrem Innern. „Zur Erinnerung? Woran?“

„Fort!“ Und sie zerdrückte die Rose in der Hand und warf sie zum Fenster hinaus. Aber der Abendwind fing einige der Blätter auf, und flatternd kamen sie durch das Fenster zu ihr zurück. Sogleich lag sie neben ihnen auf den Knieen, und mit

heißer Röthe im Antlitz las sie eines nach dem andern mit sachter Berührung sorgfältig auf. Und sie hatte Erbarmen mit den verirrten Blättchen, die aus der Finsterniß zu ihr gekommen waren, und warf sie nicht nochmals in die schwarze Nacht hinaus.

37.

Ein aus den Bergen über Steingerölle niederrauschender, weiß schäumender Wildbach; eine Menge kleiner Häuschen im schweizerischen Stil, in mehr oder minder großen Zwischenräumen ohne sonderliche Ordnung aneinander gereiht, jedes mit einem Gärtchen an der Vorderseite; größere Häuser mit drei oder vier Stockwerken, aber ohne Gärten, jedes derselben ein Hotel; alle diese Häuser, sowohl die kleinen mit, als die großen ohne Gärten, zwei lange, breite Straßen bildend; ein sehr ausgedehntes schönes Gebäude, das Curhaus, mit dazu gehörigem Park und der Bade-Anstalt, das Ganze umrahmt von dichten dunkeln Fichtenwäldern, welche ihr hohen Stämme bis zwischen die Häuser vorschieben und die Luft rings umher mit ihrem scharfen, kräftigenden Duft erfüllen: dies ist die Charakteristik von D—bad.

In einem der umhergestreuten Schweizerhäuser hatten die Familien Bodenbach und Schwerendorf vereinigt ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Sie hatten das ganze Erdgeschoß des Hauses inne, und dessen erstes Stockwerk wurde, wie bei dem Abschluß des Miethvertrages Arnold ausdrücklich mitgetheilt worden war, einzig von einem stillen, ältlichen Ehepaar bewohnt. Für Gabriele war vollkommene Ruhe nöthig, und hier konnte man hoffen, diese zu finden. Vor den Fenstern entfaltete sich eine entzückende Landschaft, und ein Schritt über die Schwelle der rückwärtigen Thüre des Hauses führte in den Schatten des Fichtenwaldes.

Die neuen Ankömmlinge, waren von der Unterbrechung ihres gewöhnlichen Lebens in hohem Grade befriedigt, insbesondere

Gabriele. Sie schlafe hier viel besser, sagte sie, als in Steinbühl, wo die Frösche ihr die Nachtruhe störten, und das Aroma der Fichtenwälder mache sie viel kräftiger. Auch Reata freute sich all' des Neuen, trotzdem es ihr vier Wochen vorher noch unmöglich gedünkt hatte, sich jemals wieder an irgend etwas zu erfreuen.

Nicht ohne einiges Aufsehen zu erregen, erschien die Bodenbach'sche Gesellschaft zum ersten Male im Parke von D—bad, und Frau von Schwerendorf, als Behüterin der beiden schönsten Mädchen, welche während dieser Saison erschienen waren, wurde bald der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Mancher bewundernde Blick, der das Herz der Mutter höher schlagen ließ, wurde Herminen zu Theil. Doch nicht sie zog in erster Reihe Aller Augen auf sich. Wer war jenes schlanke, kaum den Boden berührende Mädchen, welches mit so hoher Anmuth dahinschritt; welches sich weder zierte noch lächelte, weder coquettirte noch mit dem Fächer spielte, wie es die andern jungen Damen thaten; welches ruhig seinen Weg verfolgte, ernst nach rechts und links blickend, mit verwunderten, dunkeln Augen, welche leuchtend unter dem Schatten des Hutes hervorblitzten? Reata glich einer in einen Taubenschlag verirrten Schwalbe, welche die Bewohner desselben halb neugierig, halb schüchtern beobachtet. Ihre neuen Erfahrungen machten sie nicht verlegen, aber sie verwirrten sie. Es war ihr lieb, daß sie Arnold zur Seite hatte; denn dies gab ihr das Gefühl des Beschütztseins.

Die erste Woche ging recht angenehm vorüber. Jeder Tag verlängerte die Curliste: täglich begegneten Bodenbachs und Schwerendorfs einer größern Zahl von alten Bekannten, und täglich zogen die alten Bekanntschaften neue nach sich, so daß die beiden Familien bald zum Mittelpunkte eines ausgedehnten Gesellschaftskreises wurden. Baron Walther's Zerstreuung bestand fast ausschließlich darin, mit seinen Freunden plaudernd im Curgarten auf und ab zu gehen und dabei seinen Lieblings-Melodien zu lauschen. Sein liebstes Tonstück war der Walzer „Die blaue Donau", und sein bester Freund ein einarmiger,

pensionirter General mit einer Adlernase, mit dem er einst auf derselben Schulbank gesessen hatte. Frau von Schwerendorf hingegen befand sich mitten im Wirbel; sie kam niemals zur Ruhe, weniger noch als die beiden Mädchen. Denn diese pflegten abwechselnd von den Spaziergängen und den Diners im Hotel zurückzubleiben, um Gabrielen Gesellschaft zu leisten.

Die von dem Aufenthalte in einem Badeorte unzertrennlichen kleinen Misères verstimmten Reata nicht; auch entbehrte sie nichts von all' den kleinen Dingen, welche daheim gelassen zu haben für so manche junge Dame im Sommer-Aufenthalte eine Quelle täglichen Verdrusses ist. Der einzige große Koffer, den sie von Mexico mitgebracht hatte und der ihre ganze, nicht sehr bedeutende Garderobe enthielt, war ihr auch hierher gefolgt. Niemals machte ihr das Verschließen von Schränken und Thüren Sorge; nur einen einzigen Gegenstand behütete sie mit Vorsicht: ihr Schreibpult, dessen Schlüssel immer an ihrer Uhrkette hing, zur Seite eines silbernen Medaillons von sonderbarer Form, des einzigen Schmuckstückes, welches sie trug. Nie hatte sie das Pult in Jemandes Gegenwart geöffnet; Gabriele wußte, daß sie ihr Tagebuch darin verwahre, allein, was sich sonst noch dort befand, war Geheimniß geblieben.

Das Tagebuch wurde jetzt nur selten hervorgeholt. Vielleicht kam dies daher, daß die Blätter des abgenützten grünen Lederbandes nun nahezu gefüllt waren; denn während der Spanne Zeit, welche dem Eintreffen jenes verhängnißvollen Telegramms zunächst folgte, hatte sie Seite nach Seite beschrieben, bis sie jetzt bei dem letzten in dem Buche aufgezeichneten Ereigniß: „Die große französische Revolution, 1789" angekommen war, und nur mehr wenige leere Blätter folgten. Unter dieses „Bouleversement sanglant de la Monarchie", wie es in dem Buche hieß, hatte sie Folgendes geschrieben:

„Ich wollte, ich müßte D—bad nie wieder verlassen; es ist so schön, so ganz anders als alle andern Orte. Die Sonne scheint hier heller zu leuchten, und der Duft der Fichten ist so

süß, weit süßer noch als jener der Blumen. Es wäre unmöglich, hier traurig zu sein."

Heute traf Reata die Reihe des Ausgehens, und zufällig war auch Arnold an diesem Tage geneigt, das Garten-Concert zu hören. Die Anlagen waren sehr belebt, und von allen Seiten grüßten Bekannte Frau von Schwerendorf und ihre Begleiter; Freunde lächelten und nickten ihnen zu, und endlich gesellten einige Herren sich zu ihnen.

„Voilà la belle Mexicaine!" sprach ein junger Mann zu seinem Nachbar, einem hochgewachsenen, dunkelhaarigen Manne, nicht eben schön, aber von imponirender Haltung, welche feine Erziehung verrieth.

„Wo?" fragte dieser in ziemlich gleichgültigem Tone.

„Dort drüben," erwiderte sein Gefährte, nach der Gruppe weisend. „Sehen Sie nicht? Ein liebliches Mädchen, weiß gekleidet, und eine alte Dame mit Lockenbüscheln, welche den Namen Schwerendorf führt. Ich würde mich nicht bedenken, um sie zu werben; allein sie besitzt keinen Pfennig, wie dies bei lieblichen Mädchen stets der Fall ist."

„Schwerendorf?" unterbrach der Dunkelhaarige mit plötzlich geweckttem Interesse. Ist das die Dame, von welcher Sie sprechen?"

„Ja," antwortete lachend der Andere. „Doch nicht die alte Dame wünschte ich zu heirathen, sondern die junge. . . . Niemals habe ich solche Augen gesehen!"

„Blau, wie Türkisen?"

„Blau? Ganz und gar nicht! Dunkel wie die Nacht!"

„Oh!" entgegnete der Frager im Tone tiefster Enttäuschung.

„Wunderbar schön! Jetzt können Sie sie sehen; ist sie nicht reizend?"

„Ja, sehr — aber ich betrachtete sie nicht genau," sagte der Fremde aufrichtig.

Unter Frau von Schwerendorf's Fittigen ging Reata eben in geringer Entfernung vorüber. Arnold war nicht dabei; er hatte sich entfernt, um mit Bekannten zu sprechen und dem alten, einarmigen General eine Botschaft seines Vaters zu bringen. An

Reata's Seite schritt ein sehr junger Mann, unbedeutenden Aussehens, mit röthlichem Haar und einem glatten, von Sommersprossen übersäeten Gesicht. Es war kein Geringerer als Fürst D., der Repräsentant einer der ältesten Familien des Landes. Er hatte kaum das zwanzigste Jahr überschritten, der arme Junge, und Kopf und Herz verloren in demselben Augenblicke, da seine an gesottene Stachelbeeren mahnenden Augen — Augen, wie sie häufig im Verein mit Sommersprossen und röthlichem Haar gefunden werden — Reata's dunkeln Sternen zuerst begegneten. Gleichwohl war seine Haltung eine musterhafte, wenn man seine zarte Jugend und den nebelhaften Zustand seines Kopfes in Betracht zieht. Allerdings war er sehr jung und sehr unschön, aber seine Jugend machte sich nicht unangenehm bemerkbar. Er benahm sich weder schüchtern, noch unreif, noch ungeschickt, noch bemühte er sich, älter zu erscheinen. Er war in der That recht liebenswürdig und besaß einen kindlichen Fonds von guter Laune und Lebhaftigkeit. Fürst D. erfreute sich nebst seines Titels auch reeller Vorzüge. Sein Vater war bald nach der Geburt des Sohnes gestorben und hatte diesem bedeutende Majoratsgüter und ein großes Vermögen hinterlassen, welches sich während der langen Minderjährigkeit bedeutend vermehrte. Eine wachsame Mutter folgte ihm auf Schritt und Tritt. Mit Mißvergnügen und wachsender Unruhe hatte sie ihres Sohnes Aufmerksamkeiten für das schöne Mädchen bemerkt, welches bekanntermaßen nur eine mittellose Gesellschafterin war. Auch eben jetzt warf die Fürstin, sich mit Heftigkeit fächelnd, zornige Blicke auf ihren rothhaarigen Sohn, der in munterm Gespräche mit Reata seine Stimme ertönen ließ. Ein unnatürliches hohes, gebrochenes Falsett, welches bei ihm die Folge einer Erkältung war in jener kritischen Zeit, da der Sopran des Knaben im Begriff ist, in den Baß des Mannes sich zu verwandeln. Doch stand ihm auch eine Baßstimme zu Gebote, wenn er sie gebrauchen wollte: ein tiefer, heiserer, knurrender Baß, der fast schlimmer klang als die hohe Stimme. Er pflegte rücksichtsvoll diejenigen, mit welchen er sprach, zwischen seinen beiden Stimmen

wählen zu lassen; jetzt hatte Reata die Wahl gehabt und sich für die hohe, gebrochene Stimme entschieden.

„Wissen Sie, unter welchem Namen Sie hier bekannt sind?“ fragte der Fürst, welcher im Vorübergehen da und dort ein Wort der ringsum geführten Gespräche erhascht hatte.

„Nein!“ antwortete sie, betroffen aufblickend; „ich vermuthe, unter dem, welchen ich führe.“

„Es wurde Ihnen hier ein neuer Name zugelegt; ich hörte ihn eben aussprechen und auch vorher schon zu wiederholten Malen.“

„Nennen Sie mir ihn.“

„Vielleicht würde es Ihnen unangenehm sein?“

„Vielleicht; dennoch aber wünsche ich ihn zu kennen.“

Wohl war es Reata unlieb, nun zu erfahren, daß sie hier allgemein „la bella Mexicaine“ genannt werde. „Es klingt, als würde ich für Geld gezeigt, wie ein Krokodil mit zwei Köpfen oder ein Affe mit acht Füßen.“

„Affen mit acht Füßen gibt es in Ihrem Walde, nicht wahr?“ sagte der Fürst begütigend.

„Wenn Sie über meinen Wald spotten, werde ich Ihnen nie mehr davon erzählen,“ entgegnete Reata etwas unwillig. „Ich will nie wieder . . .“

„Mit mir sprechen?“ half der Fürst nach.

„Nein; ich denke, mit Ihnen sprechen werde ich wohl müssen. Allein Sie sollen nichts mehr von den Kolibris hören, und vollends nichts mehr von den Affen, die Sie beleidigt haben.“

„Ich versichere Sie, Fräulein, daß ich eine Beleidigung durchaus nicht beabsichtigte. Ich hatte immer besonderes Verlangen nach dem Anblick von Thieren mit mehr als dem ihnen rechtmäßig zukommenden Antheil an Gliedmaßen. Der größte Kummer, welchen mir die Kinderjahre brachten, war es, ein Schweinchen mit fünf Beinen, welches auf dem Markt gezeigt wurde, nicht ansehen zu dürfen. Ich erinnere mich noch, daß ich mich darüber in den Schlaf weinte. Meine Mutter fand

diese Schaustellung für mein zartes Alter zu roh. Sie war immer sehr fürsorglich," schloß er mit einem Seufzer.

„Ihre Mutter hatte ganz Recht," sagte Reata mit affectirtem Ernst. „Die Sache wäre für einen kleinen Jungen wie Sie nicht ohne Nachtheil gewesen; Sie hätten vielleicht vor Schrecken Krämpfe bekommen."

„Dann hätte ich seitdem oftmals Krämpfe bekommen müssen. Ich mag nichts leiden, was anderm ähnlich ist, und finde es unerträglich, immer nur Menschen von dem gleichen Schlage zu sehen. Schon öfters ertappte ich mich bei dem Wunsche, daß Dieser oder Jener, eben nur um seinem Aussehen ein Bißchen Charakter zu verleihen, die Nase in der Stirne hätte, oder drei Augen anstatt zweier."

„Und welche Veränderung würden Sie so gütig sein, für mich angemessen zu finden?" fragte Reata lachend. Von allen Männern, die sie hier kennen gelernt hatte, erschien ihr Fürst D. als der unterhaltendste, und sie verkehrte am liebsten mit ihm, weil von all' denjenigen, die ihr den Hof machten, er der mindest ermüdende und am wenigsten aufdringlich sentimentale war. Sie betrachtete ihn eben als einen ergötzlichen Jungen. „Wünschten Sie nicht vielleicht meinen Mund rückwärts am Kopfe, oder was sonst, um mich andern Menschen unähnlich zu machen?"

„Sie sind ohnedies anders als andere Menschen," versetzte, ernst werdend, der junge Mann, indem er einen Seufzer erstickte.

„Nun denn — bei Ihnen selbst?" warf Reata rasch ein, um den drohenden Gefühlsausbruch abzuwehren.

„O, mir würde ich manche Veränderung wünschen; indessen ist es ein Trost, zu wissen, daß ich zu entschieden häßlich bin, um nach der Schablone gebildet zu sein."

Reata gab bereitwilligst zu, daß ihm dies wirklich große Beruhigung gewähren müsse, und von diesem persönlichen Gegenstande gingen sie nun auf allgemeinere über.

„Sie waren gestern nicht auf dem Balle!" sagte der Fürst, der einen leisen Vorwurf in seine Stimme zu legen sich bemühte.

„Nein; wir wollen jedoch den Ball besuchen, der am 20. dieses Monats stattfindet."

„Kann ich dies wirklich hoffen?"

„Gewiß; es ist beinahe schon festgesetzt. Sie wissen," fuhr sie mit einigem Zögern fort, „daß in den nächsten Tagen Baron Otto Bodenbach mit seiner jungen Frau hier eintrifft. Wir werden eine zahlreiche Gesellschaft sein. Beiläufig gesagt, bin ich begierig, zu erfahren, ob ich zu tanzen verstehe. Auf dem Moose des Waldes kann ich es wohl, aber ich denke, in einem Ballsaal ist es etwas anderes. Ich war noch nie auf einem Balle."

Der Fürst war im Begriffe, vertrauensvollen Versicherungen Ausdruck zu geben, als eine Unterbrechung eintrat. Sie waren in einen Knäuel von Bekannten gerathen, standen einen Augenblick still, um mit denselben zu sprechen, und bewegten sich dann in neuer Ordnung weiter. Arnold hatte sich zu ihnen gesellt.

„Ihre Mutter sucht Sie, Fürst," sagte er mit überflüssigem Diensteifer, und der junge Mann, welcher in geringer Entfernung den ausgebreiteten schwarzen Fächer seiner Mutter entdeckte, machte aus der Noth eine Tugend und brachte sich dem kindlichen Gehorsam zum Opfer. Die alte Fürstin aber, mit ihrem eben der Gefahr entrissenen Sohne im Schlepptau, entfernte sich mit kaltem, herablassendem Lächeln in entgegengesetzter Richtung.

Einige Minuten waren vergangen, als Frau von Schwerendorf plötzlich ihren Hals so hoch als nur immer möglich, was freilich nicht eben sehr viel war, aufzurichten begann.

„Liebes Fräulein," flüsterte sie aufgeregt, „solch ein Zufall! Er ist es, und er kommt uns entgegen. Hätte ich das geahnt, so würde ich Sie sicher gebeten haben, heute zu Hause zu bleiben."

„Wer? Weshalb?" fragte Reata bestürzt.

„Still, nicht so laut! Ich möchte nicht um die Welt Veranlassung zu dem Glauben geben, ich wolle ihn fangen — quelle idée! Und eben jetzt ist auch der liebe Arnold mit uns und könnte es nicht gut aufnehmen. Wüßte ich nur, was ich thun soll!"

Mittlerweile kam ein großer, dunkelhaariger Mann von vornehmem Aussehen auf die Gruppe zu.

„Und gerade heute muß Hermine ruhig zu Hause sitzen und an diesen Taschentüchern nähen. Quelle idée!“ fuhr Frau von Schwerendorf fort, Reata athemlos zuzuflüstern. Die neue Erscheinung kam voran, verneigte sich, wurde Reata als Graf Stayn vorgestellt und schloß sich dann, an Frau von Schwerendorf's Seite tretend, den Spaziergängern an.

„Fräulein Hermine ist doch wohl?“ fragte er mit einem ernsten, Interesse verrathenden Blicke.

„Ganz wohl, ich danke Ihnen. Es ist eine sehr angenehme Ueberraschung, Sie hier zu sehen, Graf Stayn!“ Die alte Dame hielt sich nur mit Mühe davon zurück, ihre beiden Bündel Locken dem Grafen heftig in's Gesicht zu schütteln.

Der Graf lächelte still vor sich hin, und Frau von Schwerendorf, in Besorgniß, zu viel gesagt zu haben, blickte ängstlich zu Arnold hinüber, ob er wohl ungehalten aussähe. Nein, nicht im geringsten. Die unvernünftige Mutter fühlte sich dadurch befriedigt und erzürnt zugleich.

„Wer ist dieser Herr, und weshalb ist Frau von Schwerendorf so erregt?“ fragte Reata Arnold, der nun an ihrer Seite den Andern folgte.

„Es ist ein Graf Stayn,“ antwortete Arnold, „welchen Schwerendorfs, wie ich hörte, während dieses Frühlings in T. kennen lernten.“

„Ich glaube zu verstehen, um was es sich handelt,“ sagte Reata, laut denkend.

„Wie meinen Sie das?“

„Er wünscht sich mit Hermine zu vermählen,“ fügte sie, ihrem eigenen Gedankengang folgend, hinzu; dann erschrak sie und erhob plötzlich ihre Augen zu Arnold, um zu sehen, ob er sie sprechen gehört habe und vielleicht unwillig über ihre Worte sei. Es war ein ziemlich eben solcher Blick als der, welchen einen Augenblick vorher Frau von Schwerendorf auf ihn gerichtet hatte, nur mit dem Unterschied, daß ein Blick aus wässe-

rigen grünen Augen und ein solcher aus der Tiefe herrlicher schwarzer sich nie vollkommen gleichen können. Arnold neigte sich leicht zu Reata hinab, um ihrem Blick zu begegnen, und wie vorher kein Verdruß in seinem Antlitz sichtbar gewesen war, so lag jetzt Freude darin. Reata sah eben so rasch nieder, als sie aufgeblickt hatte, und ein helles Incarnat schimmerte durch das matte Weiß ihrer Wangen.

An einem schwülen Nachmittag mit schweren Gewitterwolken am Horizont, traf das neuvermählte Paar in D—bad ein. Otto und Halka beabsichtigten nur einen kurzen Aufenthalt, längstens von einer Woche, eben die nöthige Zeit, die junge Frau mit ihren neuen Verwandten bekannt zu machen. Dann wollten sie nach Wien zurückkehren, um sich in ihrem zeitweiligen Heim einzurichten, einer bequemen, mit Luxus ausgestatteten Villa, welche Halka's Vater für die nächsten sechs Monate gemiethet hatte, um dem jungen Paar den Besuch der Wiener Weltausstellung möglichst angenehm zu gestalten.

Baron Walther war von seiner Schwiegertochter entzückt, und auch Gabriele behauptete dies zu sein, wiewohl sie sich mit ihr allein nie ganz behaglich fühlte.

Als Halka in ihrem silbergrauen Reise-Anzug aus dem Wagen stieg, war Reata, welche sie vom Fenster aus beobachtete, sofort mit sich darüber einig, daß sie weniger hübsch sei als auf ihrer Photographie — in der That gar nicht hübsch. Diese Entdeckung aber brachte ihr keine besondere Befriedigung. Otto's Gattin mochte so schön sein, als sie nur immer wollte: ihr galt es gleich.

Noch ein Anderer befand sich im Wagen, oder vielmehr hatte sich in diesem befunden; denn er war der Erste gewesen, der ihn verließ. Langenfeld war es, in bester Gesundheit und Laune, seine weißen Zähne zeigend, wie er dies, wenn er angenehm erregt, immer zu thun pflegte. Er war Otto in Wien begegnet, wo er ziemlich haltlos umherwanderte und durch tägliche Besuche der Weltausstellung seinen Geist zu bilden ver-

suchte. Hier war es auch, wo Otto auf Langenfeld stieß, der eben rathlos vor dem Modell einer Kanone stand, von welcher für künftige Kriegführung Wunder von Zerstörung im Großen erwartet wurden.

„Holla, Langenfeld! Was thust du denn hier?"

„Auf Urlaub!"

„Als ich eben jetzt herankam, sahst du gerade nicht aus, als ob du dich der Freiheit freutest."

„Nein." Die Ausstellung sei eine recht schöne Sache, aber doch recht schwer auszunützen; es werde erwartet, daß man alles wisse, man würde über so vieles befragt. Zudem gäbe es in dieser Jahrzeit keinen andern Zeitvertreib als den Circus. „Man kann doch nicht den ganzen Tag im Circus zubringen," sagte er betrübt. Als Otto dann seiner für den nächsten Tag festgesetzten Reise nach D—bad erwähnte und Langenfeld aufforderte, ihn dahin zu begleiten, stimmte dieser freudig zu. Vielleicht hatte Otto auch besonders warm in ihn gedrungen, um ihn gelegentlich als guten Vorwand zur Unterbrechung des einförmigen Flitterwochen-tête-à-tête zu benutzen. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß Otto sich mit seiner Frau nicht gefiel; allein er gefiel sich mit ihr am besten in Gesellschaft, wo sie immer das Richtige sagte und that.

Erst nachdem Halka ihren Schwiegervater und Gabriele begrüßt hatte, fiel ihr Auge auf Reata. Einen Augenblick war sie überrascht von der Schönheit des jungen Mädchens, und in Verlegenheit, sich dessen Hiersein zu erklären. Eine Vorstellung folgte, und aus den unzusammenhängenden Worten des alten Herrn war Halka nur im Stande, etwas wie „die liebe Cousine Olivia" und „Mexico" zu entnehmen. Bei dem Worte „Mexico" erhob Halka den Kopf und streifte Reata mit einem raschen, durchdringenden Blick. Kam sie von Mexico, so mußte Otto sie ja kennen. Weshalb hatte er ihres Namens keine Erwähnung gethan? Mit plötzlich erwachendem Argwohn und einem Aufblitzen von quälender Eifersucht fühlte sie, daß es für sein Stillschweigen gute Gründe geben mußte.

Sie hatte den Vorfall mit dem Skizzenbuch nicht vergessen, und dieses Mädchens Haar war lang und schwarz. All' dieses war die Ueberlegung eines Augenblickes, als sie Reata die Hand reichte und einige alltägliche Worte sprach. Auch Otto war in das Zimmer getreten, stand aber mit dem Rücken gegen das Licht; sie bemerkte, daß er bleich war, und nun zweifelte sie nicht mehr, daß sie ihre bitterste Feindin vor sich habe.

Nach der Ankunft des glücklichen Paares wurde die Lebensweise der Familie Bodenbach lebendiger als je. Die polnische Neuvermählte, welche sich mit unvergleichlichem Geschmack zu kleiden verstand, machte Aufsehen. Jede Mode-Dame des Ortes brannte vor Neid bei dem Anblick der kostbar-einfachen, elegant-nachlässigen Toiletten, in welchen sie täglich erschien. Halka, im ruhigen Bewußtsein ihrer Triumphe, schlenderte am Arm ihres schönen Gatten die Promenade auf und nieder. Mochten die andern Damen nur den Faltenwurf ihrer Roben studiren, sie konnten ja doch nicht einen gleichen zu Stande bringen — eben so wenig, als sie selbst sich jemals Schönheit geben konnten, gleich der jenes dunkeläugigen Mädchens, jener mexicanischen Gesellschafterin, welche sie mit blinder Eifersucht haßte.

Otto und seine junge Frau waren ein mustergültiges Paar, Otto immer an Halka's Seite, wenn sie öffentlich erschienen, aufmerksam und rücksichtsvoll, jedoch durchaus nicht demonstrativ.

Mit ihren neuen Verwandten kam Halka eben so gut zurecht als in Gesellschaft; sie war gerade die Frau, wie der alte Baron sie für seinen jüngsten Sohn nur immer wünschen konnte. Er bewunderte ihren Tact, ihr Benehmen und ihre feine Erziehung; hätte er aber die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen müssen, so würde auch er sich gleich seiner Tochter zu einem gewissen Gefühl der Unbehaglichkeit bekannt haben, welches ihn beschlich, so oft er sich mit seiner blonden Schwiegertochter allein befand. Eine Frau, die, wie es den Anschein hatte, unter keinen Umständen aufgeregt werden, weder die Geistesgegenwart noch den Gleichmuth verlieren konnte,

stimmte zu wenig zu des alten Herrn leicht erregbarem Temperament.

Hermine gegenüber zeigte Halka, ohne herzlich zu sein, eine ruhige Freundlichkeit; für Reata hingegen hatte sie bei den wenigen Gelegenheiten, da sie sich gezwungen sah, von ihrer Existenz Notiz zu nehmen, nichts als kalte Höflichkeit. In der Regel aber paßte es ihr besser, sie ganz zu übersehen, obgleich sie jede Bewegung, jedes Wort Reata's mit der Aufmerksamkeit der Eifersucht bewachte.

Einem genauen Beobachter mußte Otto's Benehmen ruhelos und veränderlich erscheinen. Zuweilen war er munterer, als die Gelegenheit dies rechtfertigte; aber plötzlich schlug seine Stimmung oft in unbegründete Verdrossenheit um. Niemals war der Wechsel sehr auffallend; er sprach sich nur in leichten Nuancen aus, die von Wenigen wahrgenommen wurden; Arnold aber bemerkte sie, und ebenso Halka. Auch Reata hätten sie nicht entgehen können, wäre ihr Sinn nicht auf Anderes gerichtet gewesen.

Drei Tage nach der Ankunft der Neuvermählten hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft am Ufer des Wildbachs zusammengefunden: Otto, Halka, Frau von Schwerendorf, Reata, Arnold, Fürst D., Langenfeld, Hermine und Graf Stayn. Der Graf war seit seinem ersten Erscheinen im D--bad viel mit Schwerendorfs gesehen worden. Er erwies Hermine jene Aufmerksamkeit, welche, nach der Ansicht der Welt, jeder Mann berechtigt ist, derjenigen Frau zu erweisen, die er verehrt und zu seiner Gattin zu machen hofft. Doch wie correct und regelrecht das Benehmen Graf Stayn's auch sein mochte, war er doch nicht nur der Weltmann, dessen Absicht einzig dahin geht, seinem Hause eine den Verhältnissen entsprechende Herrin zu geben. Er besaß ein warmes Herz und liebte Hermine, liebte sie wahrhaft. In ihr hatte er sein Ideal der deutschen Frau gefunden.

Es war ein herrlicher Nachmittag; weiche Abend-Tinten legten sich allmälig über die Landschaft. Am Bache angelangt, hatte sich die Gruppe aufgelöst, deren einzelne Glieder sich

Ruheplätze nach Geschmack und Neigung wählten. Reata war dem Beispiel der übrigen Damen nicht gefolgt; sie sprang, einer Begegnung mit Wasserschlangen Trotz bietend, große Sträuße Vergißmeinnicht pflückend, zwischen den Felsen hin und her, begleitet von dem Fürsten, der die gesammelten Blumen in Empfang nahm, und Langenfeld, der, einen Stock in der Hand, sich bereit hielt, jede am Wasserrand oder im Gras sich zeigende Schlange zu vernichten. Arnold, am Ufer stehend, beobachtete die Drei mit umwölkter Stirne und hieb dabei den unschuldigen, in seinem Bereich befindlichen Blumen die Köpfe ab. Otto, der sich in den Schatten der Fichten zurückgezogen hatte, blickte, die Stirne in noch tiefere Falten gelegt, mürrisch nach dem Bilde vor ihm hin.

„Nun habe ich der Vergißmeinnicht genug," sagte Reata zu Langenfeld. „Gehen wir nach oben; ich will die Blumen ordnen, wer immer ein Sträußchen wünscht, kann es bekommen."

„Ich aber verdiene das erste und größte," erwiderte Langenfeld, indem er ihr die Hand reichte, um ihr das Ufer ersteigen zu helfen. Ihr Blick begegnete Arnold's ernst auf sie gerichteten Augen.

„Alle müssen genau die gleiche Größe haben," versetzte sie. „Nur Gabriele muß ein größeres bekommen; das arme Kind hat Anspruch auf das Beste."

Als sie den letzten Schritt im Ersteigen des Uferdammes that, blieb ihre Uhrkette an dem hervorragenden Zweig eines Busches hängen; sie fühlte einen Ruck, und in demselben Augenblick rollte ein kleiner Gegenstand klirrend über die Steine der Böschung hinab dem Wasserrande zu.

„Mein Medaillon!" schrie Reata, diesem hastig, jedoch vergebens nachhaschend. „Kann Niemand mir es retten? Meines Vaters Bild . . . ." Und in ihrem Antlitz wechselte dunkele Röthe mit tiefer Blässe.

Langenfeld folgte bereits in halsbrecherischer Schnelligkeit dem silbernen Medaillon, welches von Stein zu Stein nach abwärts sprang. Arnold kam ihm zuvor; er war von Anfang an näher

gewesen. Zwei Schritte brachten ihn an das Ziel, und er tauchte den Arm in das schäumende Wasser in dem Augenblick als das Medaillon mit einem letzten Sprung in den Bach sank und verschwand.

„O, es ist verloren!" rief thränenfeuchten Auges Reata, verzweiflungsvoll die Hände ringend. „Es thut mir so leid!"

Halka hatte sich von ihrem Baumstamm erhoben und kam auf den Schauplatz der Scene zu. Der Schrecken, welcher in Reata's Antlitz und Stimme lag, war ihr nicht entgangen, und der Instinct der Neugier, welche aus einem unklaren Argwohn entsprang, bewog sie, sich zu nähern.

„Es ist nicht verloren!" rief Arnold frohlockend, indem er seinen triefenden Arm aus dem Wasser hob und eine Hälfte des Medaillons in die Höhe hielt. Im Absturz war das Scharnier zerbrochen.

„O, die andere Hälfte, diejenige mit dem Bilde!" rief sie zurück. Er aber suchte schon in dem weißen Schaume und zog sie einen Augenblick später hervor.

Das Bild, welches seine Hülle durch diesen Zufall verlor, und auf das nun unwillkürlich Arnold's Auge fiel, zeigte das Antlitz eines ältlichen Mannes. Es war auf Elfenbein gemalt und ziemlich verblaßt, wozu vielleicht auch das Untertauchen in das nasse Element beigetragen haben mochte.

„Ich danke Ihnen!" sagte Reata mit Wärme, als Arnold das beschädigte Eigenthum in ihre Hände legte.

„Ich habe diese Züge schon irgendwo gesehen," bemerkte er nachdenklich.

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Reata fast ungestüm, während sie, erröthend unter dem kühl forschenden Blick aus Halka's Augen, unruhig umhersah, bestürzt darüber, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu haben. Denn auch Hermine, welcher die Gelegenheit, das Gespräch mit dem Grafen abzubrechen, vielleicht nicht unerwünscht kam, war herangekommen, um das Medaillon in Augenschein zu nehmen, und der Graf ihr gefolgt, um an ihrer Seite zu bleiben.

„Es ist unwahrscheinlich, daß Sie meinen Vater jemals gesehen haben sollten," sagte Reata ruhiger, indem sie wieder die Herrschaft über sich gewann.

„Ich habe diese Züge schon gesehen, oder diesen sehr ähnliche," wiederholte Arnold; „aber ich kann mich nicht erinnern, wo oder wann."

„Ist es denn so ganz unmöglich, daß Arnold Ihrem Vater begegnet sein könnte?" fragte Halka mit höflichem Widerspruch. „Er war ja wohl ein Deutscher?"

„Ja; doch lebte er in Mexico, und dieses Land hat Baron Arnold niemals besucht."

„Otto aber war in Mexico." Halka's Antlitz überzog sich mit einer leichten, etwas Erregung verrathenden Färbung. „Vielleicht würde er das Bild erkennen."

„Dazu werde ich ihm nicht Gelegenheit geben," erwiderte Reata frostig, und brachte das zerbrochene Medaillon in den sichern Schutz ihrer Tasche.

„O, ganz nach Ihrem Belieben. Herrn Lackenegg's Gesicht kann kaum von besonderm Interesse für uns sein."

„Es wird kalt hier am Wasser; gehen wir nach Hause, Halka," sagte nun Otto, verdrießlich über die Art und Weise, in der er bei Seite gesetzt worden war.

Auch Halka fand es kühl, und sehr gern wäre sie nach Hause zurückgekehrt. Doch Neugier und Argwohn waren in ihr geweckt, und sie fühlte sich abgeneigt, Reata eben jetzt aus den Augen zu verlieren. Sie hatte sie schon zuvor, aus selbstsüchtigen Gründen, gehaßt, und nun lag ein neuer Reiz in dem Gedanken, es könne etwas vorhanden sein — ein Schatten auf Reata's Namen, oder ein Geheimniß in ihrem Leben — was, entdeckt, dazu dienen würde, sie zu erniedrigen.

Wieder ließ man sich in einzelnen Gruppen auf die Steine nieder. Reata nahm die Vergißmeinnicht auf, welche sie in ihrem Schrecken fallen gelassen hatte, oder vielmehr Langenfeld las dieselben für sie zusammen, und sie begann, die Blumen in kleine Sträußchen zu ordnen.

Unterdessen hatte das Gespräch eine neue Wendung genommen.

„Welch' schönes Pferd haben Sie, Fürst!" sagte Reata. „Ich sah es diesen Morgen."

„Es macht mich glücklich, daß etwas mir Gehörendes Ihnen gefällt. Ich meinte, das Thier wäre ziemlich häßlich; von heute an werde ich es aber bewundern. Ich will einen Knoten in mein Taschentuch machen, um mich dessen zu entsinnen."

„Vielleicht würden Sie es vorziehen, daß es noch einen Fuß mehr besäße, dann wäre es Ihrer Bewunderung gewiß."

Frau von Schwerendorf sah betreten aus; Halka hob unmerklich ihre Brauen. Sehr merklich zog Arnold die seinen zusammen und warf ein Stück Holz nach einer Wasser-Amsel. Augenscheinlich gab es einen Scherz zwischen diesen Beiden, welchen außer ihnen Niemand verstand.

„Man kann hier herrliche Ausflüge machen," fuhr der Fürst, welcher, wie immer, wenn er besonders eindringlich sprechen wollte, von seinem tiefen Baß Gebrauch machte, eifrig fort. „Wenn Sie mir erlauben würden, Ihnen eines meiner Pferde zu leihen, könnten wir eine Gesellschaft zusammenbringen, um die weiter oben im Thale liegende Ruine zu besichtigen."

„Sehr gern wäre ich dabei," erwiderte Reata; „doch besitze ich kein Reitkleid."

„Möglicherweise hat Fräulein Lackenegg noch einen andern Grund," bemerkte Halka, sich leutselig Reata zuwendend. Sie sah nicht ein, weshalb ein Fürst ihr in dieser abgeschmackten Weise zu Füßen liegen und Pferde anbieten sollte. „Sie können vielleicht nicht reiten?"

„Fragen Sie Ihren Gatten, wenn Sie es zu wissen wünschen!" stammte Reata auf, in ihrer Erregung die Klugheit außer Acht lassend. Hatte Halka's Argwohn einer Bestätigung bedurft, so war diese ihr nun geworden.

„Wahrscheinlich erinnert er sich dessen nicht. Er erwähnte nicht ein Mal, daß er Sie in Merico sah!"

„Ich glaube es wohl," sagte Reata leise durch ihre aufeinandergebissenen Zähne hindurch. Mit erneuter Qual fühlte

Halka, daß ihre Worte jedesmal mit verschärftem Stachel auf sie zurückprallten.

„Wir müssen nun wirklich nach Hause gehen," rief aufspringend Frau von Schwerendorf, in nervöser Angst vor einem peinlichen Vorfall. „Sie sind mit dem Binden der Blumen wohl fertig, Liebste, nicht wahr?"

„Ja, vollständig," antwortete Reata, zusammenschreckend. Sie hatte die Blumen, die in einem blauen Häufchen auf ihrem Schooße lagen, fast vergessen gehabt. Nun nahm sie dieselben rasch wieder zur Hand und vertheilte davon an Frau von Schwerendorf, Hermine und Halka. Letztere nahm sie eben so bereitwillig an als die Uebrigen. Sie hätte sie zwar, da sie von Reata kamen, viel lieber unter die Füße getreten; doch dies ging nicht an; und da Blau überdies ihre Lieblingsfarbe war, nahm sie denn mit einem Lächeln das Sträußchen entgegen und befestigte es an ihrem Kleide.

Nun waren die Damen mit Blumen versehen, und es kam die Reihe an die Herren. Der Fürst streckte mit halb flehender, halb gekränkter Miene die Hand aus. Langenfeld kam eilig von den Felsen herab und erklärte, er wolle nicht der Letzte sein. Otto folgte langsamer nach. Plötzlich fiel es Reata ein, daß sie Otto eben so gut Blumen geben müsse, wie den andern Herren. Das aber war unmöglich. Sie sprang zurück an das Ufer und warf mit dem Bemerken: „die Herren bedürfen ja der Blumen nicht," alle noch übrigen Sträußchen in den Bach. Ein allgemeiner Aufschrei. Langenfeld und der Fürst jagten, die fortgerissenen Sträußchen verfolgend und sie mit den Händen herausfischend, wie ein paar Schuljungen jauchzend und lachend das Ufer entlang. Ficha und Chéri, immer bereit, an jeder Lustbarkeit theilzunehmen, rannten hinter den Beiden her und bellten die blauen Bündelchen an, die auf dem schäumenden Wasser vorübertrieben. Auch Arnold sah den schwimmenden Blumen nach; er aber verfolgte sie nicht.

Während die Gesellschaft auf dem Heimwege war, blickte der Fürst unruhig nach allen Richtungen aus. Einen dicken Strauß

nasser Vergißmeinnicht im Knopfloch, schritt er an Reata's Seite. An der andern befand sich Arnold.

„Suchen Sie Ihre Mutter?" fragte Reata.

„Es ist wahrscheinlicher, daß Ihre Mutter Sie sucht," sagte Arnold mit Nachdruck.

„Ich fürchte es," bestätigte mit einem Seufzer der Fürst. „Dort drüben sehe ich einen sich bewegenden schwarzen Fächer. Aber ich konnte Sie noch nicht wegen des Balles befragen! Ich hoffe, Ihre Pläne haben keine Aenderung erfahren?"

„Nicht, daß ich wüßte," gab Reata zurück.

„Was werden Sie tragen?" fragte Langenfeld, der mittlerweile mit Frau von Schwerendorf herangekommen war.

„Ich weiß es nicht; vermuthlich werde ich im letzten Augenblick in Ermangelung eines Ballkleides zu Hause bleiben müssen."

„Aber, Liebste, wo denken Sie hin? Sie müssen sich nun ernstlich mit Ihrer Toilette beschäftigen; es ist die höchste Zeit dazu."

„Ziehen Sie das weiße Kleid an, welches Sie an dem Tage trugen, als Sie die vielen rothen Rosen pflückten, und nehmen Sie einen Rosenstrauß in die Hand," sagte Arnold plötzlich und stoßweise, aber ohne Reata anzublicken. Erstaunt sah sie ihm in's Antlitz, und freudiges Beben durchschauerte sie. Die Blicke Langenfeld's und des Fürsten begegneten sich mit dem Ausdruck der Betrübniß.

„Das wird wohl nicht möglich sein," antwortete, bemüht, gleichgültig zu sprechen, Reata. „Mein armes Kleid wurde nicht ein Mal für die Promenade gut genug erachtet und würde, wie ich fürchte, in einem Ballsaale keinen Einlaß erhalten. Allerdings werde ich, meiner Trauer wegen, Weiß oder schwarz tragen müssen; einige rothe Rosen aber wären mir erwünscht. Wüßte ich nur, wo ich sie bekommen könnte."

„Sie werden mir erlauben, Ihnen welche zu senden," flehte der Fürst; „ich kann Ihnen so viele verschaffen, als Sie nur immer wünschen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Reata einfach. Arnold jedoch sah nicht so befriedigt aus, als durch die bereitwillige Annahme seines Vorschlages gerechtfertigt gewesen wäre.

„Und was darf ich meinerseits Ihnen verschaffen?" fragte Langenfeld kläglich. „Gewiß hätte ich die Hälfte der Rosen besorgen können. Wenn Fürst D. Ihnen das Bouquet sendet, erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen die Blumen für den Haarschmuck zu bringen."

„Ich danke Ihnen; ich brauche keine Blumen für das Haar; denn ich kann nur Schwarz oder Weiß tragen."

„Dann gestatten Sie mir, Ihnen etwas Schwarzes zu besorgen," sagte er in düsterm Tone. „Was ist wohl von schwarzer Farbe?" fügte er, rathlos umherblickend, hinzu. „Gibt es keine schwarzen Blumen?"

„Ich fürchte, nein; wenn Sie nicht vielleicht Dumas' „Tulipe noire" ausfindig machen können," bemerkte Halka, über die Schulter ihres Gatten blickend.

„Aber es gibt schwarze Vögel," sagte Langenfeld voll Freude, als er einer Krähe ansichtig wurde, die auf dem Wipfel eines nahen Baumes saß. „Können Sie nicht Krähenfedern für Ihren Anzug brauchen?"

„Gewiß; bringen Sie mir einen Krähenflügel, wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte Reata; „ich werde sehen, was damit anzufangen ist."

„Tausend Dank," antwortete der Lieutenant mit Enthusiasmus. „Wie froh bin ich, daß ich mein Gewehr mitbrachte! Morgen begebe ich mich mit Sonnenaufgang auf den Weg und komme nicht früher nach Hause, als bis die Krähe erlegt ist. Sind Sie gewiß, daß ein Vogel hinreicht?"

„Vollkommen," gab Reata lachend zurück. „Er liefert wahrscheinlich mehr als genug."

„Ich fürchte, es wird eine vergebliche Bemühung sein," schaltete Halka, abermals graciös zurückblickend, ein. „Fräulein Lackenegg wird mit dem Krähenflügel wohl kaum zurechtkommen können."

„Ich werde ihn zuverlässig tragen, wenn Sie die Güte haben wollen, mir ihn zu bringen," entgegnete Reata, indem ihre Wangen sich immer mehr rötheten. „Auf die Krähe kann ich also zählen, Lieutenant Langenfeld, nicht wahr?" wiederholte Reata an der Thüre. Ganz gegen ihre Gewohnheit, nur weil sie fühlte, daß Halka's Augen auf ihr hafteten, reichte sie Langenfeld die Hand und spendete ihm ein ermuthigendes Lächeln. Als sie sich abwandte, streifte ihr Blick Arnold's Augen, aus welchen deutlich Schmerz und Mißvergnügen sprach. „Er hält mich für eine elende Coquette," sagte sie sich, als sie vor ihm in das Haus eintrat, voll Bitterkeit.

Und am selben Abende, als sie allein in ihrem Stübchen war, da kniete sie an der Seite ihres Lagers nieder, und, das Antlitz in den Händen begraben, die zarten Finger fest gegen die heißen, glühend rothen Wangen gepreßt, gestand sie sich, auch sie sei wankelmüthig gewesen — sie habe nicht nur die Kraft gefunden, ihre erste Liebe zu überdauern, es sei auch eine neue Liebe in ihr Herz eingezogen.

38.

Heutzutage ist es Mode geworden, jede in Romanen vorkommende Besprechung von Putzartikeln oder Einrichtungsstücken strengstens zu verurtheilen. Nicht selten wird ein Buch unbedingt verworfen schon auf die Voraussetzung hin, es müsse werthlos sein, weil in demselben Kleider und Mobilien Erwähnung finden. Das ist gewiß unbillig; denn ohne Zweifel hat alles, was in unserm täglichen Leben eine Rolle spielt, das Recht, in einem Bilde dieses täglichen Lebens aufgenommen zu werden. Nothwendig müßte dieses Bild unvollständig sein, wenn von den Farbentönen, welche es zu einem Ganzen gestalten, irgend welche weggelassen würden.

Putz war es, womit heute Reata und Hermine sich beschäftigten, einen Tag nach dem Spaziergang am Wildbach und

drei Tage vor dem großen Balle. Es war keiner der gewöhnlichen Bälle, welche während der Saison stattzufinden pflegten und jede Woche regelmäßig wiederkehrten. Etwas außerhalb des gewöhnlichen Programmes Stehendes sollte es werden, ein großer, öffentlicher Ball, welcher, wie allgemein angenommen wurde, zu der Weltausstellung in irgend einer Beziehung stand. Niemand wußte genau in wie fern, indeß gab man sich mit der Aussicht, sich zu vergnügen, zufrieden, ohne erst um einen Grund zu fragen. Die beiden Mädchen tauchten jetzt tief in Modefragen unter; sie waren ganz von Putzsachen umgeben, Hermine saß inmitten von Wolken, blauen und weißen, von denen einige, zu schmalen Streifen zerschnitten, mit einer Nettigkeit und Genauigkeit gesäumt wurden, die einer bessern Sache werth gewesen wären.

Auf dem Tische, im Bereiche ihrer Hand, lag eine lange Reihe kleiner Vergißmeinnicht-Sträußchen, keine nassen, zerfallenden, von welken Blumen, wie jene gestern aus dem Bache herausgefischten, sondern zierliche, dichte Sträußchen, jedes seinem Nachbar genau ähnlich, und alle dazu bestimmt, sich in den Wolken einzunisten. Reata kniet auf dem Boden neben einer aus einem Regenschirm, einem Stuhl und einem Kissen aufgebauten, mit einem langen, reichen Kleide von weißem Atlas geschmückten Gliederpuppe. Eine Mantille von schwarzen spanischen Spitzen ist wie ein Oberkleid über den Atlas gelegt, und das junge Mädchen müht sich damit, dieselbe, indem sie verschiedene Effecte versucht, auf den Anzug zu drapiren.

„So willst du also wirklich dieses Kleid anziehen?“ fragte Gabriele, welche auf dem Sopha saß, blaue Nähseide lässig auf ein altes Brief-Couvert windend.

„Gewiß will ich es!“ antwortete Reata, indem sie die Mantilla neuerdings zusammenzuraffen begann. „Ich besitze nichts anderes, was ich nehmen könnte.“

„Mädchen tragen aber niemals Atlas,“ wendete Hermine von ihrer Arbeit aufsehend, ein. „Dieser Anzug ist für Sie viel zu alt.“

„Jawohl; Atlas, quelle idée! Liebes Fräulein, das ist unerhört! Ich wünschte, Sie möchten Vernunft annehmen und ein Kleid wählen, welches dem Herminens gleicht. Es könnte rosenroth und weiß sein, wenn Sie, weil Sie dunkeles Haar haben, dies vorziehen, und dann können Sie kleine Sträußchen von Rosenknospen darüber streuen. Wir haben noch Zeit genug vor uns. Kaufen Sie den Stoff heute Nachmittag; ich will alle Falbeln für Sie säumen."

„Nicht um die Welt!" rief Reata. „Meine Trauerzeit ist noch nicht vorüber, und zudem," fügte sie leiser hinzu, „sagte ich, daß ich Weiß tragen würde."

„Weiß," fuhr Frau von Schwerendorf fort, welche die letzten Worte aufgefangen hatte; „gut, es kann auch weiß sein, wenn Sie es wünschen, und mit Maiblümchen geputzt. Es wäre reizend und würde Ihnen sehr gut stehen; nichts könnte hübscher und moderner sein. Der Petit courrier du bon goût sagt, daß in Paris solche Anzüge allgemein getragen werden. Sie müssen zugestehen, daß die beigegebene colorirte Darstellung bezaubernd ist; diese Toilette ist so frisch und jugendlich."

„Nein, ich wünsche gar keine Sträußchen, noch Falbeln und sonstige Verzierungen; mein Kleid muß einfach sein, ganz einfach, wie der mexicanische Anzug, welchen ich in Steinbühl trug. . . . Ich will sagen, daß ich mir deshalb nicht gern viel Mühe machen möchte," fügte sie hastig hinzu, fürchtend, sich verrathen zu haben. „Ich will bei diesem herrlichen Wetter nicht zu Hause bleiben müssen — der Ball wäre mir dies nicht werth."

Dies war wohl nicht ganz wahr; denn Reata dachte eben jetzt mehr an den Ball, als an das Wetter. Früher war ihr nicht viel daran gelegen gewesen, noch hatte sie sich besonders darauf gefreut; jetzt aber war ihr daran gelegen, und sie hatte den Wunsch, auf dem Balle schön zu erscheinen. Sie fragte sich nicht, weshalb, allein sie kannte die Antwort. Schön mußte sie sein, schön in den Augen eines Einzigen. Mochten die Uebrigen ihren Anzug, wenn es ihnen beliebte, immerhin tadeln.

„Ich bin schöner als Hermine," sagte sie sich, da sie nach den sorgsam geordneten flachsblonden Flechten hinübersah, die alles waren, was sie von ihrem Platze aus von Fräulein Schwerendorf's Haupt erblicken konnte. „Wozu nützt dies aber? Es ist Geschmackssache. Es scheint, daß manche Männer Frauen mit dunkelm Haar niemals hübsch finden. So Graf Stayn — und vielleicht auch er. Doch weshalb ist er dann in letzter Zeit so oft an meiner Seite gewesen, anstatt bei Hermine?" Reata's Antlitz klärte sich auf, sie lächelte still vor sich hin, als sie nun die Mantilla in neue Falten legte; doch gleich darauf trübten sich ihre Züge wieder. „Gewiß hat der Graf ihm nicht den Vorrang gelassen. Doch, würde er sie lieben, dann hätte er schon früher sprechen können. Bereits in Steinbühl sollte dies geschehen; vielleicht thut er es auf dem Balle." Sie schauerte und stieß dann einen leisen Schmerzensruf aus; denn sie hatte sich eine Nadel in den Finger gestoßen.

„Woher hast du denn diesen Anzug, Reata?" fragte Gabriele. „Du zeigtest mir ihn früher niemals. Weshalb ist er so altmodisch gemacht, mit solch' langer Schleppe?"

„Er wurde nicht für mich gemacht," sagte sie kurz.

„Nicht für dich! Wie sonderbar!"

„Er sieht wie ein Brautkleid aus," bemerkte Hermine.

„Dies war auch seine Bestimmung," erwiderte Reata.

„Ein Brautkleid! Wie so, Liebste?"

„Ein Brautkleid? Wie merkwürdig!" rief Gabriele. „Zu wessen Vermählung?"

„Nicht zu der meinigen," entgegnete, verlegen lachend, Reata. „Es wurde vor mehr als zwanzig Jahren angefertigt."

„Vor zwanzig Jahren! Quelle idée! Daher kommt es also, daß es so vergilbt ist. Aber es ist schöner Atlas," fügte Frau von Schwerendorf bei, da sie in dem Antlitz des Mädchens einen Anflug von Verdruß wahrnahm. „In jetziger Zeit bekommt man solchen Atlas nicht mehr zu kaufen; er scheint so gut wie neu."

„Er ist neu," sagte Reata, die mittlerweile in die Nähe des Fensters getreten war; „denn er ist niemals getragen worden."

Hermine erhob bedächtig den Kopf und wendete der Sprecherin fragend die Augen zu.

„Diejenige, für welche das Kleid gemacht wurde, vermählte sich schließlich nicht," erklärte Reata.

„Die Heirath wurde rückgängig?" forschte Gabriele mit wachsendem Interesse weiter.

„Ja . . . . rückgängig."

„Und dann gab sie das Kleid dir?" forschte Gabriele in glücklicher Eingebung.

„Nicht eben dies; denn ich war noch nicht geboren," erwiderte Reata undeutlich, und bog dann den Kopf zum Fenster hinaus.

Jedes Mal wenn die Gliederpuppe freundlich schützend zwischen sie und die Uebrigen trat, ließ sie müßig die Hände sinken, sah zum Fenster hin oder legte ihre Wange an den dicken, vor Alter gelb gewordenen Atlas, lächelnd und sinnend, und dann wieder einem sich nähernden Schalle lauschend, zugleich bange und hoffend, es könne der ersehnte Schritt sein. Diese süße Unruhe, dieses köstliche Bangen war eine neue Erfahrung, eine neue Empfindung für sie. Nie hatte sie sich in dieser Weise versucht gefühlt, vor Otto sich zu verbergen; nie das Gefühl gehabt, als ob seine Gegenwart allein hinreiche, ihr freies Aufathmen zu hindern. Niemals hatten Otto's Augen ihren Kopf in Verwirrung und ihr Herz zu heftigem Pochen gebracht, wie jetzt jeder Blick aus jenen dunkelgrauen Augen. Alles war durchaus anders. War dieses Gefühl Liebe? Was konnte denn jenes andere gewesen sein, welches sie irrthümlich dafür gehalten hatte? Jetzt stand das, was für sie die Welt veränderte, klar vor ihr; jetzt wußte sie, weshalb ihr hier alles so schön erschien und der Duft der Fichtenwälder so süß, weit süßer selbst als der würzige Hauch ihres geliebten heimathlichen Waldes.

Wie doch alles, jeder Laut, jeder Anblick an das Geständniß mahnte, welches sie am Abend vorher in der Einsamkeit ihres

Zimmers aus der Tiefe ihres Herzens sich zugeflüstert hatte. War es höchste Seligkeit, oder höchste Qual? Sie wußte es nicht; sie dachte und dachte, und während sie noch dachte, schlug ein deutlicher Schall an ihr Ohr — der von außen dem Hause sich nähernde Schritt eines Mannes.

Frau von Schwerendorf verwunderte sich, den Atlas heftig rauschen zu hören und zu sehen, daß Reata rasch emporsprang und einen Moment, wie flugbereit, lauschend stille stand.

„Es ist nur Langenfeld, Liebste," sagte die alte Dame, „und er trägt etwas in der Hand."

„Ach ja, den Krähenflügel vielleicht," versetzte Reata enttäuscht. Und wirklich war es der Flügel, welchen sie völlig vergessen gehabt hatte.

Auf die Fußspitzen sich stellend, um Kopf und Schultern über die Fensterbrüstung emporzuheben, reichte Langenfeld eine mächtige, kohlschwarze Schwinge herein. „Es war prächtig," sagte er vergnügt. „Schon vor Sonnenaufgang machte ich mich auf den Weg, wurde aber in dem Augenblick, als ich aus dem Hause trat, dadurch ziemlich entmuthigt, daß ein ungeschickter Kellner mir eine glückliche Jagd wünschte — das schlechteste Omen für einen Jäger; nichtsdestoweniger gelang es mir bald, die Krähe zu erlegen."

„Vielen Dank," antwortete Reata, die den großen schwarzen Flügel in ihrer Hand bestürzt betrachtete. War es nicht doch vielleicht unvorsichtig von ihr gewesen, zu dem Tragen dieser Trophäe sich zu verpflichten? Doch nun kam ihr Halka's zart verschleiertes Spötteln in's Gedächtniß, und sie beschloß, in keinem Falle sich besiegt zu geben.

„Sie werden ihn tragen, nicht wahr?" fragte Langenfeld, seinen Kopf ein wenig seitwärts neigend.

„Gewiß; ich halte immer, was ich verspreche," sagte Reata mit mehr Zuversicht als sie fühlte. Im Stillen suchte sie sich zu überreden, der Flügel sei doch nicht übermäßig groß, und nahm sich vor, ihn ein wenig zu beschneiden, ehe Halka ihn zu Gesicht bekam.

„Quelle idée, Liebste! Sie werden doch nicht dieses ungeheuere schwarze Ding im Haar tragen! Es ist unmöglich; es würde wie eine Maskerade aussehen."

Hermine war sprachlos vor Schrecken.

„Ich werde den Flügel tragen," wiederholte Reata.

„Verdiene ich nicht eine Belohnung für das, was ich vollbrachte?" schaltete Langenfeld jetzt ein.

„Vielleicht wohl; aber ich fürchte, ich kann über keine verfügen."

„Gewiß können Sie dies — mindestens über drei, und Sie machen mich überglücklich, wenn Sie mir eine einzige zukommen lassen."

„Eine einzige — wovon?"

„Eine Quadrille. Darf ich auf die erste hoffen?"

„Die erste Quadrille? . . . O ja, ohne Zweifel," antwortete sie etwas zerstreut. Ob auch Arnold sie wohl um eine Quadrille bitten werde? dachte sie.

„Wahrscheinlich thue ich besser, nicht einzutreten?" sagte Langenfeld nun, etwas unsicher und mit einer Miene, als bedürfe es nur eines auffordernden Wortes, um ihn in die Mitte der blauen und weißen Wolken und all' der umhergestreuten Putzgegenstände zu versetzen, die dem kleinen Empfangszimmer einige Aehnlichkeit mit einem Schneider-Atelier verliehen.

„Allerdings," sagte Reata mit Entschiedenheit. „Sie würden sich mit den Sporen in Herminens Falbeln verwickeln. Es ist am besten, Sie bleiben, wo Sie sind."

„Wir könnten auch hinaus kommen und im Garten sitzen," schlug Frau von Schwerendorf vor, immer bestrebt, Jedermann gefällig zu sein. „Ihr habt für heute genug gearbeitet. Hermine, willst du nicht auch deine Augen ein Bißchen ausruhen lassen?"

„Ich kann noch nicht aufhören," entgegnete Hermine, ihr erhitztes Gesicht erhebend. „Diese letzte Fabel muß aufgetrennt werden; sie ist um einen halben Zoll breiter als die andern."

„Unsinn!" rief Reata, unwillkürlich lachend, aus. „Was thut das? Ich weiß, daß ich sie nicht auftrennen würde, wäre sie auch um eine halbe Meile breiter als die übrigen."

Hermine war nicht zu überzeugen und blieb zurück, um die unglückliche Falbel zu verbessern, während Frau von Schwerendorf und Reata zu Langenfeld in den Garten hinausgingen, wo alsbald auch der Fürst sich einfand.

„Es ist Ihnen also nichts Schlimmes zugestoßen?“ fragte er, als er Langenfeld mit erkünsteltem Unmuth begrüßte. „Ihr Untergang schien mir gewiß, als ich Sie auf jenem halsbrecherischen Pfade hinaufklettern sah.“

„Wie Sie sehen, kam ich unversehrt wieder herab, und Fräulein Reata belohnte mich bereits für die überstandenen Gefahren.“

„Eine Belohnung . . .“ begann der Fürst mit eifersüchtiger Hast. Halb in Freude, halb in Bangen erbebend, hörte Reata ganz in der Nähe einen raschen Schritt und sah Arnold, der eben um die Ecke des Hauses bog, auf die Gruppe zukommen. Reata hatte auf einer Bank neben Frau von Schwerendorf Platz genommen. Müßig ruhten ihre Hände im Schooße; nicht ein Mal eine Blume oder einen Zweig hielt sie in den Fingern, um damit zu verdecken, was, wie sie meinte, in ihrem Antlitz geschrieben stehen mußte. Sie hatte Arnold seit dem Abend vorher nicht gesehen, seit jenem stillen, nur in der Seele, nicht mit den Lippen geflüsterten Geständniß, und es war ihr, als müsse er die Wahrheit kennen oder errathen. Sicherlich mußte ihr Aussehen ein verändertes sein, mußte sich irgend ein verrätherisches Kennzeichen in ihrem Antlitz finden. War nicht in ihren Augen, auf ihrer Stirne zu lesen: „Ich liebe Arnold Bodenbach?“

„Sagen Sie mir nicht, daß meine Mutter mich sucht,“ rief der Fürst, ehe noch Arnold die Gruppe erreicht oder Zeit gehabt hatte, die Lippen zu öffnen, demselben entgegen. „Ich weiß, daß es nicht wahr ist; denn sie ist gut aufgehoben in ihrem Bade. Jetzt gehe ich nicht fort, ehe ich weiß, welche Belohnung Langenfeld von Fräulein Reata erhalten hat.“

„Sie möchten es gern wissen?“ sagte Langenfeld, aus Muthwillen geheimnißvoll lächelnd.

Als Arnold nun seine Augen fragend auf Reata richtete, mit einem Blicke, welcher zu sagen schien: „Was sollen all' diese Thorheiten? Bedeuten sie etwas oder nichts?" beeilte sie sich zu sprechen, fürchtend, er könne sie mißverstehen, wie am Abend vorher. „Es ist nur die erste Quadrille, die mit Lieutenant Langenfeld zu tanzen ich versprach, und ich denke, die Belohnung ist nicht groß, da ich noch niemals eine Quadrille getanzt habe und nicht weiß, wie ich damit zu Stande kommen werde."

„Die erste Quadrille," seufzte der Fürst. „Ich hatte auf diese für mich gehofft. Doch gewiß werden Sie mir die zweite schenken, nicht wahr?"

„Sehr gern," antwortete Reata, mit dem unbehaglichen Gefühle, daß ihre Quadrillen dahinschmolzen und keine mehr übrig bleibe. Wird Arnold auch eine derselben wünschen? fragte sie sich. „In jedem Falle werde ich die zweite Quadrille besser tanzen als die erste."

„Und die dritte besser als die zweite. Wer ist so glücklich, die dritte zu erhalten? Sind Sie es, Bodenbach?"

Reata würde eben jetzt viel darum gegeben haben, aufblicken zu können, um den Ausdruck von Arnold's Gesicht zu sehen. Sie war ärgerlich über die Worte des Fürsten, doch sah sie der Antwort Arnold's mit zitternder Erwartung entgegen. Diese kam, sie frostig durchschauernd.

„Ich bin kein Tänzer," sagte Arnold mit dem kurzen Lachen, welches zuweilen dazu dient, Verlegenheit zu bemänteln. „Ich glaube, seit ich in Ihrem Alter stand, habe ich keinen Schritt mehr getanzt."

„O ja, Arnold. Im vergangenen Jahre hast du ja mit mir bei uns zu Hause getanzt," warf Hermine ein, welche endlich das Säumen ihrer Falbeln unterbrochen hatte und herausgekommen war. Herminens Wahrheitsliebe verleitete sie oft zu unbequemen Bemerkungen.

„Das war kein Ball," entgegnete Arnold, die Brauen zusammenziehend. „Das macht doch einen Unterschied."

Reata, tief verletzt, saß, ihre Finger in einander flechtend, schweigend da. Hermine war, unter dem strengen Blick, welchen Arnold ihr zugeworfen hatte, sogleich verstummt und lehnte sich müde in die Bank zurück. Möglicherweise hatte das Säumen der Falbeln sie so sehr ermattet.

„O, Bodenbach, wollen Sie damit wirklich sagen, daß Sie das Tanzen als unter Ihrer Würde betrachten?“ rief der Fürst, welcher, von der Hindeutung auf sein Alter ein wenig verdrießlich gemacht, ein rachgieriges Vergnügen daran fand, die Sachlage zu verschlimmern.

„Wie drollig!“ rief Langenfeld, der sich nicht versagen konnte, auch seine Meinung über die Sache abzugeben. „Ist es ernstlich Ihr Vorhaben, auf dem Balle nicht zu tanzen?“

Arnold würdigte ihn keiner Antwort. Unwillig und niedergedrückt saß Reata noch immer stumm da, sich mühend, ein Wort zu finden, welches dem Gespräche eine andere Wendung gäbe. Aber sie war unfähig, etwas zu ersinnen.

„Ich prophezeie Ihnen, daß Sie Ihren Sinn ändern werden,“ fuhr Langenfeld lachend fort; „solche Entschlüsse sind niemals unerschütterlich. Nicht, als ob ich selbst jemals thöricht genug gewesen wäre, dergleichen zu fassen; allein so war es mit Ihrem Bruder im verflossenen November in Rzeszów. Er schwur, daß er durch nichts vermocht werden könne, den Ball zu besuchen; dann, als er hinkam, schwur er abermals, er werde nicht tanzen, und das Ende davon war, daß er unter uns Allen der tollste Tänzer wurde.“

„Herrlich!“ sagte der Fürst, in seinen höchsten Tönen lachend. „Nehmen Sie sich in Acht, daß es mit Ihrem Entschluß nicht etwa ebenso geht wie mit dem Ihres Bruders.“

Es war dies gerade die Art, zu scherzen, welche Arnold am schwersten ertrug. Er richtete sich zu seiner vollen Höhe auf — oder that vielmehr nur so —; denn seine Haltung war ja immer aufrecht.

„Ich gedenke nicht zu tanzen, und thäte ich es, würde ich dies als einen Faux pas betrachten. Immer habe ich das

Tanzen als ein lächerliches Vergnügen beurtheilt," sagte er steif.

„Faux pas! Welcher Einfall!" brach nun, ihre neu erworbene Schüchternheit vergessend, Reata fast aufgebracht los, indem sie Arnold gerade in's Gesicht sah. Sie können sich glücklich schätzen, wenn Sie nie in Ihrem Leben einen schlimmern Faux pas thun als diesen." So sprechend erhob sie sich, legte Ihre Hand in Herminens Arm, und die beiden Mädchen kehrten in das Haus zurück.

Die Ball-Anzüge schritten vor und wurden vollendet. Reata fügte in die Drapirung ihrer Spitzen noch einige flüchtige Stiche ein, probirte das Kleid einmal an und erklärte sodann, es sei nun genug des Nähens gewesen, und sie wolle keine weitere Mühe damit haben. Hermine war mit dem Säumen zu Ende gekommen, hatte die Wolken geordnet und die Vergißmeinnicht-Sträußchen in regelmäßigen Entfernungen angebracht. Es waren deren vierundzwanzig, und bei jedem derselben, welches sie mit zahlreichen Stichen festnähte, dachte Hermine an Arnold und nicht ein einziges Mal an den Grafen.

Vergebens hatten Frau von Schwerendorf, Hermine und Gabriele Reata zu überreden gesucht, nicht mit dem altmodischen Atlaskleide und einer Schleppe von einer Länge, wie sie jetzt Niemand mehr trug, auf dem Balle zu erscheinen, und dieser Narrheit noch dadurch die Krone aufzusetzen, daß sie den schwarzen Flügel in's Haar stecke. Eigensinnig hielt sie an ihrem Willen fest; und endlich, mit manchem herzzerreißenden Seufzer und heftigem Lockengeschüttel, gab Frau von Schwerendorf nach und überließ das halsstarrige Geschöpf dem selbstgewählten Schicksal. Halka sah zu, ohne über die Angelegenheit eine Meinung auszusprechen. Sie hatte der Kunst, sich zu kleiden, tiefe Studien gewidmet, hatte dieselbe thatsächlich als eine der schönen Künste cultivirt, und sie allein hielt Reata nicht für so unsinnig, als die Uebrigen dies thaten. Reata's Erscheinung im Ballsaale mußte entweder eine Carricatur abgeben oder ein großer Triumph werden; es war ein Experiment, unter welchem

ihre Schönheit — wie verhaßt war es Halka, diese Schönheit auch nur gegen sich selbst anzuerkennen — nicht ausreichen oder siegreicher als je zur Geltung kommen mußte. Nichts als der Uebermuth der Schönheit war es, dachte Halka voll Bitterkeit, was Reata hartnäckig an ihrem so widersinnig gestalteten Atlaskleide festhalten ließ; sie wolle nur beweisen, daß sie wagen könne, was andern Frauen nicht möglich sei. Gar oft sagte sich Halka, daß eine Beschämung die gerechte Strafe für Reata's Eitelkeit wäre.

Reata war einigermaßen überrascht gewesen, als Halka an jenem Tage, da das Kleid anprobirt wurde, sie mit ungewöhnlicher Herablassung fragte, welchen Schmuck sie dazu zu tragen beabsichtige.

„Gar keinen," sagte Reata, während ihre Verwunderung sich sehr deutlich in ihrem Antlitz zeigte. „Ich besitze nur ein Korallen-Halsband, und dieses kann ich der Trauer wegen nicht benützen."

„Vielleicht darf ich Ihnen einen Amethyst-Halsschmuck leihen," versetzte Halka leichthin; „er ist in Silber gefaßt und kann ganz gut zur Trauer getragen werden."

„Besten Dank," erwiderte Reata, das Anerbieten annehmend, nicht weil die Amethyste sie besonders in Versuchung führten, sondern weil sie die erste Artigkeit, mit welcher Otto's Frau ihr entgegenkam, nicht ablehnen wollte.

„Es sind auch Armbänder von den gleichen Steinen dabei," fügte Halka hinzu. „Vielleicht können Sie dieselben ebenfalls brauchen. Morgen sende ich Ihnen den ganzen Schmuck."

„Ich danke Ihnen," wiederholte Reata, über den Grund dieses plötzlich erwachten Interesses nachsinnend.

Welche Zweifel auch über Halka's Absichten obwalten mochten, über den Werth, ja die Pracht der Schmuckstücke konnten deren keine erhoben werden. Dieselben bestanden aus einem schönen schweren Halsband mit fünf Reihen großer Kugeln von klarem Amethyst, welche, durch lange silberne Gehänge von einander getrennt, an reich gearbeiteten massiven Silberketten

hingen; ferner aus Armbändern, Ohrgehängen und einem Haarschmuck in gleicher Fassung.

„Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich Fräulein Lackenegg für heute Abend diesen Schmuck leihe?“ sagte am Morgen des Balltages Halka zu ihrem Gatten, als sie ihr Schmuckkästchen öffnete, um die Amethyste herauszunehmen. „Das arme Mädchen scheint gar kein Schmuckstück zu besitzen, und es würde mir leid thun, sie neben den Andern armselig ausgestattet zu sehen. Da sie mit deiner Familie erscheint, wäre es nicht passend, sie den Bemerkungen der Menge auszusetzen.“

„Gewiß wäre es nicht passend,“ erwiderte Otto, indem er sich rasch von der Betrachtung seines eigenen Spiegelbildes abwendete. Sobald er aber das ruhige, leidenschaftslose Antlitz seiner über das Schmuckkästchen gebeugten Gattin gewahrte, beruhigte er sich sofort.

„Es ist nicht wohl anzunehmen, daß sie armselig aussehen könne,“ sagte er gleichgültig, während er im Stillen dachte, es sei weit wahrscheinlicher, ihr Aussehen werde für seinen Frieden ein viel zu liebliches sein.

„Es ist doch recht sonderbar,“ fuhr Halka, ohne seine Bemerkung zu beachten, fort, „daß deine Tante ihr nichts hinterlassen haben sollte, wenn sie wirklich so sehr deren Liebling war. Alte Damen pflegen fast immer ihren Gesellschafterinnen einen Theil ihrer Juwelen zu vererben, und, soweit ich Reata kenne, scheint sie mir gerade von der Gattung jener geschickten Mädchen zu sein, welche es verstehen, eine alte Frau herumzubekommen und sich gut bedenken zu lassen. Ich kenne sie wohl nur sehr oberflächlich; aber so scheint es mir, — nicht auch dir?“

„Ich weiß nicht, was du unter »geschickt« verstehst,“ antwortete Otto mürrisch. „Ich habe niemals Fräulein Lackenegg's Charakter studirt.“

Halka sah, daß er gereizt war, und ließ augenblicklich ab. Sie war zu klug, um ihr Ziel zu überschießen.

„Nun, und was soll ich heute Abend tragen?“ fragte sie, indem sie das Schmuckkästchen verschloß und dann zu Otto trat,

auf dessen Schulter sie leicht ihre Hand legte. Sie hatte ihre Toilette bis auf die geringsten Einzelheiten längst festgesetzt; doch diese kleine Komödie, seinen Rath in Anspruch zu nehmen, beschwichtigte seine erregte Laune. „Ich würde am liebsten die Perlen wählen, die du mir gabst, und das Armband, welches ich von deinem Bruder erhielt; er hat es ja noch gar nicht an mir gesehen.“ Halka war sehr sparsam mit ihren kleinen Liebkosungen, doch kamen sie immer im richtigen Augenblick. Auch jetzt erreichte sie ihren Zweck; denn Otto's gereizte Stimmung beruhigte sich unter dem Einfluß ihres milden, besänftigenden Tactes.

„Lassen Sie mich Ihr Haar zurecht machen,“ sagte am Nachmittag Reata zu Hermine. Es war ein plötzlicher Einfall; denn sie hatte eben bemerkt, daß Hermine weniger heiter aussah als sonst, und sie fühlte sich gedrängt, ihr eine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Sie hätte nicht erklären können, weshalb sie es that; es gemahnte sie, als habe sie Hermine gegenüber etwas gut zu machen.

Das junge Mädchen nahm das Anerbieten dankbar an und setzte sich still vor den Spiegel, es Reata überlassend, die blonden Flechten zu lösen und nach Gutdünken wieder aufzustecken.

„O, Reata, ordne Herminens Haar als Diadem, wie du es an jenem Tage in Steinbühl thatest,“ sagte Gabriele, die auf dem Sopha lag. „Weißt du noch? Arnold sagte damals, sie sähe aus wie das Bild der Chriemhilde.“

Was war urplötzlich aus Reata's freundlichen Gefühlen geworden? Mit Einem Male bemächtigt sich ihrer der Wunsch, Hermine so unschön als möglich zu machen, und sie weiß, daß sie dies mit geringer Mühe vermag. Sie darf nur ihre schweren Flechten tiefer herab, gegen die ohnedies niedere Stirne legen, und anstatt Chriemhilde wird Hermine einem gewöhnlichen, rothbackigen Milchmädchen gleichen.

Ueber Herminens Schulter in den Spiegel blickend, begegnete sie des jungen Mädchens vertrauensvollen sanften Augen, und augenblicklich wurde sie von Reue erfaßt.

„Wie schlecht bin ich doch — herzlos und grausam! Sie soll ihre Chance haben; ich will mein Bestes für sie thun.“ Und so geschah es. Das Haar-Diadem erregte allseits Bewunderung.

Als die Gesellschaft, zum Aufbruch bereit, nur noch der Wagen harrte, traf ein Bote ein, der einen riesigen Strauß hochrother Rosen brachte — duftende, glühende Rosen, größer und schöner noch, als jene im Garten von Steinbühl. Es war eine Masse von tiefem Roth und eine Wolke von Wohlgeruch — einzig nur Rosen, umgeben von den eigenen grünen Blättern, zur Folie ihrer flammenden Herrlichkeit, und jede einzelne Rose die Vollkommenheit selbst.

„O, wie entzückend!“ rief Reata, als sie die Blumen in Empfang nahm und sich über dieselben beugte, um ihren frischen süßen Duft einzuathmen. „Ich dachte nicht, daß es so viele sein würden; ich meinte, der Fürst wolle mir nur ein kleines Bouquet schicken, eben groß genug, um es in der Hand zu halten.“

„Und was steht auf der Karte geschrieben, Fräulein?“ fragte Frau von Schwerendorf, welche mit sich selbst nicht einig darüber war, ob die Sache sehr befriedigend sei.

Der Fürst hatte auf seiner Karte eine Botschaft gesendet, welche dem tiefen Schmerz Ausdruck gab, den er darüber empfand, gezwungen zu sein, D—bad plötzlich zu verlassen. Eine an seine Mutter gelangte unerwartete Nachricht habe ihre Abreise dringend nöthig gemacht, und da sie ungern allein reise, habe sie gewünscht, daß ihr Sohn sie begleite, was zu verweigern er außer Stande sei.

„Es thut mir leid,“ sagte Reata, die Karte weglegend. „Er ist wirklich recht liebenswürdig, und es war so freundlich vom ihm, die Rosen zu schicken.“ Einen Augenblick später hatte sie sowohl den Fürsten als dessen Schmerz vergessen.

Halka und deren Gatte befanden sich bereits im Ballsaale. Die junge Frau war heute ihrem gewöhnlichen Grundsatze, spät zu kommen, ausnahmsweise nicht gefolgt. Sie wollte die Bo-

denbach'sche Gesellschaft eintreten sehen — oder vielmehr eine einzige Person war es, der sie ungeduldig entgegensah. Ihre Spannung dauerte nicht lange; eine leichte, den säulengeschmückten hohen Raum entlang gehende Bewegung, Geflüster, ein allgemeines Emporheben der Hälse und die der Eingangsthüre zugewendeten Augen kündigten das Eintreffen neuer Ankömmlinge an.

Es war eben die Pause nach dem ersten Walzer, was die Theilnahme und Beobachtung begünstigte. Gespräche und Coquetterien wurden für einige Augenblicke unterbrochen. Wie in einem Zuge traten sie ein, in einem Zuge von drei Paaren. Voran der alte Baron in der correctesten Ball-Toilette, mit altmodisch höfischem Anstand Frau von Schwerendorf den Arm gebend; zunächst Hermine, in all' der königlichen Pracht ihres Flechten-Diadems und mit ihren Vergißmeinnicht geschmückt, geleitet von Graf Stayn; diesem Paare folgte, so nahe, daß sie fast Gefahr lief, auf Herminens falbelbedeckte Schleppe zu treten, Reata, deren Hand auf Arnold's Arm ruhte.

Reata, strahlend, glücklich lächelnd, hatte eben eine Bemerkung Arnold's beantwortet, während sie stolz und schüchtern zugleich auf ihre rothen Rosen niederblickt; stolz, nicht so sehr auf ihre Schönheit, als weil *sein* Arm sie stützt und sie *seinen* Worten lauscht. Mehr an dies denkt sie, als an alles Andere; mehr an seinen auf ihr haftenden Blick, als an all' die blendenden Lichter und fröhlichen Klänge, oder die unzähligen Augen, die auf sie gerichtet sind. Auf Wolken wandelnd, könnte sie sich nicht mit freudigerer Leichtigkeit fortbewegen; es ist ihr, als ob die große schwarze Schwinge in ihrem Haar, welche, wie aus den Ebenholz gleichen Flechten gemeißelt, über dieselben emporragt, ihr die Fähigkeit gäbe, sich in die Lüfte zu erheben, weit fort von allem Leid; es ist ihr, als ob sie niemals im Leben wieder traurig sein könnte.

Vor der Thüre des Ballsaales hatten Bedenken und Unschlüssigkeit hinsichtlich der Eintheilung der Paare eine kurze Verzögerung verursacht. Graf Stayn, Arnold, Langenfeld und

noch einige Herren mehr waren vorgetreten, um die Damen in den Saal zu geleiten. Hermine hatte erwartungsvoll auf Arnold hingesehen, dieser aber, indem er rasch und etwas streng sagte: „Siehst du nicht, Hermine, daß Graf Stayn dir den Arm zu geben wünscht?“ sich mit Entschiedenheit Reata zugewendet und sich zu deren Cavalier aufgeworfen.

Die Gesellschaft blieb, um sich nach freien Plätzen umzusehen, während einiger Minuten in der Mitte des Saales stehen; jedes Auge, jedes Augenglas war auf Reata, jede Linie ihrer Erscheinung prüfend, gerichtet. Der Ball war sehr besucht. Viele Fremde waren anwesend, welche wegen des Festes nach D—bad gekommen, schon von „La belle Mexicaine“ sprechen gehört hatten, und nun selbst zu urtheilen wünschten; außerdem Viele, die ihr bei Tageslicht begegnet waren und nun sehen wollten, wie sie sich in Ball-Toilette ausnähme. Erwartung, Kritik und Neid waren vertreten, bereit, zu zergliedern und jeden Fehler zu entdecken.

Es war nicht viel von dem Gesicht Reata's zu erblicken gewesen, als sie herankam, ihre Rosen emporhaltend, wie um sich zu schirmen. Diese Zeit wurde von sämmtlichen im Saale anwesenden Frauen zur raschen Prüfung der Toilette Reata's benutzt; und sie kamen sofort zu dem Schlusse, daß dieselbe schön sei. Allerdings war sie für ein junges Mädchen nicht ganz passend — ihren Töchtern würden sie nicht gestatten, schweren Atlas und reiche, schwarze spanische Spitzen zu tragen, noch einen Krähenflügel in's Haar zu stecken. Doch wie sie eben war, konnte man die Toilette nicht anders als vorzüglich gelungen nennen; mehr Verzierung oder Aufputz würde dem Effect des Ganzen nur Eintrag gethan haben. So lautete einstimmig das weibliche Urtheil. Auf Hals und Armen fand sich keinerlei Schmuck. Der schwere Amethyst-Schmuck, welcher dies alles so erfolgreich verhüllt haben würde, war schließlich doch nicht zur Verwendung gekommen, oder vielmehr, er war versucht und dann im letzten Augenblick wieder herabgerissen worden, da Reata instinctmäßig fühlte, daß er ihrem Aussehen nachtheilig sein würde.

Reata erhob rasch den Kopf, als das Paar vor ihr, Hermine mit dem Grafen, zum Stillstand kam. Sie ließ die Hand, welche das Rosen-Bouquet hielt, sinken, und mit einem halben Lächeln auf den Lippen blickte sie verwundert im Saal rings umher, durch die dunkele Pracht ihrer in reiner Schöne aufleuchtenden Augen alle Anwesenden zur Bewunderung hinreißend. Sie war schön, schöner als je zuvor. Selbst Halka, deren Blicke von der glühendsten Eifersucht geschärft waren, mußte sich eingestehen, daß Reata einen Triumph der Schönheit feierte, wie ihn so vollständig, im Ballsaale oder außerhalb desselben, niemals ein Weib errungen hatte. Fest preßte sie ihre Lippen auf einander und ballte eine ihrer weißbehandschuhten Hände in der andern. Tiefer Haß blickte aus ihren Augen. Doch nur einen Moment währte ihre Schwäche; im nächsten hatte sie sich erinnert, daß ihre Lippen, fest geschlossen, zu dünn erscheinen, daß ihre Handschuhe unter dem heftigen Druck bersten könnten, und sie zwang sich zurück in ihr gewöhnliches Selbst -- ruhig, gleichgültig, unbewegt.

Langenfeld, dessen Hoffnung, „La belle Mexicaine" in den Saal führen zu dürfen, vereitelt worden, und der den drei Paaren niedergeschlagen gefolgt war, hatte sich in einem Anfall von eifersüchtiger Verzweiflung in das Speisezimmer nebenan zurückgezogen, und setzte die dort beschäftigten Kellner dadurch in Erstaunen, daß er, die Hände ringend und sich die Haare raufend, das Benehmen eines Wahnsinnigen zeigte.

„Weshalb nahmen Sie diesen ungeheuern Strauß?" fragte plötzlich Arnold, auf die Rosenmasse in Reata's Hand deutend.

„Sie selbst brachten ja die Rosen in Anregung," erwiderte sie überrascht.

„Ja; doch meinte ich weder, daß es eine Wagenladung derselben sein, noch, daß dieser Bursche sie Ihnen geben sollte."

Nicht eben höflich war die Rede; allein Reata, so sehr sie gewöhnlich ihre Würde im Auge hatte, fühlte sich durch dieselbe nicht verletzt. Das Mißvergnügen, welches sich in seinem Tone

aussprach, weckte das Gefühl des Stolzes und des Glückes in ihr. Sie antwortete nicht sogleich.

„In jedem Falle sind sie schön," sagte sie dann, die Blumen zu besserer Besichtigung emporhaltend; „dies müssen Sie wohl zugeben."

„Der Geber ist abgereist; Sie wissen es ohne Zweifel?" Etwas wie Befriedigung lag in dem Klang seiner Stimme. „Er wird heute Abend nicht hier sein."

„Ja, ich bin davon unterrichtet; es ist schade, denn er war recht freundlich und gutmüthig."

„Und wahrscheinlich werden Sie ihn nicht wiedersehen; seine Mutter führte ihn weg, um ihn der Gefahr zu entziehen."

Sie verstand vollkommen, was er sagen wollte, und verschmähte es, Unwissenheit zu heucheln.

„Gänzlich unnöthig," entgegnete sie kühl.

„Ist das wahr?" fragte er lebhaft. Arnold's gewöhnliche kalte Zurückhaltung begann rasch zu schwinden. „Thut es Ihnen wirklich nicht leid, daß er fort ist? Und Sie sollten ja die zweite Quadrille mit ihm tanzen; bedauern Sie auch das nicht?"

„Nein, weshalb sollte ich es? Ich vermuthe, daß ich sie dennoch tanzen werde."

„Mit wem?"

„Wie kann ich das wissen? Mit dem Nächsten, der mich auffordert; alle Tänzer gelten mir gleich." Wieder blickte sie auf, als sie sprach, und begegnete dabei seinen fast mit leidenschaftlichem Ausdrucke auf sie gehefteten Augen. Schnell wendete sie den Kopf zur Seite und ließ in ihrer Verwirrung den schweren Strauß ihrer Hand entgleiten, so daß derselbe zu Boden gefallen sein würde, wäre Arnold, sonst so unaufmerksam in solchen Diensten, dieses eine Mal nicht thatbereit gewesen. Indem er sich niederbeugte, um die fallenden Rosen zu ergreifen, schloß sich für einen kurzen Augenblick seine kräftige Hand um ihre zitternden Finger und er fühlte ihren Hauch an seiner Wange.

„Wenn Ihnen jeder Tänzer gleich gilt, dann werden Sie die Quadrille mit mir tanzen," sagte er hastig, beinahe im Tone des Befehles, nicht sanft oder zärtlich, wie Otto es unter denselben Umständen gethan haben würde, noch handelnd, wie Otto dies einst in einer ähnlichen Situation that. Sein Entschluß ging denselben Weg wie der seines Bruders auf dem Balle der Feuerwehr; es war dasselbe und doch ein ganz Anderes. Er wurde nicht Schritt für Schritt von einer geschickten Hand weiter gelockt; er ergab sich freiwillig mit einer Art von consequenter Inconsequenz, wenn es überhaupt eine solche gibt. O, wie jauchzte ihr Herz in Freude auf! Sie sah zu ihm empor — jetzt fand sie den Muth dazu — und die sanfte Weichheit in ihren Augen war an sich selbst Antwort genug, obschon sein ungestümes Fordern keiner solchen zu bedürfen schien. Das „Liebäugeln", im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gehörte nicht zu Reata's Talenten. „Vielleicht Mangel an Uebung," dachten einige der jungen Damen, mit dem geheimen Wunsche, selbst solche Sterne zu besitzen; denn sie hätten besser verstanden, dieselben zu verwerthen. Trotzdem, oder vielleicht gerade in Folge dieses Mangels, drückten Reata's Augen zuweilen mehr aus als sie wollte, mehr als sie zu verrathen beabsichtigte. Eben jetzt, als sie zu Arnold aufsah, war dies der Fall, und ihr Blick sagte ihm deutlich, er sei ihr lieber, tausend Mal lieber als jeder andere Tänzer.

„Sie werden mit mir tanzen?" wiederholte er.

„Ich glaubte, Sie betrachteten das Tanzen als einen Faux pas?" sagte sie schüchtern.

„Das ist meine Sorge," erwiderte er, indem er sich in seiner gewöhnlichen Weise aufrichtete und seine verlorene Kaltblütigkeit wieder fand.

Als Frau von Schwerendorf sich selbst und ihre Schützlinge auf passenden Sitzplätzen untergebracht hatte, begann eine Art von Anstürmen gegen dieselben; Freunde kamen heran, um sie zu begrüßen, Herren, die vorgestellt zu werden, und andere, die um Tänze zu bitten wünschten. Die Mädchen befanden sich in einem

Wirbel von Gesprächen, von Fragen und Antworten, und von Namen, die auf die Tanz-Ordnungen niedergeschrieben werden sollten. Stumm beobachtend stand Arnold mit verschränkten Armen etwas abseits.

„Kluge alte Frau, die Fürstin," sagte einer der anwesenden Herren zu seinem Nachbar; „hat ihren kostbaren Jungen gerade im rechten Moment entführt. Ohnedies war er schon halb wahnwitzig, und hätte er heute Abend mit ihr getanzt, wären sowohl seine Krone als seine Reichthümer ihr zu Füßen gelegt worden. Dafür würde ich jede Wette eingegangen sein."

„Sieht es nicht aus, als ob der große Husar mit den dichten Brauen sich auch in die Schranken stellte?"

„Wer? Bodenbach? Keineswegs. Derlei ist nicht seine Sache; dafür kenne ich ihn zu gut."

„So paßten die Amethyste denn doch nicht?" bemerkte die junge Baronin Bodenbach, als sie zum ersten Mal in Reata's Nähe kam. Die Phrase wurde sehr sanft ausgesprochen, schloß jedoch mit einem merklich betonten Fragezeichen.

„Nein; ich bin Ihnen sehr dankbar, doch es ging durchaus nicht," antwortete Reata freimüthig. „Ich versuchte den Schmuck, aber die Steine waren so kalt, und die Kette zerkratzte mir den Nacken; auch fand ich, daß ich ohne den Schmuck besser aussehe," schloß sie mit vollständiger Unbefangenheit.

„O, wirklich!" gab Halka mit verbindlichem Lächeln zurück. „Fräulein Lackenegg scheint es schwierig zu finden, sich an unsere Fesseln zu gewöhnen," fügte sie, sich der neben ihr sitzenden Dame leicht zuwendend, hinzu. „Vielleicht waren Sie nicht gewöhnt, öfters Schmuck anzulegen?"

„Nein, ich war es überhaupt nicht," erwiderte Reata, zu froh gestimmt, um sich beleidigt zu fühlen; und da eben die ersten Töne eines Walzers erklangen, wirbelte sie im Arme ihres Tänzers in die Reihen der Tanzenden hinein — leicht und biegsam. Unwillkürlich bewegten sich ihre Füßchen nach dem Tacte der Musik. An dem Glanz und der Lebendigkeit um sie her

sich erfreuend, tanzte sie eben so gut als die routinirtesten der übrigen Tänzerinnen, und mit unendlich mehr Grazie.

Otto, mit dem Rücken an eine der hohen Säulen gelehnt, blickte ihr nach; seine so fein gezeichneten, doch jetzt zusammengezogenen Brauen glichen fast denjenigen seines Bruders, und sein Antlitz war bleicher als gewöhnlich. Als er sie eine Weile beobachtet hatte, wendete er sich ungeduldig ab. Dabei fiel sein Blick auf Halka, die, von einer Walzer-Tour zurückgekehrt, eben auf ihren Platz niedersank. Ihr perlgraues Atlaskleid floß in reichen Falten nieder, und die ihren Hals schmückenden Perlen glänzten weiß und sanft. Mit einem plötzlichen Entschluß, wie um jenen andern Anblick auszuschließen, ging er hin und forderte seine Frau zum Tanze auf.

Allein nicht mit freudiger Bereitwilligkeit ergriff Halka diesen Vorschlag, wie doch vorausgesetzt werden konnte, da Otto unter den im Saale anwesenden Herren der einzige war, mit dem zu tanzen wirklich ein Vergnügen für sie gewesen wäre. Wohl ist es üblich, daß Neuvermählte mit einander tanzen; aber eben aus diesem Grunde zog sie vor, es zu unterlassen, um sich mit andern jung verheiratheten Frauen nicht auf dieselbe Stufe zu stellen. Tanzte sie mit Otto, so würde sie überdies nichts als das Vergnügen eines Walzers gehabt haben, während, wenn sie nicht mit ihm tanzte, er unter dem Eindruck blieb, daß ihm daran wirklich viel gelegen sei. Mußte nicht, was sie ihm versagte, in seinen Augen größern Werth gewinnen? Rasch erwog sie das Für und Wider, und dann, indem sie, sich etwas mehr zurücklehnend, sich fächelte, antwortete sie: „Ich danke dir, Otto; wir wollen doch nicht vor den Leuten die Empfindsamen spielen, nicht wahr? Heute Abend habe ich nicht das Recht, dich für mich in Anspruch zu nehmen. Es ist besser, wenn du dich im Allgemeinen nützlich machst; ohne Zweifel wird dies von dir erwartet." Damit beabsichtigte sie, in ihm das volle Bewußtsein seiner gesellschaftlichen Bedeutung zu wecken. Es brachte auch die gewünschte Wirkung hervor; denn Otto war leicht geschmeichelt und zudem dankbar dafür, daß es ihm erlassen war, Ge-

fühlsschwärmerei zur Schau zu tragen. Und weiter noch ging Halka in ihrer Taktik, indem sie anscheinend gefährlichen Boden betrat, in Wirklichkeit aber sich auf die sicherste Seite stellte.

„Hast du noch nicht mit Fräulein Lackenegg getanzt? Es dünkt mir, es wäre geboten. Da sie mit unsern Angehörigen hierher kam, würde es nicht gut angehen, von unserer Seite eine Aufmerksamkeit zu verabsäumen."

„Bis jetzt habe ich überhaupt nicht getanzt," erwiderte Otto überrascht. Auch geistvolle Männer werden durch mittelmäßig geistvolle Frauen mühelos getäuscht.

„Ich denke, du solltest mit ihr tanzen, eben so gut wie mit Hermine Schwerendorf und deinen andern Bekannten. Gewiß kannst du nichts dagegen haben; denn Fräulein Lackenegg scheint eine gute Tänzerin zu sein und ist wirklich sehr schön. Findest du es nicht auch?"

„Ja," gab Otto mechanisch zurück, mit der Empfindung, daß die Welt sich von oberst zu unterst kehre.

Halka's Rath befolgend, eilte er nun, sobald er Reata frei sah, zu dieser hin und bat um eine Tour. Sein ganzes Innere war in Aufruhr, die Gedanken drängten sich wirr in seinem Gehirn. Durch seine Frau ausdrücklich hingesandt, mit dem Mädchen zu tanzen, dessen Schönheit ihm den Verstand raubte, kam er sich vor, wie geradezu in den Rachen der Versuchung beordert.

Nicht ein einziges Wort fiel zwischen Otto und Reata während dieser Tour. Sie hätte in die Erde sinken sollen, sagte sie sich bei der Erinnerung daran, was er ihr einst war, bei der Erinnerung daran, wie oft er ihre Hand in der seinen hielt, damals, da diese Hand sein eigen werden sollte. Aber immerhin — sie brachte es nicht über sich, Beschämung zu empfinden, wie sie dies sollte. Später am Abend tanzte, da nun das Eis gebrochen war, Otto noch mehrmals mit ihr. Er richtete selbst einige bedeutungslose Bemerkungen an sie, wie solche von ganz gleichgültigen Bekannten ausgetauscht werden.

Halka hätte jedes Wort hören können, ohne Grund zu Mißfallen darin zu finden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Langenfeld nicht den ganzen Abend, sein Haar raufend und die Hände ringend, im Speisezimmer zubrachte. Lange schon ehe die erste Quadrille ihn in einen Zustand kurzer Glückseligkeit versetzte, hatte er sein übel zugerichtetes Haar glatt gestrichen und den Ballsaal wieder aufgesucht. Die zweite Quadrille war nun nahe, der für Arnold's faux pas bestimmte Moment; bis dahin hatte er selbstverständlich nicht getanzt. Langenfeld, der mit grimmer Verdrossenheit das häßlichste Mädchen im Saale zu seiner Tänzerin erwählt hatte, war Arnold's und Reata's vis-à-vis in der Quadrille.

Mittlerweile hatte sich Jemand gefunden, der die Mühe nicht scheute, des alten Barons Aufmerksamkeit auf die auffallende Beflissenheit zu lenken, welche sein älterer Sohn gegenüber der jungen Mexicanerin an den Tag legte; dieses einzige Mal in seinem Leben zeigte der alte Herr sich aber aufregenden Einflüsterungen nicht sofort zugänglich.

„Arnold ist so verständig," sagte er; „da ist keine Gefahr. Er thut nichts, als was er recht findet im Hinblick darauf, was wir dem Andenken meiner armen Cousine Olivia schulden."

„Ja, ja, es mag sein," antwortete der Warner, der kein Anderer war, als Baron Walther's bester Freund mit dem einzigen Arm und der Adlernase. „Allein, was immer du dem Andenken deiner Cousine Olivia schuldest, kann ihn doch sicherlich nicht dazu verpflichten, während dieses ganzen Walzers neben dem Mädchen zu sitzen, oder dasselbe während jeden Tanzes mit den Augen zu verfolgen."

„Ja, gewiß, gewiß; vielleicht hast du Recht. Er verfolgt sie, während sie tanzt, sagst du? Das geht doch nicht an! Meines Wissens hat Arnold nie zuvor Aehnliches gethan."

„War Arnold deines Wissens je zuvor verliebt?" fragte trocken der alte General.

„Ach nein, niemals! Du glaubst aber doch wohl nicht, daß er es jetzt sei?"

„Ich sagte nichts dergleichen; ich wollte dich nur auf Thatsachen aufmerksam machen."

„Er könnte sie aber dennoch nicht heirathen, wie du weißt," entgegnete der alte Baron etwas vertrauensvoller; „sie ist nicht von Familie. Das Testament meines Oheims ist dir ja bekannt."

„Ja, ich kenne es; trotzdem aber empfehle ich dir Wachsamkeit."

„Wie meinst du das? Soll ich nicht lieber gleich hingehen, um ihn zurückzuhalten?" fragte der alte Herr in großer Aufregung, indem er, die Augen auf seinen eben in die Quadrille eintretenden Sohn gerichtet, Miene machte, nach dieser Richtung fortzustürzen.

„Du thust am besten, ihn in Frieden zu lassen," erwiderte der Andere mit leisem Gekicher; „du müßtest denn wünschen, die Sache zu verschlimmern."

„Arnold ist so verständig!" wiederholte der alte Baron, aber minder vertrauensvoll und etwas erregter als zuvor.

Reata's zweite Quadrille war, gegen die erste gehalten, keineswegs ein Fortschritt; ja, dieselbe war in Bezug auf Irrungen und Verwirrungen, auf Verlieren des eigenen Platzes und Wiederfinden auf einem fremden, eine weit mißlungenere Tanzprobe. Arnold, immer ziemlich schweigsam, sprach auch jetzt nicht viel. Er machte weder unterhaltende Bemerkungen, wie der Fürst, noch lächerliche, wie Langenfeld dies gethan haben würde. Was er sagte, war alltäglich genug; aber der Klang seiner Stimme allein genügte für Reata, alle Vorstellungen ihres Geistes zu verwirren und sie über den gegenwärtigen Augenblick vollkommenen Glückes alles andere vergessen zu lassen. Kann das Glück aber jemals auf die Dauer seine Vollkommenheit bewahren? Während drei ganzer Figuren der Quadrille blieb Reata's Glück ungetrübt. In der Mitte der vierten zeigte sich plötzlich ein Ausdruck der Unruhe in ihren Zügen; ihre Augen streiften suchend durch den

Saal. Arnold, der sie eben aus einer neuen Confusion gerettet hatte, bemerkte ihre Erregung.

„Sind Sie vielleicht zu sehr ermüdet, um weiter zu tanzen? Würden Sie nicht vorziehen, einen Ruheplatz zu suchen?"

Während der letzten halben Stunde hatte der Saal sich bedeutend gefüllt. Viele neue Ankömmlinge waren zugeströmt. Herren, die von einem späten Diner kamen oder in den Spielzimmern verweilt hatten, schlenderten jetzt herein oder standen, den Quadrille-Tänzern zusehend, in Gruppen umher.

„Nein, ich danke, ich bin ganz wohl. Ich hatte eben nur eine seltsame Empfindung; es war, als ob eine Schlange mich anblickte."

„Eine Schlange!" widerholte Arnold, mit mindestens drei Ausrufungszeichen im Tone.

„Ja; ist dieses Gefühl Ihnen unbekannt?"

„Vollständig."

„O, ich vergaß, daß Sie nie ein tropisches Land besuchten. Aber kennen Sie auch nicht das Gefühl, von Jemand sonst Bekanntem, doch Widerwärtigem beobachtet zu werden? Dies verursacht Unbehagen und Schwindel; wissen Sie das nicht?"

Mit banger Frage sah sie zu ihm auf; ein Anflug von Unruhe lag noch immer auf ihrem Antlitz. Arnold war nervösen Einbildungen nicht unterworfen, und in Bezug auf solche im Allgemeinen gegen Andere nicht sehr duldsam; aber die in Reata's Augen liegende Wahrheit wirkte fast überzeugend auf ihn, und er unterdrückte jede fernere Aeußerung des Unglaubens.

Als die Quadrille zu Ende kam, schien Arnold nicht in Eile, seine Tänzerin zu verlassen; er führte sie nicht zu ihrem Platze zurück, sondern schloß sich den Paaren an, die in einer langen Reihe um den Saal herum promenirten. Hermine, am Arme des eben sehr eindringlich sprechenden Grafen, folgte gleichfalls dem Strome. Sie lächelte nicht, noch erwiderte sie die an sie gerichteten Worte; ihre Augen folgten der Gestalt Arnold's. Sie sah sehr ermüdet aus, sehr gequält, und nicht so gelassen als sonst.

Sie hatte an diesem Abend viele Huldigungen empfangen, aber dasjenige entbehrt, nach dem sie Verlangen trug.

„Wollen Sie mich nicht hören?“ fragte Graf Stayn, nicht eigentlich auf sie herabblickend; denn sie war fast eben so groß wie er. Kaum für eine Minute hatte er sie während des ganzen Abends verlassen; er nahm die Sache sehr ernst, war jedoch durchaus nicht ohne Zuversicht — aller menschlichen Voraussicht nach mußte er ja Erfolg haben. An den großen Saal stieß ein zweiter, mit Sitzplätzen für die Zuseher eingerichteter kleinerer Raum, und dieses Gemach suchten die Tänzerpaare, unter diesen Arnold und Reata, nun auf, um frischere Luft zu genießen.

In dem Augenblick, da Arnold und Reata den an den Ballsaal anstoßenden Raum betraten, fühlte Arnold mit Erstaunen eine plötzliche krampfhafte Bewegung der auf seinem Arme ruhenden Hand. Als sein Auge sich rasch Reata zuwandte, sah er, daß jede Spur von Farbe aus ihren Wangen geschwunden war und sie etwas oder Jemand mit weit geöffneten Augen anstarrte. Indem er ihrem Blicke folgte, gewahrte er zunächst einen Mann, welcher sich eben von einem der Sophas erhob und mit einem Arnold widerwärtig erscheinenden Lächeln auf Reata zukam. Der Mann war noch jung; er hatte stark geröthete Wangen und dichtes schwarzes Haar. Er trug einen Ballanzug; doch verrieth sich in der Farbe seiner Wäsche keine sonderliche Sorgfalt, wie auch der allgemeine Eindruck seiner Erscheinung ein unfeiner war.

„Was ist geschehen? Wer ist dieser Mensch? Soll ich ihn hinausweisen?“ fragte Arnold, verwundert den Blick bald auf Reata, bald auf den sich nähernden Mann heftend.

„Nein; um des Himmels willen, nein!“ antwortete sie mit bebender Stimme. „Ich muß mit ihm sprechen.“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Arnold streng.

„Ja, ich kenne ihn. Ich kannte ihn in Mexico. Unverzüglich muß ich ihn sprechen.“ Und nun blieb keine Zeit mehr zu fernern Erwägungen; der Fremde hatte die Beiden erreicht und verbeugte sich vor Reata.

„Welch' unverhofftes Vergnügen . . .“ begann er eben seine Anrede, als das Mädchen ihn in zitternder Hast unterbrach, in einer Sprache, die Arnold fremd war, die er aber als Spanisch erkannte.

In dem Antlitz des Fremden malt sich ungläubiges, starres Erstaunen, und seine in derselben Sprache gegebene Antwort klingt fast wie eine Frage. Sie erwidert diese mit einer etwas längern Phrase, und es dünkt Arnold, der ein stummer Zeuge des Vorganges ist, daß ihre Stimme beinahe flehend klingt. Ist es möglich, daß sie von diesem unsaubern Gesellen eine Gunst erbittet? Kann es möglich sein, daß sie in seine Macht gegeben ist? Entsetzlicher Gedanke!

Der Ausdruck ungläubiger Verdutztheit auf dem Antlitz des Fremden weicht demjenigen geheimnißvollen Verständnisses; neuerdings spielt das abstoßende Lächeln um seine Lippen.

Reata zieht ihre Hand von Arnold's Arm zurück und steht während einiger Secunden unschlüssig zwischen den beiden Männern. Ihr Rosenstrauß ist jetzt nicht in ihrer Hand, er ist zu schwer, um ihn fortwährend zu tragen; sie hatte ihn im Ballsaal zurückgelassen. Kein Fleckchen von Farbe findet sich an ihr, selbst nicht auf ihren Wangen. Nicht so glänzend, so strahlend schön ist sie jetzt, wie bei dem Eintritt in den Ballsaal; aber dessen ungeachtet sieht sie sehr lieblich aus, wie sie nun stolz, wenngleich zitternd dasteht, und ihre Augen groß und dunkel unter den gesenkten Wimpern hervorleuchten. Eine der schweren Flechten ihres Haares hat sich während des Tanzes gelöst und hängt wie ein ebenholzfarbiges Tau über Schulter und Gürtel herab.

Inzwischen hat Arnold den Fremden Zoll um Zoll gemessen.

„Entschuldigen Sie mich,“ sagt Reata hastig und ohne die Augen zu Arnold zu erheben; „ich habe mit Herrn Fadenhecht zu sprechen.“ Zu Arnold's unaussprechlichem Mißfallen legt sie ihre Hand auf den Arm des Fremden und schreitet an seiner Seite weiter.

„Ja, zu sprechen . . ., so ist's," wiederholt Herr Fadenhecht, indem er Arnold freundschaftlich zunickt, was dieser mit dem Schatten einer Verbeugung erwidert. Stolz aufgerichtet wendet Arnold sich dann zur Thüre und verläßt den Ball, um an diesem Abend nicht wieder zu erscheinen.

Als er die Treppe hinabeilte, strich Jemand flüchtig an ihm vorüber, und er erkannte Graf Stayn; seine Miene war noch ernster, als Arnold sie jemals zuvor an ihm bemerkt hatte.

Nach jedem Balle spielen sich Dutzende von kleinen Scenen in der Stille der Häuslichkeit ab. Niemand geht, in seine Stube zurückgekehrt, sogleich zu Bett, sind die Füße auch noch so müde vom Tanzen. Nerven und Phantasie sind in zu heftiger Erregung, um den Uebergang von Musik und Gaslicht zu Ruhe und Nachtlämpchen unvermittelt zu ertragen.

Halka sitzt in ihrem Zimmer vor dem Spiegel; sie hat ihr perlgraues Atlaskleid abgelegt und ist nun in ein langes, blaßblaues Morgenkleid gehüllt. Ihr Haar wird sanft gebürstet, um die am Abend durch das Tapiren hervorgebrachte Aehnlichkeit mit Werg aus demselben zu entfernen. Auf dem Toilette-Tische liegen zwei oder drei lange Locken und ein Bündel kurzer, gekräuselter Löckchen. Niemals hat Halka versucht, diese kleinen Toilette-Zugaben vor Otto zu verbergen, wohl wissend, daß er doch mit der Zeit ihrer gewahr werden würde, und daß es klüger sei, wenn sie ihn daran gewöhnte, diese Dinge als etwas Selbstverständliches hinzunehmen.

Otto sitzt auf dem Sopha, langsam die Handschuhe von den Fingern streifend.

„Was das für ein sonderbarer Mensch war auf dem Balle, derjenige, welcher nach der zweiten Quadrille Fräulein Lackenegg den Arm gab? Bemerktest du ihn?"

Das Mädchen, welches Halka's Haar bürstet, ist eine Französin, die nur ihre Muttersprache versteht; ihre Gegenwart ist daher kein Hinderniß für die Conversation.

„Nein, ich bemerkte ihn nicht," sagte Otto.

„Nie in meinem Leben sah ich etwas so Abschreckendes. Solch ein Anzug!“ Und es überflog Halka wie ein leichter Schauder. „Und solch ein ungenirtes, gemeines Benehmen! Es ist zu verwundern, daß Fräulein Lackenegg sich mit ihm befassen mochte; jetzt muß sie doch einer andern Gesellschaft gewöhnt geworden sein!“

Keine Antwort von Otto. Er ist sehr ermüdet — zu Tode erschöpft von der langen Anspannung dieses Abends, so daß weder zum Sprechen noch zum Denken ihm Kraft übrig bleibt. Halka verweilt nicht bei diesem Gesprächsgegenstande; sie geht auf einen neuen über, obschon sie sich diesen Fremden betreffend im Geiste allerlei kleine Zeichen angemerkt hat, die ihre Neugierde rege machten.

„Es war ein sehr schöner Ball, nicht wahr? So glänzend und animirt, und so viele hübsche Gesichter! Indessen glaube ich doch, daß Fräulein Lackenegg das bei weitem schönste Mädchen im Saale war.“

An diesen Worten war nichts auszusetzen; gleichwohl schienen sie etwas für Reata Erniedrigendes in sich zu schließen, das sich nicht genau definiren ließ. Aber Otto war an Körper und Geist viel zu sehr ermattet, um ein Definiren auch nur zu versuchen. Er verharrte einfach in Schweigen und rollte dabei seine Handschuhe zu einem runden harten Ball zusammen.

„Heute Abend kam mir der Gedanke,“ fährt Halka, sich dem Spiegel etwas mehr zuneigend, fort, „kam mir der Gedanke, daß es von deinem Vater doch etwas unvorsichtig ist, ein so schönes Mädchen im Hause zu behalten. Dein Bruder ist denn doch jung, und dieser fortwährende Verkehr ist vielleicht nicht gefahrlos.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Otto. Arnold ist so . . . verständig oder so sehr von mir verschieden, hätte er antworten können, allein er that dies nicht, er beendete den angefangenen Satz in anderer Weise. „Arnold ist ein so trockener Mensch und ein so starrer Aristokrat; nie würde er an etwas dergleichen auch nur denken . . .“

„Mein lieber Otto, wie rasch deine Einbildungskraft arbeitet! Es fiel mir nicht ein, auf die Möglichkeit hinzudeuten, es könne deinem Bruder jemals in den Sinn kommen, sich mit ihr verbinden zu wollen. Ich meine nur, daß es ganz unnöthig war, heute Abend seine Bewunderung so sehr zur Schau zu stellen."

„Und sollte er es selbst," fügte Otto, der, auf Halka's Worte nicht achtend, einzig seinem Gedankengang gefolgt war, hinzu, „so ist er ja nicht der Mann, ein Mädchen wie dieses zu fesseln."

„O, in der That," erwiderte Halka gelassen, und hiermit war das Gespräch zu Ende.

Es hatte in dem Hotel stattgefunden, in welchem das junge Bodenbach'sche Ehepaar Wohnung genommen hatte. Ein zweites Gespräch war eben im Schweizerhause, wo der andere Theil der Familie hauste, im Gange.

Noch mit ihrem zerdrückten Ballkleide angethan, stand Hermine aufrecht in der Mitte ihres Stübchens. Sie pflegte sonst nach einem Ball schläfrig zu sein; heute aber war sie es nicht. Die flachsgleichen Flechten waren wirr und in Unordnung, und die vierundzwanzig Sträußchen Vergißmeinnicht — jene Sträußchen, welche sie nur für Arnold gebunden, und für die er keinen einzigen Blick gehabt hatte — waren flach gedrückt und verdorben.

„Weshalb verließ Graf Stayn den Ball so früh?" fragte Frau von Schwerendorf. „Er verschwand ganz plötzlich."

„Ich hoffe, er wird niemals wiederkehren!" seufzte Hermine.

„Aber, liebes Kind . . . was soll das heißen? Sagte er dir nichts? Ich glaubte, es sei so gut als sicher!"

„Ja, er sagte mir . . . allein, ich . . . ich gab ihm den Abschied."

„Den Abschied! Du hast ihm deine Hand verweigert? Quelle idée!" schrie fast mit voller Stimme Frau von Schwerendorf. Dann aber den Gesichtsausdruck ihrer Tochter bemerkend, fuhr sie rasch fort: „Sieh' deshalb nicht so unglücklich aus, liebes Kind — ich will dich nicht schelten. Natürlich hast du freie Wahl. Der Ball war so gelungen, und du wurdest all-

gemein bewundert; man wiederholte mir dies so oft. Dein Anzug war auch so hübsch . . ."

Diese glänzende Aufzählung wurde plötzlich dadurch unterbrochen, daß Hermine, in leidenschaftliches Schluchzen ausbrechend, sich heftig in die Arme ihrer Mutter warf. Sie war erschöpft, müde, krank im Gemüthe von dem Warten auf etwas, das niemals kam, und, wie sie jetzt wußte, niemals kommen würde.

Ein paar Thüren weiter steht, noch in vollständiger Ball-Toilette, Reata mit gefalteten Händen vor dem Spiegel. Ihre rothen Rosen, noch voll süßen Duftes, aber nicht mehr die frischen blühenden Rosen, wie am Abend vorher, liegen unbeachtet auf dem Tische. Auch sie ist nicht mehr die Reata von gestern Abend, die freudig Triumphirende. Tief und dunkel flammen ihre Augen, und in ihren Zügen prägt sich schweres Leid aus.

„Fast hätte ich all' das vergessen," denkt sie traurig. „Mit einem Mal kam mir alles in's Gedächtniß zurück, als ich das Antlitz jenes Menschen erblickte. Früher oder später mußte es geschehen. Aber weshalb konnte ich nicht noch eine kurze Weile glücklich sein? In diesem Augenblick kann ich nicht sprechen . . . es hieße, mich ihm in die Arme werfen; jetzt m u ß ich schweigen!" Und sie stampfte mit dem Fuße gegen den Boden und warf das schwarzlockige Haupt zurück, auf welchem der Krähenflügel noch immer in kühnen Linien sich aufschwang. Sie sah nach ihrem eigenen Bild im Spiegel.

„Und spräche ich nun — wäre es doch nutzlos; ich würde ihn trotzdem verlieren. In beiden Fällen würde ich dies . . . und ich verdiene diese Strafe für meine Thorheit."

Und trockenen Auges, doch mit wundem Herzen wendete sie sich langsam von dem Spiegel ab. Jedermann spricht von ihren Triumphen in dieser Ballnacht; für sie selbst sind diese aber nichts als ein einziger verzweifelter Mißerfolg.

***

Wieder daheim in Steinbühl ist die Familie Bodenbach, entrückt dem Treiben, der Bewegung, den Vergnügungen von

D—bad, fern vom schäumenden Wildbach und den aromatischen Fichtenwäldern; wieder daheim in dem stillen Hause mit den grünen Jalousieen, in dem Garten mit der wetterharten Mauer und der alten Kastanien-Allee. Die Rückkehr war sehr unvorhergesehen und wurde daher ohne Ueberlegung durchgeführt. Kaum die Hälfte der für den Bade-Aufenthalt bestimmten Zeit war abgelaufen, die Wohnung noch für mehrere Wochen gemiethet gewesen, als der unerwartete Auszug stattfand. Der Zustand Gabrielens hatte sich nämlich plötzlich in hohem Grade verschlimmert.

Der Bade-Arzt hatte schon nach einigen Tagen den Ausspruch gethan, dem Wunsche der Kranken, nach Hause zurückzukehren, müsse nachgegeben werden. So wurde denn eilig gepackt, und zwei Tage nach dem Balle waren sowohl Bodenbachs als Schwerendorfs daheim auf ihren Stammsitzen. Otto und dessen Gattin waren graden Wegs nach Wien gereist, um sich in ihrer Villa häuslich niederzulassen.

Schon früher war festgesetzt und jetzt in der Eile des Abschiedes nochmals zugesagt worden, daß Baron Walther und Arnold im nächsten Monat zur Weltausstellung nach Wien kommen würden, und Schwerendorfs hatten Hoffnung gegeben, sich um diese Zeit ebenfalls dort einzufinden.

Das Bodenbach'sche junge Ehepaar verließ D—bad um zwei Stunden früher als die beiden andern Familien. Unmittelbar vorher, da Halka schon reisefertig den Wagen erwartete, während Otto nach demselben zu sehen gegangen war, hatte ein kurzes Gespräch zwischen Arnold und dessen Schwägerin stattgefunden, indeß Hermine — anscheinend wieder im Besitze ihrer gewöhnlichen Gelassenheit — im Wohnzimmer mit dem Einrichten ihrer Reisetasche sich beschäftigte. Reata befand sich, wahrscheinlich in ähnlichen Besorgungen begriffen, in ihrem Stübchen. Unter dem Vorwande, sie wolle, noch müde von dem Balle, allein bleiben, hielt sie sich abseits von den Uebrigen. So oft sie mit diesen in flüchtige Berührung kam, dünkte es ihr, daß Arnold weniger als sonst mit ihr spreche, und von eifersüchtigen Einbildungen

gepeinigt, achtete sie auf jedes Wort, welches er an Hermine richtete. Ohne Zweifel war seine Laune nur durch die Eile und Verwirrung der Reisevorbereitungen getrübt, und nicht größere Aufmerksamkeit als sonst hatte er für Hermine; aber Reata's krankhaft erregte Phantasie ließ ihr alles verzerrt erscheinen. Zürnte er ihr vielleicht wegen des Zusammentreffens mit Herrn Fadenhecht? Was sollte sie beginnen?

Sollte sie alles bekennen und ein für alle Mal mit dieser Heimlichkeit brechen? Nein, nein! Sie schrak vor den möglichen Folgen ihres Bekenntnisses zurück, dachte mit Entsetzen an das Erstaunen, an die unausbleiblichen Vorwürfe, die sie gewärtigen mußte. Und wie erklären, wie Jemand davon überzeugen, daß sie gefehlt hatte, ohne ihrer Schuld bewußt zu sein, daß sie geirrt in dem Glauben, recht oder doch nicht unerlaubt zu handeln?

Nein, sagte sie sich immer und immer wieder, so lange sie allein stehe, könne sie nicht sprechen; sie müsse Jemand an der Seite haben, um ihr bei der Vertheidigung zu helfen. Sie hoffte, es würde dies in wenigen Wochen der Fall sein; aber trotzdem zitterte sie vor dem, was dann kommen würde. Mußte Arnold mit seinem starren Rechtssinne, seiner tiefen Verachtung jeder Falschheit sie nicht geringschätzen und zurückstoßen? Sie fühlte sich davon überzeugt; es dünkte ihr, jetzt schon könne sie sehen, wie er mit verfinsterten Zügen, hoch aufgerichtet, sich von ihr abwende, um nie wieder mit ihr zu sprechen. Unter andern Verhältnissen wäre sie ihm vielleicht lieb geworden — schon hatte er begonnen, sich ihr zuzuneigen, sie wußte es wohl. Allein diese Liebe würde dem Widerwillen weichen, sobald sie den Schleier hob, welchen sie mit eigenen Händen gewoben hatte.

Während Arnold und Halka im Wohnzimmer im Gespräche sind, und Hermine ihre Reisetasche zurecht richtet, schreitet Reata fieberhaft und ruhelos in ihrer Stube auf und nieder.

„Hätte ich nur eine einzige Seele, mir zu rathen! Ich muß sonst wahnsinnig werden! Mein Kopf schmerzt zum Zerspringen.

Ich weiß, daß ich sprechen sollte. Warum bin ich doch so feige? Aber von ihm verachtet zu werden, ertrüge ich nicht. In drei Wochen, vielleicht schon in vierzehn Tagen, muß die alte Freundin eintreffen, und dann will ich fortgehen, weit fort . . . nicht nach Mexico, das ist wohl gar zu weit," sagte sie, ihren Gedanken unbewußt vervollständigend. „Dann sollen sie alles erfahren; ich aber werde nicht da sein, um es mit anzusehen."

„Ich bedauere, Fräulein Lackenegg nicht mehr gesehen und mich deshalb nicht von ihr verabschiedet zu haben," sagte Halka zu Arnold, die Reisehandschuhe anziehend. „Ich hatte sie ganz vergessen, da sie während der beiden letzten Tage sich so verborgen hielt. . . . Vielleicht will Hermine" — sie wendete sich dieser zu — „die Güte haben, ihr mein Lebewohl zu überbringen. Sie ist doch nicht krank?"

„Sie scheint nicht ganz wohl zu sein," antwortete Hermine von ihrer Reisetasche herüber; „sie klagte über heftige Kopfschmerzen."

„O wirklich! Es wäre recht unangenehm, wenn sie gerade jetzt, da Gabriele so vieler Sorgfalt bedarf, leistungsunfähig würde."

„Hierfür hat Gabriele ihr Mädchen," versetzte Arnold etwas gereizt. „Sie kann nicht beanspruchen, Fräulein Reata fortwährend um sich beschäftigt zu sehen."

Die Beziehungen Arnold's zu seiner Schwägerin waren etwas kühler Art, und die zwischen den Beiden vorkommenden Gespräche kurz und selten. In der Theorie hatte Halka durchaus seine Billigung; denn sie war ganz die fein erzogene, aristokratische, ruhige Dame, die sich zu einem Mitgliede der Familie Bodenbach schickte. In Wirklichkeit aber erschien sie ihm aus diesem oder jenem Grunde nicht völlig so gewinnend, als dies, all' diese Eigenschaften in Betracht gezogen, vorauszusetzen gewesen wäre. Arnold's Gereiztheit warnehmend, schlug Halka eine neue Richtung ein.

„Gewiß, Gabriele wird sich daran gewöhnen müssen, sie zu entbehren; sie wird wohl nicht immer bei ihr bleiben."

„Vermuthlich nicht," entgegnete Arnold kurz. Dabei kam ihm die Möglichkeit, daß Reata das Haus verlassen könnte, zum ersten Male in den Sinn.

„Beabsichtigt sie vielleicht, sich später an in Europa lebende Verwandte anzuschließen? Oder meinen Sie, daß sie wieder eine neue Stelle zu suchen gedenkt?" Halka würde vorgezogen haben, mit größerer Behutsamkeit ihrem Ziele zuzustreben; doch die Zeit war gemessen; der Wagen konnte jeden Augenblick ankommen.

„Fräulein Reata's Familien-Verhältnisse sind mir fremd," gab Arnold, den letzten Theil ihrer Rede übergehend, zurück. „Sie erwähnte wohl, sie habe hier in Oesterreich Verwandte; allein irgend ein Mißverständniß oder ein Zwist scheint ihrer Aufnahme bei denselben für den Augenblick entgegenzustehen. In jedem Falle ist es außer Zweifel, daß sie für so lange Zeit, als es ihr genehm sein wird, in dem Hause meines Vaters eine Heimstätte findet."

„Gerade darum handelt es sich ja, lieber Arnold. Für wie lange wird es ihr genehm sein? Wer nur einiges Zartgefühl besitzt, kann sich nicht für die Dauer mit einer so eigenthümlichen Stellung befreunden, und sicherlich wird auch Fräulein Lackenegg sich nicht mit derselben begnügen. Sind Sie davon unterrichtet, in wie weit Ihre Tante für sie sorgte?"

„Nein; es ist mir überhaupt nicht bekannt, in welcher Weise Tante Olivia über ihr Vermögen verfügte. Ich glaube nicht, daß es in ihrer Macht lag, ihren Freunden etwas davon zuzuwenden, und gewiß ist, daß sie nicht die Freiheit hatte, uns einen Theil desselben zu hinterlassen."

„Wollen Sie sagen," — leichtes erkünsteltes Erstaunen that sich kund — „es seien Ihnen von Mexico keine genauern Nachrichten zugekommen? Ich befragte Otto kürzlich schon darüber. Erhielten Sie auch keine diesen Todesfall selbst betreffende officielle Bestätigung?"

„Bis jetzt nicht," erwiderte Arnold mit dem unbehaglichen Bewußtsein, in den letzten Wochen alles darauf Bezügliche ver-

gessen und völlig übersehen zu haben, daß die Antwort auf seinen Brief nach Mexico längst angekommen sein sollte.

„Wie seltsam! Und ist nicht Fräulein Lackenegg im Stande, auf dieses auffallende Stillschweigen einiges Licht zu werfen? Wurde sie niemals aufgefordert, dies thun?"

„Reata liebt es nicht, von Fräulein Bodenbach's Tode zu sprechen," erklärte Hermine arglos. „Wir vermeiden, danach zu fragen, weil es sie so sehr betrübt."

Halka machte eine kaum merkliche Bewegung mit dem Kopfe, welche bei ihr einem Spitzen der Ohren gleichkam.

„Wie wahrhaft seltsam!" wiederholte sie nachdenklich. „So haben Sie also wirklich keinen andern Beweis für das Ableben Tante Olivia's, als jenen durch Fräulein Lackenegg übersendeten Begräbnißschein?"

„Einzig nur diesen," bestätigte Arnold, ärgerlich darüber, sich diesem Examen unterziehen zu müssen. Halka, in Betrachtung des Elfenbein-Griffes an ihrem Sonnenschirm vertieft, verstummte für einige Augenblicke. Hermine, mittlerweile mit ihrer Arbeit zu Ende gekommen, hatte sich an die entgegengesetzte Seite des Zimmers begeben und sammelte verschiedene auf dem Tisch befindliche Kleinigkeiten.

„Es unterliegt für Sie wohl keinem Zweifel, daß die Tante nicht mehr am Leben ist?" fragte, plötzlich zu Arnold aufsehend, Halka mit gedämpfter Stimme.

Er zuckte heftig zusammen und erwiderte ihren fragenden Blick mit stolzer Verwunderung, heftig fragend: „Wie meinen Sie das?"

„O, ich meine nichts, ganz und gar nichts. Keinerlei Grund für Erregung liegt vor; es war nur ein flüchtiger Gedanke. Man hört mitunter so seltsame Dinge. Aber ich muß Ihnen gestehen, Arnold," fuhr Halka rascher fort, da das Geräusch eines sich nähernden Wagens an ihr Ohr drang, „ich hatte zuweilen den Eindruck, als stehe mit dieser Angelegenheit irgend ein Geheimniß in Verbindung, welches vor Entdeckung zu schützen Fräulein Lackenegg sich ängstlich bemüht. Es mag ja nichts

Schlimmes sein," fügte sie, den Ausdruck seiner Züge wahrnehmend, hinzu; „aber ich möchte Ihnen doch rathen, vorsichtig zu sein. Bemerkten Sie den sonderbar aussehenden Menschen, mit welchem sie auf dem Balle sprach? Es war unmittelbar nach der zweiten Quadrille. Sie unterhielt sich sehr eifrig mit ihm, und sowohl ihre Lebhaftigkeit als ihr Aussehen ließen deutlich erkennen, daß ihre Bekanntschaft mit ihm keine ganz oberflächliche sei. Wahrscheinlich hatten Sie sich zu dieser Zeit schon entfernt und somit keine Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen." Ehe Arnold antworten konnte, öffnete Otto die Thüre, und sie befanden sich mitten im Gesumme des Abschiednehmens.

Am Abend desselben Tages war die Familie Bodenbach noch Steinbühl zurückgekehrt, und schon am darauffolgenden Morgen begab Arnold sich auf den Weg nach dem Dorfe, um in Betreff des von ihm um die Mitte April nach Mexico abgesandten Briefes auf dem Postamte Erkundigung einzuziehen. Die Zweifel, welche Halka wachgerufen hatte, gährten in seinem Geiste. Zu edel gesinnt, um aus sich selbst heraus einen solchen Argwohn zu fassen, besaß er doch immerhin genug menschliche Schwäche, um von demselben jetzt, da der Same ausgestreut war, mit ergriffen zu werden. Er wurde zwischen unklarem Verdacht und brennender Eifersucht haltlos hin und her gerissen, zwischen der Verdammung Reata's und einem andern Gefühle, welches er sich eben erst zu gestehen begann.

Während er die Dorfstraße hinabschreitet, überdenkt Arnold jene Scene auf dem Balle, da Reata um des sich ihr aufdrängenden ungeschliffenen Gesellen willen so rasch entschlossen ihn verließ. In der neuen, durch Halka's Einflüsterungen immer mehr um sich greifenden Beleuchtung gewinnen die in jenem Augenblick gewechselten Worte und Blicke immer mehr Bedeutung. Sie hatte schuldbewußt ausgesehen — entschieden schuldbewußt. Ja, Halka hat Recht: jener gemeine Mensch ist für Reata kein gleichgültiger Bekannter; mehr als das muß er ihr sein oder wenigstens gewesen sein. Von diesem Gedanken erfüllt, erreichte Arnold jenes kleine Haus, das letzte in der Zeile, geschmückt mit dem

schwarzen Doppeladler auf flammend gelbem Grunde, das Haus, nach welchem an jenem April-Nachmittag Reata und Gabriele, mit der Aufgabe des nach Mexico bestimmten Briefes betraut, gewandert waren.

Eine halbe Stunde später schritt Arnold die Dorfstraße zurück, die knarrenden Stufen hinauf und in das Haus.

Er fand Reata allein; mit dem Lesen eines Billets beschäftigt, stand sie, von der Thüre abgewendet, in der Nähe des Tisches. Nur aus dem Rauschen von Papier schloß er auf ein Billet oder einen Brief; denn als sie bei dem Schalle seiner Tritte sich umwandte, schob sie den Gegenstand, welchen sie in der Hand gehalten, hastig in die Tasche. Sie sah sehr erhitzt, verlegen und erzürnt aus, was Arnold nicht entgehen konnte. Bei seinem ohnedies zum Verdacht geneigten Gemüthszustande machte ihn jenes Rauschen von Papier sowie Reata's sichtliche Verwirrung neuerdings stutzig.

„Ich komme eben aus dem Dorfe," begann er.

„Nun?" sagte sie, über den feierlichen Ton dieser Mittheilung etwas verwundert.

„Ich war dort, um Nachfrage zu halten."

„Nun?" wiederholte sie leiser.

„Im Postamt."

Keine Antwort. Sie blickte zur Seite.

„Ich erfuhr, daß das Schreiben, welches ich im April an Herrn Le Vendeur in Mexico richtete, niemals abging."

Noch immer keine Antwort.

„Ein einziger Brief wurde damals der Post übergeben, ein Brief in blauem Couvert, mit einem indianischen Siegel verschlossen. Wie Sie sich vielleicht noch erinnern, war mein Brief aber in einem weißen, schwarzgeränderten Umschlag und mit meinem Wappen gesiegelt." Er hält einen Augenblick inne; da jedoch keine Antwort erfolgt, fährt er fort: „Da dieses Schreiben nicht abgeschickt wurde, werde ich unverzüglich an ein neues gehen und es dies Mal selbst zur Post bringen." Er nähert sich der Thüre. Ehe er diese erreicht, hält er an und sagt: „Es

wäre wohl nutzlos, Sie zu fragen, was Sie mit meinem Briefe thaten; sicherlich gaben Sie ihn nicht zur Post."

„Nein," ruft sie, indem sie den Kopf erhebt; „ich zerriß ihn und verbrannte ihn zu Asche."

Etwas dergleichen hatte er vermuthet; nichtsdestoweniger erschrickt er. „So dachte ich!" spricht er, und bei diesen Worten nehmen seine Züge eine so starre Härte an, seine Augen blicken so streng verdammend, in seiner Stimme liegt so tiefe Geringschätzung, daß ihr Bißchen mühsam zusammengerafften Muthes zu nichts dahinschwindet.

„Weshalb sollte ich es ihm nicht offenbaren? Was ich zu bekennen habe, ist doch kein Verbrechen!" hatte sie sich fünf Minuten vorher gesagt. „Ich kann es ihm nicht gestehen, — zu sehr verachtet er die Lüge," sagt sie sich jetzt.

„Sie zürnen mir wohl sehr?" fragt sie kleinlaut.

„Ich zürne mir selbst, daß ich thöricht genug war, Ihnen zu vertrauen."

„Sie sind mir böse?" fragte Reata weiter.

Nichts als ein leichtes Achselzucken beantwortet diese Frage.

„Ich weiß es: Sie verachten mich."

„Ich verachte jede versteckte und betrügerische Handlung."

„Jede solche Handlung!" rief sie, ihren Halt verlierend. „Kann eine täuschende Handlung nicht trotzdem harmlos sein?" Allein noch während sie diese Worte aussprach, stockte ihr fast das Herz. Vieles, was der Vergangenheit angehörte, war ihr erst in letzter Zeit klar geworden. Sie hatte sich der Täuschung bedient und dadurch kein Unrecht zu begehen geglaubt; jetzt aber sah sie mit peinlicher Deutlichkeit, in welcher Richtung ihre Schuld zu suchen war. Arnold's Antwort erwartend, neigte sie das Haupt; sie kannte dieselbe jedoch, bevor sie erfolgte.

„Nach meiner Ansicht nicht; Betrug kann nie anders als niedrig sein!" So sprechend blickte er sie an, als ob seine Augen ihr Innerstes erforschen wollten.

„Und Betrug findet bei Ihnen niemals Vergebung?"

„Alles würde ich eher vergeben!“ erwiderte er finster; dann fuhr er in hartem Frageton rascher fort: „Wollen Sie oder wollen Sie nicht mir sagen, welchen Beweggrund Sie hatten, diesen Brief zu vernichten?“

Eine Secunde lang schwankte sie an dem Rande des Bekenntnisses. Welche Erlösung wäre es, mit all' dem fertig zu sein!

Wäre seine Stimme nur um ein Geringes weniger hart gewesen, hätte in seinen Augen nur nicht eine so durchbohrende Geringschätzung gelegen, sie hätte zu sprechen gewagt; sie zögerte aber, und im nächsten Augenblick verließ sie wieder der Muth.

„Nein, ich kann es nicht!“

„Wohlan, so hören Sie es von mir!“ entgegnete er, indem der ihm durch Halka eingeflößte Argwohn plötzlich eine bestimmte Gestalt annahm. „Tante Olivia ist nicht todt, und nur zu irgend einem mir unverständlichen Zwecke wollen Sie uns glauben machen, sie lebe nicht mehr!“

Reata erbebt so heftig, daß sie sich an den Tisch klammern muß, um aufrecht zu bleiben.

„Können Sie es leugnen?“

„Leugnen? Was?“ fragt sie zaghaft.

„Wagen Sie es, bei Ihrer Ehre zu behaupten, daß Fräulein Bodenbach, die Cousine meines Vaters, nicht mehr unter den Lebenden ist?“

„Ja, ich wage es.“ Ihre Augen leuchten plötzlich auf, und sie blickt ihm voll in's Antlitz.

„Sie sagen dies bei Ihrer Ehre?“

„Ich sage es Ihnen bei allem, was mir am heiligsten ist. Bei meiner Ehre, Ihres Vaters Cousine ist wirklich todt. Sind Sie nun zufriedengestellt?“

Das war eine thörichte Frage; er konnte nicht zufriedengestellt sein und war es auch nicht.

„Was immer Sie zu verbergen wünschen, viel länger können Sie dies nicht mehr. Ich schreibe heute nach Mexico und werde jede Vorsicht gebrauchen, um meinen Brief dies Mal sicher an

seine Bestimmung zu bringen. In acht Wochen trifft die Antwort hier ein."

„So lange werden Sie nicht warten müssen," erwiderte sie traurig. „Viel früher schon werde ich gegangen sein."

„Gegangen! Was wollen Sie damit sagen?" fragt er rauh. Sie antwortet aber nicht, sondern begräbt ihr Gesicht in den Händen.

Arnold, dessen Finger während der letzten Minuten auf der Thürklinke gelegen hatten, drückt diese nun nieder und verläßt das Gemach.

An demselben Nachmittag kam Doctor K. nach Steinbühl und gab den dringenden Rath, Gabriele nach Wien zu bringen, um sie der Sorgfalt eines berühmten Specialisten zu überantworten. Die plötzliche Verschlimmerung stimmte nicht zu seinen Erfahrungen, und er war ehrlich genug, dies einzugestehen.

Die Abreise wurde für zwei Tage später angesetzt. Steinbühl sollte wieder eben so verödet bleiben, wie es während der letztverflossenen vierzehn Tage gewesen war. Alle darauf bezüglichen Bestimmungen waren noch im Laufe des Abends in Eile getroffen worden.

Es ist Reata gelungen, die über das neue Ereigniß höchst aufgeregte Kranke zu beruhigen, und nun befindet sie sich allein in ihrem Zimmer. Sie zieht das Billet aus der Tasche, dessen unzeitiges Rauschen Arnold bei seinem Eintreten an diesem Morgen so sehr in Harnisch gebracht. Kaum hatte sie es selbst noch gelesen, eben nur flüchtig überblickt. Sie war aber nicht zu einer ruhigen Prüfung des Inhalts gekommen, seit es ihr von einem schmutzigen Jungen, der in der Kastanien-Allee auf der Lauer gelegen hatte, in die Hand gespielt worden war.

Jetzt, in der Einsamkeit ihrer Stube, bei geschlossenen Fensterläden und verriegelter Thüre, wagt sie erst, das Billet hervorzuholen, um es von Anfang bis zu Ende zu erwägen.

„Welch' beleidigende Unverschämtheit!" murmelt sie, eben so glühend und erzürnt aussehend wie in dem Augenblicke, da Arnold sie im Wohnzimmer überraschte. „Gleichwohl wage ich

nicht, mich zu weigern; ich muß mich von ihm befreien, sollte ich ihm auch meinen letzten Heller geben. Wie entsetzlich wäre es, wenn er, wie er behauptet, thatsächlich die Macht haben sollte, mir zu schaden, mich vielleicht zu Grunde zu richten? Kann es aber wirklich so sein? Wäre er nicht ein Rechtsgelehrter, so könnte ich versuchen, ihm zu trotzen; so aber ist es zu gefährlich — ich bin gezwungen, zu gehen."

Reata erhob sich, schloß ihr Pult auf und entnahm diesem ein unbeschriebenes Brief-Couvert.

„Um sechs Uhr Morgens sagt er; ein Glück ist es, daß er so gütig war, eine so frühe Stunde zu wählen," murmelt sie voll Bitterkeit vor sich hin.

39.

Die Wälder von Steinbühl standen in den frühen Morgenstunden im höchsten Glanze. Zur Mittagszeit, wenn die Sonne auf die Felder und freien Plätze niederbrannte, bot ihr tiefer Schatten wohl eine angenehme Zuflucht; doch nie waren sie so reizend und frisch, als wenn die ersten Strahlen schief hereinfielen durch das Geäste, um die Vögel zu wecken und die Thautropfen funkeln zu machen.

Es ist sechs Uhr, und unter dem Schatten der Bäume kommt Reata des Weges. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, schreitet sie langsam und etwas niedergeschlagen einher. Ihr Kleid, schwer von der Feuchtigkeit des frühen Morgens, schleppt im Grase; die Willensstärke, es aufzunehmen, mangelt ihr. Fast scheint es, als ob ihre Kraft mit jeder Minute schwände, denn ihre Schritte werden immer langsamer und widerstrebender; jeder Augenblick nimmt ihr ein Theilchen ihrer Lebhaftigkeit und Elasticität. Verdrossen und weder rechts noch links nach den sonst so sehr von ihr geliebten Blumen blickend, bewegt sie sich auf dem mit moosbedecktem Reisig übersäeten Waldpfad weiter.

Nahe am Ausgange des Waldes findet sich eine Lichtung, auf welcher einst, vor fünfzig Jahren oder mehr, ein ländliches Kapellchen gebaut worden war, ein sehr häßliches, die Wahrheit zu sagen. Wenigstens kann die Kapelle auch mit den weitestgehenden Concessionen nicht malerisch genannt werden. Das ganze Bauwerk übertrifft den Umfang eines Schilderhauses nur um ein Geringes. Es ist nicht darauf eingerichtet, in seinem Innern Besuche zu empfangen; doch kann man, auf der Thürstufe stehend, durch ein Gitter hineinblicken auf die lebendige Darstellung eines schrecklichen, fast unmöglich scheinenden Unglücksfalles: einen stürzenden Baum, der eine ganze Holzhauer-Familie zermalmt.

Reata steht vor der Kapelle, doch blickt sie nicht durch das rostige Gitter, wie so oft vorher. Ein Mann spricht mit ihr, ein Mann mit frischer Gesichtsfarbe und dichtem, buschigem Haar. Er spricht sehr viel und schnell, in einem glatten, kriechenden Tone, aus welchem ein starker Zusatz von Frechheit hervorklingt; hin und wieder reibt er sich sanft die Hände. Reata steht sechs Schritte von ihm entfernt und antwortet bald kalt, bald aufgebracht. Fortwährend blickt sie scheu um sich; jetzt fährt sie zusammen, denn es raschelt in einem nahen Busch. Es ist aber nur ein Kaninchen, welches den Fuß auf ein dürres Reis setzte und nun erschreckt über das Moos hin enteilt.

Ueberall ringsum herrscht Ruhe. Sie braucht keine Störung zu fürchten. Zu so früher Stunde kommen Leute auf diesem Wege nur selten vorüber. Aber schon ist es halb sieben Uhr, und noch immer spricht sie mit ihm.

„Weshalb lassen Sie mich nicht in Frieden?“ sagt sie zürnend. „Welchen Vortheil kann es Ihnen bringen, mich in dieser Weise zu verfolgen? Selbst wenn Sie mich verrathen, wird dies Ihnen für spätere Zeit von keinem Nutzen sein.“

„Nein, für spätere Zeit nicht. So ist es, Sie haben vollkommen Recht. Aber Sie sehen, mein liebes Fräulein Lackenegg'

er spricht jede Silbe des Namens mit widerwärtiger Deutlichkeit aus, und Reata wendet, heftig erröthend, den Kopf zur

Seite — „La—cke—negg, ha, ha, ha! . . . Sie sehen, wie sehr bemüht ich bin, mich Ihren Wünschen zu fügen. Wenn der Mensch leben muß, ist er gezwungen, aus den kleinen Zufälligkeiten Gewinn zu ziehen, welche ihm, ich könnte sagen, ungerufen in den Weg kommen. Sie begreifen, der Mensch muß leben. Dies alles ist die Schuld dieses Holzkopfes Le Vendeur. Hätte er mir nicht den Laufpaß gegeben, so wäre ich jetzt nicht hier, und würde das Vergnügen" — seine Worte werden von einer gedrechselten Verbeugung begleitet — „dieser kleinen Conversation mit Ihnen mir nicht zu Theil geworden sein."

„Haben Sie die Güte, meiner Freunde mit Achtung Erwähnung zu thun," sagte Reata herb.

„Mit Achtung? So ist's!" — und wieder reibt er sich die Hände. „Diese Begegnung auf dem Balle war der größte Glücksfall, der allergrößte Glücksfall, könnte ich sagen, welcher mir seit manchem Tag begegnete. Ich hätte ein Narr sein müssen, ein großer Narr, der größte aller Narren, könnte ich sagen — um mir diese günstige Gelegenheit entschlüpfen zu lassen und nicht hierher zu kommen, um zu erforschen, was etwa das Schicksal mir noch aufbewahrt. Ich kam, das Land zu sehen, sage ich den guten Leuten, und sie glauben es mir, ha! ha! ha! — Nicht übel! Nicht wahr?"

„Nicht eine Minute länger will ich bleiben!" ruft Reata aus. Sie ist auf dem Punkte, vor Verdruß zu weinen, aber sie wahrt äußerlich den Eindruck der Würde und Zurückhaltung mit Sorgfalt. „Ich wünschte, ich wäre nie gekommen. Ich fühle mich dadurch erniedrigt, daß ich mit Ihnen spreche. Es ist zum letzten Male, erinnern Sie sich dessen. Wagen Sie nicht, es wieder zu versuchen!" Ihr Blick voll Entschiedenheit gibt ihm die Gewißheit, daß es in der That das letzte Mal sei.

„Ganz nach Belieben, mein liebes Fräulein La—cke—negg. Ich wünsche nicht, Sie zu belästigen; ich wünsche es durchaus nicht, könnte ich sagen. Weshalb aber sollten wir uns gegenseitig nicht gefällig sein? Sie wissen, daß Sie im Stande

sind, mich zu verpflichten; und es ist mir eine Freude, zu betonen, daß ich die Macht besitze, Sie noch mehr zu verpflichten, ja, noch weit mehr, könnte ich sagen. Für Niemand sonst thäte ich es, nein sicherlich nicht; denn als Gesetzeskundiger würde ich mich gezwungen fühlen, den Stand der Dinge ex officio bekannt zu machen. Nur als alter Freund — ha, ha, ha! — kann ich es mit meinem Gewissen vereinbaren, sub silentio über die Sache hinwegzugehen. Alte Freundschaft, so ist's, ha, ha, ha!"

Es war halb sieben Uhr geworden; fünf Minuten später nähert sich Reata dem Manne, schiebt ihm ein Brief-Couvert in die Hand und befiehlt ihm, zu gehen, was er nach einer zweiten schwungvollen Verbeugung mit Eilfertigkeit thut. Als Reata — sechsunddreißig Minuten nach Sechs — sich umwendet, um rasch den Platz zu verlassen, steht sie, wankend, plötzlich still; denn sie erblickt eine an einem nahen Baum lehnende zweite männliche Gestalt. Arnold ist es. Ehe sie ihn noch deutlich erkennen kann, weiß sie, daß er es ist. Während das Geäste ihn noch halb verbirgt, sagt es ihr schon ihr von Schrecken ergriffenes Herz; und jetzt steht er vor ihr — sie muß ihn bemerken.

Um diese Stunde im Freien zu sein, ist für Arnold nichts Ungewöhnliches; nur pflegt er sonst diesen Platz nicht aufzusuchen. Der Morgen findet ihn meist auf dem Wege nach der Meierei und den Feldern, nicht im Walde; heute aber ist er in den Wald gekommen, um Kühlung zu suchen nach einer heißen, schlaflosen Nacht, der ersten fieberhaften, die er je erlebte. Arnold's Gesundheit war immer vortrefflich, seine Stimmung stets gleichmäßig, und nie hatte die Sorge ihn zu beherrschen vermocht. Jetzt aber hat ihre schwere Hand ihn erfaßt und während der ganzen Nacht hin und her getrieben, bis er bei dem ersten Morgengrauen das Haus verließ, um dem Walde zuzuschreiten. Seit mehrern Stunden ist er nun dort; er befand sich in einem entferntern Theile des Waldes, als Reata, langsam und niedergeschlagen, ihr Kleid im Grase schleifend, des Weges

kam. Als er aber vor zwei Minuten in die Lichtung hinaustrat, hatte er gesehen, wie sie einen Brief in die Hand eines Mannes legte, in welchem er, als dieser sich zurückwendete, Herrn Fadenhecht erkannte.

Eine Secunde lang wankt Reata, und für den Zeitraum einer halben Minute hat ihre Geistesgegenwart sie verlassen. Es kam so unvermuthet, und doch ist es eben dasjenige, was sie gescheut und gefürchtet hat: daß gerade dieser Mann in eben diesem Augenblick sie überraschte. Seit die Beiden sich am Morgen vorher so kalt trennten, hatte Arnold nicht mit ihr gesprochen. Jetzt ist er nicht kalt; auf seinem Antlitz liegt Zorneshitze und in seinen Augen ein so flammender Grimm, daß sie muthlos vor ihm zurückbebt. Sie möchte fliehen, und wagt dies doch nicht.

„Was thun Sie hier?" fragt er rauh; aber eben die Rauheit seines Tones gibt ihr einen Theil ihrer Fassung zurück. Alles könnte sie eher ertragen, als dieses fürchterliche Schweigen. Schon das Uebermaß ihrer Bestürzung zeigt ihr, daß sie ihre Würde wahren müsse. Wäre sie nicht so schwer geängstigt gewesen, so würde sie wahrscheinlich mehr beunruhigt geschienen haben. Sie bietet ihre ganze Willenskraft auf und versucht Erschrecken und Verwirrung zu verbergen.

„Mit welchem Rechte fordern Sie Rechenschaft von mir?" fragt sie, und es dünkt ihr, daß ihre Stimme kläglich zittert. Sie steht an einem Baume, einem Baume mit weit ausgebreiteten, zur Erde niederhängenden Aesten und einem festen, dicken, knorrigen Stamm. An diesen lehnt sie ihre Schulter, und mit dieser Stütze fühlt sie sich noch ein Mal so stark als zuvor; sie gewinnt selbst den Muth, ihn anzublicken.

„Weshalb kamen Sie hierher?" fragt er noch nachdrücklicher.

„Mich im Freien zu ergehen, ganz wie Sie selbst, denke ich." Sie ist entschlossen, ihre Stellung zu behaupten, so gut dies gehen will, und es gelingt ihr so ziemlich. Ihre Stimme ist nun ruhig, so ruhig, daß sie sich darüber verwundert. „Ich

setze voraus, daß Sie nicht das Monopol des Waldes für sich in Anspruch nehmen."

„Sich im Freien zu ergehen!" wiederholt er, mit einem Blick, welcher alles Blut aus ihrem Antlitz zum Herzen zurückdrängt. „Sich im Freien zu ergehen, in Begleitung des Herrn Fadenhecht?"

Sie sieht zu Boden; für einen Moment hatte sie die Augen zu Arnold erhoben, doch rasch wieder gesenkt; denn der Ausdruck der Leidenschaft in seinen Zügen beunruhigte sie. Oftmals schon hatte sie ihn erzürnt gesehen, allein nie so wie jetzt; es schien, als habe seine Gesichtsfarbe sich verdunkelt, und die Brauen ziehen sich in einer ununterbrochenen, dichten, drohenden Linie über seine Stirne.

„Ich vermuthe, auch Herr Fadenhecht hat das Recht, in diesem Walde spazieren zu gehen, wenn es ihm so beliebt; es ist dies ein öffentlicher Weg." In Ermangelung einer andern Beschäftigung für ihre zuckenden Hände beginnt sie Moos von der Baumrinde zu lösen.

„Sie aber haben nicht das Recht," poltert Arnold, etwas näher tretend, so daß nur mehr zwei Schritte ihn von Reata trennen, „sich zu compromittiren, indem Sie Zusammenkünfte mit einem gemeinen Menschen halten, welcher Ihnen von T—bad nachgeschlichen kam."

„Und mit welchem Rechte verhören Sie mich?"

„Beim Himmel!" ruft er, ohne ihre Frage zu beachten, „treffe ich diesen Menschen jemals wieder hier, so werde ich . . ."

„Ihn erschießen," ergänzte Reata, mit dem Bestreben, ein Lachen hervorzuzwingen.

„Ihn durchpeitschen," schloß Arnold mit wilder Heftigkeit, indem er eine Gruppe kleiner, hellgelber, klebrig und zähe aussehender Giftschwämme niederstampfte.

„Daran will ich Sie nicht verhindern," murmelt Reata. Arnold aber hört sie nicht.

Wäre sie gesammelter und weniger bestürzt gewesen, so würde sie begriffen haben, daß die Leidenschaft in Arnold's Stimme

und Benehmen von einem tiefen Interesse an ihr herrühren müsse; erregt, wie sie ist, fehlt ihr das Verständniß dafür. Sie weiß, daß das, was sie gethan hat, thöricht, wenn nicht unrecht war. Nichts sieht sie daher in seinen Zügen, als den gerechten Unwillen über ihre Handlungsweise. Die Furcht ist es, welche sie im Trotz Zuflucht suchen heißt. Während der letzten Minuten ist in ihrem Antlitz eine seltsame Veränderung vorgegangen. Sie sieht älter und herber aus; ihre Lippen sind hart im Ausdruck, die Linien, welche dieselben umgeben, eckig. Jede Spur von Weichheit ist aus ihren Augen geschwunden. Sie fährt fort, mit der einen Hand kleine Moosstückchen von dem Stamme loszureißen.

Tief athmend beobachtet Arnold sie während einiger Secunden, und der Gleichmuth in ihrer Haltung und ihrem Thun macht ihn nur immer rasender. Er sieht ihre weißen Finger wie spielend an dem Moos pflücken, — aber er sieht nicht, wie dieselben zittern und wie rasch und kurz ihr Athem fliegt.

„Sie kamen hierher, um mit jenem Hund zusammenzutreffen. Können Sie es leugnen?"

„Ich will mir nicht die Mühe nehmen, dies zu thun," sagt sie stolz, „sofern Sie mit diesem Ausdruck Herrn Fadenhecht bezeichnen."

„Kamen Sie mit dem ausdrücklichen Vorsatz, ihn zu sehen?" fragt er wieder, fast auf eine Verneinung oder eine Milderung der Sache hoffend; allein sie gewährt ihm keine solche.

„Ja, dieser ausdrückliche Vorsatz führte mich hierher."

„Und Sie erhielten Briefe von ihm? Auch gestern noch?"

„Ich erhielt gestern einen Brief von ihm," antwortete sie mit leiser, tonloser Stimme.

„Und das wagen Sie so kaltblütig auszusprechen?"

Sie zuckt nur die Achseln. Kaltblütig! Er denkt, sie sei kalt, während sie den heißen Schmerz wie flüssiges Feuer in ihrer Seele fühlt.

Diese beiden Menschen, zwei Schritte von einander, sagen sich harte Dinge und reizen sich gegenseitig, da doch durch

wenige Worte so vieles gut gemacht werden könnte. Diese Worte aber spricht Reata nicht — zu vielerlei streitet in ihrem Innern um die Herrschaft. Schrecken ringt mit unbeugsamem Trotz, falscher krankhafter Stolz mit dem bittern Bewußtsein der Demüthigung . . . auch Liebe nimmt Theil an dem Kampfe, glühende Liebe für den Mann, vor dem sie zittert. Seine rauhen Worte und seine Mißachtung entflammen dieselbe immer gewaltiger, so gewaltig, daß sie sich in ihrer Verwirrung zu verrathen fürchtet.

„Wollen Sie keine Erklärung geben?" ruft Arnold in noch barscherm Tone.

„Sicherlich keine auf so unhöfliche Fragen! Ich habe nichts gethan, dessen ich mich schämen müßte, und bin Ihnen für meine Handlungen nicht verantwortlich."

So sprechend, blickt sie ihn abermals an, so ruhig, als ihr dies möglich ist. Mit Vollendung hat sie den Klang der Gleichgültigkeit in ihre Stimme gelegt; nie zuvor war sie eine gute Schauspielerin gewesen, doch jetzt macht die Situation sie hierzu. Nur dem raschen Wechsel der Farbe auf ihrem Antlitz kann sie nicht gebieten; allein dieser ist in dem Spiel der durch das Laubwerk fallenden Lichter und Schatten nicht deutlich zu erfassen.

Ihr Ton und ihr Blick bringen Arnold plötzlich zur Besinnung; er überschätzt ihre Kälte, und seine Hitze schwindet sogleich.

„Sie haben ganz Recht," versetzt er in verändertem Tone, der bis auf die eisige Geringschätzung, welche sie noch mehr verletzt als die frühere Leidenschaftlichkeit, wieder seiner gewöhnlichen Stimme ähnlich ist. „Es steht Ihnen vollkommen frei, zu thun, was Ihnen beliebt; ich habe nichts damit zu schaffen und keinerlei Interesse daran."

Seine Züge haben eine eiserne Starrheit angenommen; noch immer die Zornesröthe auf dem Antlitz, steht er mit verschränkten Armen aufrecht vor ihr. Ihre kleine Komödie ist ihr vollständig gelungen; sie könnte sich darob beglückwünschen, doch sie thut dies nicht.

Jetzt, da Arnold seine Selbstbeherrschung wiedergefunden hat, fängt Reata an, die ihre neuerdings zu verlieren. Preßte sie ihre Lippen nicht so fest auf einander, so würden ihre Zähne zusammenschlagen. So gewaltsam drückte sie sich an die rauhe Rinde des Baumes, daß sie eine Empfindung hat, als wäre ihre Schulter steif und wund. Sie sieht müde und verstört aus. Seit den letzten zwei Tagen, schon seit dem Balle in D—bad, ist sie bleich geworden; der Mangel an Schlaf und Seelenruhe hat blaue Streifen unter ihre Augen gezeichnet. Nun aber sind die bläulichen Schatten durch die Gemüthsbewegungen der letzten zehn Minuten vertieft, und aus ihren Wangen ist alle Farbe gewichen.

Der Sommermorgen hat sich in voller Pracht entfaltet; Reata aber dünkt es, als ob alle Schönheit für immer entschwunden sei. Glück und Hoffnung ersterben in ihrer Brust — und dies in Folge ihrer eigenen Thorheit, ihrer eigenen Schuld.

„So bleibt mir nur noch übrig, um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie bei Ihrer Morgenwanderung störte," bemerkt Arnold mit trockener, spottender Betonung.

„So ist's," flüstert Reata, unbewußt Herrn Fadenhecht nachahmend.

„Und ich werde Sorge tragen, in Zukunft die Stätten Ihrer Zusammenkünfte zu meiden."

Durch den in seinen Worten liegenden Hohn aufgestachelt, wirft sie stolz den Kopf zurück.

„Wählen Sie Ihren Weg nach Belieben; ich habe nichts gethan, dessen ich mich schämen müßte. Jetzt will ich heimgehen, und ich hoffe, Sie werden mir Raum geben."

„Gewiß; ich beabsichtige nicht, Sie zurückzuhalten," entgegnet er in demselben eisigen Tone, der sie vorher schon so tief verwundete.

Als er zurücktritt, geht sie mit einem leichten Neigen des Kopfes an ihm vorüber und enteilt auf dem heimwärts führenden Pfade.

„Einen Spaziergang gemacht, Liebste?“ fragte der alte Baron, welcher ihr in der Allee begegnete. Der alte Herr pflegte grundsätzlich an jedem Morgen vor dem Frühstück bis zum Garten-Eingang hinunterzuschlendern.

„Ja, im Walde. Komme ich zu spät?“

„Spät, mein liebes Kind? Es ist noch sehr früh, kaum sieben Uhr. Sie können nicht lange fort gewesen sein.“

„Nein, ich kann nicht lange fort gewesen sein,“ wiederholte sie. Aber es ist ihr, als wäre sie eine Ewigkeit fort gewesen, als hätte sie ein halbes Leben durchlebt, seit sie das Haus verließ.

„Haben Sie Arnold nirgends gesehen? Ich muß mit ihm sprechen, der Anordnungen wegen, die getroffen werden müssen für den Fall, daß während unserer Abwesenheit eine neue Brunnenstange gebracht werden sollte.“

„Ja; ich will sagen, Baron Arnold, er begegnete mir . . .“

„O, also haben Sie Arnold gesehen! Wo war er? Wird er bald kommen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie zweifelnd.

„Nun, in jedem Falle muß er doch zum Frühstück zurück sein.“

Arnold kam zum Frühstück nicht zurück. Baron Walther und Reata saßen, mit der Theemaschine zwischen ihnen, allein sich gegenüber. Schon oft hatte Reata am Frühstückstisch durch die große, plumpe Theemaschine sich belästigt gefunden, weil dieselbe so viel Raum einnahm und die Conversation behinderte. Heute aber ist sie diesem Geräth tief dankbar; es ist ein Schirm, hinter welchem sie ihren Gesichtsausdruck vor Baron Walther's Blicken bergen kann.

Bei dem Mittagessen fehlte ein solcher Schutz, und Arnold saß mit Reata am selben Tische. Im Laufe des Vormittags war er heimgekommen; denn trotz der heftigsten Gemüthsbewegungen bedarf man der Nahrung. Arnold hatte kein Frühstück gehabt und sehr viel Waldluft eingeathmet. Daher aß er an diesem mit so vieler Aufregung begonnenen Tage sein

Mittagsmahl mit dem Appetit eines hungerigen Menschen. Vielleicht aß er etwas schneller als sonst; auch unterließ er es, an den Gesprächen der Andern Theil zu nehmen. Während der Pausen des Mahles saß er schweigend, ohne auch nur zu versuchen, seinen Unmuth zu verhehlen, stumm die Zimmerdecke anstarrend; sein Gesichtsausdruck war kaum milder als am Morgen im Walde.

Baron Walther hatte Arnold oft in düsterer Stimmung gesehen und nahm auch heute nicht besondere Notiz davon. Nachdem er sich einige Mal bemüht hatte, ihn zum Sprechen zu bringen, ließ er davon ab und begnügte sich, mit Reata zu conversiren. Reata schien zum Gespräch gelaunt, mehr als gewöhnlich. Der alte Baron hatte sie bis dahin nie so wortreich gefunden, noch auch jemals eine so prächtige Farbe auf ihren Wangen gesehen, und war entzückt. Auch Arnold fand sie wortreicher als sonst, und war wüthend.

Einige Mal lachte sie laut über eine sehr harmlose Bemerkung des alten Herrn, und da sie Arnold's Augen begegnete, lachte sie lauter noch. Sie nahm dann ein zweites Mal von dem Pudding und lehrte ihren Teller bis auf den letzten Bissen, obwohl ihr die Speise wie trockenes Reisig schmeckte und sie daran ersticken zu müssen meinte.

„Welch' erstaunliche Heiterkeit hat doch dieses liebe Mädchen!" sagte, als sie das Zimmer verlassen hatte, Baron Walther zu seinem Sohne.

„Erstaunlich!" wiederholte Arnold. Bald darauf folgte er dem Vater in das Schreibzimmer, um mit ihm über die für die nächsten vierzehn Tage zu treffenden Anordnungen zu sprechen.

Reata brachte den Nachmittag im Garten zu; verdrossen wanderte sie zwischen den Blumenbeeten hin und her. Als sie in das Haus zurückkehrte, stand die Sonne schon tief; sie fand das Wohnzimmer verlassen und in der anstoßenden Stube Gabriele mit einem Teller Erdbeeren beschäftigt.

„Denke nur, wie ärgerlich!" rief diese Reata entgegen, „Arnold reist nun doch nicht mit uns nach Wien. Er hat sich plötzlich

in den Kopf gesetzt, der Einladung des Fürsten D. zu folgen. Er sagt, bei dieser Hitze sei der Besuch der Ausstellung ihm lästig; im September wolle er allein hinreisen. Ist das nicht verdrießlich?"

„Verdrießlich? Ich denke, er kann thun, wie ihm gefällt."

„Gewiß kann er dies," schmollte Gabriele. „Er that bereits, wie ihm gefiel; vor einer halben Stunde reiste er ab."

„Er ist abgereist?" Bis in die Lippen erbleichte Reata; doch die ringsum sich brechenden Lichter des Sonnen-Unterganges verhüllten ihre Bestürzung.

„Ja; aber nicht geraden Wegs zu dem Fürsten; vorher besucht er noch Schwerendorfs. Papa trug ihm eine auf unser Zusammentreffen in Wien bezügliche Botschaft auf und meinte, nun, da Graf Stayn aus dem Wege sei, könne zwischen Hermine und Arnold doch alles wieder in Ordnung kommen. Ach, ich vergaß — Papa schärfte mir ein, dir nichts davon zu sagen . . .; aber ich sehe nicht ein, warum ich dies nicht sollte. Ich habe Niemand sonst, dem ich etwas erzählen könnte."

„Allerdings sollst du mir nichts von dem erzählen, was mir mitzutheilen dein Vater dir verbietet," sagte Reata so scharf, daß Gabriele erstaunt von ihren Erdbeeren aufsah. „Indessen ist es in diesem Falle nicht von Bedeutung; denn deines Bruders Reisen sind in keiner Weise von Interesse für mich." So sprechend, schritt sie mit hoch erhobenem Haupte und unerschrockenen Augen in das Wohnzimmer zurück.

40.

Es gibt eine mexicanische Melodie, wild, phantastisch, unheimlich, mit trauervollen Tönen anhebend, welche dem Sturmwind gleichen, der steigt und fällt, inmitten nackter Felsen schluchzt und seufzt, oder in einzelnen Stößen über das Prairie-Gras fegt, eine melancholische Klage, die immer lebhafter und lauter wird und anschwillt, bis sie in wahnsinniger

Leidenschaft ihren Höhepunkt erreicht. Leid und Verzweiflung sprechen aus den ungestüm sich drängenden Tönen, deren Wildheit fast zum Mißklang wird, die aber tief ergreifend sind in ihrer fremdartigen Anmuth.

Unter dem Namen „La Paloma“ wurde diese Weise nach Europa gebracht. Sie wurde hier bald allgemein beliebt und häufig gehört; zur Zeit jedoch, da unsere Erzählung spielt, war sie noch weniger bekannt.

Nachdem Reata das Zimmer verlassen hatte, wendete sich Gabriele mit dem Gefühle des Gescholtenseins wieder ihren Erdbeeren zu. Bald aber legte sie den Löffel aus der Hand, und in ihrem Armstuhle sich aufrichtend, lauschte sie den seltsamen Tönen, die aus dem Nebenzimmer zu ihr herüberflutheten. Reata spielte nicht selten eigenthümliche Melodien, die alle einen Anflug von Wildheit trugen; allein noch nie hatte sie „La Paloma“ gespielt, die seltsamste und wildeste von allen.

Den Athem anhaltend, lauschte Gabriele verwundert; etwas Heiliges, etwas, das sie zum Schweigen zwang, lag in der zauberischen Macht dieser Musik. Niemals hatte Gabriele irgend Jemand in dieser Weise spielen gehört, und sicherlich Reata nie mit diesem erschütternden Pathos — ihre Finger entlockten dem alten, schwachen Flügel eine Fülle von schwermüthigen Tönen. Was liegt wohl in der Musik, das mehr ist, als das bloße Klingen der Töne, das aufschreit, wie das Echo eines tödtlichen Schmerzes? Als der letzte Accord verhallt war, athmete Gabriele tief auf und lehnte sich zurück. „Was ist das, das du eben spieltest?“ rief sie hinaus.

Keine Antwort. Das Licht der scheidenden Sonne war jetzt erblichen und das Wohnzimmer in Dämmerung gehüllt.

„Was hast du gespielt, Reata? Spiele es noch einmal, es ist so schön!“ rief Gabriele wieder, in unschuldiger Unwissenheit darüber, daß sie eine Wiederholung des schneidendsten Weh's verlangte, welches bis dahin durch diese junge Seele gegangen war.

Wieder keine Antwort, aber sie hört das Rauschen von Reata's Kleid. „Was hast du denn? Weshalb antwortest du

nicht?" ruft Gabriele ungeduldig. „Warum bist du so wunderlich?" Immer noch Schweigen. Das abendliche Dunkel kommt rasch heran.

Eine plötzliche kindische Angst überkommt Gabriele; sie fürchtet sich vor dem Alleinsein, und die Stille, welcher ihre Fragen begegnen, erfüllt sie mit einem unbestimmten Schrecken. Sie erhebt sich und tritt hinaus in's Wohnzimmer. Niemand ist dort; der Platz am Flügel ist leer. Sie wird immer ängstlicher und nun auch verdrießlich. Weshalb ist Reata fortgegangen und hat sie ganz allein gelassen?

„Reata, wo bist du?" ruft sie mit ihrer schwachen Stimme, welche durch die Krankheit dünn und klagend geworden ist. Da erblickt sie etwas Weißes unter den Bäumen am Ende der Allee. War es möglich, daß dies Reata sei? Was konnte sie dort nur thun? Gabriele ist nicht gewohnt, um diese Zeit außer dem Hause zu sein; die Luft dringt unangenehm frostig auf sie ein, und sie schauert, da sie langsam die Stufen hinabsteigt und die Allee entlang geht.

„Wie unfreundlich von ihr!" sagt sie mürrisch, und im nächsten Augenblick sieht sie, daß die weiße Gestalt zwischen den Bäumen wirklich Reata ist — Reata, die den Kopf etwas geneigt, mit den Armen an der Gitterthüre lehnt und gerade vor sich hin zu dem Abendhimmel hinüberblickt, an welchem die letzten Lichtstreifen vergehen.

Ein gewisses Etwas in der Stellung und in der Unbeweglichkeit Reata's flößt Gabriele Scheu ein. Sie vermindert ihre Eile; vielleicht sagt ihr der weibliche Instinct, daß sie hier einen Kummer finde, welchem man nur sanft und sacht nahen dürfe. Langsam kommt sie unter den Kastanienbäumen heran.

„Was ist geschehen, Reata?" Gabriele legt ihre Hand sanft auf die Schulter der Freundin. Reata, von der leisen Berührung erschreckt, wendet sich halb um und blickt das an ihrer Seite stehende Mädchen mit großen Augen an, die dessen, was sie sehen, nicht ganz gewiß zu sein scheinen. Dann bricht sie, das Haupt auf ihre gekreuzten Arme fallen lassend, in leiden-

schaftliches Schluchzen aus. Die freundliche Berührung ihrer Schulter und Gabrielens weiche Stimme hatten den Bann gebrochen; die Thränen, welche sich, während sie die wilde mericanische Melodie spielte, zusammengedrängt und in ihren Augen gezittert hatten, strömten nun in heißen Tropfen auf ihre Finger hernieder.

„O Reata, was hast du nur? Was fehlt dir?“ ruft Gabriele, indem sie ebenfalls zu weinen beginnt, geängstigt von dem Schmerzensausbruch, unter welchem Reata erbebte. „Was ist geschehen?“ fragt sie mit nassen Augen; aber ihre Thränen verhalten sich wie Wasser zu Wein gegenüber dem aus der Tiefe der Brust stöhnend sich heraufringenden Schluchzen, welches, selbst ein Schmerz, Reata doch unsägliche Erleichterung bringt — wie das Abwälzen einer Last, das Niederreißen einer Schranke.

Fast hat es den Anschein, als wäre Reata wahnsinnig geworden; denn zu Gabrielens wachsendem Entsetzen beginnt sie in abgerissenen Sätzen mit sich selbst zu sprechen, daß es wie Fieber-Phantasieen klingt, in spanischer Sprache etwas murmelnd, das Gabriele natürlich nicht versteht.

„Weshalb bist du so traurig?“ fleht Gabriele, sich mühend, die Hand wegzuziehen, welche Reata fest über die Augen drückt, während sie sich mit der andern krampfhaft an das Gitter klammert.

„Achte nicht auf mich,“ antwortet sie, indem sie die Hand von den Augen gleiten läßt und sich zu einem beruhigenden Lächeln zwingt, obschon sie noch zitternd und matt am Gitter lehnt. „Ich weiß nicht, was ich sagte; es kam nur von dieser Melodie: sie erweckte so lebhaft die Erinnerung an Merico in mir.“

„Ist es aber auch gewiß, daß du dich nicht unglücklich fühlst oder krank bist, Reata? Du siehst angegriffen aus,“ beharrt Gabriele, eine der kalten Hände Reata's fassend, um sie sanft zwischen ihren Fingern zu reiben.

„Nein, nein, ich bin nicht krank — es ist nichts,“ und Reata blickt mit einem tiefen, bebenden Seufzer zur Seite, um

die letzte Spur des Paroxysmus abzuschütteln, von welchem sie sich überraschen ließ.

„So war es also nichts als die Musik?“ wiederholt Gabriele in sanftem Flüstertone.

Noch immer abgewendet antwortet Reata: „Ja, nichts als die Musik.“

41.

„Wie ist es nur möglich, daß über »gebrochene Herzen« und »lebenslanges Elend« so viel gesprochen und geschrieben wird? Es ist doch im Ganzen recht leicht, eine Täuschung zu verschmerzen!“

Reata kniete neben ihrem offenen Koffer, ihre Kleider und ihren sonstigen kleinen Besitz zusammenlegend, denn die Abreise nach Wien war für den nächsten Tag festgesetzt. Auf dem Boden um sie her lagen verschiedenartige Gegenstände zerstreut. Ihr Tagebuch hielt sie offen in der Hand. Sie las nicht in demselben, dazu fehlte es ihr an Sammlung. Sie hatte es aufgenommen, um es mit einigen andern Büchern, den einzigen, die sie besaß, ihrem Gepäck beizufügen. Der Lederband hatte sich dabei zufällig geöffnet.

Wie doch diese vor kaum sechs Wochen von ihrer eigenen Hand geschriebenen Zeilen sich hervorzuheben und mit ihrer erbärmlichen Unwahrheit sie zu verspotten schienen! Leicht, eine Täuschung in der Liebe zu verschmerzen! War sie es wirklich, die dies geschrieben? Sie stützte den Kopf auf die Hand und lächelte fast über sich selbst bei ihren Worten. Dann mit einer raschen Bewegung, mit dem Drang, von der Phrase loszukommen, die ihr von dem Papier entgegenstarrte, trennte sie das Blatt aus dem Buche los und zerriß dasselbe in kleine Stücke.

Wie alt fühlte sie sich — als hätte sie die Sorgen und Kümmernisse eines ganzen Lebens getragen! Wenn sie jener Zeit im April gedenkt, da sie stundenlang umherzuwandeln, Seite

nach Seite ihres Tagebuches zu füllen und ihren unreifen Klostergedanken nachzuhängen pflegte — und all' dies, weil sie ihr Herz gebrochen glaubte, — dünkt es ihr wie Spott, wie bitterer, höhnender Spott, ihre Trauer von heute mit jener von damals zu vergleichen. Das frühere Leid war das eines Kindes, das jetzige ist das eines Weibes. Jetzt liegt der Wunsch nach der Ruhe des Klosters ihr fern; sie fühlt sich derselben nicht würdig.

„Sterben werde ich wohl nicht," sagt sie sich, da sie, den Kopf geneigt und die Stirne in die Hand gelegt, auf dem Boden sitzt. „Selten tödtet der Gram; nur . . . nur . . ." sie konnte ihren Gedanken nicht ausdenken: nur wird fürder ihr Leben ein anderes sein; die Quelle der Freudigkeit ist versiecht. Ein einziger trauriger Trost ist ihr geblieben, und sie wird nicht müde, sich diesen mit eigensinniger Bitterkeit zu wiederholen: „Die Tiefe der Empfindung fehlt mir nicht; kann ich doch lieben, wie die andern Frauen!"

Nicht stolz macht sie dieses Gefühl; sie verwundert sich nur, wie sie jemals daran zweifeln konnte, daß sie ein Herz besitze, eben so warm und treu wie dasjenige Herminens, eben so leicht verwundet und verletzt.

„Es ist gut, daß ich ihn nicht wiedersehen soll," spricht sie mit Festigkeit, aber dennoch mit bebenden Lippen. „Wenn er zurückkehrt, werde ich gegangen sein. Hätte ich Mexico doch nie verlassen! Mir ist wie dem Palmbaum, der in fremdem Boden nicht gedeiht; dieses Land ist zu kalt für mich."

Steinbühl war wieder vereinsamt, und diesmal für unbestimmte Zeit; unmöglich konnte man voraussehen, wie lange der Aufenthalt in Wien sich ausdehnen möchte.

Wenige Tage, nachdem die Abreise nach Wien stattgefunden, brachte ein geschlossener Wagen einen Besuch vor das Haus. Eine dicht verschleierte Dame fragte durch das herabgelassene Kutschenfenster, ob die Familie anwesend sei, und war sichtlich erregt und bekümmert, als ein Dienstmädchen sie von der kürzlich unternommenen Reise in Kenntniß setzte.

„Alle sind fort? Ist das auch gewiß? Ist Niemand zurückgeblieben?"

„Niemand," lautete die Antwort. „Eine Adresse jedoch ist zurückgelassen worden, um etwa einlaufende Briefe nachsenden zu können — vielleicht würde Ihnen diese von Nutzen sein?"

Es müsse wohl so gehen, meinte die Dame, ohne die Adresse zu notiren. Fleischmarkt? Ja, sie würde sich dessen erinnern. Und dann wandte sich der Wagen und fuhr wieder der Straße zu.

Inzwischen hatten Bodenbachs in Wien sich eingerichtet und an die Mühen und Freuden des Neuen und der täglichen Besuche in der Ausstellung sich ziemlich gewöhnt. Mehrere Wochen sollte Gabriele nach dem Ausspruch des Arztes bleiben; so mußte man sich mit dem Gedanken befreunden, einen Sommermonat in der Hauptstadt zuzubringen, und diese Zeit benutzen, die Ausstellung zu studiren.

Täglich traf man mit dem jungen Bodenbach'schen Ehepaar zusammen, welches seine außerhalb der Stadt liegende Villa bewohnte. Alles wurde gemeinschaftlich unternommen. Fast dieselbe Gesellschaft wie in D—bad hatte sich zusammengefunden; denn auch Schwerendorfs waren früher, als sie dies in Aussicht genommen hatten, in der Residenz eingetroffen. Arnold allein fehlte, und keine Botschaft, kein Wort deutete an, daß er seinen Entschluß geändert habe. Ein kurzes Billet nur brachte die Mittheilung, daß er sich in Gesellschaft des Fürsten mit Fischfang beschäftige und für den Augenblick nicht heimzukehren gesonnen sei.

In Reata's Gegenwart wurde beim Frühstück das Billet laut vorgelesen, — und die letzte, zögernde Hoffnung, an welche sie sich, ohne es zu wissen, noch geklammert hatte, erlosch in ihrem Herzen. Sie ging gleichgültig an allem vorüber, ohne Interesse für das, was sie sah. Alle ihre Fähigkeiten waren durch einen einzigen Gedanken in Anspruch genommen, durch ein einziges Gefühl, das alle andern ausschloß.

Zwei Momente im Tage gab es, die sie aus ihrer Apathie aufrüttelten: die Poststunden. Sie versäumte nie den Augen-

blick, da die Briefe in Baron Walther's Hand gelegt wurden, und näherte sich dann erwartungsvoll dem alten Herrn.

„Sie erwarten Nachrichten von Ihren Freunden, Fräulein Lackenegg?" fragte Halka, Reata's enttäuschte Miene wahrnehmend, bei einer dieser Gelegenheiten.

„Ja," erwiderte schwer aufseufzend das junge Mädchen.

„Ihre mericanischen Freunde scheinen schlechte Correspondenten zu sein."

„Nicht von Merico erwarte ich Briefe," sagte Reata, zum Gehen sich wendend. Halka fragte nicht wieder.

Otto und Halka beabsichtigten, den ganzen Sommer über in ihrer Villa zu verweilen. Sie gedachten ein passendes Haus zu kaufen und Wien zu ihrem ständigen Aufenthalt zu wählen. In der Residenz zu leben, war immer Otto's höchster Wunsch gewesen. Ländlichen Reiz gab es für ihn nicht; er fühlte sich nur befriedigt inmitten der Gesellschaft der Großstadt. Nun sieht er sich im Genusse des so lange ersehnten Ueberflusses; doch ist dieser für ihn nicht ohne bittern Beigeschmack. Er hat ihn sehr theuer erkauft. Jetzt schon ist er reich genug, sechs Pferde im Stalle zu haben, wenn es ihm Vergnügen machte. In weniger denn drei Jahren, wenn sein dreißigster Geburtstag erreicht und der in Folge seiner Heirath ihm nun zweifellos zukommende Antheil von Onkel Maximilian's Vermögen sein Eigenthum geworden ist, wird er noch weit reicher sein als heute. Dann kann er sich ein Dutzend Pferde halten, und es wird für ihn auch die letzte Beschränkung in den fashionabeln Genüssen des großstädtischen Lebens schwinden.

Eines Nachmittags besuchten Bodenbachs und deren Freunde die Gruft der Augustinerkirche, in welcher die Herzen der österreichischen Herrscher in silbernen Gefäßen aufbewahrt werden.

„Welch' erhabene Vorstellung," flüsterte Frau von Schwerendorf mit scheuer Ehrfurcht, „daß jedes dieser silbernen Gefäße das Herz eines Kaisers birgt!"

Sie standen in dem Gewölbe beisammen: Baron Walther, Otto und Halka, Reata und Frau von Schwerendorf. Hermine

war bei Gabriele im Hotel zurückgeblieben. Ein Mönch in schwarzem Gewande mit weißen Schnüren stand, keine Fackel, sondern zum Nachtheil der Romantik ein brennendes Talglicht in der Hand haltend, gesenkten Hauptes und regungslos zur Seite, bereit, an ihn gerichtete Fragen zu beantworten.

„Mir ist die Vorstellung entsetzlich, daß man die Herzen von den Körpern trennte," entgegnete Reata.

Halka stand, ihr Kleid zum Schutze vor hier möglicher Feuchtigkeit sorglich aufnehmend, dicht am Eingange und musterte aus sicherer Entfernung die Reihe der Urnen. Im Allgemeinen fand sie die Formen einiger der silbernen Gefäße recht hübsch; doch machte es ihr wenig Unterschied, ob dieselben kaiserliche oder plebejische Herzen enthielten.

„Es widerspricht meiner Idee von der Ruhe des Grabes," fuhr Reata schaudernd fort. „Wie können sie ruhig schlafen, wenn ihre Herzen fern von ihnen liegen?"

„Einem todten Herzen kann es nicht viel bedeuten, welcher Platz ihm angewiesen wird," sagte Jemand neben ihr in düsterm Tone. Als sie den Kopf wandte, sah sie, daß es Otto war, der dicht neben ihr an der Mauer lehnte. Er sprach so leise, daß sie allein ihn hörte. „Für Lebende nur ist es unerträglich, von dem eigenen Herzen geschieden zu sein."

Zum ersten Male geschah es, daß Otto so offen und ohne bestimmte Veranlassung zu ihr sprach. Dieser Umstand allein würde Reata jedoch nicht erschreckt haben; aber in seinen Worten lag eine Andeutung so ungezähmten Empfindens, daß eine unklare Besorgniß in ihr erwachte.

„Eine sehr unbehagliche Anordnung, sollte ich meinen," sagte sie kalt und mit lauter Stimme, indem sie sowohl seine Worte als seine Gedanken beantwortete. „In welchem Sinne Sie es auch betrachten mögen, immer ist es mehr possirlich als Schauer erregend."

Otto legte die Hand auf ihren Arm. „Wollen Sie mich zum Wahnsinn treiben?" flüsterte er mit heiserer Stimme. „Wes-

halb höhnen Sie mich? Ist es nicht genug, daß ich täglich durch Ihren Anblick gefoltert werde?"

Mit plötzlicher Bestürzung blickte sie ihn an. Wirklich, wie er jetzt im Dämmerlichte vor ihr stand, lag Zerrüttung in seinen Zügen; seine Augen rollten, und hörbar zitterte seine Stimme. Durch lange Zeit hatte er seine Leidenschaft zurückgedämmt; nun aber begann sie ihre Fesseln zu sprengen.

Reata stützte sich mit der Hand an die Mauer und blickte mit einem Gefühl tiefer Entmuthigung zu seinem entstellten Antlitz auf. Sollte sie auch das noch tragen müssen? Sollten noch Selbstvorwürfe ihre Leidenslast vermehren?

„Ich sehe nicht ein, warum mein Anblick für Sie schmerzlicher sein sollte, als der Ihre für mich," sagte Reata mit frostiger Zurückhaltung, in dem Glauben, daß die Grausamkeit der Wahrheit für ihn am wohlthätigsten sei.

„Sprechen Sie immerhin unbekümmert, wenn es Ihnen so gefällt," versetzte er in dem gleichen hastigen Tone wie vorher. „Dennoch fühlen Sie sich unglücklich; ich sehe es, Jedermann kann es sehen. Weshalb sind Sie so bleich, Reata? Weshalb haben Sie allen Frohsinn eingebüßt, alles Lächeln verlernt? Dafür muß es einen Grund geben." Forschend und brennend hefteten sich seine Augen auf sie.

Reata aber erwiderte seinen Blick von der Höhe stolzen Erstaunens. Sah sie in der That leidend aus? Ja, vor nur vierzehn Tagen noch war sie auf dem Balle glücklich und heiter gewesen. Jetzt aber hatte sie vergessen, wie dies that. Und dieser unglückliche Mann konnte denken, sie härme sich um seinetwillen? Er mußte enttäuscht werden, selbst auf die Gefahr hin, die Wahrheit preiszugeben.

„Beruhigen Sie sich darüber," sagte sie deutlich und gelassen, indeß ihre blassen Wangen sich dunkel färbten. „Wenn ich auch bleich bin und weniger lache als sonst, stehen doch Sie in keiner Weise mit dieser Veränderung in Verbindung. Sie sind ohne Einfluß auf mich. Sie sind mir nichts — nichts mehr als jeder mir fernstehende Fremde." So sprechend, sah

sie voll in sein Antlitz, während das ihrige sich wieder mit Blässe bedeckte.

Ihre Worte waren von überzeugender Wirkung auf Otto's Herz; doch schienen dieselben ihn zugleich der Verzweiflung zu überantworten.

„Meinen Sie etwa, ich könnte jemals gleichgültig Ihnen gegenüberstehen?" brach er in unbezwinglicher Erregung los. „Wissen Sie nicht, daß jeder Ton Ihrer Stimme in mir nachzittert, jeder Blick Ihrer Augen mich durchbohrt? Erinnern Sie sich jener Blume, die Sie mir in Mexio gaben? Sie nannten dieselbe das lachende Maßlieb; jetzt scheint sie zu lachen und mich zu verspotten, so oft ich sie erblicke. Sehen Sie, hier ist sie!" fuhr er, seinen Rock aufreißend, mit zunehmendem Ungestüm fort. „Sie gaben mir die Blume, um mich wahnsinnig zu machen; Sie wissen es!"

„Ich weiß nichts, als daß Sie eine Gattin besitzen, Baron Bodenbach," entgegnete sie, von seiner Heftigkeit erschreckt, „und daß Sie nicht das Recht haben, in dieser Weise mit mir zu sprechen."

„Die Luft ist hier so feucht, wir sollten lieber gehen," rief in Tönen heiterer Ruhe Halka's Stimme vom Eingang her.

„Ist es wahrscheinlich, daß es mir jemals gelingen wird, dies zu vergessen?" murmelte Otto, indem seine Augen fast wie in Haß aufblitzten.

Dann fand sich zu Reata's unendlicher Beruhigung die Gesellschaft wieder zusammen.

„Kommen Sie doch morgen Alle zu uns zu Tisch," sagte, als man sich am Abend trennte, Halka mit ihrem huldvollsten Lächeln. „Die Fahrt bringt Gabriele eine kleine Abwechselung, und wenn sie mitkommt, braucht Niemand zur Pflege zurückzubleiben."

Der folgende Tag stieg hell und warm empor, eine Erkältung war für die Kranke nicht zu fürchten. Die Gesellschaft begab sich daher vollzählig auf den Weg nach der Villa des

jungen Bodenbach'schen Paares. Reata würde vorgezogen haben, zu Hause zu bleiben. Aber in letzter Zeit war sie öfters gezwungen gewesen, von Otto oder dessen Gattin Freundlichkeiten entgegenzunehmen, und es ging nicht gut an, eine solche plötzlich abzulehnen.

Halka empfing ihre Gäste allein. „Otto ist nur nach dem Stalle gegangen," sagte sie, einen bequemen Armstuhl für Gabriele zurechtrückend; „er kommt gleich zurück."

„Soll ich ihn holen?" fragte Baron Walther, sich der Thüre nähernd.

„Nein, ich denke, es ist besser, Sie bemühen sich nicht," erwiderte Halka mit milder Bestimmtheit.

Thatsächlich wußte Halka, daß Otto's Laune heute nicht geeignet sei, ihn vortheilhaft erscheinen zu lassen. Am Abend vorher, nach dem Besuche der Gruft, hatte nicht gerade eine Scene, aber doch ein kleiner Wortkampf zwischen den Beiden stattgefunden, welcher Otto's Gemüthsstörung hinlänglich darthat.

„Was in aller Welt konnte dich zu dieser Einladung veranlassen?" hatte er zornig gefragt. „Wir haben sie Alle in jüngster Zeit mehr als genug gesehen, — jetzt wünsche ich Ruhe und Stille."

„Aber, Otto, es war ja doch immer unsere Absicht, sie im Laufe dieser Woche hierher zu bitten," hatte Halka sanft geantwortet; „und jeder Tag ist doch gleich passend dafür."

Otto's Erklärung, die Andern in jüngster Zeit mehr als genug gesehen zu haben, war jedenfalls mehr verdächtig als befriedigend.

Kaum zehn Minuten bevor die Gäste an der Villa vorfuhren, hatte Otto, nachdem er während einer Viertelstunde in düsterm Schweigen seiner Gattin gegenübergesessen, plötzlich Hut und Handschuhe aufgenommen und sich angeschickt, das Zimmer zu verlassen.

„Wohin gehst du, Otto? Sie müssen gleich ankommen."

„In den Stall," lautete die kurze Antwort.

„Du wirst wohl zum Mittagessen rechtzeitig zurück sein?"

„Ich denke wohl," sagte er mürrisch und warf hinter sich die Thüre in's Schloß.

Gabriele hatte alle Photographie-Sammlungen angesehen und alle im Gemache befindlichen eleganten Kleinigkeiten bewundert, wie sie dies bei jedem Besuche der Villa zu thun pflegte, und nun fehlten nur noch wenige Minuten zur Speisestunde. Otto aber war aus dem Stalle noch nicht zurückgekehrt. Halka conversirte anmuthig mit Frau von Schwerendorf. Hermine blätterte in einer illustrirten Ausgabe deutscher Dichter und las, hin und wieder vor sich hin seufzend, einige ihrer Lieblingsverse. Baron Walther war, die Brille auf der Nase, eifrig bemüht, ein Stereoskop, welches Ansichten von Wien und aus der Umgebung der Stadt enthielt, richtig zu handhaben.

Reata in ihrem Stuhle zurückgelehnt, die Hände im Schooße gefaltet, sah mit einem gedankenvollen, in die Ferne gerichteten Blick durch das Fenster des Empfangszimmers hinaus auf den Rasenplatz.

„Die Diener scheinen sich in Betreff der Essensstunde Freiheiten herauszunehmen," bemerkte Halka, ihr Gespräch mit Frau von Schwerendorf unterbrechend; und zu der nächsten Glocke tretend, klingelte sie und fragte nach der Ursache der Verzögerung.

„Ich dachte, es solle auf den Herrn Baron gewartet werden," antwortete der Diener.

Es war nicht Piotr, sondern ein bei weitem vortheilhafter sich präsentirendes Individuum aus der dienenden Klasse, fähig, sowohl auf beiden Beinen zugleich zu stehen als auch ohne Vorrede jede Frage zu beantworten. Piotr zählte jedoch ebenfalls zu der Dienerschaft des Hauses, kurz vorher war seine militairische Dienstzeit abgelaufen, und mit Thränen in den Augen hatte er seinen Herrn gebeten, ihn nicht zu entlassen. So wurde er denn als überflüssiges Anhängsel beibehalten, weder zum Nutzen noch zur Zierde dienend, mit dem einzigen Vorzug rührender Treue.

„Der Herr Baron ist ja nur in den Stall gegangen," sagte Halka. „Melden Sie ihm, daß das Diner bereit sei."

„Der Herr Baron ist nicht im Stalle, Frau Baronin.“

„Dann muß er in seinem Schreibzimmer sein,“ versetzte Halka mit einem Anflug von Ungeduld.

„Ich bitte um Entschuldigung, Frau Baronin; der Herr Baron ist vor einer halben Stunde fortgeritten.“

„Fortgeritten!“ wiederholte Halka, und für einen Augenblick verrieth sich ihre Ueberraschung, während Baron Walther das Stereoskop niederlegte, um alle Anwesenden der Reihe nach fragend anzusehen, und Frau von Schwerendorf halblaut „Quelle Idée“ murmelte.

„Auf dem Rothschimmel,“ ergänzte der Diener ungefragt, mit der nicht unangenehmen Empfindung, merklichen Eindruck hervorgebracht zu haben, eine Empfindung, welche zuweilen auch gut geschulte Diener nicht zu unterdrücken vermögen.

„Selbstverständlich auf dem Rothschimmel,“ erwiderte Halka, sich in die Lippen beißend, und mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Gereiztheit. „Darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, da wir nur dieses eine Pferd im Stalle haben.“ Allein schnell gewann sie ihre äußere Ruhe wieder. „Das Diner soll sofort servirt werden,“ sagte sie, den Diener mit einer Handbewegung verabschiedend. Als dieser das Gemach verlassen hatte, wendete sie sich gegen ihre Gäste und erklärte das Vorgefallene mit einigen freundlichen Worten.

„Schon seit dem Morgen litt Otto an seinem bösen Kopfschmerz. Ich fürchte, diese vielen Schaugänge taugen ihm nicht. Er sprach davon, sein Unwohlsein durch einen Galopp abschütteln zu wollen; ich hoffte jedoch, dasselbe würde vorübergehen. . . . So müssen Sie sich damit begnügen, daß ich allein die Honneurs des Hauses mache,“ schloß sie mit reizender Unbefangenheit, ihre Worte insbesondere an ihren Schwiegervater richtend.

Das Mahl war nahezu beendet, das Dessert eben herumgereicht, als die Thüre sich aufthat und Otto in strammer Haltung rasch, aber mit unsichern Schritten hereintrat. Stumm und ohne Jemand anzublicken, ging er an seinen Platz und ließ sich nieder. Und dann sahen die sechs am Tische sitzenden

Menschen, daß sein Antlitz todtenbleich war und seine Augen, weit geöffnet, ausdruckslos vor sich hinstarrten.

Ein Augenblick lähmenden Entsetzens folgte. Wäre es nicht heller Tag gewesen, dann hätte diese plötzliche Erscheinung fast den Eindruck einer gespenstischen gemacht. Otto's Miene war verstört, sein Geist schien verwirrt zu sein. Unwillkürlich erhob sich alles von den Plätzen, das heißt alles mit Ausnahme Gabrielens, welche, das Gesicht im Taschentuche verborgen, krampfhaft zu schluchzen begann. Der alte Baron zitterte am ganzen Körper und blickte rathlos umher.

Frau von Schwerendorf hatte eine gefüllte Wasserflasche ergriffen, und voll Entsetzen „Pour l'amour de Dieu" murmelnd, that sie einen Schritt gegen Otto hin, in der Absicht, den Inhalt derselben über sein Haupt auszugießen. Sie wurde jedoch durch Halka daran gehindert, welche an der Seite ihres Gatten stand, erbleicht, doch in voller Sammlung, wiewohl sie zwei Mal zu ihm gesprochen hatte, ohne Antwort zu erhalten.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie Alle bitte, in das Nebenzimmer zu treten," sagte sie gelassen. „Ich glaube, er muß gestürzt sein; so zahlreiche Umgebung könnte ihn verwirren."

„Geben Sie ihm Leberthran, Liebste, sobald er im Stande ist, zu sprechen; es ist das einzige Heilmittel, zu welchem ich Vertrauen habe," flüsterte Frau von Schwerendorf Halka zu.

Ein Glas Wein und Halka's beruhigende Maßnahmen brachten Otto binnen wenigen Minuten zu vollem Bewußtsein. Ueberhaupt war er nicht völlig besinnungslos gewesen, nur betäubt von einer heftigen Erschütterung. Er hatte einen schweren Fall gethan, konnte sich aber nicht erinnern, wo es geschah, noch auch, was aus dem Pferde geworden. Er meinte, den Heimweg zu Fuß zurückgelegt zu haben; doch fühlte er sich noch nicht klar genug, um dessen gewiß zu sein.

Der Stand der Sache, deren Einzelheiten niemals genau bekannt, von Halka aber mit ziemlicher Sicherheit errathen wurden, war einfach der, daß Otto in einem Zustande wilder Verzweiflung über Reata's geringschätzende Kälte vom Abend

vorher und unfähig, den Gedanken einer neuen Begegnung mit ihr zu ertragen, sich auf's Pferd geworfen hatte und fortgestürmt war, in der Absicht, dem Hause fern zu bleiben, bis die Gäste es verlassen haben würden. In tollem Jagen raste er ziellos dahin, die willige „Maraquita" anspornend, daß blutige Streifen sich durch den Schaum an ihren Flanken zogen, und jedes ihm entgegenstehende Hinderniß in wahnwitzigem Fluge nehmend — wie im Bestreben, den Sturm in seinem Innern durch physischen Kraftaufwand zu übertäuben, und mit einem in seinem Herzen glimmenden sündhaften Hoffen.

„Vielleicht breche ich den Hals; das vereinfacht die Sache. Dann mag es ihr leid thun!" sagte er sich ingrimmig, in verbrecherischer Auflehnung gegen seine Pflicht als Gatte.

Gleichwohl brach er nicht den Hals. Nicht immer kommt der Tod, wenn er gerufen wird; doch die schöne „Maraquita" war geopfert.

Ein Eisengitter, auf einer Seite von einem mächtigen Graben begleitet, war das letzte Hinderniß, gegen welches Otto anritt. Kein Mann mit gesundem Verstande konnte dieses Hinderniß nehmen wollen, es sei denn, daß er für sein Leben reite; kein Pferd, das nicht toll war, konnte es angehen. „Maraquita", welche bis dahin vor nichts zurückgeschreckt war, versagte und brach seitwärts aus. Otto, zu Pferde nie vollkommen kaltblütig und heute wie ein Sinnloser reitend, warf die Stute ungestüm wieder herum, und durch ihren Widerstand und ihr ängstliches Schnauben zu blinder, erbarmungsloser Wuth getrieben, spornte und peitschte er das arme Thier, bis dieses den Sprung endlich wagte.

Mit rothen, weit geöffneten Nüstern, rollenden Augen und gestrecktem Halse, jeden Nerv und jede Muskel auf's äußerste gespannt, setzte „Maraquita" zum letzten Male an. Nicht zögerte, nicht versagte sie mehr; denn jetzt wogte ihr Blut gleich dem ihres Reiters. Sie flog empor, streckte sich — und sprang zu kurz. Es war eine Aufgabe, an der die Kraft auch des besten Pferdes sich brechen mußte, und „Maraquita" hatte sich an

diesem Tage schon ausgegeben. Einige in der Nähe beschäftigte Arbeiter vernahmen heftiges Stampfen und Krachen; der Reiter wurde vorwärts geschleudert und kam mit der Erschütterung davon, welche ihn für den Augenblick betäubte; das Pferd aber blieb über dem Graben hängen, mit den Hinterhufen in dem Gitterwerk verwickelt.

Während der Zeit, als Otto, mechanisch seinen Weg verfolgend, das Pferd vergessend, fast besinnungslos heimwärts ging, hatten mehrere Menschen um „Maraquita" sich versammelt. Bei solchen Vorkommnissen finden sich immer Helfer ein, doch häufig auch solche, die nicht zu rathen wissen. Eine volle Stunde lang blieb das arme Thier in seiner folternden Stellung; jeder Versuch, es zu befreien, wurde durch sein wüthendes Umherwerfen, welches alle Nahenden zurückscheuchte, zu nichte gemacht, bis endlich ein Arbeiter auf den glücklichen Gedanken kam, den Draht durchzufeilen.

„Maraquita" wurde nach Hause gebracht als ein elendes Wrack, sich selbst nicht mehr gleichend — blutend, verstümmelt, zu Grunde gerichtet. Ihre Füße waren nicht gebrochen, aber auf Rücken und Schultern fanden sich schwere Verletzungen.

„Ein Jahr noch kann sie leben, aber niemals mehr einen Sattel tragen," lautete der Ausspruch des herbeigerufenen Thierarztes. „Ich kann das Pferd obenhin heilen, Herr Baron, wenn Sie dies wünschen; wenn nicht, muß es erschossen werden."

„Erschießen Sie es denn!" sagte Otto, sein Antlitz von dem Manne abwendend. Er hatte so manches Pferd erschießen gesehen, ohne sich davon besonders ergriffen zu fühlen; daß „Maraquita" aber diesem Schicksal verfiel, berührte ihn tiefer, als ihm zu verrathen lieb gewesen wäre; allein immer noch war dies erträglicher, als sie in diesem Zustand fortleben zu sehen.

An demselben Abend vor Sonnenuntergang, als alle Fenster der Villa offen standen, um der Abendkühle den Einzug und der Tageshitze den Auszug zu erleichtern, wurde „Maraquita" zum Tod geführt, in ziemlicher Entfernung vom Hause, um dessen junge Herrin nicht durch den Schuß zu erschrecken.

Halka legte schaudernd die Hände über die Ohren, als sie dennoch den Pistolenschuß vernahm, und athmete dann tief und erleichtert auf. „Besser so!“ dachte sie. „Nun ist das letzte Band zerrissen!“ Immer hatte sie gewünscht, daß Otto sich von dem Pferde trenne, und wenngleich die Möglichkeit eines so fürchterlichen Endes der jungen Frau nie in den Sinn gekommen war, fühlte sie doch eine geheime Befriedigung, ihr Verlangen erfüllt zu sehen.

Unbetrauert aber blieb „Maraquita“ nicht. Reata weinte sich die Augen roth in dieser Nacht. Es war ihr, als hätte sie den letzten Freund verloren.

42.

Am dritten Abende nach seinem Unfall lag Otto ausgestreckt auf einer Ottomane in seiner Villa. Er rauchte eine Cigarre, die erste, welche der Arzt ihm wieder gestattet hatte. Er hatte die Schwelle noch nicht überschreiten dürfen, und fast ein Wunder schien es, daß er trotz seiner geistigen Aufregung und schweren physischen Erschütterung vor einem Nervenfieber bewahrt blieb. Diese Gefahr war an ihm vorübergegangen, allein er war merklich angegriffen, und wohl noch für einige Zeit. Nichtsdestoweniger freute er sich seiner Cigarre und lauschte mit einer Art träumerischen Interesses, während Halka ihm mit ihrer gut geschulten Stimme die politischen Tagesneuigkeiten vorlas.

„Morgen muß meine Haft in jedem Falle ein Ende nehmen,“ bemerkte Otto, als im Lesen eine Pause eintrat. „Ich bin es müde, den Invaliden zu spielen. Was meinst du, Halka, zu einem Besuche der Oper?“

Halka legte das Zeitungsblatt nieder und sah ihren Gatten ruhig an. Ihr Antlitz sagte nichts; innerlich aber war sie mit sich selbst nicht ganz darüber einig, ob dieses plötzliche Abstreifen der Rolle des Kranken befriedigend oder beunruhigend sei. Denn verrieth es auch einestheils, daß ihre alleinige Gesellschaft ihm

nicht genügte, so schien es doch anderseits zu beweisen, daß sein Unfall kein so schwerer war, als sie dies geglaubt hatte. Konnte sein Wunsch, in die Geselligkeit der Welt zurückzukehren, nicht der Anfang eines neuen, gesundern Gemüthszustandes sein?

„Nun, morgen vielleicht noch nicht, Otto. Laß uns zunächst eine ruhige Spazierfahrt versuchen. Nach einem Unwohlsein ist nichts so angreifend als das grelle Licht des Theaters und das Gedränge im Fortgehen."

„Thorheit! Ich will nicht wie ein von den Masern genesendes Kind behandelt werden. Man wird mich wohl nicht im Gedränge zu Boden werfen."

„Zudem," fuhr Halka, ihre Taktik geschickt verändernd und wieder in das Zeitungsblatt blickend, fort, „wird morgen keine Oper gegeben, nur das ermüdende Ballet »Fantasca«, welches du schon zwei Mal sah'st. Möchtest du es ein drittes Mal sehen?"

„Nein, gewiß nicht!" gab er etwas verstimmt zurück. „Dann laß uns morgen die »ruhige Spazierfahrt« machen, wie du es nennst, und gehen wir am Mittwoch in's Theater. Du könntest Langenfeld ein Billet schreiben, um ihn in unsere Loge einzuladen; ich denke, er ist noch hier, er wollte ja diese Woche bleiben. Ich wünschte, er käme mit; seit drei Tagen schon habe ich keine Seele gesehen."

„Er war gestern hier," erwiderte Halka, die Anspielung auf die Einsamkeit übergehend, um nicht gezwungen zu sein, dieselbe als Beleidigung aufzufassen: „Ich dachte jedoch, du wärest nicht geneigt, Besuche zu empfangen."

In Wirklichkeit hatte sie gemeint, Otto sei zu schwach, um Gesellschaft zu ertragen Doch zog sie es vor, ihn glauben zu machen, daß nur seine Neigung und nicht sein Befinden berücksichtigt worden sei.

„Abwechselung ist mir immer willkommen," sagte Otto verdrießlich.

„Wohlan, da wir schon Pläne schmieden, möchte ich von dir hören, an welchem Tage dieser Woche du den ägyptischen Pa-

villon zu besichtigen wünschest. Mein Onkel sagte mir, er könne uns für Donnerstag oder Samstag Eintrittskarten besorgen. Wäre dir der Samstag genehm?"

Otto, zu Widerspruch geneigt, antwortete rasch: „Nein, ich ziehe den Donnerstag entschieden vor. Am Samstag wird Langenfeld, der uns gewiß gern begleitet, vermuthlich schon abgereist sein."

„Langenfeld hat wohl kaum viel Interesse an der Sache," entgegnete Halka, welcher sehr wohl bekannt war, daß, wenn der Lieutenant mitkäme, dies nur geschehe, um in Reata's Nähe zu sein. „Du weißt es ja, nach seiner Meinung ist die Ausstellung überhaupt verunglückt."

„Nun ja — indessen bietet ein ägyptischer Palast nicht viel Sinnverwirrendes. Ottomanen und orientalische Springbrunnen stehen Langenfeld's Begriffsvermögen näher als die Construction projectirter Kanonen. Ueberdies ergreift er begierig jede Gelegenheit, angenehme Gesellschaft zu finden."

„So sei es denn," sagte Halka, indem sie sich mit einem freundlich zustimmenden Lächeln erhob. „Ich will jetzt gehen, um die beiden Billets an meinen Onkel und an Lieutenant Langenfeld zu schreiben." Nachdem sie den Lichtschirm tiefer über die Lampe herabgezogen hatte, um die Beleuchtung des Zimmers zu dämpfen, begab sie sich in das Nebenzimmer zur Besorgung ihrer Correspondenz.

Kaum fünf Minuten nachdem Otto das Cigarren-Ende weggelegt hatte, wurde die vom Corridor hereinführende Thüre hastig geöffnet, um Piotr einzulassen, welcher mit zerwühltem Haar und größerer als seiner gewöhnlichen Unsicherheit des Auftretens in's Gemach stürzte. Die Rücklehne eines Stuhles erfassend, schnappte Piotr mehrmals nach Luft, schloß die Augen, rang die Hände, schlug sich an die Stirne und sagte endlich mit zitternder Stimme: „Ich bin ein elender Sünder!"

„Du bist ein gewaltiger Narr, das weiß ich längst!" antwortete sein Herr unwirsch. Otto war über diese Unterbrechung

mehr ärgerlich als erschreckt; denn unzählige ähnliche Scenen hatte er mit Piotr schon erlebt.

„Ich habe einen Geist gesehen," flüsterte Piotr, bei dem Klang seiner eigenen Worte erbleichend.

Oh, nichts weiter als das? Er war wohl in ein weißes Laken gekleidet, und Flammen schlugen aus seinem Munde, oder etwas gleich Erstaunliches?"

„Nein, nein, Herr Oberlieutenant . . . einen schwarzen Shawl und einen großen Hut."

„Du bist berauscht, Piotr; geh' zu Bett!"

„Nein, Herr Oberlieutenant, nicht berauscht," entgegnete Piotr mit immer heftiger zitternden Stimme. „Ich habe einen Geist gesehen! Es war die alte Frau aus Mexico, Ihre verstorbene Tante — Fräulein Bodenbach."

„Unsinn!" wiederholte Otto. Aber Piotr's feierlich geflüsterte Worte hatten ihn dennoch etwas betroffen gemacht.

„Es war Ihre Tante, so wahr ich ein elender Sünder bin!" Otto schob den Lampenschirm in die Höhe und blickte in das Antlitz seines Dieners.

Piotr stand, schwer athmend, mit großen Schweißtropfen auf der Stirne, neben dem Tische — kein fesselnder Anblick, doch das Bild rückhaltloser Aufrichtigkeit.

„Wahrscheinlich hast du irgend eine alte Frau gesehen, mit einem Hut, der dem ihrigen glich; das wird alles sein."

„So wahr ich ein elender . . ."

„Wo hast du denn diese Erscheinung gehabt? Doch nicht hier im Hause?"

„Nein, Herr Oberlieutenant; in der Tramway."

„In der Tramway!" rief Otto lachend. „Niemals habe ich von einem Gespenst in der Tramway gehört."

„Es war sonst Niemand im Wagen," vervollständigte Piotr, immer noch in demselben scheuen, gedämpften Tone. Ganz allein saß sie in einer Ecke des Wagens, der an demjenigen, in welchem ich war, vorüberfuhr."

Und nun folgte eine ausführliche Schilderung des Abenteuers. Es war schon dunkel und die Gaslampen angezündet; und als dann der Wagen langsam heranrollte, gewahrte er, daß eine einzige Person darin sitze, welche, Piotr's Beschreibung gemäß, aus der Dunkelheit sich herauszuheben schien, er wußte nicht recht wie. Dann hatte die Gestalt sich plötzlich ihm zugewendet, und er Fräulein Bodenbach's, der todten Tante, Züge deutlich erkannt, und nicht nur die Züge allein, sondern auch ihren Shawl und ihren Hut.

„Höre, Piotr," fuhr Otto mit plötzlicher Strenge auf, „hüte dich, gegen irgend Jemand von dieser lächerlichen Geschichte zu sprechen. Sobald ich erfahre, daß du es trotz meines Verbotes thust, kannst du dich als entlassen betrachten. . . . Nun geh'!"

Piotr's Gemüth aber war weitaus nicht zur Ruhe gebracht. Er machte Miene, zu gehen, ging aber nicht. Eben öffnete Otto, dessen Augen sich geschlossen hatten, diese wieder und auch den Mund, um die Hinausweisung Piotr's in kräftigerer Form zu wiederholen, als Halka's Eintreten ihn daran verhinderte.

„Hier sind die Briefe, Otto — aber was hat denn Piotr?" fragte sie, das verstörte Aussehen des Dieners bemerkend.

„Ach, nichts von Belang; er war nur ein noch größerer Tölpel als sonst," erklärte Otto ausweichend. „Fort mit dir, Piotr!" schloß er mit einem warnenden Blick.

An dem Tage, welcher der armen „Maraquita" das Leben gekostet, war eine alte Dame in Wien eingetroffen. Nichts Befremdendes lag in ihrer Erscheinung, obwohl sie einen Shawl und einen Hut trug, dessen Façon weder zu den neuesten noch elegantesten gehörte. Des Reisens schien sie ungewohnt zu sein; dessen ungeachtet glückte es ihr, nachdem sie von Trägern und Lohnkutschern ausgiebig übervortheilt worden war, sowohl sich selbst als ihr Gepäck in einem der ersten Hotels unterzubringen. Aber sie mußte ein Zimmer des ersten Stockwerkes mit einem kleinen Capital bezahlen.

Seit ihrer Ankunft hatte die alte Dame die Tagesstunden zum größten Theil damit hingebracht, die besuchtesten Straßen der Hauptstadt auf und nieder zu gehen oder in Miethwagen und sonstigen Vehikeln umherzufahren, wobei sie alle ihr Begegnenden scharf in's Auge faßte oder dies doch zu thun versuchte. Zuweilen schlug sie einen schnellern Schritt ein, wenn sie in der Menge eine schlanke junge Dame mit dunkelm Haar erblickte, aber ohne Erfolg; immer entmuthigter kehrte sie in ihr Hotel zurück. Als sie am dritten Abend nach fruchtlosem Suchen neuerdings herabgestimmt heimkam, faßte sie den Entschluß, den Oberkellner um Rath zu fragen. Derselbe folgte rasch ihrem Rufe.

„Sie suchen Jemand, dessen Adresse Ihnen unbekannt ist, gnädige Frau?" sagte er lebhaft, in Beantwortung ihrer Darstellung der Angelegenheit. „Das ist ein schwieriges Unternehmen, namentlich jetzt, da der Ausstellung wegen alle Hotels mit Fremden überfüllt sind. Dabei muß ich die Gelegenheit ergreifen, zu erwähnen, daß in Folge der großen Nachfrage um Wohnungen die Preise der Zimmer im ersten Stockwerk von zehn auf fünfzehn Gulden erhöht worden sind. Allerdings ist dies nur eine Kleinigkeit," fügte er, sich verbeugend, hinzu; „allein immerhin ist es meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Gut, gut," erwiderte die alte Dame, den Hinweis auf die Ausgabe mit Gleichgültigkeit übergehend. „Alles ist gut, wenn ich nur die Dame finde, welche ich suche."

Der Oberkellner sah nachdenklich vor sich hin.

„Die Sache wäre leicht genug, gnädige Frau, wüßten Sie Bestimmteres in Betreff des Hotels; Sie fänden dann den Namen in der Fremdenliste. Auf dem Getreidemarkt aber kenne ich kein Hotel, welches diese Bezeichnung verdienen würde oder überhaupt die Liste seiner Besucher veröffentlicht. Wissen Sie auch gewiß, daß es sich überhaupt um ein Hotel handelt?"

„Ach nein, durchaus nicht; man sagte mir nur, die Familie, in deren Begleitung die Dame hierher reiste, wohne auf dem

Getreidemarkt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselbe eine Privatwohnung bezog; ja, nun, da ich alles überdenke, bin ich davon überzeugt."

„Dennoch würde ich Ihnen empfehlen, die Fremdenlisten durchzusehen; in jedem Falle ist dies eine Chance."

„Nein, nein, ich danke Ihnen; es wäre nur Zeitverlust," rief die alte Dame, welche, über das Wesen der Fremdenlisten im Unklaren, eine unbestimmte Vorstellung hatte, daß Oeffentlichkeit irgend einer Art mit diesem Schritt verbunden sei. „Das hilft zu nichts. Können Sie mir keinen andern Weg rathen?"

„Alles in allem, meine ich, gnädige Frau," sagte der Oberkellner nach kurzem Schweigen, „Sie würden am besten thun, sich an die Polizei zu wenden. Es bedarf nur der Angabe des Namens, und dann . . ."

„Die Polizei!" unterbrach sie ihn mit sichtlicher Bestürzung. „Nie würde ich auch nur daran denken, die Polizei in Anspruch zu nehmen; auch kann ich die Dame nicht nennen. Es gibt Verhältnisse . . ." Verlegen brach sie ab.

„Ja, gnädige Frau, ich verstehe," antwortete der Oberkellner, jetzt ein Bild ernster Discretion, aber im Stillen denkend, wie lächerlich die alte Närrin sei, eine Dame finden zu wollen, die ungenannt bleiben sollte, und deren Adresse sie nicht kannte. Hätte sie nicht ein Zimmer des ersten Stockwerks bewohnt, so wäre er rascher mit ihr fertig geworden; aber Fünfzehn-Gulden-Miether flößen Achtung ein.

Der Mann stand, auf seine glänzenden Stiefel niederblickend, in tiefem Sinnen da, im Geiste nach einem Mittel suchend, ohne Mühe und mit Würde von der Sache los zu kommen.

„Alle Straßen bin ich abgelaufen, hoffend, ihr zu begegnen," fuhr die Dame in klagendem Tone fort; „doch vergeblich."

Der Oberkellner ließ von der Betrachtung seiner Stiefel ab. „Haben Sie schon die Ausstellung besucht, gnädige Frau? Wer immer in Wien sich aufhält, ist da zu finden, und der Zufall könnte sie leicht mit der Dame zusammenführen."

„Das ist mir unmöglich. Ein Mal war ich dort und verirrte mich dabei."

„Vielleicht an irgend einem öffentlichen Vergnügungsort . . ."

„Oeffentlichen Vergnügungsort?" wiederholte die Dame erschreckt. „Was verstehen Sie darunter?"

„Den Circus zum Beispiel, gnädige Frau; er ist täglich gefüllt und wäre für Ihre Zwecke geeignet."

„Der Circus!" rief sie voll Abscheu. „Gehen denn nicht nur Herren dahin?"

„Auch Damen," entgegnete der Mann, ein Lächeln unterdrückend. „Sowohl der Hof als die ganze Aristokratie pflegt dort zu erscheinen; sollten Sie jedoch gegen den Circus besondere Abneigung haben, dann bleiben Ihnen noch die Theater, und Sie können nichts Besseres thun, als diese der Reihe nach zu besuchen."

Nach der Meinung der alten Dame waren die Theater dem Circus nicht um vieles vorzuziehen; aber sie überwand ihre Bedenken und entschloß sich, das Experiment zu wagen.

Langenfeld hatte Halka's Einladung in die Loge mit großem Vergnügen angenommen. Zwar war er in die Musik nicht tiefer eingeweiht als in die verschiedenen Geschütz-Systeme, doch ergriff er gern jede Gelegenheit zu gesellschaftlichem Verkehr; überdies war der Luxus einer Loge ein Feenmärchen für seine schmale Gage.

Otto hatte am Tage vorher seine ruhige Spazierfahrt gemacht, und nicht länger Reconvalescent, wurde er wieder fähig erachtet, seinen Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Gleichwohl fühlte er sich von der hellen Beleuchtung belästigt, und es war ihm lieb, den Platz an der Seite seiner Gattin Langenfeld überlassen und sich, nur die Musik genießend, in den Hintergrund der Loge zurückziehen zu können.

Langenfeld, gesprächig wie immer, war einzig darauf bedacht, die letzten Tage seiner Freiheit in vollen Zügen zu genießen.

Er betonte, daß er die ihm noch gegönnte Frist dem Circus widmen und täglich, womöglich zwei Mal, in denselben gehen wolle.

„Die Ausstellung besuche ich nicht mehr," schloß er endlich; „ich habe bis zum Ueberdruß davon gehabt. Nur den Palast des Khedif will ich noch sehen, da ich die Ehre habe, in Ihrer Gesellschaft hinzukommen. Die andern Damen sah ich seit drei Tagen nicht mehr. Fräulein Reata ist doch wohl?"

„Ich glaube ja," antwortete Halka mit einer Betonung, welche jeden weniger flüchtigen Menschen als Langenfeld aufmerksam gemacht haben würde. Hierauf nahm sie ihr in Schildpatt montirtes Opernglas zur Hand und schien eifrig damit beschäftigt zu sein, die Rückansicht des Kopfes der Primadonna zu studiren.

„Haben wir nicht die Hoffnung, Ihren Schwager noch in dieser Woche hier zu sehen?" fragte der Lieutenant zunächst. „Es würde mir recht leid thun, ihm nicht mehr die Hand drücken zu können, ehe ich in meine Station zurückkehre, um mich lebendig zu begraben. Als er D—bad verließ, sagte er mir mit Bestimmtheit, daß er diesen Monat in Wien zubringen würde."

„Ja wohl; ich glaube aber, daß er seitdem seine Pläne geändert hat," erwiderte Halka, indem sie ihr Glas sinken ließ. „Er zieht es vor, die Ausstellung allein zu besuchen, und ich denke, er hat vollkommen Recht darin. Arnold ist kein Freund von Damengesellschaft."

„Auf dem Balle in D—bad sah er eben nicht aus, als ob er derselben besonders abhold wäre," bemerkte Langenfeld mit einer Grimasse.

„Wirklich?" sagte Halka gleichgültig.

„Während dieser Woche kommt Arnold sicherlich nicht," warf Otto ein. „Mein Vater erhielt heute Morgen Nachricht von ihm. Er schrieb, er sei im Begriffe, mit dem Fürsten nach Triest zu reisen, um einen kleinen Ausflug zur See zu machen, welchen der Fürst schon lange zu unternehmen wünschte, seine Mutter jedoch nie gestattet hatte. Die Reise wird wohl vierzehn Tage dauern."

Der zweite Act war vorüber. Otto nahm das Glas auf und lehnte sich über die Brüstung, um einen Ueberblick des Hauses zu gewinnen.

„Fast ausschließlich Fremde," sagte er, die gegenüberliegenden Logen langsam musternd; dann senkte er das Glas und richtete dieses auf das Parquet und die Parterre-Logen.

„Ich glaube, das Glas ist für dich nicht richtig gestellt," sagte Halka zu ihrem Gatten. „Ist es nicht zu scharf für deine Augen?"

Kaum hatte Halka ihre Frage ausgesprochen, als Otto mit einer plötzlichen, einem heftigen Erschrecken gleichenden Bewegung, welche den auf der Brüstung liegenden Theaterzettel flatternd in das Parquet hinabsandte, zurückprallte. Das Glas entfiel seiner Hand und die zarte Schildpatt-Verkleidung desselben lag zerschmettert auf dem Boden der Loge.

„Was ist geschehen?" riefen die beiden Andern wie aus Einem Munde.

„Nichts," antwortete er, indem er mit der Hand über die Stirne strich und sich rasch niederbeugte, um die zerbrochene Schildkrötenschale aufzulesen. „Das starke Licht blendete mich. Du hattest wohl Recht, Halka; mein Kopf ist noch nicht völlig in Ordnung."

„Gehen wir lieber gleich nach Hause, Otto!" sagte Halka, die ihren Gatten halb besorgt, halb argwöhnisch betrachtete.

„Nein, nein, keinesfalls!" entgegnete dieser mit ungewohnter Energie. „Ich will einen Gang durch das Foyer machen, um in frischere Luft zu kommen. Vielleicht," fügte er hastiger und mit erkünstelter Unbefangenheit hinzu, „gehe ich für den nächsten Act in's Parterre hinab. Man wird ganz steif von dem zweistündigen Stillsitzen. Vor dem Schlusse bin ich wieder da."

„Wird aber die Helle deinem Kopf nicht schaden?" fragte Halka, deren graue Augen durchdringend auf ihm hafteten.

„Durchaus nicht," erwiderte Otto, das zerbrochene Opernglas auf den sammtbedeckten Logenrand legend, mit gezwungenem Lachen. „Es thut mir leid, daß das Glas zu Grunde gerichtet

ist; ich weiß nicht, wie es kam, daß es meinen Fingern entschlüpfte. Es ist wohl nicht wiederherzustellen? Nun, wir werden morgen ein anderes auswählen." Ohne Halka's Antwort abzuwarten, verließ er rasch die Loge.

Anstatt, wie er es für nothwendig erklärt hatte, frische Luft zu suchen, eilte Otto unverzüglich nach dem Parterre, in Vergessenheit der Thatsache oder gleichgültig dagegen, daß die Blicke seiner Gattin ihn dort erreichten.

Allein auch im Parterre fand Otto keine Ruhe. Fortwährend den Platz wechselnd, ging er ab und zu, da und dort einige Worte an ihm völlig fremde Personen richtend. Einige würdige Handelsleute, welche hier den Abend genossen, waren etwas betroffen, einem ihnen unbekannten Herrn so unerwartet Rede stehen zu sollen.

„Ob eine alte Dame hier saß?" wiederholte ein prächtig herausgeputzter Jüngling mit sorglich gekräuseltem Haar, welchen Otto zunächst befragte.

„Alte Damen sehe ich niemals an, einzig nur junge," fügte er mit einem unwiderstehlichen Blick auf ein hübsches Bürgermädchen an seiner Seite hinzu.

„Zwei alte Damen haben eben das Parterre verlassen," berichtete unaufgefordert einer der Nachbaren. „Wollen Sie dieselben einholen, dann müssen Sie eilen."

Otto schritt hastig in die Vorhalle hinaus und sah dort mehrere Personen vor sich, unter diesen eine alte Dame mit einem Shawl. In zwei Sätzen war er an ihrer Seite und sah ihr ängstlich forschend in's Gesicht. Erstaunt wendete die alte Dame sich um — es war das Antlitz einer Fremden.

Rasch und in fieberhafter Erregung durchforschte er die Gänge und die Treppe. Eine dichte Menschenmenge wogte dort vorüber, im Kommen wie im Gehen begriffen; allein die Gestalt, welche er suchte, war nirgends zu erblicken.

Endlich lehnte er sich in einer dunkeln Ecke an die Wand und strich abermals mit der Hand über die Stirne. War es nichts als ein Blendwerk seines erhitzten Gehirns gewesen, dieses

Gesicht, welches er durch das Opernglas plötzlich vor sich zu sehen glaubte? Die genaue Stelle hatte er nicht erfaßt, und jetzt konnte er nicht mehr bestimmen, ob es wirklich im Parterre oder in einer Loge gewesen sei; vielleicht paßte ihm das Glas nicht, vielleicht hatte das Uebermaß von Licht ihn geblendet. Nichts als das Gesicht hatte er gesehen, und auch dieses nicht länger als eine Secunde; das Wiedererkennen jedoch war unmittelbar in ihm aufgeblitzt. Wie sollte er das erklären? Sein Kopf war noch schwach von den Folgen des Sturzes, und eben jetzt noch schwächer als während der letzten Tage.

„Eine Aehnlichkeit," murmelte er vor sich hin, „eine außerordentliche Aehnlichkeit — weiter nichts." Im nächsten Augenblicke aber durchschauerte es ihn. Was war es doch mit all' dem Geschwätz Piotr's über den Geist? Er hatte darüber gespottet, und jetzt, während er an jene Gesichtszüge dachte, welche so plötzlich vor ihm aufgetaucht waren, hätte Otto fast selbst an Gespenster geglaubt.

Er kehrte nicht in das Parterre zurück, noch auch in seine Loge. Als nach dem Schlusse der Oper Halka, von Langenfeld begleitet, auf ihn stieß, sah er nicht weniger verstört aus als in dem Momente, da ihm das Opernglas entglitt. Alle an ihn gerichteten Fragen beantwortete er ausweichend und voll Ungeduld.

Das Opernglas hatte wirklich einen unheilbaren Schaden erlitten. Es war ein Hochzeitsgeschenk, welches Halka seiner vorzüglichen Arbeit wegen sehr werth hielt, ebenso wie wegen seiner Farbe, welche mit ihren Theater-Toiletten besonders glücklich harmonirte. Dieser Verlust ging ihr nahe, wiewohl sie dessen keine Erwähnung that. Allein noch mehr verstimmt und beunruhigt war sie durch Otto's seltsames Benehmen; doch auch in Bezug auf dieses kam kein Wort über ihre Lippen.

„Bist du kräftig genug, heute Nachmittag den ägyptischen Pavillon zu besuchen?" fragte sie ihren Gatten beim Frühstück.

„Gewiß, es wird ja nicht anstrengend sein."

Otto fühlte sich unbehaglich, er war ganz ruhelos geworden; in seiner Rastlosigkeit sehnte er sich nach Wechsel, nach Veränderung irgend welcher Art, geeignet, die Erinnerung an jene ihn fortwährend verfolgende Vision zu verwischen.

„Ich werde es also deinen Vater wissen lassen, wie ich es ihm versprach. Ich will ihm ein Billet schreiben." Halka erhob sich, um sich zu entfernen.

„Willst du nicht lieber selbst zur Stadt fahren? Du hast ja nichts Besonderes zu thun; und weshalb halten wir den Miethwagen, wenn wir ihn nicht benutzen? Besorge auch dein neues Opernglas, du brauchst es heute Abend."

So fuhr Halka denn zur Stadt, besuchte ihre Angehörigen und hielt auf dem Rückwege an dem Laden eines Optikers.

Es war ein eleganter Laden, doch eben jetzt keine elegante Stunde, und als Halka eintrat, fand sie den Laden ziemlich leer. Zwei junge Männer besichtigten Fernrohre, und eine Dame wählte eine Brille aus.

Halka wählte ein kleines, in Leder montirtes Glas, welches eine größere Widerstandsfähigkeit als das zarte Schildpatt besaß und Zufällen, wie derjenige beim letzten Opernbesuch, zu trotzen vermochte.

„Wollen Sie es gleich mitnehmen, gnädige Frau?" fragte der Optiker, indem er das Glas in sein Behältniß schloß.

„Ja, ich kann es in den Wagen legen," antwortete Halka, und dann, als sie die Börse zur Hand nahm, vernahm sie die gleiche Frage, gerichtet an die Dame, welche am andern Ende des Ladentisches ein Brille gewählt hatte.

„Wollen Sie die Brille gleich mit nach Hause nehmen?"

Gelassen das Wechseln ihrer Banknote erwartend, blickte Halka nach jener Richtung. Nichts von Interesse war da zu sehen. Nachlässig folgte sie dem Einpacken der gekauften Brille, während sie, mit den Fingerspitzen auf ihre Börse tippend, neben dem Ladentische saß.

„Nein, ich will es lieber nicht; ich würde fürchten, sie zu zerbrechen," sagte die Dame wie entschuldigend. „Könnten Sie

vielleicht," fügte sie noch schüchterner hinzu, „so freundlich sein, mir die Gläser zu senden?"

„Sehr gern, wenn Sie mir die Adresse geben wollen."

Die Dame that dies. Aber als sie ihren Namen nannte, glitt ein plötzlicher Wechsel der Farbe über Halka's Gesicht. Sie erbebte, wenn auch nur unmerklich — es war nicht mehr als eine flüchtige Bewegung und ein rasches Wenden des Kopfes. Sie erhob sich, legte das gewechselte Geld hastig in die Börse, und dann noch mit einem Anflug von Erstaunen auf ihrem Antlitz, der von ihrer gewöhnlichen Unbewegtheit kaum abwich, nahm sie den Sonnenschirm auf und verließ den Laden dicht hinter der andern Dame.

Diese hielt vor der Thüre an und blickte suchend die Straße auf und nieder.

„Entschuldigen Sie," sagte, sich vor der Fremden leicht verneigend, Halka mit ruhiger Unbefangenheit, „ich hoffe, Sie werden mich nicht für zudringlich halten, da ich mir erlaube, Sie anzusprechen. Ihr Name fiel mir auf; er ist mir wohlbekannt."

„Mein Name! Sie müssen im Irrthum sein; ich bin eben erst hier angekommen," erwiderte die Dame überrascht.

Halka lächelte geheimnißvoll. „Ich glaube mich nicht zu täuschen; ich kenne Ihren Namen. Sie haben wohl Verwandte hier?"

„Ja, ich habe Verwandte in Europa," antwortete die Fremde, immer bestürzter; „doch habe ich dieselben seit mehr als dreißig Jahren nicht gesehen."

„In Europa?" wiederholte Halka mit der Andeutung einer Frage in der Betonung, „Dann kommen Sie also . . ."

„Von Mexico," ergänzte die Fremde.

Immer noch standen die Beiden vor dem Laden des Optikers neben Halka's Wagen, dessen Thüre der Diener offen hielt.

„Mexico! Das ist es eben, woran ich dachte. Ich muß mich Ihnen vorstellen. Ich bin die Baronin Halka Bodenbach, Otto Bodenbach's Gattin. Jetzt werden Sie verstehen" — wieder

lächelte Halka, und dies Mal beinahe scherzend — „weshalb Ihr Name mir so vertraut ist."

Während sie so sprach, beobachtete sie aufmerksam das Antlitz der Fremden; indeß diese machte nicht den leisesten Versuch, ihr Erstaunen und ihre Erregung zu verbergen.

„Otto Bodenbach's Gattin!" rief sie, die Hände in einander schlagend, aus. „Dann können Sie mir vielleicht sagen, wo sie Alle zu finden sind. Man gab mir eine Adresse für den Getreidemarkt; ich versäumte jedoch, sie sofort niederzuschreiben, und kann mich nun nicht mehr darauf besinnen."

„Bodenbachs wohnen auf dem Fleischmarkt," sagte Halka; „die Irrung kam wohl von der Aehnlichkeit der beiden Namen."

„Fleischmarkt! Ach ja, das war es! Ich wußte nicht, daß es hier so viele Märkte gebe. Ich suche eine Dame — eine junge Dame," erklärte sie, und hielt dann zögernd inne.

Halka beendete die Rede: „Reata Lackenegg, nicht wahr?"

Die Fremde starrte sie an und wurde immer verwirrter.

„Ja, ja . . . sie ist es, die ich suche. Können Sie mir von meinem Kinde, von meinem theuern Kinde Nachricht geben? So lange schon sind wir getrennt. Ist sie wohl? . . . Ach, was habe ich gethan?" fuhr sie bekümmert fort. „Ich wollte ja nicht davon sprechen."

„Allerdings kann ich Ihnen Nachricht von ihr geben," beeilte sich Halka, in ihrem leutseligsten Tone zu erwidern. „Seien Sie überzeugt, daß Ihre Geheimnisse bei mir vollkommen sicher sind. Ich verkehre viel mit Reata," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, welche die Fremde glauben machte, sie sei mit dem jungen Mädchen innig befreundet. „Wenn ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten darf, könnten wir mit mehr Muße weiter sprechen."

Einige Augenblicke später saßen Beide im Wagen. Bei dem Einsteigen hatte es eine kleine Störung gegeben, hervorgerufen durch den Shawl der Fremden, welcher sich erst um die Klinke der Wagenthüre schlang und dann um die Füße der Dame.

In der That mußte es ein schwerwiegender Beweggrund sein, der Halka veranlaßte, in ihrer eleganten Toilette im offenen Wagen an der Seite einer Dame zu erscheinen, die so auffallend unmodisch, um nicht zu sagen lächerlich, gekleidet war wie diese Fremde.

„Wohin soll ich Sie bringen?“ fragte Halka, als der Diener, ihrer Befehle harrend, am Wagenschlage stand. „Vielleicht sogleich zu Bodenbachs? Ich weiß, daß sie jetzt zu Hause sind.“

„O nein, nicht dorthin!“ rief die Fremde mit einem angstvollen Blick. „Sie bat mich, nicht zu ihr zu kommen, ohne sie vorher davon zu benachrichtigen. Sie muß mich allein sehen; es könnte sie in schreckliche Verlegenheit bringen, wenn ich sie überraschen würde.“

„In Ihr Hotel also,“ sagte Halka, auf deren Antlitz sich bei den letzten Worten der Fremden noch tieferes Interesse auszuprägen schien.

Die Weisung nach dem „Grand Hotel“ erfolgte, und fort ging es mit dröhnenden Hufschlägen über das Pflaster. Die Fahrt vom Graben nach dem „Grand Hotel“ ist keine lange; für Halka war sie jedoch nicht zu kurz, um alles zu erkunden, was sie wünschte. Als sie vor der Einfahrt anhielten, entnahm sie ihrem Notizbuch eine Karte und übergab diese der Fremden.

„Haben Sie in Betreff des Ortes auch gewiß alles verstanden? Es ist sehr leicht zu finden, und in den obern Räumen geht es am besten. Um fünf Uhr! Halten Sie nur genau die Stunde ein, alles Uebrige besorge ich für Sie.“

„Und Sie meinen, ich könne sie da ganz gewiß allein sehen?“ fragte die Dame besorgt und bereitete sich zum Verlassen des Wagens vor, indem sie den Shawl entwirrte, welcher neuerdings in tiefere Regionen hinabgeglitten war.

„Ja, ich werde alles anordnen!“ Ein seltsames Lächeln flog über Halka's Antlitz, als sie die Fremde freundlich grüßte und sodann nach Hause zu fahren befahl. Halka lehnte sich im Wagen zurück, mit festgeschlossenen Lippen und triumphirender Miene.

„Allein!“ dachte sie voll Hohn und lachte still vor sich hin. „Allein sehen will sie ihr liebes Kind — die arglose alte Thörin! Ein solcher Glückszufall darf nicht unbenutzt bleiben. Es ist, als hätte das Schicksal die Rache in meine Hand gegeben. Heute Nachmittag, Fräulein Reata, erhalten wir endlich einige Aufschlüsse!“

43.

Das Hotel auf dem Fleischmarkt, welches Bodenbachs und deren Freunde gewählt hatten, lag etwas abseits von dem lärmenden Straßenverkehr und war für den Aufenthalt einer Kranken vorzüglich geeignet. Im Augenblick war aber auch dieses Hotel durch den ungewöhnlichen Zudrang von Fremden weniger behaglich als sonst. Viertelstundenlang konnte man durch vergebliches Drücken auf den Elfenbeinknopf, dessen Berührung die dienenden Geister des Hauses herbeirufen sollte, die eigene Geduld erproben, ehe einer der umherrasenden Aufwärter oder eines der auf und ab stürmenden Hausmädchen dem Glocken-Signale folgte.

Es ist drei Uhr Nachmittags. Die beiden Wagen, welche Bodenbachs und Schwerendorfs nach der Ausstellung bringen sollten, wo die Gesellschaft zu dem lang geplanten Besuche des ägyptischen Pavillons mit Otto und dessen Gattin zusammentreffen sollte, sind um eine Viertelstunde zu früh vorgefahren. Der nun etwas überhastete Aufbruch ruft einige Aufregung und Verwirrung hervor.

Reata ist bereits in Ausgeh-Toilette, und während Frau von Schwerendorf und Hermine sich in Eile zurecht machen, erschöpft sie die Kraft ihrer Finger an dem Knopf der Signal-Leitung, auf welchen sie schon ein dutzend Mal erfolglos gedrückt hat. Vielleicht hat Niemand die besondere Verpflichtung, auf zwölfmaliges Klingeln zu hören; gewiß ist, daß diesem Rufe Niemand entspricht. Reata wird ungeduldig, und Gabriele mißt-

muthig. Letztere ist dem Weinen nahe, weil in dem Glase Wasser, welches ihr gebracht worden war, ein sehr lebendiges Thierchen von der Sippe der Kaulquappen schwimmt, in muntern Capriolen sich erlustigend. Sie hatte Durst und sehnte sich nach einem Trunk, und in demselben Maße, als die Bewegungen der winzigen Kaulquappe flinker wurden, nahm auch des jungen Mädchens Gereiztheit und Verstimmung zu.

„Käme doch endlich Jemand!“ seufzte sie verdrießlich. „Ich kann dieses Wasser doch nicht trinken!“

„Ich will hinausgehen, um mich nach Jemand umzusehen,“ sagte Reata endlich; „es ist unnütz, zu klingeln, es achtet doch Niemand darauf.“

„Dann müssen Sie es rasch thun, Liebste!“ rief Frau von Schwerendorf aus dem anstoßenden Zimmer heraus. „Die Wagen warten schon seit zehn Minuten. Eben fährt noch ein Wagen herein; der Baron hat doch deren nicht drei für uns bestellt!“

„Gleich bin ich wieder da,“ antwortete Reata und eilte hinaus, ohne eine bestimmte Vorstellung davon zu haben, wohin sie sich wenden müsse.

Die Zimmer lagen ungefähr in der Mitte eines langen Corridors, und Reata schritt diesen entlang, ohne auf Jemand zu stoßen. An der Treppe, die in zwei breiten Stufenreihen nach abwärts führte, wurde Reata eines Aufwärters ansichtig und beschleunigte ihren Schritt, um den Mann einzuholen. Sie kam eben recht an das obere Ende der Treppe, um Zeugin seines heftigen Zusammenstoßes mit einem Träger zu sein, welcher die Stufen emporstieg, beladen mit einem Koffer und einer Reisetasche — einem Koffer und einer Reisetasche, welche Reata nicht fremd zu sein schienen. Die Erinnerung durchzuckte sie mit einem seltsamen Weh'; allein schon im nächsten Augenblick waren sowohl die Aehnlichkeit als das Weh' erklärt; denn sie sah sich Arnold gegenüber. Plötzlich war er hinter dem Träger aufgetaucht und stand nun vor ihr, nur um zwei Stufen tiefer als sie selbst.

Ein Moment der Verwirrung, der Bestürzung von Seiten Reata's, hastig ausgestoßene Scheltrufe von Seiten des Aufwärters, untermischt mit Verwünschungen von Seiten des Trägers. Dann verfolgte der Erstere seinen ungestümen Lauf nach abwärts, der Andere bewegte sich schwerfällig wieder nach oben —, und Reata befand sich mit Arnold allein.

„Sie sind zurückgekehrt?" fragte sie langsam und ihn anblickend, als ob sie dem Zeugniß ihrer Augen nicht völlig traute.

„Ja, ich bin zurückgekehrt, weil ich fühlte, daß das Fernbleiben nutzlos sei. Ich bin zurückgekehrt, . . . um Sie zu fragen, ob Sie meine Gattin werden wollen!"

Fest blickte er sie an, während er sprach, und hielt dann inne, um ihre Antwort zu erwarten; diese folgte jedoch nicht so bald.

Reata's erster Impuls war, hell aufzulachen, der nächste, in Thränen auszubrechen. Keinem von beiden gab sie nach — glücklicherweise; sie befand sich ja in einem offenen Stiegenhause. Stumm und regungslos stand sie da, die Augen auf ihn geheftet.

Nun, da ihr Antlitz ihm voll zugewendet war, ließ eine Veränderung sich nicht verkennen, welche Arnold sofort erfaßte: Spuren des Leidens, eine Linie des Kummers. Hatten kurze vierzehn Tage hingereicht, dies zuwege zu bringen?

„Was fehlt Ihnen? Waren Sie krank . . . . oder traurig?" fragte er kurz.

Sie schlug die Augen nieder; denn ihm konnte sie ja nicht versichern, wie Otto gegenüber, daß er keinen Theil habe an dieser Veränderung. War sie bleich und schweigsam geworden, so war er die alleinige Ursache hiervon.

„Krank war ich nicht," erwiderte sie sanft; ihre Augen aber sagten, sie sei traurig gewesen.

Sie hatte seine zweite Frage beantwortet, nicht aber seine erste; noch war ihre Bestürzung zu groß. Dieser Mann, welchen sie so unsäglich liebte, welchen sie als für sich verloren betrauert hatte, als todt für sie, dessen Abwesenheit ihr die Tage lang

und mühselig machte, dessen plötzliche Rückkehr ihr Gemüth mit so stürmischer Bewegung erfüllte — war er wirklich einzig nur gekommen, um sie zur Gattin zu verlangen?

„Weshalb sprechen Sie nicht?“ sagte Arnold dringender, seine erste Frage wieder aufnehmend. „Wollen Sie meine Gattin werden?“

Keine Spur von Zärtlichkeit liegt in seinem Tone, jedoch ein tiefes Leuchten voll banger Erwartung in seinem Auge. Ein Stubenmädchen, welches auf der Treppenflucht an der andern Seite vorüberkommt, streift mit einem mitleidigen Blick die junge Dame, welche, wie sie glaubt, von dem großen finstern Mann gescholten wird.

„Ich glaubte, ich würde von Ihnen gehaßt und verachtet,“ sagte Reata, und in ihrer Stimme zittern Thränen, welche gleichwohl nicht in ihren Augen sichtbar sind. Sich zur Seite wendend, neigt sie sich über das eiserne Treppengeländer und blickt auf die Vorhalle hinab, wo Leute hin und her sich bewegen — eine ganze Familie, die im Begriffe ist, das Hotel zu verlassen; dort werden Gepäckstücke gezählt, Aufwärter gerufen, in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Abreise. Reata ist dem Schwindel nicht unterworfen, und die Höhe, von welcher sie hernieder sieht, ist keine sehr bedeutende; aber sie fühlt fast die Beklemmung des Schwindels.

Noch hat das Gefühl des Glückes sie nicht überkommen; zu plötzlich brach diese Begegnung herein. Die Erschütterung der Ueberraschung wiegt noch diejenige der Freude auf; der Umschwung war zu unerwartet, das Erwecken zu rauh.

„Auch ich glaubte dies,“ entgegnete Arnold mit unterdrückter Ungeduld im Tone. „Diese letzten Tage hindurch mühte ich mich, Sie zu hassen, Sie zu verachten; doch es wollte mir nicht gelingen. Sie sagten an jenem Morgen, Sie hätten nichts gethan, dessen Sie sich schämen müßten. Lassen Sie mich dies noch einmal hören; deshalb kam ich hierher. Können Sie mir frei in's Gesicht sehen und diese Worte wiederholen?“

Ihre Gedanken sind noch nicht völlig gesammelt, und sie antwortet nicht sogleich.

„So sprechen Sie doch," sagt er mit zunehmender Ungeduld, doch seine Stimme dämpfend, um nicht von den Aufwärtern gehört zu werden, die mit Theebrettern und Gläsern vorüber eilen.

Reata hätte nun genug Gelegenheit zur Besorgung des Trunkes gehabt; allein die Aussichten der armen Gabriele, denselben zu erhalten, schwanden immer mehr.

Der Ort, an dem die Beiden sich befinden, ist ganz und gar nicht geeignet für das, was Arnold zu sagen hat; wäre derselbe aber noch zehn Mal unpassender, Arnold würde dennoch gesprochen haben. Er ist gekommen mit der festen Absicht, dies zu thun, sobald er Reata erblicken würde; und nun, da er sie vor sich sieht, verfolgt er sein Ziel, ohne irgend welche Rücksicht.

„Lassen Sie mich nicht länger fragen," fügt er bewegt hinzu.

„Ja, ich kann es wiederholen," antwortet sie, indem sie von der Balustrade zurücktritt und die Augen zu ihm erhebt. Ihr Antlitz verräth Beschämung, aber keine Schuld. Sie spricht mit bebender Erregung. „Nichts, dessen ich mich schämen müßte, habe ich gethan. Ich war nur thöricht."

„Sie hatten niemals eine Neigung für jenen Unhold — Fadenhecht?" fragt er, seinen durchdringenden Blick tief in ihre Augen versenkend.

„Niemals!" Fast hätte sie jetzt lachen gekonnt. Ihr Muth beginnt wiederzukehren, begleitet von einer nie vorher empfundenen Glückseligkeit.

„Noch auch für den Fürsten?"

„Ebensowenig."

Ueber einen einzigen Punkt noch ist sein Gemüth nicht beruhigt. „Sicherlich aber," sagt er jetzt, beinahe stockend, „sicherlich hat einst . . . mein Bruder . . ." Er kam nicht weiter.

„Ja, einst," erwiderte sie rasch und legte für eine Secunde ihre Hand über die Augen. „Ich glaubte ihn zu lieben; seinet-

wegen kam ich nach Europa. Allein bald nachher wurde mir klar, wie sehr ich mich irrte."

„Wollen Sie also meine Gattin werden?" unterbrach Arnold sie, zu der ersten seiner Fragen zurückkehrend. „Wenn Sie »Nein« zu sagen gedenken, dann sagen Sie es schnell, — und ich reise ohne Verzug nach Triest ab," fügte er hinzu, während er mit der scharfen Spitze seines Stockes tiefe Linien in den polirten obern Rand des Treppengeländers grub.

Da drang aus dem Corridor Frau von Schwerendorf's klagende Stimme herüber. „Wo mag Reata nur bleiben? Mindestens fünf Minuten ist sie schon fort. Ach, wir kommen zu spät!"

„Reisen Sie nicht nach Triest!" hauchte Reata. „Aber ... aber wissen Sie auch, was Sie thun?" Und tiefer als vorher neigte sie sich über die Balustrade, um vor den Vorüberkommenden und dem Manne an ihrer Seite den Ausdruck ihrer Züge zu berbergen. „Haben Sie die Folgen erwogen?"

Mit diesen Folgen waren während der letzten vierzehn Tage Arnold's Gedanken ausschließlich beschäftigt gewesen. Er hatte schwer mit sich gekämpft und sich loszuringen versucht, und das Resultat seiner Kämpfe war, daß er dort anlangte, wo er sich heute befand.

„Was meinen Sie damit?"

„Könnten Sie es ertragen, um meinetwillen Ihr Vermögen einzubüßen?" fragte sie mit abgewendetem Antlitz.

„Das ist einzig *meine* Sache," sagte er, indem er die Hand ausstreckte, als wolle er das erwähnte Vermögen von sich abwehren. Er richtete sich dabei hoch auf, in der ihr so wohlbekannten Weise, über die sie früher so oft gelächelt hatte.

„Und würden Sie es nicht als ein großes Mißgeschick betrachten, sich unter Ihrem Range zu vermählen?"

Mit Vorbedacht entzog sie ihm den Anblick ihrer Züge, während sie so sprach.

„Gewiß," antwortete er, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern; „ein größeres Mißgeschick jedoch wäre es für mich, leben zu müssen ohne Sie."

Eine Schlichtheit bekundete sich in den Worten des Mannes, die mehr ausdrückte als die längste Rede. Reata, welche begriff, wie schwer die Kämpfe gewesen sein mußten, die so tief eingewurzelte Vorurtheile besiegt hatten, vermochte nun den ganzen Werth seiner Liebe zu ermessen. Ja, dies war Liebe, werth, dafür zu leben.

So hatte sich's denn gefügt: ihr jugendlicher Traum war erfüllt — der Traum, um ihrer selbst willen geliebt zu werden, einzig um ihrer selbst willen, und gerade jetzt erfüllt, da sie das Glück für immer verloren zu haben glaubte.

„Allerdings würden wir arm sein," fuhr er lebhaft fort. „Ich würde wieder in die Armee eintreten müssen. Doch dies gilt mir gleich —"

„Ist Ihre Liebe stark genug, dies alles zu vollbringen?" fragte sie ernst. „Sind Sie dessen gewiß?"

„Ja, Reata, wenn nur Sie mich lieben. Das haben Sie mir noch nicht gesagt," und jetzt neigte auch er sich über das Geländer.

Im Augenblick waren weder Aufwärter noch Hausmädchen in Sicht, und nichts zu hören als fernes Tellerklirren in irgend einer tiefern Region. Und nun erwachte in Reata die Erinnerung an jene andere Werbung, welche ein Jahr zuvor an sie herangetreten war. Ueber der damaligen Umgebung lag ein Anflug von Wildheit und Romantik, der hier durchaus fehlte. Die mexicanische Ebene, die hoch in der Luft schwebenden Adler, das Nahen und Ausbrechen des Sturmes — alles dies hatte der Erklärung Otto's poetischen Glanz verliehen. Heute umgab sie auch nicht die geringste poetische Zuthat: eine Hotel-Treppe an Stelle der sich weithin dehnenden Prairie, vorbeispringende Aufwärter statt der sich emporschwingenden Adler, und als Ersatz für das grollende Nahen des Sturmes nichts Besseres als der Schall der aus der offenen Thüre hervordringenden Stimme Frau von Schwerendorf's, mit dem auf der Treppe kaum verständlichen wiederholten Ausruf: „Quelle idée!"

Hier gebrach es an jedwedem Element der Poesie — dasjenige der Liebe ausgenommen, welche die wahrste und höchste Poesie der Erde ist.

Arnold sprach wahr. Reata hatte ihm noch nicht gesagt, ob sie für ihn fühle.

Jetzt sagte sie es ihm — nicht in Worten; es standen ihr keine Worte zu Gebote, die ihr selbst nicht matt und bedeutungslos geklungen haben würden. Sie streckte nur die Hand aus und legte sie in die seinige. Arnold erhob die Hand zu seinen Lippen und küßte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit.

Nicht länger als eine Minute blieben ihre Finger fest von den seinigen umschlossen, so fest, daß es fast ein Schmerz für sie war. Dann entriß Reata ihm ihre Hand und trat mit einem raschen Schritt zurück Nicht sein heftiger Händedruck hatte diese unvermuthete Bewegung veranlaßt, noch auch die neuen Ankömmlinge, welche eben die Treppe heraufstiegen; denn diese gingen unbemerkt an ihr vorüber. Es war ein anderer Grund dafür vorhanden.

„Nein, nein," sagte sie in Beantwortung seines erstaunten Blickes; „ehe Sie alles wissen, kann ich Ihnen nicht gestatten, sich zu binden. Sehen Sie mich nicht so streng an." Und sie erröthete bis in die Stirne, als sie, hastig sprechend, fortfuhr: „Ich sagte Ihnen, daß ich nichts that, dessen ich mich schämen müßte, und dies ist die volle Wahrheit. Aber ich war thöricht und unwahr, — vielleicht werden Sie mir dies nie vergeben."

„Sprechen Sie," erwiderte er, sie vertrauensvoll anblickend.

„Sie sagten, Sie könnten niemals eine Täuschung verzeihen."

„Wir kommen zu spät, das ist nun gewiß!" hörte man Frau von Schwerendorf verzweiflungsvoll ausrufen. „Was kann nur aus diesem Mädchen geworden sein? Fortgegangen um ein Glas Wasser zu holen! . . . Quelle idée!"

„Sprechen Sie schnell, Reata," sagte Arnold; und da die eben angekommenen Reisenden eine Treppe höher stiegen, wollte er ihre Hand neuerdings erfassen.

„Nein, nein!“ rief Reata, die Hand zurückziehend. „Ich muß nun gehen. Die Andern warten. Ich kann jetzt nicht sprechen, es ist keine Zeit dazu, und überdies fehlt mir der Muth. Ich will es Ihnen schreiben, und dann sollen Sie entscheiden, ob Sie mir vergeben können oder nicht. Bis dahin sind Sie frei, erinnern Sie sich dessen; ich will Sie nicht binden.“

„Aber ich will gebunden sein!“ sagte er ungestüm, doch nur halblaut; denn eilenden Schrittes kam Jemand den Corridor entlang — Frau von Schwerendorf, auf der Suche nach Reata. „Ich gebe meine Rechte nicht auf — Sie gehören mir.“

„Ja, ich gehöre Ihnen. Sie aber sind frei.“

„Reata, Kind, sind Sie hier? und — Arnold! Quelle idée!“ rief Frau von Schwerendorf, als sie, um die Ecke biegend, überrascht anhielt.

Fragen, Antworten, Ausrufungen und Erklärungen, einige unzulängliche Ausflüchte, welche Arnold gezwungen war, im Drange des Augenblicks zu erfinden, wurden in den nächsten Minuten hastig gewechselt. Die Eile, der Wunsch, die Wagen nicht länger warten zu lassen, halfen leidlich über alle Schwierigkeiten hinweg. Eben jetzt hatte Niemand Zeit, die in der Sache bemerkbaren Widersprüche zu zergliedern.

„Und doch hast du mir kein Wasser gebracht!“ sagte Gabriele weinerlich, als Reata wie ein Wirbelwind in das Zimmer stob, um ihre Handschuhe aufzuraffen. „Fandest du Niemand auf der Treppe?“

„O ja, ich fand Jemand, aber darüber vergaß ich das Wasser!“ antwortete Reata fröhlich, und nachdem sie dem erstaunten Mädchen einen flüchtigen Kuß auf die Stirne gedrückt hatte, war sie wieder verschwunden.

44.

„Ah, sapperlot noch einmal!“ rief ein hochgewachsener, mit einem krausen gelben Backenbart geschmückter Cavalerie-Offizier, indem er am Eingange der Rotunde der Ausstellung, das Monocle im Auge, der Bodenbach'schen Gesellschaft wie vor Verwunderung versteinert nachstarrte.

„Ah, sapperlot noch einmal!“ wiederholte Schweiner — denn dieser war's in der That, mit dem vollen Glanze eines neuen Wangenschmuckes —, indem er sich seinem Begleiter zuwandte, einem Kameraden, demselben jungen Lieutenant, der das Mißgeschick hatte, gewisse Dinge stets zur unrechten Zeit zu sagen.

„Holla, Schweiner, du bist auch da?“ rief zurückblickend Langenfeld, indem er Reata, an deren Seite er gegangen war, für einen Moment verließ, um seinen Freund zu begrüßen.

„Ah, sapperlot noch einmal!“ sagte, während er Langenfeld die Hand schüttelte, Schweiner zum dritten Male. „Ei, das ist ja das Mädchen im Skizzenbuch! Woher ist sie denn jetzt aufgetaucht?“

Langenfeld erklärte in Kürze den Zusammenhang der Sache, und als er zu Ende war, machte der junge Lieutenant, welcher dem Berichte mit offenem Munde gelauscht hatte, die erste wirklich zutreffende Bemerkung, welche jemals vorher oder später aus seinem Munde kam: „Deshalb also schnitt Bodenbach das Blatt aus dem Skizzenbuche heraus!“

„Das ist zu vermuthen,“ antwortete Schweiner lachend, indem er mit Protectormiene seinem jugendlichen Kameraden auf die Schulter klopfte.

Obschon Bodenbachs und Schwerendorfs dies Mal eigentlich nur gekommen waren, um den ägyptischen Palast zu besuchen, begaben sie sich doch nicht geraden Wegs dahin. Fünf Uhr war die für den Einlaß bestimmte Stunde, und ungeachtet der kleinen Verzögerung war es noch eine Stunde zu früh. Arnold kannte

die Ausstellung noch nicht, und aus Rücksicht für ihn wurde vorerst ein Gang durch die Rotunde und die Hauptabtheilungen gemacht. Es bedurfte eindringlichster Vorstellungen, um Arnold von der Betrachtung der Maschinen abzuziehen, jener gewaltigen, ächzenden, arbeitenden Ungeheuer von Stahl und Eisen, welche Halka langweilig, Hermine lärmend fand, während Reata dieselben für abstoßend häßlich zu erklären pflegte. Heute indeß hatte sie nicht den gleichen Eindruck; denn Arnold war ja bei ihr, um ihr deren Vorzüge und Leistungen klar zu machen.

Halka's Blick streifte staunend Reata, welche mit Arnold an der einen und Langenfeld an der andern Seite plauderte und lächelte, wie sie seit dem Balle in D— bad nicht mehr geplaudert und gelächelt hatte.

Arnold war, seitdem sie den Ausstellungsraum betreten, nicht von Reata gewichen. Seine Conversation bestand jedoch ausschließlich in allgemeinen Bemerkungen; denn auch Langenfeld hielt fest wie die Muschel an dem Felsen, mit dem sie zu Stein wurde, und machte so jedes vertrauliche Gespräch unmöglich.

„Weshalb ist dieses Mädchen heute so strahlend?" fragte sich Halka sinnend. „Sie würde wirklich Arnold bestrickt haben, hätte ich nicht bei Zeiten Einhalt gethan. „Ja, schöne Reata, die fünfte Stunde naht, und wir werden sehen, ob du dann noch lächeltst."

Es war fünf Uhr geworden, als sie wieder in's Freie traten. War die Luft auch heiß und drückend, so war es doch eine Erfrischung, den gedeckten Räumen zu entgehen.

„Wir werden gut daran thun, Alle beisammen zu bleiben," sagte Halka, als die Gesellschaft sich dem Eingange des gelben orientalischen Gebäudes mit den schmalen Doppelfenstern näherte, welches das Modell oder das Ideal der ägyptischen Paläste darstellte.

Als Halka sprach, warf sie einen stechenden Blick auf Reata, welche noch immer, von Langenfeld und Arnold begleitet, einige Schritte zurückgeblieben war.

Es ergab sich keinerlei Schwierigkeit bezüglich des Einlasses, und unter Anführung eines halb civilisirten Arabers wurde, nachdem die Gesellschaft mit Kaffee und die Herren außerdem noch mit Tschibuks erfrischt worden waren, mit der Besichtigung der innern Räume begonnen.

Das Plätschern der Springbrunnen inmitten all' des Luxus von Marmor und Vergoldung war an diesem warmen Tage höchst wohlthuend. Fern von dem Staub und Gedränge draußen, fand man hier Kühle und Einsamkeit.

Gemächlich stiegen Alle die breite Treppe hinan, jeden Augenblick stehen bleibend, um irgend etwas zu bewundern, oder über das Geländer sich neigend, dem Plätschern der Springbrunnen zu lauschen. Noch immer befand Reata sich unter den Letzten und Halka allen Uebrigen voraus, — Reata unbefangen plaudernd, Halka stumm. Sie war während der letzten fünf Minuten plötzlich sehr schweigsam geworden, und jetzt, auf der Höhe der Treppe angelangt, hemmte sie den Schritt und wartete, bis die Andern insgesammt herankamen.

„Wie schön ist das alles!" rief Frau von Schwerendorf enthusiastisch."

„Und doch haben wir noch das Schönste nicht gesehen," sagte Otto; „es bleibt uns noch eine weitere Reihe von Gemächern."

„Gewiß," stimmte Langenfeld lebhaft zu; „wir müssen ja den Harem sehen. Ich hoffe, man wird uns denselben nicht vorenthalten."

„Ein schönes Geschenk des Vicekönigs an unsern Kronprinzen!" bemerkte Arnold.

„Ob er wohl den guten Geschmack hatte, den Harem gehörig auszustatten," versetzte Langenfeld nachdenklich.

Halka sah verletzt aus und Hermine einfältig. „Wenn er doch nicht in dieser Weise spräche," flüsterte Frau von Schwerendorf erregt dem alten Baron zu.

„Die Gemächer sind offen, nicht wahr?" fragte Halka den Araber.

Dieser bejahte.

„Und ist Niemand darin?“ fragte sie weiter.

Es sei Jemand darinnen, erklärte der Führer in gebrochenem Deutsch.

„Wie ärgerlich!“ rief Otto ungeduldig.

„Was gibt es denn?“ fragte der alte Baron.

„Harmlose Besucher, ohne Zweifel,“ meinte Reata; „sie werden uns nicht stören.“

„Wie viele sind da?“ fragte Frau von Schwerendorf, ihre Locken in das Gesicht des halbcivilisirten Arabers schüttelnd.

„Eine einzige Dame,“ erwiderte dieser.

„Nun, das ist harmlos genug,“ schaltete Arnold ein.

„Wo befindet sie sich?“

„Im Harem.“

„O, herrlich!“ jauchzte Langenfeld, seine Zähne zeigend. „Eine Dame im Harem! Dann hat der Vicekönig die Sache doch gut gemacht.“ Von fernern gewagten Scherzen wurde Langenfeld aber durch Halka's Gesichtsausdruck zurückgehalten.

Nicht verletzt sah sie aus. Es lag etwas wie Spannung und Beklommenheit in ihren Augen. Doch schien sie nicht in der Laune, unpassende Bemerkungen zu dulden.

Der Führer schritt voran und öffnete die Thüren. Halka zögerte nun und ließ die Andern an sich vorübergehen, auch Reata. Sie that es nicht auffallend, sondern trat nur unter dem Anschein, eine Wandverzierung zu betrachten, etwas bei Seite.

Langenfeld folgte, Allen voran, dem Araber auf dem Fuße. Reata und Arnold waren einige Schritte weit zurück. Die Uebrigen schlossen sich in dichter Gruppe an.

Der Harem des ägyptischen Pavillons umfaßte zwei mit reichen Teppichen und Kissen ausgestattete, durch einen offenen Thürbogen getrennte Räumlichkeiten; niedere Sitze in glänzenden Farben waren an den Wänden angebracht und die Fenster lagen in ziemlicher Höhe.

In dem ersten Gemache trafen sie Niemand. Langenfeld sah in Verzweiflung um sich; als er jedoch, sich an dem Führer

vorbeidrängend, in den zweiten Raum eingetreten war, schnellte er plötzlich zurück und wendete sich gegen seine Begleiter mit einem wunderlichen Gefunkel der Augen und einer bittere Enttäuschung verrathenden Miene. Flüsternd verkündete er, der Vicekönig habe die Sache doch nicht so gut gemacht, als man berechtigt gewesen wäre, dies von ihm zu erwarten.

„Ich kann seinen Geschmack nicht bewundern," fügte er bei; „treten Sie ein und sehen Sie selbst."

Noch zwei Schritte, und sie sahen selbst.

Von einer niedern Seiden-Ottomane an der der Thüre gegenüberliegenden Wand erhob sich hastig und unter allen Anzeichen heftiger Bestürzung eine alte Dame mit einem großen Hut und einem ungeheuern, mit schweren Fransen besetzten, schwarz und weiß gestreiften Shawl. Als sie sich aufrichtete, fiel der Shawl zur Erde und hinderte ihre Bewegungen, indem er sich gewichtig um ihre Füße legte.

Eine alte Dame mit einem großen Hut und einem schwarzweißen Shawl, dies war's, was die Meisten der Gesellschaft sahen: Frau von Schwerendorf, Hermine, Baron Walther und Langenfeld; für die Augen der Andern aber war es nicht dies allein.

Mit einem lauten Aufschrei taumelte Otto zurück, sank auf einen der orientalischen Sitze und wiederholte, die Fremde fassungslos anstarrend, immer und immer wieder mit dem Ausdruck des Unglaubens: „Tante Olivia!"

Alle Anwesenden waren einige Augenblicke lang starr vor Ueberraschung. Halka's Blicke suchten ungeduldig nach Reata. Diese war mit Arnold im ersten Gemache zurückgeblieben.

„Was ist geschehen?" fragte Langenfeld, durch den Effect, welchen die alte Dame hervorbrachte, wie vom Donner gerührt.

„Olivia!" wiederholte wirr der alte Baron. „Wo ist Olivia? Wie ist dies möglich? Ist sie nicht todt?"

„Pour l'amour de Dieu!" murmelte Frau von Schwerendorf, Hermine näher an sich ziehend.

„Tante Olivia!“ wiederholte Otto in demselben Tone wie zuvor.

Seine Gattin blickte ihn scharf und forschend an. Wurde er wahnsinnig? Oder gab es hier noch mehr des Unrechten, noch etwas über dasjenige hinaus, worauf sie gezählt hatte?

Der Araber betrachtete die Scene mit orientalischem Gleichmuth.

„Was geht hier vor?“ fragte nun Arnold, mit Reata herankommend.

Halka wandte sich ihm entgegen; ihre Lippen waren fest zusammengepreßt und sie heftete ihre glänzenden grauen Augen mit einem Blick gehässigen Triumphes auf Reata's Antlitz.

„Darüber müssen Sie Fräulein Reata befragen; vielleicht ist sie im Stande, diese außerordentlichen Umstände zu erklären.“

Die Fremde hatte inzwischen, ängstlich bemüht, den Shawl von ihren Füßen loszulösen, einen Schritt vorwärts gethan.

Arnold blickte rasch und fragend auf Reata. Diese war zuerst heftig zusammengeschreckt und eine Secunde lang stehen geblieben, ihre Augen mit der Hand beschattend, als suche sie Gewißheit bezüglich dessen, was sie vor sich sah. Im nächsten Augenblicke aber ließ sie ihre Hand sinken, sprang zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden auf die Fremde zu und rief in freudiger Erregung: „Die alte Giraffe!“ Ungestüm warf sie sich in die Arme der alten Dame, und diese, ohnedies mit dem schweren Shawl belastet, wankte unter dem Anprall und fiel auf die niedere Ottomane zurück.

Alles wechselte verwunderte Blicke. Otto, dessen Augen noch immer unverwandt auf der Fremden hafteten, versuchte sich zu erheben; er war jedoch so erschüttert, daß er sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Den Andern mochte dieses Ereigniß seltsam erscheinen; für ihn war es unerklärlich. Baron Walther fragte Jedermann in aufgeregtem Flüstertone, wie es käme, daß seine Cousine Olivia nicht todt sei, und was aus ihren Brauen geworden; doch gelang es ihm nicht, Antwort zu erhalten. Arnold stand, die Arme verschränkt, ruhig in der Mitte der Gruppe. Betreten drehte Langenfeld die Spitzen seines Schnurrbartes, in

der dunkeln Ahnung, daß er Zeuge einer unangenehmen Familienscene sei und nicht hierher gehöre. Der Araber strich sich, fast unmerklich lächelnd, das Kinn.

Halka stand regungslos, ihre Züge waren wie aus Stein gehauen. Sie war verblüfft und schmerzlich enttäuscht über dieses Resultat ihrer List. Doch sie bemühte sich, unbewegt zu erscheinen; ihre tiefe Bläße ausgenommen, verrieth ihr Antlitz nichts von dem, was in ihr vorging.

„Vielleicht will Fräulein Reata so gütig sein," sagte sie jetzt mit harter, klarer Stimme, „uns dieser Dame, welche, wie es scheint, ihr bekannt ist, vorzustellen."

„Ja!" rief Reata, noch etwas athemlos, indem sie sich verwirrt, obgleich glückstrahlend, der Versammlung zuwandte. „Dies ist Fräulein Lackenegg, meine beste Freundin."

„Und muthmaßlich Ihre Verwandte, da Sie denselben Namen führen?" warf Halka ein, ihre Erregung mit Macht niederkämpfend.

Abermals ein lauter Ausruf von Seiten Otto's, welcher rathlos die Hand über die Augen gelegt hatte und nun, neuerdings zusammenzuckend, aufblickte.

„Nein, keine Verwandte!"

Die Augen auf Arnold gerichtet, stand Reata einen Augenblick unschlüssig da.

„Lassen wir das, bis wir daheim sind, unterbrach Frau von Schwerendorf mit einem angstvollen Blick auf Langenfeld und den Araber, dessen Lächeln längst wieder in orientalischem Ernst erstorben war. Es könnten Fremde hierherkommen."

„Ich wünsche durchaus nicht bis dahin zu warten," entgegnete Reata mit stolzer Geberde.

„Aber, meine Cousine Olivia . . ." hob Baron Walther, näher tretend, an.

„Es ist nicht meine Schuld," sprach nun die Fremde mit kläglicher Stimme; „ich glaubte, Sie allein zu finden."

Halka bewegte etwas ungeduldig den Kopf.

„Sollen wir also annehmen," fragte sie, „es gebe zwei Fräulein Lackenegg oder nur eines."

„Nur eines."

Aller Augen waren jetzt Reata zugewendet; diese hatte die Hand der alten Dame fallen gelassen und sich fast furchtsam den Uebrigen genähert.

„Es scheint also, Sie fanden es passend, für einige Zeit den Namen dieser Dame zu entlehnen. Wäre es demnach ungebührlich, Ihnen die Frage zu stellen: Wer sind Sie?"

Halka's Augen hafteten mit mitleidsloser Härte auf dem Antlitz des Mädchens; noch ahnte sie nichts von dem wahren Sachverhalt.

„Sie ist meine Braut!" ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, welche bis dahin geschwiegen hatte.

Arnold trat vor, stellte sich stolz an Reata's Seite und legte ihre Hand auf seinen Arm, mit einer Miene, welche sowohl ihr als allen Andern bedeutete, daß Niemand wagen dürfe, Reata zu beleidigen, welches auch der Name sei, den sie trüge. Kein Zug seines Antlitzes verrieth, daß er selbst eben so völlig im Dunkeln wie alle Uebrigen, daß er eben so wenig wie diese wußte, welches Geheimniß all' dem zu Grunde liege.

Mit tiefer Dankbarkeit schlug Reata die Augen zu Arnold auf. Die Hand auf seinem Arme, gab es kein Schreckbild mehr für sie.

Wieder schraken alle Anwesenden zusammen, und ihre Blicke suchten einander. Mehrere Ausrufungen wurden laut. Der alte Baron warf, den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung verlierend, die Arme empor. Ein Stöhnen drängte sich über Langenfeld's, eine gemurmelte Verwünschung über Otto's Lippen.

Hermine klammerte sich todtenbleich an den Arm ihrer Mutter.

„Braut! Quelle idée!" flüsterte Frau von Schwerendorf.

Auch Halka erbebte; diese Wendung kam ihr unerwartet; allein noch immer verließ ihre Geistesgegenwart sie nicht.

„Sehr befriedigend, ohne Zweifel!" sagte sie mit spöttischer Miene. „Ich hoffe, alle an der Sache Betheiligten werden es

in dem gleichen Lichte betrachten. Doch Sie erlauben mir wohl, zu fragen, mit welchem Namen Sie mittlerweile angesprochen zu werden wünschen? Ich habe das Vorurtheil" — und dieses einzige Mal in ihrem Leben verlor Halka die Herrschaft über sich selbst; hoch richtete sie sich auf und blickte mit Hohn auf Reata hin — „ich habe das Vorurtheil, die Namen Derjenigen kennen zu wollen, welche als Verwandte anzuerkennen ich verbunden sein werde. Sie haben den Namen Lackenegg von sich geworfen! Wie nennen Sie sich jetzt?"

Und stolzer noch, mit hoch gehobenem Haupte und blitzenden Augen antwortete Reata: „Olivia Bodenbach!"

45.

„Nennt sie Olivia!" hatte der trostlose Wittwer gesagt, als die leisen Klagelaute eines neugeborenen Kindes an sein Ohr drangen. „Nein, nicht Reata; nichts mahne mich an das, was ich verlor! Viele schon trugen den Namen Olivia Bodenbach, so möge denn auch diese ihn tragen. . . . Nehmt sie fort von hier . . . ich will das Kind niemals wiedersehen!"

So hatte Maximilian Bodenbach gesprochen, da er am Sarge seiner jungen, schönen Gattin stand.

„O, Reata, warum konntest du nicht bei mir bleiben? Hätte ich dich doch nie gekannt, statt dich so früh zu verlieren!" Und auf die Kniee stürzend, bedeckte er die kalte Hand mit leidenschaftlichen Küssen.

Die siebenzehnjährige geknickte Frauenblüthe, welche hier in den Sarg gebettet lag, das dunkele Haupt auf schneeigen Kissen, die schwarzen, seidenweichen Wimpern auf die bleichen Wangen gesenkt, ihre wunderbare Schönheit kaum getrübt durch den Tod — sie war das einzige Wesen, welches Maximilian Bodenbach jemals wahrhaft geliebt hatte.

Von Natur oberflächlich und selbstsüchtig, hatte er stets nur dem Genuß gelebt, sich nie gescheut, ihn zu erfassen, wie immer

er sich bot. Als Kind war Maximilian um seiner bestechenden Liebenswürdigkeit und seiner seltenen Schönheit willen von allen seinen Angehörigen verwöhnt worden. Als der schöne Knabe ein schöner Mann geworden war, ging die Bewunderung auch über den Familienkreis hinaus; er wurde das Idol der Gesellschaft. Auf die ihm angeborene Eitelkeit wirkend, führte all' dies seinen moralischen Ruin herbei. Bald waren alle edelern Triebe untergegangen in ungezähmter Ungebundenheit. Seine Talente lagen brach, und das höchste Ziel seines Strebens war das Behagen. Allem, was Leid oder Sorge bringen konnte, suchte er zu entrinnen, den Anblick des Unschönen und Unangenehmen von sich fern zu halten; stets überließ er alles Lästige den Andern und behielt nur das Angenehme für sich. Bei all' seiner Macht über die Herzen Anderer schien ihm selbst doch die Kraft wahren Gefühles zu fehlen. Er hatte sich in Folge eines Familien-Uebereinkommens in jungen Jahren vermählt. Seine Gattin war ihm niemals mehr als eine Null. Als seine Tochter Olivia aufwuchs, wurde ihm diese von einem Nichts zu einer Last, zu einem Hinderniß seiner Freiheit und seiner Vergnügungen. Daß sein Neffe Walther ihn zu der Zeit, da er so eilig Europa verließ, nicht von der Last dieser Tochter befreit hatte, vergab er niemals: ein Anderes ist es, als einzelner, unabhängiger Mann ein neues Leben zu beginnen, denn mit der Bürde einer erwachsenen Tochter.

Spät erst, als Maximilian sein fünfzigstes Lebensjahr schon überschritten hatte, kam endlich ein Augenblick, da die ganze in seiner Seele schlummernde Gefühlswärme erwachte und seine bis dahin schale Laufbahn durch eine aufrichtige, uneigennützige Zuneigung erhellte. Noch hatte er nichts von dem Zauber seines Wesens, dem höchsten seiner Vorzüge, eingebüßt. Die langen Jahre ungeregelten Lebens hatten in den Zügen dieses Mannes mit dem leichten Herzen und dem leichten Sinne nur geringe Spuren zurücklassen. Mit seiner hohen Gestalt und seiner edeln Gesichtsbildung hätte er noch manchen jüngern Rivalen überstrahlen können. Hier jedoch fand er keine Rivalen.

Das Weib, an welches er sein Herz verlor, war noch fast ein Kind an Jahren — die Tochter eines ehemaligen Indianer-Häuptlings, ein sechszehnjähriges Mädchen, dunkeläugig und von bewunderungswürdiger Schönheit. Reata hatte eine modern angehauchte Erziehung erhalten. Doch war es dieser nicht gelungen, eine mächtige Hinneigung zur Romantik zu unterdrücken, eine mit ihrem Innersten verwebte wilde Poesie, ihr vererbt von ihren indianischen Vorfahren. Maximilian Bodenbach war der erste Mann, der um ihre Liebe warb, und sie schenkte ihm dieselbe warm und ganz. Die Gewißheit, das Herz des hochgewachsenen Fremdlings gewonnen zu haben, erfüllte sie mit Stolz. Drei Mal so alt wie sie war er; doch darum kümmerte sie sich nicht. Er glich keinem der Männer, die sie bis dahin gesehen hatte; die Feinheit seines Benehmens und die Bildung seines Geistes sprachen sie an und fesselten sie. Sie liebte ihn mit der ganzen Gluth ihres Seins. Ihr Vater fügte sich den Wünschen des einzigen, heißgeliebten Kindes; er gab Maximilian die Tochter mit einem reichen Heirathsgut an Geld und Ländereien.

Während rasch verflossener zwölf Monate erfreute sich Maximilian reinen, ungetrübten Glückes. Seit längerer Zeit völlig vereinsamt, empfand er den Werth desselben um so tiefer. Im Jahre 1843 war seine Tochter Olivia in ihrem vierundzwanzigsten Jahre gestorben. Ein dunkeles Gerücht von diesem Ereignisse war zufällig bis zu seinen in Europa lebenden Verwandten gekommen; allein im Laufe der Zeit immer unbestimmter geworden, brachte ihnen dasselbe statt der Kunde vom Tode seiner Tochter irrthümlich diejenige von seinem eigenen. Seitdem hatten sie ihn nicht mehr unter den Lebenden geglaubt.

Es muß hier erwähnt werden, daß Olivia's romantische Neigung zu ihrem Vetter, lange bevor sie aus dem Leben schied, vollständig überwunden war. Sie starb, einem reichen mexicanischen Kaufmann verlobt, kurz vor dem für ihre Vermählung bestimmten Zeitpunkt, da alle Vorbereitungen beendet waren und das Brautkleid schon bereit lag.

Ein kurzes Jahr währte Maximilian's Glück. Alle seine Gedanken und Wünsche vereinigten sich in der von ihm angebeteten Gattin, und diese, fast noch ein Kind, fühlte sich glücklich an seiner Seite. Ob ihr Glück von Dauer gewesen sein würde, wäre wohl nicht leicht zu entscheiden. Ein warmes, enthusiastisches Gemüth, wie das ihre, hätte sie mit der Zeit erkennen lassen müssen, daß dieser Mann, dem sie sich mit ganzer Seele zu eigen gegeben hatte, an ihr Ideal nicht heranreichte. Ein einziges Jahr reichte jedoch nicht hin, die illusorische Erhabenheit zu vernichten, mit welcher das sechszehnjährige Mädchen den Gatten umkleidet hatte. Reata starb, die Augen auf sein Antlitz geheftet, seine Hand in der ihren, in dem Glauben, daß er der größte und edelste der Sterblichen sei.

Maximilian war nun wieder vereinsamt — doch nein, nicht ganz: ihr Kind war ihm geblieben. Wieder war er der Vater einer Olivia Bodenbach; allein wie er gleichgültig gegen seine erste Tochter gewesen, empfand er fast Haß gegen die zweite. Mit Widerwillen wandte er sich ab von dem Kinde, das er als die unmittelbare Ursache seines Verlustes betrachtete. Er gönnte ihm nicht den Namen seiner Mutter, und niemals wollte er es vor Augen haben, hatte er gesagt.

Nahezu buchstäblich hielt er Wort. In einer mexicanischen Pächtersfrau erhielt das Kind eine Pflegemutter, und es wuchs auf, barfuß, Hals und Arme unbedeckt, mit aufgelöstem Haar, frei und unbeschränkt umherstreifend, gleich einer jungen Wilden.

Inzwischen hatte Maximilian nach einigen in betäubendem Jammer hingebrachten Wochen sich aus seiner Erstarrung aufgerafft und war in eine neue Lebens-Phase getreten. Die seinem Wesen eigene Ruhelosigkeit, sein unstetes Sehnen nach Veränderung drängten, die Energie ersetzend, ihn dazu, seinem Dasein einen neuen Reiz zu schaffen an Stelle desjenigen, welcher ihm entschwand. Von jeher war er zu Speculationen geneigt gewesen, und nun wendete er die ganze Kraft seines Geistes an die Aufgabe, Reichthum zu gewinnen. Schon durch das Vermögen seiner Gattin, welches ihm vollständig zufiel, war er wohlhabend,

und so war ihm die Mühe des Grundsteinlegens erspart; er konnte sogleich mit dem Einsatze großer Capitalien beginnen. Der Zufall begünstigte seine Unternehmungen, und stetig wuchs sein Besitz. Nicht für einen besondern Zweck mühte er sich, Geld zu häufen; es geschah nicht seines Kindes wegen, denn er haßte dieses, wiewohl es ihm seit der Mutter Tod fern geblieben war. Seiner Angehörigen in Europa hatte er seit Jahren kaum gedacht, sein Streben stand daher auch zu diesen in keiner Beziehung.

Während all' dieser Jahre wurde von keiner Seite der Versuch gemacht, die alten Verbindungen wieder anzuknüpfen. Die Familie Bodenbach in Europa glaubte Maximilian todt und machte sich wenig Sorge um das Schicksal seiner Tochter. Daß ihm ein zweites Kind lebte, blieb ihnen unbekannt. So kurz war die Zeit von seiner Vermählung bis zu dem Tage, welcher ihn zum Wittwer machte, daß auch die meisten seiner mexicanischen Bekannten nichts von seinen Verhältnissen wußten. Er galt überall als ein alter, einsamer Junggeselle. Es schien fast, als wollte Maximilian alles, was sich auf sein früheres Leben bezog, vergessen, sogar seinen Namen, welchen er, als er sich dem Handel zuwandte, um die letzte Silbe kürzte.

Als die zweite Olivia Bodenbach das sechste Jahr erreicht hatte, wurde ihr Vater neuerdings an ihr Dasein gemahnt durch einen dringenden Brief seines Rechtsfreundes und Banquiers, des eben so gewissenhaften als klugen Herrn Le Vendeur. Dieser legte Maximilian die Sache mit Entschiedenheit vor, und mit einiger Mühe bestimmte er ihn endlich, das Kind aus des mexicanischen Pächters Hütte an einen passendern Aufenthalt bringen zu lassen, wo es dem Namen und der Stellung seines Vaters gemäß erzogen werden konnte. Seinen Grundsätzen getreu, wollte Herr Boden nichts mit dieser Angelegenheit zu thun haben; doch ließ er Le Vendeur nach Gutdünken schalten. Seine Antwort lautete: „Thun Sie, was immer Sie für gut finden; aber lassen Sie mich niemals von ihr hören oder sie sehen." So bevollmächtigt, hielt Herr Le Vendeur sorgfältig Umschau

und entschied sich für ein kleines Pensionat, welches von zwei unverheiratheten deutschen Damen Namens Lackenegg gehalten wurde. Dasselbe befand sich in einem entlegenen kleinen Städtchen im Hügellande; allein gerade hier boten sich günstigere Bedingungen für eines Mädchens Erziehung, als sonst in Merico.

Nachdem der Kampf mit dem Vater zu Ende war, mußte Le Vendeur einen andern mit der Tochter bestehen. Nur mit Gewalt konnte man Olivia aus dem Pächterhause bringen. Sie war außer sich vor Schmerz über das Scheiden von der einzigen Heimath, die sie kannte, und von den großen zottigen Hunden, ihren Gefährten und Spielgenossen. Ringend und zappelnd wurde sie in Herrn Le Vendeur's Arme gelegt, und von ihm in den Wagen gebracht.

Wie ein wildes Geschöpf wurde während der ersten Tage das Mädchen von seinen zehn oder zwölf neuen Genossinnen gescheut. Olivia schluchzte leidenschaftlich, als man ihr das erste Paar Schuhe und Strümpfe anzog und noch sechs Monate nachher versäumte sie keine Gelegenheit, beides abzustreifen und zu der geliebten Freiheit der bloßen Füßchen zurückzukehren. Aber im Alter von sechs Jahren schwindet der Kummer schnell, und die Regierung der Schwester Lackenegg war eine milde. Barbara, die Aeltere der Beiden, und ihrer Schwester an Intelligenz und Charakterstärke überlegen, führte die Oberherrschaft; sie war die einzige Lehrerin der Anstalt. Louise hingegen, ihre weichherzige, geistesarme Schwester, beschäftigte sich ausschließlich damit, die Kinder zu verhätscheln, auf ihre Gesundheit zu achten, sie von Strafen freizubitten und Belohnungen an sie zu vertheilen.

Gleichwohl schien es vom Schicksal bestimmt zu sein, daß Olivia sich ohne Erziehung behelfen sollte. Denn noch hatte sie kaum zwei Jahre in ihrer neuen Heimath zugebracht, als das Pensionat aufgelöst werden mußte. Ein bösartiges Fieber, welchem mehrere Zöglinge zum Opfer fielen, raffte auch Fräulein Barbara, des Hauses leitenden Geist, hinweg. Die weniger begabte Schwester fand sich auf ihre eigene Kraft gestellt, kämpfte sich während einiger Monate weiter und gab die Sache dann

auf. Alle Kinder, welche der verheerenden Krankheit entronnen waren, kehrten heim zu ihren Eltern; Olivia allein blieb zurück. Nun wurde das Uebereinkommen getroffen, daß gegen eine bedeutende Entschädigungs-Summe Fräulein Louise Lackenegg das Kind bei sich behalten und für dessen Erziehung Sorge tragen solle. Diese Anordnung war allen Betheiligten genehm, und Olivia wurde aus einem Kinde zur Jungfrau, einsam lebend mit der gutmüthigen deutschen Dame, welche das verlassene Mädchen allmälig liebgewonnen hatte wie ein eigenes Kind.

Endlich kam der Tag, da Maximilian nach jahrelangem Streben mehrfacher Millionair geworden war, doch nun auch ein gebrochener Greis, der sich gezwungen fand, die Beschwerden und Aufregungen der Geschäfte aufzugeben, um Ruhe zu suchen. Nur einer kurzen Spanne Zeit konnte er noch entgegensehen; denn seine Gesundheit war vollständig zerrüttet. Nun erst dachte er an die Nothwendigkeit, über seinen Reichthum zu verfügen. Er erinnerte sich der ihm völlig fremden Tochter, und erwog die Wahrscheinlichkeit der Existenz von Verwandten in Europa. Er wandte einige Mühe daran, von dort Auskunft zu erhalten; doch that er dies insgeheim durch seine eigenen Quellen, nicht durch Le Vendeur.

Mit der ihm angeborenen Schlauheit und einem neu entstandenen Instinct des Geizes, welcher an die Stelle der schrankenlosen Verschwendungssucht seiner jüngern Jahre getreten war, vermied Maximilian sorgfältig alles, was seine Verwandten zu der Entdeckung seines Aufenthaltes und seines Reichthums führen konnte. Sie mochten an diesem nach seinem Tode Antheil haben; so lange er lebte, wollte er ihn für sich allein behalten.

Die Nachrichten, welche ihm von Europa zukamen, entschieden zwei wichtige Punkte: vorerst, daß seine Ehre durch bedeutende Opfer seines nun seit mehr als dreißig Jahren verstorbenen Bruders Felix wieder hergestellt worden, und er dessen Erben daher zu einem ziemlich hohen Betrage verpflichtet war; dann, daß kurz nach seiner Abreise von Europa sein Neffe Walther, der einst sein Schwiegersohn werden sollte, mit der Tochter eines

reichen Banquiers sich vermählt hatte. Diese Mittheilung erweckte den lange verstummten Groll gegen Walther in des alten Mannes Brust auf's neue. Zu dieser Zeit entwarf er das Testament, welches mehrere Menschenschicksale so seltsam beeinflussen sollte.

Früher, als Maximilian es dachte, trat das Ende an ihn heran. Kurze Zeit nachdem er das Testament verfaßt hatte, beraubte ein Schlagfluß ihn seiner letzten Kräfte. Es war augenscheinlich, daß er nur wenige Tage mehr leben konnte, und obschon er nicht den Wunsch aussprach, seine Tochter zu sehen, nahm Herr Le Vendeur es auf sich, sie herbeizurufen.

Niemals, ausgenommen innerhalb der letzten Monate, hatte Maximilian auch nur einen einzigen Gedanken für Olivia gehabt. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß sie ihrer Mutter gleichen könne; als sie aber nun hereintrat und er sie zum ersten Male seit dem Tage ihrer Geburt erblickte, da ergriff ihn die außerordentliche Aehnlichkeit mit Macht.

„Reata!" rief er, indem er sich bebend in seinen Kissen erhob und dem Mädchen, das scheu und verwirrt vor ihm stand, die Arme entgegenstreckte.

Er wähnte, die letzten zwanzig Jahren seines Lebens seien plötzlich ausgelöscht und er sähe seine junge Gattin wieder — nicht mit der Todesbläße auf Lippen und Wangen, wie er sie zuletzt im Sarge sah, und wie ihr Bild seitdem in seinem Herzen lebte, sondern lebenswarm, schön, entzückend, wie sie war, als er um sie warb.

Olivia war Herrn Le Vendeur's Aufforderung mit widerstrebenden Gefühlen gefolgt. Sie kam mit Unwillen im Herzen gegen den Vater, der sie so lange vernachlässigt hatte. Doch da er ihr nun vom Todesbette die zitternden Hände entgegenstreckte und sie mit dem Namen ihrer Mutter anrief, da schwand jede Spur von Groll. Die Zärtlichkeit in dem Tone jenes einzigen Wortes, der rührende Impuls, welcher durch die das Wort begleitende Geberde zum Ausdruck kam, zeugten für die Liebe, die so lange in seinem Herzen gelebt. Noch am Rande

des Grabes hatte Maximilian Bodenbach einen Theil jenes unwiderstehlichen Zaubers bewahrt, durch welchen er in jüngern Jahren so oft Gegner zu Freunden umstimmte.

Nur für wenige Stunden hatte er die Tochter gefunden; er starb am folgenden Tage, die letzten Augenblicke versüßt durch den Wahn, die lange verlorene Gattin sei ihm wiedergegeben.

„Reata, verlasse mich nicht nochmals; mein Leben war trüb ohne dich," murmelte er, ehe seine Augen sich schlossen.

Nun fand sich das Mädchen als Waise, wenngleich kaum vereinsamter als während seines ganzen frühern Lebens. „Reata hatte ihr Vater sie genannt, und von nun an wollte sie keinen andern als diesen Namen führen. Immer war es ihr heißer Wunsch gewesen, mehr von ihrer Mutter zu wissen; nun sollte wenigstens deren Name der ihre sein. Für Alle, die sie später kennen lernten, hieß sie Reata; und auch Jene, welche sie vorher schon gekannt, fanden den neuen Namen passend und gaben ihr diesen gern.

Eine reiche Erbin war sie jetzt, majorenn, unabhängig, und einzige Vollstreckerin des väterlichen Testamentes. Ihre einsame Stellung war eine ungewöhnliche. Monate lang konnte sie sich in die Neuheit derselben nicht völlig schicken; sie machte keine Anstrengung zur Aufsuchung ihrer Verwandten, um den Verbindlichkeiten ihres Vaters gegen dieselben nachzukommen. So fügte es sich denn, daß diese die ersten Schritte thaten. Jene Notiz, die auf irgend welchem Wege in ein steierisches Localblatt Eingang fand, war die erste Mittheilung, welche den Bodenbachs zukam. Diese, von Maximilian's zweiter Heirath nicht unterrichtet, mußten als selbstverständlich annehmen, die in dem Blatte erwähnte Olivia Bodenbach sei dieselbe, welche dreißig vorher mit ihrem Vater Europa verließ.

Wie vor der Umgestaltung ihrer Verhältnisse lebte Reata allein mit Fräulein Lackenegg, von welcher sie sich nicht trennen wollte. Die alte Dame hatte eine so innige Zuneigung für das Mädchen gefaßt, daß sie diesem gern in die neue Heimath folgte.

Jener erste Brief Arnold's wurde von Reata mit Jubel begrüßt. Ueber die Maßen reizte es ihre Phantasie, für ihre ungefähr dreißig Jahre ältere Schwester gehalten zu werden, welche sie selbst niemals gesehen. Ihre einzigen Erinnerungen an die Verstorbene bestanden in einem verblichenen Miniatur-Bilde, das sie im Schreibtische ihres Vaters, und einem schweren altmodischen weißen Atlaskleid, das sie wohlverwahrt in einem Schranke fand.

„Mein Neffe!" rief sie, fast erstickt vor Lachen. „Erst acht Jahre nach meiner Abreise von Europa geboren! Ei, er muß ja um wenigstens fünf Jahre älter sein als ich," sagte sie, rasch nachrechnend. „Nie habe ich etwas so Ergötzliches gehört! O, das ist zu reizend; es wäre ja jammerschade, ihren Wahn zu zerstören; ich will versuchen, ob ich meine Rolle als alte Tante aufrecht erhalten kann."

Trotz Fräulein Lackenegg's Abmahnungen beharrte Reata dabei, den Brief nach ihrem eigenen Gutdünken zu beantworten. Es war nichts als ein Scherz-Einfall eines lebhaften, etwas excentrischen, von je her an Unabhängigkeit gewöhnten Mädchens, welches danach dürstete, in sein bis dahin ruhig hinfließendes Dasein einige Erregung zu bringen. Doch erwies dieser Scherz sich als das erste Glied einer Kette von Begebenheiten, die zu ernsten Resultaten führen sollten.

Der kurz auf Arnold's Brief folgende sentimentale Erguß des alten Barons erhöhte nur ihr Vergnügen an der von ihr angenommenen Rolle; und als festgesetzt wurde, daß einer ihrer Neffen von Europa zu einem Besuch herüberkommen sollte, faßte sie den Entschluß, die Täuschung noch fortdauern zu lassen.

„Ich will dir etwas sagen!" rief sie eines Tages plötzlich, als Otto's Ankunft nahe bevorstehend war. „Ich werde eine Perrücke aufsetzen, Runzeln auf mein Gesicht malen, mit verstellter Stimme sprechen und . . ."

„Wozu aber alles das?" unterbrach sie Fräulein Lackenegg verwundert.

„Erräthst du es denn nicht?“ jauchzte Reata, von ihrem Sitze emporspringend. „Mein Neffe oder Vetter zweiten Grades, oder wie immer du ihn nennen willst, soll mich für alt halten. Schilt mich nicht: es wird so belustigend sein!“

Ein Versuch wurde gemacht und mißglückte vollständig. In ihrer Einsamkeit, ohne Bekannte und Freunde, war es nicht ohne Schwierigkeit, Jemand zu finden, mit dem ein Experiment gemacht werden konnte. Reata entschied sich endlich für Herrn Le Vendeur; unter dem Vorwande von Geschäften wurde derselbe nach der Hacienda berufen und auf die Probe gestellt. Man sagte ihm, eine alte Dame wünsche ihn zu sprechen; und er wurde in ein Gemach geführt, wo Reata, mit einer Perrücke von grauer Wolle, einer weißen Spitzenhaube und Augengläsern, das Gesicht reich mit grauen Linien bemalt, welche diejenigen des Kummers und des Alters ersetzen sollten, in einem großen Lehnstuhl saß, sorglich bemüht, alt und ernst zu erscheinen.

„Womit kann ich dienen?“ hob Le Vendeur mit einer tiefen Verbeugung an, da er in dem absichtlich gemilderten Licht die Wahrheit nicht allsogleich entdeckte. Da erschreckte ihn die alte Dame durch Laute wie von einem Erstickungsanfall. Der Versuch einer Antwort brachte nur einige, von unterdrücktem Lachen zitternde Worte hervor, deren Ton alles verrieth. Dann sprang Reata, mit einem Aufschrei der Fröhlichkeit sich überwunden gebend, auf, riß die Perrücke herab und versicherte, sie sei unfähig, die Posse weiter zu treiben. Herr Le Vendeur lachte und fragte nach dem Grunde der Maskerade; doch erhielt er keine verständliche Antwort. Die „Giraffe“, welche sich anschickte, eine Erklärung zu beginnen, wurde durch ein warnendes Stirnrunzeln zum Schweigen gebracht. Reata war Herrn Le Vendeur eben so herzlich zugethan, wie sie ihn hochachtete; sein ernster Sinn aber flößte ihr Scheu ein. Sie wußte, daß er, fehlte ihm auch die Macht, ihre Handlungen einzuschränken, eine Komödie wie diejenige, welche sie im Sinne hatte, nachdrücklich mißbilligen würde.

„Die alte Tante ist gefunden!“ rief sie, sobald sie wieder mit Fräulein Lackenegg allein war, und sie schloß diese so fest in die Arme, daß sie ihr fast den Athem benahm.

„Was meinst du, Kind?“ fragte ruhig die alte Dame, der solche Ueberfälle nicht fremd waren.

„Ich bin mit allem im Reinen,“ erwiderte Reata, indem sie die Freundin freigab und, ihr Haar zurückstreichend, erregt in einen Stuhl sank. „Wir werden die Rollen tauschen; du sollst die Tante, ich die Gesellschafterin sein.“

„Ich — die Tante!“ wiederholte Fräulein Lackenegg erschreckt.

„Allerdings,“ sagte Reata ernsthaft, aber mit vor Vergnügen glänzenden Augen.

„Nie erhältst du meine Zustimmung dazu!“ entgegnete fast energisch die alte Frau.

„Sicherlich, wenn du mich lieb hast!“ rief Reata, und wieder legte sie beide Arme um den Nacken ihrer Gefährtin und drückte sie mit Heftigkeit an sich.

An solchem Ungestüm mußte sich jeder Widerstand brechen, und Reata's Hartnäckigkeit trug den Sieg davon.

„Es ist ein großes Unrecht,“ sagte mit Thränen in den Augen Fräulein Lackenegg wenige Stunden vor Otto's Ankunft. Ihr Muth sank bei der nahen Aussicht auf die Feuerprobe. „Ich werde nicht wissen, was ich thun oder sagen soll.“

„Du brauchst ja sonst nichts zu thun,“ gab Reata lebhaft zurück. „Denke nur, daß er unschuldig ist wie ein neugeborenes Kind, und gewiß nicht so leicht auf die Spur kommt. Sage nur von Zeit zu Zeit: »Mein lieber Otto«, und wenn ich eintrete, deute an, ich sei deine Gesellschafterin und heiße Reata; das ist alles, was geschehen muß.“

„Wenn er aber von seinem Vater spricht und von frühern Zeiten?“ wendete die alte Dame ein.

„O, dann sage nur, dein Gedächtniß sei schwach, oder halte das Taschentuch vor's Gesicht.

„Ich kann es nicht thun,“ ächzte die „Giraffe“ mit einem letzten verzweifelten Fluchtversuch.

„Du mußt!“ rief Reata ungeduldig, indem sie, den Kopf zurückwerfend, mit dem Fuße stampfte, wodurch sie die alte Dame so sehr erschreckte, daß diese sich ergab. „Nimmermehr will ich dich lieb haben, wenn du es nicht thust.“

Durch den so mühelos errungenen Erfolg des ersten Abends sah Reata sich zu weitern Experimenten ermuntert. Bald schmeichelnd, bald drohend erhielt sie sich Fräulein Lackenegg's Fügsamkeit von Tag zu Tag. Reata, glückselig über das Gelingen, fand immer mehr Gefallen an der Entwickelung ihrer Schelmerei. Das Neue in dem selbstgeschaffenen Zustande berückte sie; sie wollte versuchen, wie lange sie das Begonnene fortzuführen vermochte, und es dünkte ihr, daß die Enthüllung nur um so überraschender sein müßte, je länger sie hinausgeschoben würde. Leicht genug war es, die Sache fortzuspinnen; denn trotz unzähliger kleiner Widersprüche, die zu Tage traten und Otto's ernstliches Mißtrauen hätten erwecken können, errieth dieser doch nichts. Wohl wurde seine Neugierde oft durch das Benehmen der alten Dame und Reata's bestimmenden Einfluß auf dieselbe angeregt. Allein gänzlich ohne Ahnung der wahren Verhältnisse, nahm er alles hin, wie es sich ihm darstellte. Hätte Reata's Schönheit ihn nicht so rasch bethört, so würde er die um ihn her auftauchenden Zeichen vielleicht mit größerer Aufmerksamkeit beachtet haben; doch sein ganzes Denken war von seiner Leidenschaft beherrscht, und alles, was sich nicht auf diese bezog, ging unbemerkt an ihm vorüber.

Von Seiten der wenigen auf der Hacienda befindlichen Diener fürchtete Reata keinen Verrath; dieselben waren sehr primitiven Verstandes und einzig der Sprache des Landes mächtig.

Die alte Dame fand die Durchführung ihrer Rolle nicht allzu schwer. Von jeher daran gewöhnt, allen ihren Anvertrauten liebevolle Sorgfalt entgegenzubringen, kleidete die Rolle der Tante sie vortrefflich. Otto's anziehendes Wesen und sein achtungsvoll-freundliches Benehmen gegen sie mußten ihm ihr Herz gewinnen, so daß sie ihn fast wirklich als ihren Neffen betrachtete. Gleichwohl hielt sie sich abseits, sich damit begnügend,

bei den Mahlzeiten zu erscheinen. Sie fühlte sich recht unbehaglich und drang täglich von neuem in Reata, der Posse ein Ende zu machen.

Diese aber dachte in ihrer frohen Erregung nicht, daß ihr Spiel auch Schaden bringen könnte. In ihren Augen war es ja kein Betrug, sondern nur eine ergötzliche Komödie.

Ihr Geheimniß war sehr gefährdet, als Herr Fadenhecht nach der Hacienda kam. Sie hatte darauf gerechnet, daß die Geschäftsangelegenheit geordnet sein und er sich wieder entfernt haben würde, ehe Otto sein Zimmer verließ. Als sie aber den Anwalt, von Otto begleitet, in's Frühstückszimmer treten sah, fürchtete sie, es sei alles gescheitert. So peinlich es für sie war, Herrn Fadenhecht in's Vertrauen zu ziehen, fand sie sich doch gezwungen, dies zu thun. Die Enthüllungsscene durfte in seiner Gegenwart nicht stattfinden; dem mußte vorgebeugt werden um jeden Preis.

„Nur ein Scherz ist es," sagte sie stolz; „allein es wäre mir unlieb, wenn Baron Bodenbach jetzt schon die Wahrheit erführe."

„Ein Scherz — so ist's, Fräulein Bodenbach. Aber darf ich fragen, welchen Zweck . . ."

„Es geschieht ohne besondern Zweck, einzig zu meinem Vergnügen. Und vergessen Sie nicht," fügte sie hastiger und mit gebieterischer Geberde hinzu, „es ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß Sie gegen Herrn Le Vendeur nichts davon erwähnen."

Dies wurde von Herrn Fadenhecht in dem Sinne aufgefaßt, daß eine Indiscretion das höchste Mißfallen der Erbin für ihn zur Folge haben würde.

„Kein Wort, wenn Sie befehlen! Ich verstehe vollkommen. Alte Herren pflegen häufig Kurzweil zu verderben."

„Ich sagte nicht, es sei Kurzweil," entgegnete Reata mit angenommener Würde, „sondern daß es in meinem Belieben liege, so zu handeln."

„Ich meinte, Sie sprachen von Vergnügen?" murmelte Herr Fadenhecht, und hier wurde der Dialog abgebrochen.

An dem Tage, da dieses Gespräch stattfand, dämmerte in Reata's Seele zum ersten Male die Vermuthung auf, Otto könne sie lieben. Der nächste Tag brachte den Ausflug nach dem mexicanischen Dorfe und Otto's Erklärung, — und nun hätte sie gesprochen, wäre nicht in der Unruhe und Verwirrung, verursacht durch den Sturm und den Verlust der Pferde, ein neues Hinderniß erstanden.

Otto's unmittelbar hierauf folgende Erkrankung machte dann jede Auseinandersetzung unmöglich; denn auch als er nach vierzehntägiger Einschließung in sein Zimmer ihrer Gesellschaft wiedergegeben wurde, war jede heftige Erregung streng untersagt.

In jener Zeit sehnte Reata sich nach dem Aufhören des Geheimnisses und sah mit Ungeduld der ersten für dessen Offenbarung geeigneten Gelegenheit entgegen. Ein Mal schon war sie auf dem Punkte, zu sprechen, als eine zufällige Unterbrechung dazwischen trat, und ehe es ihr gelang, das Gespräch ein zweites Mal ihrem Ziele zuzulenken, hatte ein gewisses Etwas in des Geliebten Benehmen oder in seinen Worten sie verletzt und erkältet — ein leichter Schatten nur, aber hinreichend, um einen Einblick in seinen Charakter zu erschließen. Empfindlich und stolz, wie sie war, wurde sie hierdurch tief getroffen. Jetzt erst entsprang und gestaltete sich in ihrem Geiste der Plan, die Täuschung weiterzuführen, um mit deren Hülfe Otto's Treue zu erproben. Die Testaments-Bestimmungen ihres Vaters gaben ihr hierzu die geeigneten Mittel. Sie wußte, daß Otto den Reichthum liebe. Würde er diesen höher halten als ihren Besitz?

Ein gefährliches Spiel war es, und vielleicht ein grausames. Reata aber, immer in hohem Grade romantisch, dachte nicht an die möglichen Folgen. Sie wollte die Tiefe der Neigung Otto's ergründen; doch indem sie dies versuchte, verlor sie ihn, und gefährdete ihr eigenes Lebensglück wie das seine.

Am Abend vor Otto's Abreise mußte sie mit Fräulein Lackenegg einen schweren Kampf bestehen. Die Wahrheitsliebe

der alten Dame regte alle Energie auf, über welche sie verfügte, zu einem letzten Versuche, Reata zu vermögen, sich Otto zu erkennen zu geben, ehe er schied. Erst nachdem Reata ihr Verlöbniß bekannt hatte, gelang es ihr, die Freundin zu beruhigen. „Zuverlässig ist es mir gestattet, meinem Verlobten gegenüber nach meinem Willen zu handeln," sagte sie, Fräulein Lackenegg stürmisch umarmend.

„Es ist aber Unrecht, — der reine Betrug!" schloß diese voll Betrübniß.

„Ich weiß es wohl; doch soll ja bald alles aufgeklärt werden," erwiderte Reata. Im Stillen aber fügte sie bei: „Mein Versprechen, zu schweigen, brach ich nicht; nur vor seiner Tante sollte ich, was zwischen uns vorfiel, geheim halten, nicht aber vor der armen alten Giraffe, die ja keine Stimme in dieser Sache hat.

Nach Otto's Heimkehr war es ein Leichtes, die Täuschung aufrecht zu erhalten. Nichts ereignete sich, was ihm die Augen geöffnet hätte. Es war Reata, welche nun an ihrer Rolle ein tieferes Interesse fühlte, geglückt, alles abzuwenden, was zur Enthüllung führen konnte. Otto beabsichtigte, vor seiner Einschiffung Herrn Le Vendeur aufzusuchen. Reata überredete ihn jedoch, dies zu unterlassen. „Wozu?" sagte sie; „es kann alles eben so gut schriftlich besorgt werden."

So vergingen mehrere Monate ohne die Gefahr einer Entdeckung. Die den Großneffen Maximilian's bedingungslos vererbten Geldsummen wurden denselben auf regelrechtem Wege übermittelt, und zu diesem Zwecke zwischen den Bodenbachs und Herrn Le Vendeur einige Geschäftsbriefe gewechselt. Mehrere der eingesandten Documente trugen Olivia Bodenbach's Unterschrift; alles war in correcter Weise durchgeführt — nur Olivia nicht diejenige, die sie schien.

Im August wurde Fräulein Lackenegg zu einer entfernt wohnenden kranken Nichte gerufen, und nun blieb Reata ganz allein. Sie übersiedelte aus der Hacienda nach Mexico, nur von einer alten Haushälterin begleitet. Herrn Le Vendeur's

Anerbieten, ihr für die Dauer der Abwesenheit ihrer Freundin eine andere passende Gesellschafterin zu besorgen, hatte sie abgelehnt. Sie wollte lieber einsam sein, als eine Fremde um sich haben. Damals schrieb sie an Otto, sie fürchte, im nächsten Winter nicht nach Europa reisen zu können, da die alte Dame hierzu wahrscheinlich nicht im Stande sein würde.

Bald darauf gab Reata in einer Aufwallung des Verdrusses dem Verlobten die Freiheit zurück. Schon seit längerer Zeit hatte sie aus Otto's Briefen das Schwinden seiner Neigung herausgefühlt. Er bestehe die Probe nicht, sagte sie sich, und eher wolle sie ihn aufgeben, als sich mit halber Liebe begnügen. Sein nächster Brief, in welchem er in die Trennung willigte, doch in herzzerreißenden Ausdrücken von seiner unauslöschlichen Zuneigung sprach, brachte einen entgegengesetzten Seelenzustand bei ihr hervor. Sie war tief gerührt, und gestand sich, daß ihr Benehmen gegen ihn nicht nur thöricht, sondern auch unedel gewesen sei. Sie wollte ihn wiedergewinnen. Allein auf welche Weise war dies möglich? Sie selbst hatte das Band zerrissen und konnte es nun nicht wieder knüpfen. Nach langem Sinnen verfiel sie auf ein Auskunftsmittel, welches ihr ermöglichte, nach Europa zu reisen, ohne ihren wirklichen Beweggrund offenbar zu machen. Wäre sie nur erst dort, so würde, daran zweifelte sie nicht, Otto unverzüglich zu ihr zurückkehren. Indem sie ihren wahren Namen nannte, würden dann alle Schwierigkeiten hinweggeräumt werden.

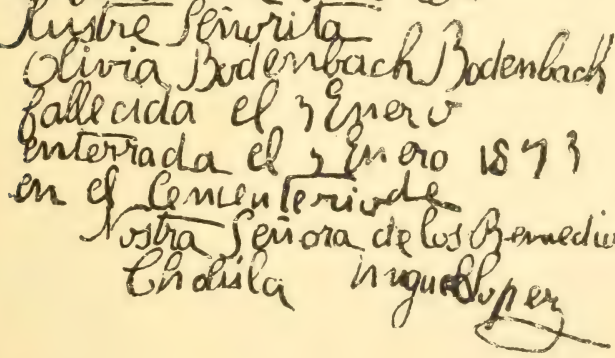
Während sie allein in der Hauptstadt weilte, hatte Fadenhecht, welchen Herr Le Vendeur wegen Pflichtverletzungen entließ, seine Kenntniß des Vorgefallenen benützt, um Geld von ihr zu erpressen. Die Erfüllung seiner Bedingungen war für sie eine Nothwendigkeit, wollte sie ihre Pläne nicht vereitelt sehen.

Herr Le Vendeur, über das Ablehnen der von ihm vorgeschlagenen Gesellschafterin ohnedies ungehalten, wurde es noch mehr, als er eines Tages erfuhr, die Erbin sei plötzlich und unbegleitet nach Europa abgereist. Sie hatte einen Brief für

ihn zurückgelassen mit der einzigen Erklärung, daß sie ihre Verwandten zu besuchen gedenke, und mit dem sehr bestimmt ausgesprochenen Wunsche, er möge jeden schriftlichen Verkehr mit ihr unterlassen, bis er weitere Nachrichten erhalten haben würde.

Reata hatte den Plan gefaßt, ihre Verwandten glauben zu machen, Olivia Bodenbach sei gestorben, und sie selbst, die für deren Gesellschafterin galt, suche nur für einige Zeit eine Heimstätte bei ihnen. Da Otto's Angehörige von dem nun aufgelösten Verhältnisse nicht unterrichtet waren, glaubte Reata auch in dieser Hinsicht sicher zu sein. Zuversichtlich aber hoffte sie, Otto würde, sobald er ihre Anwesenheit erführe, herbeieilen, und sich so alles wieder gut gestalten.

Längere Zeit hindurch erwog sie die Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens; denn sie wußte, daß ein Brief mit der Nachricht von dem Tode Fräulein Bodenbach's nicht genügen könne. Unter den Papieren in dem Pulte ihres Vaters fand sie ein mit wunderlichen Schriftzeichen beschriebenes vergilbtes Blatt, welches, obschon einem legalen Documente sehr wenig ähnlich, gleichwohl der Begräbnißschein ihrer Halbschwester Olivia war.



Dies entsprach ihren Zwecken ganz besonders. Olivia Bodenbach war am 3. Januar gestorben, und jetzt war dieser Monat fast zu Ende. In einem einzigen Punkte fehlte die volle Uebereinstimmung; aber ein unbedeutender Federstrich verwandelte die Zahl 4 in 7, so daß nun an Stelle von 1843 die Jahreszahl 1873 stand.

So unglaublich es scheinen mag — sie hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Unrecht, welches sie beging. So fest war ihr Sinn auf den Zweck gerichtet, daß sie bei der Wahl der Mittel nicht zwei Mal überlegte; und wäre sie selbst kaltblütig genug gewesen, inne zu halten und nachzusinnen, so würde ihr dennoch das Bewußtsein einer Uebelthat fern geblieben sein. Sie würde gedacht haben: „Für die Verstorbene ist es gleichgültig, und Schaden kann daraus nur für mich allein erwachsen.“ Wahrscheinlich ist, daß sie ihr Vorhaben aufgegeben haben würde, hätte sie vorhersehen können, wie viele Täuschungen und schließlich auch ein wirkliches Vergehen, wie das Unterschlagen eines Briefes, diese erste nach sich ziehen werde. Erst später, nachdem sie europäische Denkungsart kennen gelernt hatte, begann ihr Gewissen sich zu regen. Arnold's strenges Rechtsgefühl, welches keine Ausflucht gestattete und keinen Trug vergab, war es, das sie zuerst aufschreckte und allmälig zu der Erkenntniß erweckte, wie sehr sie sich vergangen habe — nur um einer überspannten Idee willen.

Sie beförderte das Certificat, begleitet von einem unklar gehaltenen Briefe, nach Steinbühl, und trat bald darauf die Reise nach Europa an. Sie wähnte nicht, daß es ihr gelingen könne, längere Zeit hindurch ihre Verwandten zu täuschen. Aber sie hoffte, daß inzwischen alles geordnet sein würde. Das von ihr gewählte Mittel war ohne Frage weit hergeholt, und die Ausführung eine so ungeschickte, daß, hätte das geringste Mißtrauen in dieser Richtung vorgewaltet, die Entdeckung unausbleiblich gewesen wäre. Der Zufall begünstigte jedoch ihr Unternehmen.

Schon am zweiten Tage ihres Aufenthaltes in Steinbühl fand leider Reata sich bitter enttäuscht, und nun war ihre Zunge doppelt gebunden. Jetzt, da Otto sich einer Andern verlobt hatte, wollte sie nicht sprechen, nicht ihm sagen: „Treues Ausharren würde, anstatt dir ein Vermögen zu rauben, dir Reichthum gegeben haben.“ Nein, sie konnte so nicht sprechen, sie mußte das Geheimniß noch länger bewahren — bis Otto sich ein Heim gegründet und in seiner Ehe Frieden gefunden haben würde.

Aber lange bevor Otto den Frieden gefunden, entdeckte Reata, daß sie den ihren verloren hatte, daß sie Arnold Bodenbach weit inniger liebe, als sie jemals dessen Bruder geliebt hatte. So fielen die Folgen ihrer Thorheit auf sie selbst zurück. Ihre Lage war wirklich schwierig. Sollte sie die Hoffnung, Arnold zu erringen, opfern, indem sie in ihrer falschen Stellung verblieb, oder gerade jetzt offenbaren, sie sei nicht die einfache Gesellschafterin, sondern eine reiche, vornehme Dame, deren Name auch der seine war? Hieße dies nicht, sich ihm in die Arme werfen? So stellte es sich dem empfindlichen Stolze Reata's dar. Trotzdem hätte sie in ihrer Liebe die Kraft gefunden, diese Bedenken zu überwinden. Die Lust am Experimentiren war ihr gründlich vergällt, und es lag nicht in ihrem Wunsche, auch Arnold einer Probe zu unterziehen. Es war klar, daß eine solche mißlingen müsse; denn Arnold's Famlienstolz schien noch unüberwindlicher als Otto's Habgier.

Da aber ergab sich für ihr Schweigen ein neuer zwingender Grund. Fadenhecht erschien auf dem Schauplatz und machte von seiner Mitwissenschaft des Geheimnisses den niedrigsten Gebrauch.

„Es gilt mir gleich!“ hatte Reata ihm zornbebend geantwortet. „Sie können es Jedermann mittheilen — es ist kein Verbrechen. Weshalb lächeln Sie in dieser Weise?“ fragte sie, ungestüm an ihn herantretend.

Hr. Fadenhecht, welcher sich seine Rolle mit großer Umsicht zurechtgelegt hatte, ging nun zu der Erklärung seines verletzen-

den Lächelns über. Mit Hülfe langathmiger, mit juridischen Floskeln durchwebter Phrasen gelang es ihm, Reata in den Wahn zu schrecken, ihre Handlungsweise sei eine betrügerische, und müsse, sobald sie bekannt würde, sie mit den Gerichten in ernsten Conflict bringen. Reata bewahrte zwar ihre stolze Haltung; allein sie glaubte sich in seiner Macht, und ihr Muth begann zu wanken.

Auch vorher schon hatte sie ihrem endlichen Geständnisse mit nervöser Angst entgegengesehen. Wußte sie doch nicht, wie Arnold dasselbe aufnehmen würde. Es war um so vieles leichter, die Rolle, welcher sie sich mehr und mehr angepaßt hatte, weiter zu spielen, als dem aus ihrer Beichte nothwendigerweise entspringenden Aufsehen die Stirne zu bieten. Fadenhecht's Drohungen hatten neue Besorgnisse in ihr wachgerufen, und nun erschien es ihr um so räthlicher, die Sache hinzuziehen, bis ihre Freundin, die, sobald deren Nichte genesen war, ihr nach Europa folgen sollte, eingetroffen sein würde. Wiederholt richtete sie an Fräulein Lackenegg die dringende Bitte, zu eilen und keine Ausgabe zu scheuen, um so schnell als nur immer thunlich bei ihr zu sein.

Sehnsüchtig zählte sie die Tage, die bis zu der Ankunft der Freundin noch verfließen mußten. Fräulein Lackenegg war jedoch schneller gekommen, als Reata erwartete, und so konnte es sich denn ereignen, daß ihre zufällige Begegnung mit Halka in dem Laden des Optikers zu der theatralischen Lösung des Knotens führte, welche Otto's Gattin im Harem des ägyptischen Pavillons in Scene setzte.

Dies ist die einfache Darstellung von Reata's Thorheit und Schuld — in der That überwog die Thorheit; und also fügte es sich, daß ein im Scherz begonnenes Spiel ernst endete, ein Spiel, das für sie selbst und Andere verhängnißvoll hätte werden können, wäre das Schicksal nicht weit gütiger für sie gewesen, als sie es verdiente.

46.

Neuerdings Rosen, prächtige rothe Juni-Rosen; nicht mehr dieselben, welche prangten, als in Reata's Herz die Liebe erblühte — nun schon vor einem Jahre.

In der alten Gruft, in welcher viele Generationen der Bodenbachs ruhen, hat sich ein neuer Sarg zu den alten gesellt. Seit langer Zeit war hier kein Familienglied gebettet worden, Niemand mehr, seit Baron Walther's Gattin dort ihre letzte Ruhestätte fand. Nun liegt die Tochter an ihrer Seite Das Dasein der armen kleinen Gabriele konnte kaum ein nützlicheres genannt werden als dasjenige der Rosen; wie wenig ist zu vermissen und zu betrauern in dem Dahinwelken eines bedeutungslosen Lebens, eines reizbaren, launischen, schwer zu erfreuenden jungen Mädchens? Und dennoch wurde sie betrauert.

Jene Reise nach Wien war die letzte in Gabrielens Leben. Nur um im stillen Dorfe zu ihren Vätern bestattet zu werden, kehrte sie in die Heimath zurück. Der große Wiener Arzt hatte seine ganze Kunst aufgeboten; doch auch ihm konnte es nicht gelingen, die Fortschritte des Uebels zu hemmen. Ehe die Weihnachtszeit herankam, war sie geschieden, ohne Schmerz und ohne Kampf.

Noch andere Veränderungen hatte dieses letzte Jahr, das Gabriele hinwegnahm, mit sich gebracht. Es hatte Otto nach langem Ringen seinen Seelenfrieden wiedergegeben. Ein Gemüthszustand wie der seine, durch Leidenschaftlichkeit auf's äußerste gespannt, konnte nicht von Dauer sein. Nach der Erklärung in der Ausstellung, hatte er eine schlimmere Phase moralischen Schmerzes erduldet als je zuvor. Lange Zeit hindurch war er der Verzweiflung anheimgegeben. Er tadelte Reata wegen ihres Truges, Arnold wegen seines Drängens zu der Verbindung mit Halka; er war wüthend über Fadenhecht, von dem ein einzig Wort zur rechten Zeit ihm all' diese Qualen erspart ha-

ben würde. Immer auf's neue verwünschte er Kreislich, welcher, wie er anzunehmen liebte, von jeher sein böser Genius gewesen war, und dessen Nebenbuhlerschaft allein, so wähnte er, ihn vermocht hatte, sich zu vermählen. Er tobte gegen Jedermann, sich selbst ausgenommen. Es schien, als müsse seine Vernunft unter der Heftigkeit seiner Ausbrüche leiden. Mit einer weniger klugen Frau als Halka würde all' dies vielleicht ein schlechtes Ende genommen haben. Doch inmitten aller Stürme wußte Halka ihn sicher zu leiten. Mit vollendeter Geschicklichkeit umsteuerte sie jede gefährliche Klippe, harrte aus mit unerschöpflicher Geduld; sie festigte oder lockerte ihren Halt an ihm, sie führte ihn oder ließ sich von ihm führen, wie es eben zum Besten war. Den Werth der Güter, die er besaß, sollte er würdigen lernen, nicht jenen nachtrauern, die seiner Hand entglitten waren; er sollte erkennen, was er in ihr gewonnen, nicht um das sich grämen, was er in Reata verloren.

Halka fühlte tief für Otto. Aber viele Monate dauerte es, bis ihre Langmuth endlich den Lohn fand. Sie erlangte, was wenige Frauen in ihrer Lage erreicht haben würden, nicht die Liebe ihres Gatten — diese konnte ihr niemals werden —, aber daß er sie nicht haßte, wie nahe er auch daran gewesen war. Allmälig wurde Otto ruhiger; er konnte Reata endlich ohne Gemüthsbewegung gegenübertreten. Wohl mochte ihm auch die Erkenntniß aufgedämmert sein, daß er nicht der rechte Mann für ein stolzes, anspruchsvolles Wesen, wie Reata, gewesen wäre.

Die überraschenden Eröffnungen, welche das Zusammentreffen mit Fräulein Lackenegg im Palast des Khedif nach sich zog, hatten nicht nur Otto, sondern auch Andere heftig erschüttert. Längere Zeit währte es, ehe die Ideen des alten Barons sich entwirrten und es ihm klar wurde, daß seine geliebte Cousine Olivia seit dreißig Jahren im Grabe ruhe. Als der alte Herr endlich vollkommen begriff, konnte er es Reata lange nicht vergeben, falsche Hoffnungen in ihm erweckt und so lange Zeit hindurch unterstützt zu haben.

„Ja, ja, mein Kind, ich werde dir nicht mehr böse sein," sagte er, als Reata mit Thränen der Reue im Auge um seine Verzeihung flehte; „allerdings ist es nicht deine Schuld, daß meine Cousine vor dreißig Jahren starb. Doch hättest du mir sogleich Mittheilung davon machen müssen."

„Aber ich wurde ja erst zehn Jahre später geboren," wandte Reata demüthig ein.

„Ja wohl, ja wohl — was sage ich denn? Dies ist eine hinreichende Entschuldigung." Und der alte Herr streichelte ihre Wange und vergab ihr.

Allein auch Andere noch mußten versöhnt werden, vor Allen Herr Le Vendeur. Als Rechtsanwalt fühlte er sich verletzt, in solcher Weise hintergangen worden zu sein; als alter Freund der Familie war er unwillig über Reata's lächerlichen Streich. Es bedurfte einer längern Correspondenz und wiederholter, reuevoller Bitten, bis der in seiner Würde gekränkte alte Herr es über sich vermochte, sie seiner unbedingten Vergebung zu versichern.

„Der gute alte Mann!" sagte Reata, als sie Herrn Le Vendeur's Schreiben Arnold mittheilte. „Ich wollte, er käme zu unserer Vermählung. Doch es wäre nutzlos, ihn darum zu bitten, da er ja so sehr an der Gicht leidet. In jedem Falle ist es für mich eine große Beruhigung, zu wissen, daß mir nun Niemand mehr zürnt."

„Was du wohl kaum verdient hast," antwortete Arnold, eine Strenge erkünstelnd, von der sein Herz nichts wußte.

Wohl hatte auch er ihr anfänglich sehr gezürnt, und nur seine tiefe Zuneigung für sie machte es ihm möglich, ihr alle die manchfachen Winkelzüge nachzusehen. Allein, obgleich sein Tadel der schärfste war, duldete er doch nicht, daß Andere ihr harte Worte sagten. Vor einem Jahre noch würde Arnold es in der Theorie für undenkbar gehalten haben, über eine derartige Handlung hinwegzugehen, einem Mädchen zu vergeben, das fähig gewesen war, eine Fiction Monate lang aufrecht zu erhalten, welche, wenn auch zu harmlosem Scherz ersonnen, gleich-

wohl ernste Folgen hatte. Aber sie war ein junges Geschöpf, der leitenden Hand entbehrend, das, durch seinen abenteuerlichen Sinn fortgerissen, über die Grenzen der Klugheit und des Erlaubten hinausging. Jetzt ist er nicht nur im Stande, Reata zu vergeben, nein, er vermag es sogar, ihr das weitgehendste Vertrauen entgegen zu bringen, ein Vertrauen für das ganze Leben. Sie war sehr thöricht, sagte er sich; sie hat sehr sträflich gehandelt. Hermine hätte das nicht gekonnt, Hermine hätte ihn nicht hintergangen; diese ist die Vollkommenere von Beiden. Das sieht er ein, und dennoch ist es nicht Hermine, die er liebt. Ein einziger thränenvoller, reuiger Blick aus Reata's Augen ist ihm weit mehr, als Herminens stille Anbetung ihm jemals werden könnte.

Halka, welche unter dem Bewußtsein der von ihr selbst so sorgsam vorbereiteten Niederlage schmerzlich litt, wagte einen leisen Versuch, Reata's Betragen in ein ungünstiges Licht zu setzen.

„Ich bin von allen Einzelheiten der Sache unterrichtet," bemerkte Arnold gemessen, in Beantwortung eines zart verschleierten Ausfalls, „und muß Sie bitten, dieselben gütigst meiner eigenen Beurtheilung zu überlassen."

„Eigentlich ist es doch nur deine Schuld allein," hatte Reata zwischen Thränen und Lachen zu Arnold gesagt, als seine erste Erregung etwas niedergekämpft war. „Hättest du mir nicht jenen albernen, hochtrabenden Brief geschrieben, in welchem du mir kund thatest, du seiest acht Jahre nach meiner Abreise von Europa geboren und mir meine ehemaligen Beziehungen zu deinem Vater in's Gedächtniß riefest, so wäre es mir nie in den Sinn gekommen, etwas dergleichen zu versuchen."

„Weshalb aber bekanntest du es nicht, nachdem du in Steinbühl angekommen warst?"

„Was konnte ich damals sagen?" erwiderte Reata, jetzt in volles Lachen ausbrechend. „Vielleicht: »Jene ist nicht todt, und ich bin sie selbst?« Hättet ihr mich nicht Alle für wahn-

sinnig gehalten? Leichter fiel es mir, die arme Gesellschafterin zu bleiben, als plötzlich mit der Wahrheit hervorzutreten."

„Du vergissest, wie viel Leid deine thörichte Grille Manchem aus unserer Mitte, uns Beide nicht ausgenommen, hätte bringen können."

„Nein, ich vergesse es nicht," sagte sie, indem sie das Haupt senkte. „Aber schilt mich nun nicht mehr. Niemand vermag mir so bittere Vorwürfe zu machen wie ich selbst. Im Grunde betrachtet, ist es gut," fügte sie, wieder erheitert, hinzu, „daß ich rechtzeitig von meinen romantischen Neigungen geheilt wurde. Wie wäre es gewesen, wenn ich erst nach unserer Vermählung erklärt hätte, ich sei eine Andere oder eine längst Verstorbene?"

Und Hermine? . . . Was hatte dieser das letztverflossene Jahr gebracht? In ihrer äußern Erscheinung macht sich eine Veränderung bemerkbar, ein Schatten von einem Etwas, das ihr früher fehlte. Für Manche hat ihr Wesen sich verschönt; die Farbe ihrer Wangen ist gemildert, die übergroße Andeutung derben Wohlseins, die kalte Ruhe ihres Antlitzes sind abgetönt. Niemand wird jetzt beklagen, daß der Ausdruck ihrer Augen ein einförmig sanfter sei; mehr Seele wie vorher liegt in deren blauer Tiefe — ein wehmuthsvolles Leuchten, welches von überstandenen Prüfungen spricht. Ja, in der äußern Erscheinung hat sie entschieden gewonnen. Die Vorsehung gibt uns zuweilen, da sie uns ein großes Gut entzieht, als Ersatz dafür ein geringeres, ohne Rücksicht darauf, ob wir dasselbe anfangs recht zu schätzen wissen.

Graf Stayn hat nach einiger Zeit bescheidenen Abwartens seine Werbung erneuert und abermals eine abschlägige Antwort erhalten. Er wird nicht wiederkehren. Wiewohl er Hermine liebt, ist er doch nicht der Mann, Jahre in Sehnen und Hoffen hinzubringen. Auch ließ die Art der Ablehnung Herminens ihn erkennen, daß ihr Entschluß ein unwandelbarer sei.

„Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht der Grund von all' dem in diesem jungen Bodenbach zu suchen wäre," überlegte

er mißmuthig; in seinem Innern jedoch ehrte er das Mädchen für seine hochherzige Beständigkeit.

Die Wünsche, welche in Betreff Herminens einst von Baron Walther gehegt wurden, sind von diesem völlig vergessen in seinem Entzücken über die Heirath, durch welche sein älterer Sohn reicher werden wird, als jemals ein Bodenbach dies war.

Am Eingange unseres Schlußcapitels wurde der Rosen gedacht, der rothen Rosen im Garten zu Steinbühl. In verschwenderischer Pracht hatten sie sich aufgethan am Vorabend eines ereignißvollen Tages, des Vermählungstages Arnold's und Reata's. Ein langer Brautstand war es gewesen; in wenigen Wochen wäre ein Jahr in's Land gegangen, seit Reata auf der Treppe des Hotels in Wien ihre Hand in diejenige Arnold's legte. Die letzte Krankheit Gabrielens hatte die Verzögerung herbeigeführt, und auch jetzt noch, trotzdem ein angemessener Zeitraum seit dem Todestag verstrichen ist, fühlt Niemand sich zu Pomp und Festlichkeiten gestimmt. Unten im Dorfe in der kleinen Kirche soll die Trauung vollzogen werden. Nur die nächsten Verwandten und Freunde werden dabei zugegen sein. So war es Reata's Wunsch; jede Schaustellung ist ihr peinlich. Sie fühlt sich glücklich; allein sie ist stiller geworden seit dem Scheiden Gabrielens, ihrer einzigen jugendlichen Freundin, die mit so inniger Zuneigung an ihr hing. Dieser Verlust warf einen Schatten über ihre sonst so hell strahlende Freude.

Abenddunkel breitet sich über den Garten; doch schon rückt der Mond sachte über die Bäume empor, die Blätter versilbernd und seltsame Lichter in die Grasmatten gießend. Im Hause herrscht die selbst vor einer stillen Vermählung unvermeidliche Geschäftigkeit. Reata's Stübchen im obern Stockwerk zeigt eine hochgradige Ordnungslosigkeit. Fräulein Lackenegg beendet eben das Packen der Reisekoffer. Auf jede Falte, die sie glatt streicht, fällt eine Thräne, hervorgepreßt durch das Gedenken der alten Frau an den kommenden Tag, der sie neuerdings von dem geliebten Schützling trennen soll, wenn auch nur für wenige

Wochen. Denn längst hat Reata bestimmt, die „Giraffe" solle bei ihr und Arnold eine Heimstätte finden und nie wieder von ihr gehen.

Warm hatte sie die Freundin gegen alle Anschuldigungen vertheidigt, welche diese wegen ihrer Theilnahme an der verübten Täuschung nothwendig treffen mußten. Reata nahm alle Schuld einzig auf sich selbst. Fräulein Lackenegg war dankerfüllt über den glücklichen Ausgang der Sache; im Grunde ihres Herzens aber bedauerte sie tief, nicht Otto an Arnold's Stelle zu sehen. War er doch um so vieles einnehmender als sein Bruder! Nach ihrer Ansicht wäre er ein eben so guter Gatte für Reata geworden wie Arnold, in jedem Falle aber ein schönerer.

Im Schrank hängt ein weißes Atlaskleid, nicht altmodisch und vergilbt, wie dasjenige, welches Reata auf dem Ball in D—bad trug, aber doch einfach, wenngleich es sich der Mode des Tages fügt.

Hochzeitsgeschenke in Menge sind gekommen, schön und kostbar, zumeist Juwelen; unter diesen ein von Fürst D. gesendetes Armband mit Sapphiren, welches Reata zu ihrer Ueberraschung eines Morgens, begleitet von den Grüßen und Glückwünschen der Fürstin und ihres Sohnes, erhielt. Eben jetzt war die sorgsame Mutter in ihrem System der Ueberwachung etwas erschüttert, und sah sich gezwungen, zuzugestehen, daß die reiche mexicanische Erbin doch keine ganz zu verwerfende Partie für ihren Sohn gewesen wäre.

Still ist's unten im Wohnzimmer; Niemand ist da, den armen, kleinen, fröstelnden Chéri ausgenommen, der auf dem verödeten Ruhebett aufrecht und in zitternder Unruhe sitzt. Es ist Chéri's jüngste Gewohnheit, diesen Platz aufzusuchen, von welchem Niemand ihn vertreibt. Er ist nicht edelgesinnt genug, sich auf dem Grabe der Herrin zu Tode zu grämen; allein er betrauert sie in seiner eigenen Weise, oder vielleicht vermißt er auch nur die gewohnte Wärme und Gabrielens Liebkosungen.

Außen auf dem Balcon steht Hermine, allein, an die hölzerne Balustrade gelehnt, vom Mondlicht übergossen. Sie blickt hinaus

auf die Rasenfläche, auf welcher wieder die kleinen Heuschober stehen, in regelmäßigen Reihen, ein jeglicher über den Graswuchs seinen Schatten werfend —, genau so, wie in ihrer Erinnerung an mondhelle Juni-Nächte während manchen Jahres.

Am jenseitigen Ende des Gartens zeigen sich zwei langsam dahinwandelnde Gestalten, die bald deutlich erkennbar in den weißen Schimmer des Mondes heraustreten, bald wieder im Dunkel verschwinden.

Zum letzten Mal ergehen sie sich in dem Garten als Braut und Bräutigam. Morgen schon wird Reata dem geliebten Manne am Altar die Hand gereicht haben. Obschon sie sich jetzt vor dem Gesetz zu ihrem wahren, prunkhaftern Namen bekennt, wird Olivia Bodenbach für ihre ganze Umgebung doch immer nur Reata bleiben; Arnold wird ihr niemals einen andern Namen geben wie denjenigen, den sie führte, als er um sie warb und sie gewann. Da sie den bescheidenen Namen „Lackenegg" trug, hatte er ihr seine Liebe geschenkt — eine Liebe, die stark genug war, seinen so tief eingewurzelten Adelsstolz zu besiegen. Mehr konnte sie für ihn nicht sein auch jetzt, da er wußte, sie sei eine Bodenbach — ein Name konnte den Werth des errungenen Juwels nimmermehr erhöhen.

Schweigsam schreiten die Beiden an diesem Abend neben einander; nur hin und wieder wird die Stille von einzelnen Worten unterbrochen.

„Ich werde erst vollkommen zufrieden sein, Arnold, wenn du meine Prairien und meine Wälder gesehen haben wirst," sagt Reata, da sie aus der schattigen Blätterwölbung hervortreten. „Es ist mir so schwer, zu denken, daß du all' dem fremd bist, daß du meine Palmen nicht kennst, und den »Affenspiegel«, den »Schirm des Riesen«. Wir werden doch zusammen nach Mexico reisen, Arnold?" Fast zaghaft schlägt sie die Augen zu ihm auf.

Schon sind sie durch den Schatten eines andern Laubganges dem Blicke entrückt. Ficha aber bleibt im Lichte des Mondes,

als glaube sie sich im Sonnenschein, und vermeidet rücksichtsvoll, den Liebenden zu folgen.

Das Firmament ist von zahllosen Sternen übersäet; keine Wolke verschleiert ihre blitzenden Aeuglein. Der Morgen wird herrlich sein.

Einzelne Nachtigallenlaute tönen aus dem Dickicht der Fliederbüsche hervor; ein junges, noch unerfahrenes Vöglein scheint es zu sein, das erst anfängt sich als Sänger zu versuchen und seinem Können noch nicht vertraut. Es wagt sich an einen leisen Triller, plötzlich aber bricht es ab und hockt stumm auf seinem Ast, wie erschreckt von dem Klange der eigenen Stimme in dem Schweigen der Nacht.

Da tauchen die beiden Gestalten wieder in einem Lichtstreifen auf. Der heute nur zu volle Schein des bleichen Gestirnes verräth, daß Ficha's zarte Discretion begründet war; denn die dunkeln Linien eines Armes heben sich scharf ab von dem hellen Kleide der schlanken Mädchengestalt.

Ueberfluthet vom Mondlicht, stehen sie nun einen Augenblick still. Arnold erfaßt Reata's Hände und blickt ernst in ihr Antlitz.

„Versprich mir noch ein Mal, Reata, du werdest niemals wieder irgend etwas vor mir verhehlen — selbst im Scherze nicht!"

„Hab' ich dir dies doch schon unzählige Male gelobt!" antwortet sie, indem sie zu ihm aufsieht mit glückstrahlenden Augen, in deren dunkele Tiefe der Mond ein goldiges Leuchten gießt. „Aber ich will es nochmals thun, wenn du es wünschest —, nur gerade jetzt nicht. Bitte, halte meine Hände nicht so fest; siehst du nicht, daß Jemand auf dem Balcon steht?"

„Hermine nur ist es," gibt Arnold beruhigend zurück, indem er sich jener Richtung zuwendet.

„Hermine nur!" hallt es wie ein leises Echo über Reata's Lippen, und das Weh eines echt weiblichen Mitgefühls zieht durch ihr Herz. Wie traumverloren versenkt sie den Blick in

die Schatten der Nacht. Sie allein hat die Tiefen ergründet in dem Wesen dieses andern Weibes, das ihr so durchaus unähnlich ist und doch in Einem Punkte ihr vollkommen gleicht.

„Gerade ein Jahr ist es nun," sinnt Arnold laut, „daß ich, nach dem Wunsche meines Vaters, um Hermine werben sollte. Welches Glück, daß ich damals zu rechter Zeit innehielt! Sie konnte nichts vermuthen, und es ist kein Unrecht geschehen."

„Wie wenig gewandt sind die Männer doch im Errathen!" denkt Reata, indem sie tief aufseufzt und sich noch enger an Arnold schmiegt. Ihr eigener Glücksantheil macht ihr bange — er ist so groß, während Andere trauern.

Immer noch ist die Luft schwer von dem Dufte der Rosen; doch der Nachtigall schüchternes Lied ist verstummt. Die einsame Sängerin mußte dem Chor der quakenden Stimmen der Frösche weichen.

Hermine aber lauscht dem monotonen „Quack, Quack, Quack", welches ihr noch vor einem Jahre so traulich klang; und da sie lauscht, sammeln sich heiße Thränen in ihren Augen. Langsam perlen dieselben hernieder auf das hölzerne Gitterwerk, über welches der Mond seinen bleichen Schimmer breitet, und die Blätter der Schlinggewächse dunkele Schatten werfen.

9945

BUCHBINDEREI
J.P.BACHEM